Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

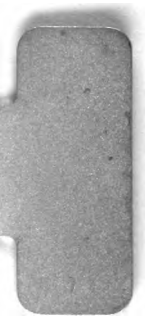
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GR1
.S9



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

9. Jahrgang – 10 1936-37

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Prag 1936
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

GRI
.S5

Inhaltsverzeichnis

319211

Größere Beiträge

	Seite
Josef Schneider, Sophie Ryba-Aue	1—10
Rudolf Hruschka, Südwestmährische Neujahrswünsche	10—12
Otto Zerlik, Faschingsbräuche aus der Umgebung von Marienbad	12—13
Alfred Karasek-Langer, Eine Zeitungssage vom „Leichenkammer-Frevel" aus Mähren	14—15
Richard Zeisel, Das Märchen von der Not	15—16
Dr. Gustav Jungbauer, Hans Schreiber †	16—17
Dr. Anton Wallner, Zwei Böhmerwald-Märchen	37—42
Dr. Josef Hanika, Zur Geschichte der ersten Egerländer Volkskunde	43—47
Toni Wesserle, Geschichten von Müllergesellen	47—50
Franz Maaz, Das Hilgersdorfer Auferstehungsspiel	50—59
Dr. Rudolf Kubitschek, Paul. Einige Bemerkungen zur Verbreitung und zu den Formen des Namens im südwestlichen Böhmen	59—61
Dr. Richard Zimprich, Volksmedizin aus dem Schönhengstgau	61—65
Ignaz Göth, Eine feierliche Primiz	65—67
Dr. Theodor Deimel, Alt-Zlabingser Volksandachten	68—71
Hertha Zabel, Die Kunstblumenerzeugung Nordböhmens	71—75
Richard Zeisel, Die drei Brünnelein (Märchen)	75—79
Dr. Hans Wondratsch, Bild und Vergleich als Ausdruck bäuerlichen Denkens	101—104
Karl Storch, Schwänke von bösen Weibern	104—106
Dr. Rudolf Kubitschek, Der Wallerer Flurnamen Saufegus	106—107
Rudolf Hruschka, Ein Lied aus der Robotzeit	108—109
Franz Götz, Volksheilmittel aus der Gegend um Bodenstadt i. M.	110—113
Herbert Horntrich, Volkskundliches aus dem südmährischen Weinland	113—114
Richard Zeisel, Die drei glasernen Berge (Märchen)	114—117
Dr. Gustav Jungbauer, Zum Schönheitsideal des Volkes	133—144
Dr. Rudolf Kubitschek, Die ältesten Bauernnamen von Obermoldau	144—146
Alfred von Klement, Das Wiener Revolutionslied vom Jahre 1848	146—151
Karl Samek, Sagen aus dem Wetzka-Gebiet	152—163
Dr. Herbert Weinelt, Die Sage vom Schloßberg bei Karlsthal in Schlesien	163—165
Dr. Hans Englisch, Der Flachsbau in Nordmähren	166—167
Augustin Galfe, Der Kirchweihtuchen in der Lundenburger Gegend	167—168
Ilse Drachsler, Advent- und Weihnachtsbräuche im Bezirke Bischofteinitz	168—170
Ignaz Göth, Der „Federhahn"	170—171
Einlauf für das Archiv	171—174

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Seite

Hans Watzlik, Neuester Liebesbrief . . . . . 17—18
Hermann Kügler, Hölzerne Glockentürme im Schönhengstgau 18
Dr. Hans Englisch, Absonderliche Volksheilmittel . . . . . 18—19
Anton Lang, Das Kreuz mit der Kutsche . . . . . 19—20
Dr. Gustav Jungbauer, Josef Schramek. Zum 80. Geburtstag 20
Hans R. Kreibich, Emil Perthen ein Siebziger 20
Atlas der deutschen Volkskunde 21, 119
Zum Wuldalied 21, 85
Pflanzennamen 21
Zur karpathendeutschen Volkskunde 21
Nachträge . . . . . 21—22, 86—87
Franz J. Langer, Die Dorfleier von Hohenfluß . . . . . 79—80
Augustin Galfe, Der Hejmann mit der Hacke . . . . . 80—81
Richard Baumann, Brautgebet 81
Adolf Horner, Das Osterschießen 82
Franz Götz, Das Semmelspiel . . . . . 83—84
Oskar Bernerth, Das Lied vom Unglück im Nelsonschacht 84
Staatsanstalt für das Volkslied 85
Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung . . . . . 85—86, 119—120, 175
Höritzer Passionsspiele 86
Prager Rundfunk 86
Sonderbare Buchbesprechungen 86
Lippls „Pfingstorgel" 87
Volkskundliche Vorlesungen 87, 121
Otto F. Babler, Eulenspiegels Lager 118
Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied 118
J. J. Ammann-Gedenkstein 120
Das Scheibenschlagen beim Sonnwendfeuer 121
Franz Fischer, Ein Heilsegen gegen die Englische Krankheit 174
Dr. Egon Lendl, Eine Egerländersiedlung in Slawonien . . . . . 174—175
Dr. Ernst Hoyer, Volkskunde und kaufmännische Werbung 175
Preis von jährlich 5000 Kč für Leistungen auf dem Gebiete der Volkskunde 176
Fachbeiräte bei der Hauptleitung des Deutschen Kulturverbandes in Prag 176
Literaturpreis von 5000 Kč des Bundes der Landwirte . . . . . 176—177
Zum „Semmelspiel" 177
Zur „Beißzange" 177
Unsere Muttersprache . . . . . 177—178

Antworten . . . . . 22—28, 87—93, 121—125, 178—183
Umfragen . . . . . 28—29, 93—94, 125—126, 183
Schrifttum . . . . 29—35, 94—100, 126—132 und Umschlagseiten, 184—188
Auskünfte 36
Abbildungen 1, 18 (zwei), 19, 66 (zwei), 67, 85 (zwei), 120, 126, 153, 158, 170 (zwei), 181

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Anton Altrichter (Brünn).

Otto F. Babler (Olmütz). — Richard Baumann (Chodau). — Rudolf Beher (Reichenberg). — Dr. Franz J. Beranek (Neuhaus). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Dr. Anton Blaschka (Prag). — Fritz Böhm (Großwöhlen bei Bensen). — Albert Brosch (Eger).

Dr. Theodor Deimel (Zlabings). — Ilse Drachsler (Bischofteinitz—Prag).

Dr. Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf—Prag).

Franz Fischer (Oberplan). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Dr. Heinz Friedrich (Schönlinde). — Karl Friedrich (Salzburg).

Augustin Galfe (Gratzen). — Ignaz Göth (Iglau). — Franz Götz (Poschkau). — Heinrich Gowarsch (Teplitz-Schönau). — Adolf Gücklhorn (Untergodrisch bei Plan).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Wenzel Hanisch (Rokitnitz). — J. Hart (Mühlbach bei Eger). — Franz Heidler (Falkenau a. d. Eger). — Josef Heß (Luxemburg). — Adolf Horner (Königswerth). — Herbert Horntrich (Nikolsburg—Prag). — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — Rudolf Hruschka (Piesling a. d. Thaya).

Dr. Gustav Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt). — Alfred Karasek-Langer (Brünn—Wien). — Max Kasparek (Deutsch-Proben. — Karl Kaulfuß (Zahořan bei Leitmeritz). — Alfred von Klement (Reichenberg). — Karl M. Klier (Wien). — Hans R. Kreibich (Aussig). — Dr. Rudolf Kubitschek (Pilsen). — Hermann Kügler (Krönau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Hermann Kügler (Berlin).

Anton Lang (Brünn). — Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Lotte Lehmann (Deutsch-Litta bei Kremnitz). — Dr. Egon Lendl (Wien). — Josef Löschner (Brüx).

Franz Maaz (Lobendau). — Josef Maschek (Holeischen). — Marie Maschek (Holeischen—Komotau). — Dr. Alfred Meiche (Sebnitz). — Dr. Heinrich Micko (Berlin). — Alois Milz (Budweis—Prag). — Rudolf Müller (Sonnberg bei Salnau).

Ernest A. Potuczek (Brünn).

Edmund Rolke (Hennersdorf bei Gablonz a. d. N.).

Karl Samek (Erdweis bei Gmünd). — Dr. O. F. Scheuer (Wien). — Josef Schneider (Weidenau—Prag). — Anni Schnürer (Ober-Turtz bei Kremnitz). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Karl Spitzenberger (Deutsch-Reichenau bei Friedberg—Prag). — Josef Stich (Neuhäusl bei Roßhaupt). — Karl Storch (Nürschan).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Josef Wagner (Georgswalde). — Dr. Anton Wallner (Oberplan—Graz). — Hans Watzlik (Neuern). — Dr. Herbert Weinelt (Karlsthal in Schlesien—Prag). — Toni Wesserle (Deutsch-Proben). — Dr. Hans Wondratsch (Klein-Teßwitz bei Znaim). — Johann Worsch (Scheles).

Hertha Zabel (Nixdorf—Prag). — Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Otto Zerlik (Uittwa). — Dr. Richard Zimprich (Olmütz). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

9. Jahrgang 1936 — 1. Heft

Sophie Ryba-Aue

Von **Josef Schneider**, Weidenau

Nachdem Viktor Heeger, der „Alte vom Koppenhaus" bei Freiwaldau, verstummt ist, gilt die jetzt 45jährige Sophie Ryba-Aue als die bekannteste und wichtigste schlesische Mundartdichterin. Sie hat die Nachfolge Heegers

angetreten — und man darf sagen, daß sie ihrer würdig ist. Ihre Bühnenspiele und anderen Dichtungen sind allerdings noch viel zu wenig bekannt, weil alle mit Ausnahme der „Speckseite" und eines Gedichtbändchens noch ungedruckt sind. Die zahlreichen Veröffentlichungen von Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen und Gedichten in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern zählen deshalb nicht mit, weil sie ein zu kurzes Dasein führen. Dennoch würden besonders die Volksstücke größere Verbreitung

Digitized by Google

und häufigere Aufführung verdienen. Darum mag es angezeigt sein, eine breitere Öffentlichkeit auf Sophie Ryba-Aue und ihr Werk aufmerksam zu machen. Daß eine erste Überschau nicht alles und vor allem nicht immer richtig darstellen kann, sei als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt.

Unsere Dichterin wurde am 28. August 1890 in Jägerndorf geboren. Hier und in der Umgebung der Stadt verlebte sie eine glückliche Jugend. Wenngleich in ihrem Elternhause schriftdeutsch gesprochen wurde, so gewann sie doch bei ihren Großeltern die Mundart so lieb „wie eine treue Freundin". Ihr schulmäßiger Bildungsgang ist sehr kurz: Volksschule und 4 Jahre Klosterschule. Aber sie hat sich aus eigenem Antrieb eine Welt geschaffen, in der ihre Neigungen und Fähigkeiten Bewegungsfreiheit haben. Gern beschäftigte sie sich mit Büchern, Malerei, kunstgewerblichem Handwerk und fremden Sprachen und das Reisen bezeichnet sie selbst als ihr „Steckenpferd". Früh schon formte sich in ihrer Phantasie „allerlei Gereimtes und Ungereimtes". Aber als sie, 21jährig, den Oberförster Ernst Ryba geheiratet hatte, füllten andere Sorgen und Arbeiten ihr Leben aus. Seit 1912 lebte sie bis zum Tode ihres Gemahls, 1934, in Karlsthal, mitten im schönen Waldgebiet der Sudeten, in nächster Nachbarschaft des Altvaters. Erst als ihre zwei Kinder auswärts studierten, konnte sie wieder bei den Lieblingsstunden ihrer Jugend Einkehr halten. Sie schrieb nun eine Reihe von Bühnenspielen, Kurzgeschichten, Märchen und Gedichten, veröffentlichte in Zeitungen verschiedenerlei Aufsätze und sorgte sich um das Volksspiel auf dem Dorfe. Gegenwärtig lebt Frau Sophie Ryba-Aue wieder in ihrer Heimatstadt Jägerndorf.

Alle ihre Werke entspringen einer innigen Verbundenheit mit dem schlesischen Volkstum. Die Mundart ist ihr keine Liebhaberei und sie ist zu ihr nicht nach einem Umweg über die Schriftsprache zurückgekehrt. Sie ist vielmehr mit der Sprache des Volkes seit ihrer Kindheit vertraut. Wer den Schlesier wirklich kennt, wird staunen, wie genau die Dichterin hingehorcht hat, wie die Menschen denken und sprechen, wie sie Freude und Schmerz ausdrücken. Sie kennt die ausgefallensten und der Schriftsprache völlig fremden Wörter und Redewendungen der Mundart, sie hat sogar alle grammatikalischen Unrichtigkeiten, alle Verdrehungen und Wortentstellungen, die sich allmählich eingebürgert haben, getreu übernommen. Es ist daher auch ganz selbstverständlich, daß Frau Sophie Ryba-Aue aus Liebe zu diesen Menschen, die sie so gründlich kennt, zur Reinerhaltung und Bereicherung der Heimat eifrig in der Schutzarbeit tätig ist. Im Kulturverband und im Bund der Deutschen ist sie als Mitarbeiterin bekannt und geschätzt. Die meisten Aufführungen fanden übrigens als Bundesabende statt.

Schon ein flüchtiger Überblick über ihr Schaffen gibt ein sehr vielseitiges, reiches Bild: Vier Bühnenspiele in Mundart und eins in Schriftsprache, Erzählungen, Aufsätze belehrenden und unterhaltenden Inhalts, Kurzgeschichten, Märchen, Hörberichte, Skizzen, Reiseschilderungen und eine große Anzahl von Gedichten bilden die bisherige Ernte ihres Schaffens. Gegenwärtig schreibt sie an einem schriftsprachlichen Werk, das ihre Kindheitserinnerungen festhalten soll.

Digitized by Google

Das erste Bühnenspiel ist der Dreiakter in Mundart „Die Speckseite". Es ist dies das bislang einzige größere in Druck vorliegende Werk (erschienen in der schlesischen Verlagsanstalt W. Krommer, Freudenthal). Die durchaus nicht neue, aber witzig dargestellte und modern aufgefaßte Grundidee ist aus dem Leben gegriffen, wie ja alle Stücke der Sophie Ryba-Aue von wirklichen Begebenheiten ausgehen. Eine junge Bäuerin führt einen anfangs vergeblichen Kampf gegen die Neigung ihres Mannes zu Seitensprüngen und gegen den Geiz ihres Schwiegervaters. Da kommt ihr eine treue, selbstlose Freundin zu Hilfe, in die der junge Ehemann vernarrt ist. Ihre Küsse dünken ihm begehrenswerter als die seiner Frau. Er erwirkt ein Stelldichein für den Preis einer Speckseite — es erscheint jedoch seine eigene Frau in der Verkleidung ihrer Freundin. Der nichtsahnende Bauer ist von dem flüchtigen Kusse hochbeglückt — aber am nächsten Tag erfährt er, daß er einer Täuschung zum Opfer gefallen ist. Der abenteuerlustige junge und der geizige alte Bauer werden geheilt. Sie müssen sich den Wünschen der klugen Bäuerin fügen, weil sie sonst vor dem ganzen Dorfe bloßgestellt würden. Das Ganze erhält den Charakter eines Aprilscherzes. Sophie Ryba-Aue versteht es, die Spannung dauernd zu erhalten und die Neugierde der Zuschauer weidlich auszunützen, bis dann die Wirkung losbricht. Echt komödienhaft sind Stoff und Darstellung — und was sehr tragisch zu enden scheint, löst sich in freies Lachen, in herzliche Heiterkeit auf. Auch die Schadenfrohen kommen auf ihre Rechnung. Die beiden Frauen haben die Männer übertölpelt. Sie waren humorvolle, geschickte Erzieher.

Der dichterische Anfang läßt schon allerlei Nebenabsichten durchblicken. Es geht nicht bloß um Darstellung schlesischen Wesens, Unterhaltung und Freude, sondern auch um einen sehr humorvollen Hinweis auf menschliche Schwächen und Gebrechlichkeiten. Erzieherische Absichten sind also von Anfang an vorhanden — und sie bleiben fürs ganze Schaffen wichtig.

Das nächste Spiel in zeitlicher Folge ist „Ein Klostergeheimnis", ein Schwank in drei Aufzügen. Dieses einzige schriftdeutsche Bühnenstück, dessen Handlung in eine kleine Provinzstadt verlegt wird, ist die flüssigste, schwerelosefte Dichtung der Sophie Ryba-Aue. Die Hauptrolle wird diesmal einem Zylinderhut zugeteilt, in den der argwöhnische, verkorkste Gatte die Etikette „Klostergeheimnis" geklebt hat, um den Mann zu erwischen, der ihn — wie er meint — bei einem heimlichen Besuche seiner Frau in der Eile vergessen hat. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft versteht es die Autorin, durch das Wanderschicksal des verhängnisvollen Zylinders drei Männer in die peinliche Affäre zu verwickeln, und schließlich glaubt jede der beteiligten Frauen, ihren eigenen Mann als den Schuldigen entdeckt zu haben. In der todernsten Familienversammlung, in der über die treulose Gattin gerichtet werden soll, zeigt sich, daß sie allein Verstand und Haltung zu bewahren vermochte inmitten aller, die sich im Taumel der Eifersüchteleien und Verdächtigungen eine unsterbliche Blamage zugezogen haben, so daß der Verschwiegenheit wegen Familienfriede geschlossen werden muß. Denn der Zylinder gehörte dem mißtrauischen Ehegatten selbst.

Digitized by Google

Hier klingt schon ein beliebtes Motiv an: Verkalkte Spießbürgerlichkeit und toter Konservatismus und eine gesunde Modernität treten in Wettbewerb. Die Lösung ist die, daß die in vernünftiger Weise Fortschrittlichen gerechtfertigt werden, während die anderen, um nicht lächerlich zu werden, schweigen müssen. Die Handlung wickelt sich sehr flott und abwechslungsreich ab, wobei sie immer verwickelter und komödienhafter wird. Es geht dabei jedoch nicht um psychologische Kniffe und vielleicht würden die hier bloßgestellten „komischen Helden" eher entgegengesetzt handeln, wenn sie sich psychologisch richtig entscheiden würden. Aber es geht hier vielmehr um das ständige Fließen der Handlung, um das Lachen über menschliche Schwächen, die durch das Lachen beseitigt werden sollen. Allerdings unterlaufen dabei manchmal Unwirklichkeiten: Die naive Affektiertheit des Herrn Sulpitius, der unter der Devise „Geschäftsreise" eine Liebesfahrt unternimmt, ist eigentlich zu allen Fehltritten unfähig. Sehr unwahrscheinlich und dramatisch nicht bewältigt sind Monologe, die über Geschehenes berichten. Sie müßten in Handlung oder wenigstens in Gespräche umgesetzt werden. Aber wer wirklich lachen will, kommt bei diesem Spiel sicher auf seine Rechnung.

„Die Wiener Räas" (Reise) möchte ich trotz des kräftigen Humors und der gleichen im wesentlichen richtigen Beobachtung schlesischen Lebens als das schwächste Stück bezeichnen. Besonders im zweiten Akt ist die Handlung dürftig, es wird zuviel erzählt, der Zuschauer soll lediglich lachen. Die hier deutlich herausgearbeitete Fragestellung, welche in einer bewegten Handlung zwar richtig, meines Erachtens aber unzulänglich motiviert beantwortet wird, ist wieder: Verstädterung des Dorfes (Arbter und seine Tochter Hedwig) oder bäuerliche, mit Boden, Dorf und Aufgabe übereinstimmende Lebenshaltung (Anna, Gustav). Weder das starre, verkrampfte Festhalten an einer veralteten Welt noch das „Schritthalten" mit der Stadt ist das Richtige, so lehrt uns die alte Arbterbäuerin Anna, sondern eine natürliche, konservative Daseinsform, die alles wirklich gute — nicht modisch! — Neue übernimmt. Mit Äußerlichkeiten — Haartracht und Kleidern — wird dieser Kampf ausgefochten. Der Grund zur Bekehrung der „Modernen" aber ist nicht hinreichend. Der alte, trinkfeste Arbter, der noch allen Dorfjungfern nachguckt, wird in Wien von zwei solchen „modernen" Mädchen — sie kommen vom Ballett — gründlich „reingelegt" und weil er nun Butter am Kopf hat, verbietet er seiner Tochter das, was er früher selbst gebilligt hat. Der Sieg der bäuerlichen Gesinnung ist also ein rein äußerer. Der Komödiencharakter wäre kaum gestört worden, wenn das Hauptthema etwas gründlicher behandelt worden wäre. — Die Szene im Wiener Nachtlokal ist eine Großstadtbetrachtung aus Dorf- oder Kleinstadtperspektive und daher eine Verzeichnung, auch wenn sie des Humors wegen so hingestellt wurde. Die Ballettmädchen erzählen sich unmögliche Dinge. Sie haben zuviel Dorf- und Haustochterinstinkte. Ihre Raffiniertheit stimmt mit ihren Worten gar nicht überein. Echt aber sind die beiden Schlesier auch in Wien, solange sie allein sprechen. Es ist eine komische Unterrichtsstunde darüber, was man in der Großstadt an Verblüffungen erleben kann. Köstlich ist es, wenn Arbter seinem Staunen über den Schön-

Digitized by Google

brunner Tiergarten mit den Worten Ausdruck verleiht: „Do hoots jo Viecher, die's jo gor nie gett (gibt)". Hier stehe auch noch ein Wort der alten Schlesierin Anna: „Säat mrsch och a äanzichesmol, woas de aus onsrer deitschen Schles wern söllt, wenn br kä gesonde Kinder häätten, aus danen de Lehrer tüchtiche Porschen ond Mäadlan machen ond käan gepflegten Wald, dar de Siel (Seele) vo onsrer Heimett ies." Die gesunde Grundhaltung ist an dem Spiel das Wertvollste.

Die bisherigen Stücke waren Lustspiele. Eifersüchtige und unselbständige Männer werden von klügeren Frauen geheilt — aber auch die Frauen bekommen manchen derben Hieb. Meist sind es belanglose Kleinigkeiten oder das flotte Spiel um nichts, die Aufruhr und Bewegung schaffen, und am Schluß wird aufgezeigt, wie alles, worum Menschen oft außer Rand und Band geraten, nichts weiter ist als eine Lappalie; daß viel zu viel Schwierigkeiten, Eifersüchteleien und Verdächtigungen grundlos in der Welt bestehen, die sich bei einiger Überlegtheit vermeiden ließen. Aber dann gäbe es keine solchen Komödien mehr.

Wie weit Sophie Ryba-Aue in diesen Volksschnurren von Viktor Heeger als ihrem verehrten Vorbilde abhängig ist, wie weit sie in seinen Bahnen geht, müßte Gegenstand einer Einzeluntersuchung sein. Neue und sicher eigene Wege beschreitet sie in den beiden letzten Bühnenspielen, im „Apfeldieb" und im „Helferthaus". Wenngleich „Der Apfeldieb" im Untertitel noch „Eine schlesische Bauernkomödie" heißt, so wird doch hier versucht, wirkliches Schicksal auf die Bühne zu stellen. Meines Erachtens besteht jedoch die Bezeichnung „Komödie" nicht zurecht, denn die beiden ersten Aufzüge tragen durchwegs tragische Stimmung — und erst der letzte Aufzug führt zu einer friedlichen Lösung, die mir aber in ihrem humorvollen Charakter mißglückt zu sein scheint, da zu große Unklarheit übrig bleibt.

Rosl, ein junges Bauernmädchen, soll den alten Klapperbauer heiraten, der ihrem Vater „aus der Tonke geholfen" hat. Ihre Liebe gehört zwar dem Knechte auf dem Bauerngute, Rudolf, — aber der sterbenden Mutter hat sie jene Heirat gelobt. Sie will ihr Wort auch dann noch einlösen, als sich Rudolf und Rosa unter Tränen ihre Liebe gestanden haben. Der letzte Akt, bis zu dem die Spannung dauernd erhöht wurde, löst den Konflikt, indem der in Mordverdacht geratene Klapperbauer Rosa freigibt. Der Verdacht stellt sich wohl als unrichtig heraus und der alte geizige Freier wird tüchtig belacht, aber es ist nicht klar herausgearbeitet, ob hier reiner Zufall im Spiele war oder ob es sich um einen Ulk handelt, der dem Stück dann einen komödienhaften Abschluß geben würde.

Hier blitzen oft ganz innige Gedanken und Bilder auf, eine heimliche Musik beginnt zu tönen. Bilder, einmal aufgegriffen, werden weitergeführt und vielfach abgewandelt, so daß sich schöne gleichnishafte Wirkungen ergeben. Das ganze Spiel gewinnt an Tiefe und Gewicht. Die Liebe ist nicht mehr — wie in den Schwänken — eine Anregung zum Lachen, sondern eine ernste Angelegenheit, ja eine große Selbstverständlichkeit, die zwei Menschen unzertrennlich macht und sie zu allem befähigt. Es kündet sich hier ein Wissen um die Abgründe menschlichen Leids (allerdings nur des ganz persönlichen) und um die Höhen menschlicher Freude an. Opfer und Über-

Digitized by Google

windung, auch wenn es den letzten persönlichen Wunsch kostet, führen den Menschen über alle Kleinheit hinaus und lassen das menschlich Große auch im Bauern ahnen. Auch unter Tränen muß man lachen lernen. Ein unerschütterlicher Glaube, ein Vertrauen auf Gott und das Leben hält die Menschen aufrecht. „Solang mr labt, aso lang soll mr hoffen" sagt Rudolfs Großmutter; auch wenn alles anders kommt als man es erwartet. Gemeinsames Ertragen des Leids führt zur Freude, selbst Lieder werden wieder möglich. Letztlich ist es ein Spiel um die Heimat, die Rosa ihrem Vater und ihrem Bruder erkauft, indem sie ihr Glück dafür zu opfern bereit ist. Dieser Gedanke ist aber nur latent vorhanden, er ist nicht zur bewegenden Hauptkraft erhoben.

„Der Apfeldieb" ist also mehr als ein Ansatz zu einem ernsten Mundartspiel, wenngleich der dritte Aufzug wegen der Undeutlichkeit des Geschehens wieder abfällt und die Wirkung des Ganzen schwächt. Im übrigen ist jedoch der Aufbau schon gut gelungen. Die Vorgeschichte ist geschickt in die spätere Handlung verflochten und erhöht dauernd den inneren Wert oder Unwert der Spielenden. Undramatisch hingegen ist es, im nachhinein ein Geschehen zu berichten, das ohnedies in der Handlung schon gegeben ist (der Klapperbauer erzählt, warum er auf Rosa verzichten muß).

Das bisher letzte und sicherlich beste Bühnenspiel — auch wenn ebenfalls hier der dritte Akt schwächer wird — ist „Das alte HelfertHaus", eine wirkliche Dichtung. Hier sind alle Motive auch der übrigen Spiele zusammengefaßt. Das Geschehen kreist um ein 300 Jahre altes Haus, das der fortschrittliche Helfertbauer einreißen lassen will. Auch das ganze „alde Gelomper", Möbelstücke, Uhren, Kleider . . . soll an einen gewinnsüchtigen Schwindler verkauft werden. Die Kinder aber lieben dieses alte Haus, denn man ruht darin wie in einer Kirche. „Doas Haus redt sei Sproch ond wenn de ang (ein wenig) ei dich neihorchst, do wirschte se verstiehn." Besonders die 16jährige Rosa liebt alles, selbst das Kleinste in diesem Hause, denn „vo jedem Deng do ei dr Stub hoot mr der Gruoßvoater a Geschicht drzählt". Das Traumbild des dramatisch vielleicht ein wenig überdehnten, aber noch nicht unwirksamen zweiten Aktes, die Erscheinung der toten Helfertbäuerin, erschüttert den neuerungssüchtigen Helfert. Er soll zur Besinnung, zur Heimatliebe zurückgeführt werden. Diese Erscheinung ist nicht spukhaft, nicht gespenstisch, sondern trägt eher gleichnishafte Züge. Sie läßt sich symbolisch deuten, indem auf die großen Zusammenhänge hingewiesen werden soll, in die der Bauer hineingestellt ist: Mit seinem Acker, der Heimat, aber auch mit der schlesischen Schutzpatronin und mit Gott und Ewigkeit. Der dritte Aufzug bringt unter Blitz und Donnerschlag den Sieg der Kinder über den Vater. Das Helferthaus und alles, was darin ist, und die alte Linde vor dem Haus, die gefällt werden sollte, aber den Blitz vom Haus abgehalten hat, bleibt bestehen. Daß es zur geeigneten Stunde donnert und sogar einschlägt, ist wohl undichterisch, erinnert auch ein wenig an das Volksstück der Vergangenheit und gibt einen Deus ex machina ab, doch kann es auch ein Hinweis auf den Glauben an ein Eingreifen Gottes oder der Verstorbenen auf dem Wege über Naturereignisse hinweisen. Mit solchen Mitteln wird jedoch nur ein einziges Mal gearbeitet.

Digitized by Google

Die Lösung ist nun erbracht, es wird aber noch ein vierter Aufzug angefügt, der dramatisch überflüssig ist, der aber das Bleibende im Fluß des Geschehens mit aller Deutlichkeit aufzeigt. Zwanzig Jahre später wird ein großes Familienfest gefeiert, das eine Feststunde der Heimat ist. Helfert ist in die Welt des Bauern zurückgewachsen. Vier Generationen feiern seinen 80. Geburtstag. Der Segen der Arbeit, des Überwindens, der stündlichen Treue zur Heimat wird in straffer Form versinnbildlicht, wie es in der alltäglichen Wirklichkeit nie sichtbar werden kann. Schlesisches Wesen verdichtet sich zur Einheit und Ganzheit, während es der Tag immer nur als Teil erscheinen läßt. Der Jahreskreis des Bauern verdichtet sich auf eine halbe Stunde.

„Das alte Helferthaus" ist die konservativste Dichtung von Sophie Ryba-Aue und vermag die Beharrlichkeit des Lebens auch am bündigsten und eindringlichsten darzustellen. Unlösbar sind die Geschlechter miteinander verbunden, Generationen kommen und gehen. Aber die Heimat bleibt, die Scholle, die Liebe zu der von den Vorfahren beackerten Erde. Der Widerstreit von Vergangenheit und Gegenwart teilt die Menschen in zwei Gruppen: In jene, die „mit der Zeit gehen", nichts mehr glauben und auch „die alten Geschichten" ihrer Ahnen eben nur für Geschichten halten — und die anderen, die alles Alte als Gruß aus der Vergangenheit, als Teil ihrer selbst lieben und sich gegen jede Entwurzelung wehren. Alles Alte über Bord zu werfen ist aber ein falsches „Mit-der-Zeit-Gehen" und so sagt die Erscheinung der toten Mutter, den richtigen Weg weisend: „Ei dr Erscht hoan se do ei dan Haus met Kienspännen geläacht, drnochtern met Kerzen ond dann met Peterlejum, oaber doas Haus blib doasselbe ond dr Krom (Kleidung) ond de Lind aa."

Beträchtlich und nicht mehr gegen psychologische Tatsachen verstoßend ist die Menschenzeichnung. Die einzelnen Gestalten sind nicht nur handelnde, sondern auch werbende oder abstoßende Personen. Als Beispiel wähle ich den schlauen, neureichen Händler Taschner, der die bäuerliche Gutmütigkeit und Unerfahrenheit ausnützt. Er spricht bezeichnenderweise schriftdeutsch. Er verhandelt in der Stadt die wertvollen alten Gegenstände des Dorfes. Er hält auch nichts von Kirche und Religion, bespöttelt alles und geht mit der Zeit.

Die Menschen bekommen Wärme und Innigkeit, sie reden nicht nur, sondern leben auch. Die kleine Rosa z. B. will zur hl. Hedwig beten, denn mit ihr kann man reden „wie zu an Menschen". Viele Heilige haben jahrelang gebetet, bis sie erhört wurden. Klein Rosl aber hat nicht so lange Zeit, wenn sie auch beten wollte, denn morgen schon soll das alte Haus niedergerissen werden. Liebenswürdig, aber psychologisch auch sehr scharf beobachtet ist es, daß der richtige, unverfälschte Instinkt für gute und böse Menschen immer den Kindern zugesprochen, ja vorbehalten wird. Gerade den Kindern gibt die Dichterin die unbeirrbare, geradezu schlafwandlerische Sicherheit, einen Spürsinn für Echtheit oder Falschheit der Menschen. Peppes im „Apfeldieb" und Rosa im „Helferthaus" sind solche Figuren.

Zusammenfassend läßt sich über dieses Bühnenwerk sagen: Es ist ein Festspiel der schlesischen Heimat — und Heimat heißt zuerst: Der kleine

Digitized by Google

Eigenbesitz, die eigene Scholle, dann erst alles Weitere, der Anteil an all dem, was anderen gehört. Der Vergangenheit und der Heimat gebührt Liebe und Treue, mag sie noch so arm und karg sein.

Hier sei eine grundsätzliche Bemerkung eingeschaltet: Vielfach werden die mundartlichen Dichtungen in ihrer Drastik und Urwüchsigkeit nur als Anreiz zum Lachen, zu derben Späßen und Witzen betrachtet. Das ist eine Herabwürdigung der Mundart und jener Menschen, die sie sprechen; denn bei ihnen geschehen ernste, tiefe, stille — und laute, aufwühlende und tragische Dinge genau so wie anderswo. Eine Mundartdichtung, die Anspruch auf wirkliche Größe erheben will, darf das nicht übersehen. Natürlich gibt es Grenzen nach oben. Die Mundart kann nicht alles in ihren Bereich einbeziehen, aber sie muß befreit werden von der weit verbreiteten Geringschätzung, als wäre sie nur zur gelegentlichen Erheiterung da. Es soll damit nichts gegen den mundartlichen Humor gesagt werden, da er in seiner kernhaften, geraden Art oft erfrischender und befreiender ist als der schriftsprachliche. Allerlei Schabernack, drollige Kauzereien und Späße sind seit je eine besondere Eigenart der mundartlichen Heimatdichtung gewesen, aber sie muß auch der wirklichen Tragik mächtig werden, die es auch beim Arbeiter, Bauern und kleinen Mann gibt, die alle nur Mundart sprechen. Vom großen Humor wiederum muß man verlangen, daß er lachend auch sehr Ernstes und allerlei unliebsame Wahrheiten zu sagen versteht und so einen Weg zu den Herzen vieler längst Verstockter freimacht. Die beiden letzten Bühnenspiele der Frau Sophie Ryba-Aue weisen in diese Richtung und besonders „Das alte Helferthaus" ist eine beachtliche Leistung dieser Art.

Zu den dramatischen Werken gehören noch zwei Hörspiele aus letzter Zeit: Das mundartliche Lausbubenstück „Rattengift", das ich als weniger gelungen bezeichnen möchte, und das schriftdeutsch abgefaßte Märchenspiel „Tiere kommen ins Tierparadies", das inhaltlich packend und sprachlich schön, wenn auch manchmal etwas weitschweifig ist. Vor dem hl. Franziskus erscheinen Tiere, die in ihrem Leben ein unerfreuliches, qualvolles Schicksal ertragen mußten: Der Hund, das Pferd, das Kalb, der Karpfen, die Gans, der Frosch und der Zeisig berichten dem großen Tierfreund von den Grausamkeiten der Menschen und von dem bitteren Tod, den sie ihnen bereitet haben. Sie alle erhalten von dem Heiligen Trost und werden in sein Tierparadies aufgenommen. Eine Kette dichterischer und sehr eindringlicher Bilder wird lose zusammengefügt zu einem Märchenspiel, das die Kinder zur Tierliebe erziehen soll. Hier bricht ein fraulicher Zug am schönsten durch, der auch in anderen Werken häufig wiederkehrt: Die Liebe zu jeglicher Kreatur, besonders aber zu den übersehenen und leidenden Menschen und zur Tierwelt.

Die zahlreichen Kurzgeschichten sind Gelegenheitsarbeiten verschiedenen, nicht nur dichterischen Charakters. Sie bringen aber kaum etwas Wesentliches zum Gesamtbild hinzu und können daher hier übergangen werden. In die Tiefe zu gehen gelingt der Schriftstellerin hier nur selten, die Erzählungen und Betrachtungen sind vielfach nur skizzenhaft hingeworfen. Besser sind die Märchen, die Lebendigkeit und Innigkeit be-

Digitized by Google

sitzen und viel mütterliche Kindesliebe verraten. „Was Mutter Erde vom Frühling erzählt" sei als besonders typisch erwähnt, weil es sich wieder der unbeachteten, übersehenen Welt zukehrt: Diesmal den schmucklosen Gräsern, deren Grün nur da ist, um die Farbenschönheit der Blumen zu erhöhen.

Die neueste Arbeit, die noch nicht beendet ist, sind die autobiographischen „Kindheitserinnerungen". Davon lag mir jedoch bei Abfassung dieses Aufsatzes nur eine kurze Probe vor, die ich als Vorbotin eines recht gediegenen Werkchens in Schriftsprache bezeichnen möchte. Hier zeigt sich, was aus den Kurzgeschichten nicht zu ersehen ist: Daß Frau Sophie Ryba-Aue auch eine Erzählerin ist und eine sehr gefällige, dichterische Prosa schreibt.

Die zahlreichen Gedichte, von denen im Verlag Karl Rieger in Jägerndorf soeben eine Auswahl unter dem Titel „Paßt oof" erschienen ist, sind durchwegs für den Vortrag bestimmt. So sind denn die Gedichte meist anspruchslos und heiter, manchmal spöttisch, die Schwachheiten des Alltags geißelnd und auf Pointen abgezielt, die aber nicht immer treffen. Eingeleitet wird die Sammlung durch einige Gedichte ernsten Inhalts und größerer menschlicher Tiefe. Darunter befindet sich auch ein Nachruf für Viktor Heeger, dem das Büchlein gewidmet ist. Hier besingt die Dichterin Schönheit und Glück der Heimat und die Liebe zu ihr, zum Altvater, zur Oppa und zu den Menschen. Der weitaus größere Teil, „Etz lacht amol", enthält jene humorvollen Gedichte, die sich auf den zahlreichen Vortragsreisen, durch welche die Autorin ihren Landsleuten Frohsinn bringen will, bewährt haben. Über Sophie Ryba-Aue als Vortragskünstlerin hat sich Viktor Heeger sehr anerkennend geäußert und ganz besonders gerühmt, daß sie sich nicht wie viele andere abmühen muß, um unverfälscht schlesisch zu reden, sondern daß sie in selbstverständlicher Verbundenheit mit Denkart und Sprache ihrer Landsleute ihren Hörern leicht verständlich wird.

Ihre Sprache ist durch die große Zahl rein mundartlicher Ausdrücke und Redewendungen gekennzeichnet. Sie ist daher echt schlesisch. Im besonderen darf man sie am bündigsten als Freudenthaler Spielart der schlesischen Mundartengruppe bezeichnen. Reichtum an Bildern und drastischen Vergleichen ist eine Eigenart wohl jeder Mundartdichtung. „Ihr kömmt mr vor wie a Spinn, die a ormes Mückla nie ausläßt" sagt Rosa im „Apfeldieb" zum alten Klapperbauer. Bisweilen erreicht die Sprache auch Klang und Farbe, meist aber ist sie schlicht, Sprache eben der einfachen Menschen. Doch größere Straffheit und Prägnanz wäre immer noch denkbar, besonders da, wo die Sprache allzu wortreich, gefühlvoll und innig wird. Am wenigsten besteht bei der Autorin diese Gefahr in der rein mundartlichen Dichtung, die auch als wertvoller anzuschlagen ist als ihre schriftdeutschen Werke. Neueindringende Fremdwörter wie Puschke oder Schtrach (Angst) durch Aufnahme in Bühnenspiele noch weiter zu verbreiten, halte ich nicht für angezeigt.

Infolge ihrer rein schlesischen Abstammung — ihr Vater, Wilhelm Aue, war Schlesier, ihre Mutter Nordmährerin — vermag Sophie Ryba-Aue schlesisches Bauerntum in wesentlichen, wenn auch nicht in allen Zügen gut wiederzugeben. Wir erkennen vorzüglich im „Helferthaus" und

Digitized by Google

im „Apfeldieb" das Schwerfällige und Beharrliche im Leben und Lieben, wir erkennen in Helfert einen knorrigen Bauernschädel und der schlichte, oft aber recht nachdenkliche Gottesglaube des Schlesiers ist den meisten positiven Gestalten eigen. (Die religiöse Vorstellungswelt stammt aus dem Katholizismus.) Argwohn und Bauernschlauheit, Mutterwitz und freies Lachen bilden oft eigenartige Mischungen. Schlesische Besonderheit drückt sich aber nicht nur im Bekenntnis zur Heimat aus, sondern auch in einem reichen volkskundlichen Bestand, der zwanglos in fast alle Spiele aufgenommen wurde. Schlesische Tänze (Stecklaseff, Schneiderkarline, 's Futtergemeng, Hosenrücker, Hühnerschorr) werden erwähnt oder eingefügt. Das alte Bauerngut wird gegen moderne Unarten verteidigt. Man spricht über schlesische Volkslieder und singt sie gelegentlich, doch haben leider nicht gerade die besten Aufnahme gefunden. Die volkskundlichen Einlagen überlasten aber weder das Spiel noch sind sie so schütter eingestreut, daß sie belanglos würden.

Ein Überblick über das gesamte Schaffen erweist also eine bedeutende Vielfalt. Hinzu kommt noch die Tätigkeit der Dichterin als Vortragskünstlerin, Spielleiterin und Schauspielerin. Die Frage nach dem Wesentlichen ihrer Kunst aber muß dahin beantwortet werden, daß sie am besten das Dorf und die mundartlich redenden Menschen versteht und darzustellen vermag. Doch ist das Leben nicht in seiner Gänze eingefangen, denn ihre Menschen werden stets außerhalb der Arbeit und durchwegs in Wohlstand, ja Reichtum geschildert. Nur die Familienfeier im Helferthaus erinnert in symbolischer Form an das Eigentliche des Bauern: Seine Arbeit. Ein gesundes, heimattreues, der Vergangenheit verpflichtetes, aber dem wirklichen Fortschritt aufgeschlossenes Bauerntum ist ihr Ideal, das allerdings manchmal nicht genug verwirklicht, sondern mehr gefordert wird. Erst im Helferthaus sind diese Mängel nahezu überwunden. Ihre Absichten aber, das Dorf zur Selbstbesinnung zu führen und der Volkskunst wieder den gebührenden Platz zu erringen, sind echt. Anderen Menschen Freude zu bringen, betrachtet sie als ihr Amt. Heimat und Volkstreue sind keine Feiertagsbegriffe, sondern Land der Väter, täglich umhegter, geliebter und erkämpfter Boden. So ist ihre Grundhaltung die jeder wahren Kunst: Ehrlich und dienend*).

Südwestmährische Neujahrswünsche

Gesammelt von **Rudolf Hruschka,** Piesling a. d. Thaya

In früherer Zeit war es in den Orten um Zlabings Brauch, daß am Neujahrstage Dienstboten ihren Herrnleuten und Kinder den Eltern, Verwandten, Nachbarn und sonstigen Familienfreunden gereimte Wünsche darbrachten, aus denen eine treuherzige Gemütsart und offener Biedersinn zu uns spricht. Heute ist dies vielfach anders geworden; die Dienstboten beschränken sich gegenüber ihren Dienstgebern meist auf die nüchterne Wunschform: „I wünsch a glücklichs neugs Johr, Gsundheit und a langs Leben";

*) Unser Lichtbild, das die Dichterin in schlesischer Volkstracht zeigt, stammt aus der Lichtbildwerkstatt Louis Thiel, Jägerndorf.

Digitized by Google

die Kinder, sofern sie dies überhaupt noch tun, sagen ihren Eltern meist Neujahrssprüche im Schriftdeutsch auf, die sie in der Schule lernen oder irgend einem Wunschbuch entnehmen, und das früher allgemein übliche Wünschen besorgen jetzt nur mehr die Kinder armer Leute der Beschenkung wegen, indem sie, oft in ansehnlicher Zahl, von Haus zu Haus ziehen und ihre Sprüchlein im Chore herunterleiern, die aber niemand anhört.

In der folgenden Zusammenstellung, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, sind zunächst Neujahrswünsche festgehalten, die sich nur im Gedächtnis alter Leute erhalten haben; ihnen angefügt sind solche des Kindermundes, die, oft in launiger Form gehalten, häufig die mit den Wünschen verbundene Absicht des kleinen Gratulanten deutlich erkennen lassen:

1. „I wünsch in Herrn und der Frau a glückseligs neugs Johr,
G'sundheit und a langs Lebn
Und an Beidl (Beutel) Geld danebn
Und an runden Tisch,
Auf jeden Eck an brotnan (gebratenen) Fisch,
Mitten a Kandl Wei(n):
Do kann der Herr und d' Frau brav lusti(g) sei(n).
Und nochher an guldnan (goldenen) Kouwlwogn (Kobelwagen),
Kinnts (könnt) mitanand (miteinander) in Himml foh(r)n."

Das Wort „runden" in der 4. Verszeile wurde manchmal auch durch „roidn" (roten) oder „bedeckten" (gedeckten) ersetzt.

2. „I wünsch in Herrn und da Frau a glücklig neugs Johr,
's Christkindl mit krausti (gekraustem) Hoor,
An viereckatn (viereckigen) Tisch,
Auf jeden Eck an brotnan Fisch,
In der Mittn a Kandl Wein,
Do kann da Herr und d' Frau recht lusti(g) sei(n).
I wünsch an Herrn a Sammethousn,
Daß 3000 Dukotn drin lousn,
Und der Frau a guldani Wiagn (Wiege),
Daß kloani (kleine) Prinzen drin liegn"
oder
„Daß koani (keine) Prinzen si(ch) drin wiagn (wiegen)".

Ein beliebter Wunsch war auch der folgende:

3. „Als ich heut Nacht vom Schlaf erwacht',
Hat mir ein Engel eine Botschaft gebracht.
Ich dachte hin und dachte her,
Was das für eine Botschaft wär';
Endlich fällt mir ein,
Daß heute soll Neujahrstag sein.
Da wollt' ich sehn, wie die Adler fliegen,
Wollt' mich an der Sonne biegen,
Wollt' bringen Gold und Edelstein,
Von Gott ein goldnes Kränzelein.
Weil ich aber das nicht vermag,
Wünsch ich einen glücklichen Neujahrstag!"

Anstatt der letzten 7 Zeilen wurde auch gesagt:

„Daß heut das neue Jahr soll sein.
Hätt' ich Gold und Edelstein
So bänd' ich Ihnen ein Kränzelein;
Aber, weil ich dies nicht hab,
Wünsch ich einen glücklichen Neujahrstag!"

Digitized by Google

Die volkstümliche Kindespoesie spricht aber aus folgenden Neujahrswünschen:

4. „I wünsch, i wünsch,
I woaß (weiß) nit wos:
Greifts in Sock (Tasche)
Und gebts ma (mir) wos!"

5. „I wünsch a neugs Johr,
A langs Lebn,
Glück und Segn
Und an Beidl danebn!"

6. „I wünsch, i wünsch,
I woaß nit wos:
Schenkts ma van Guldn,
Dann kaf (kauf') i mir wos!"

7. „I wünsch Eng (Euch) a neugs Johr,
's oldi (das alte) is schon gor;
As oldi is schon aus:
Mitn Zwanzger heraus!"

8. „I bin a kloans Binkerl
Und stell mi(ch) ins Winkerl;
I tritt hervor
Und wünsch a neugs Johr!"

Während nämlich der kleine Gratulant die beiden ersten Verszeilen, in der Zimmerecke stehend, auffagt, tritt er bei der 3. hervor; diese lautet manchmal auch: „I guck hervor".

Faschingsbräuche aus der Umgebung von Marienbad

Von **Otto Zerlik**, Uittwa

1. Die Pritsche

Am Faschingssamstag kamen die Mädchen aus dem Dorfe in einem Hause zusammen (auch in den letzten Jahren noch) und schmückten die Pritsche, das eigens hergestellte längliche Holzstück, mit Bändern. Jede trachtete die schönsten Bänder zu bringen, denn die Pritsche war der Stolz der Burschen.

Sonntag nachmittags erfolgte aus diesem Bauernhause der Auszug. Ein älterer, angesehener Bursche ging, die bändergeschmückte Pritsche schwingend, dem Zuge voran und schwang sie auch noch während des ersten Tanzstückes. Nach diesem wurde die Pritsche in der Decke, die Bänder nach unten, befestigt. Ein fester Haken in der Mitte der Decke war eigens hiezu bestimmt (Pritschenhaken), Schlösser, Karabiner und Ketten fanden zur Festmachung Verwendung.

Dann entbrannte der Streit um die Pritsche. Wer sie hatte, hatte die Fasching. So setzten die Männer alles daran, um die Burschen um das Faschingsrecht zu bringen. Gelang es den Männern, sich der Pritsche zu bemächtigen, so waren die Burschen rechtlos, und es kam vor, daß die Männer daraufhin die Burschen aus dem Gasthause jagten und mit den Mädeln weiter tanzten; ja sogar zur Presse[1]) auszogen, d. h. wenn die Pritsche von den Burschen nicht ausgelöst wurde. Die geforderten Summen

[1]) Über diesen Brauch (Heranziehung der Mädchen zur Deckung der Kosten) vgl. A. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. 2. Auflage, S. 42.

Digitized by Google

waren zumeist sehr hoch. War es den Burschen nicht möglich, die Pritsche zurückzugewinnen, so schufen sie sich einen Ersatz, aber nicht mit Seiden-, sondern mit Strohbändern geschmückt. Damit zogen die Burschen mit den Weibern aus, während die Männer mit den Mädchen die eigentliche Fasching vollzogen. Es kam vor, daß im Kampfe um dieses Faschingssinnbild ein Streit entbrannte oder daß, wenn es keine schwächere Seite gab, die Bänder nachgaben und gar oft die schönsten „Schürzenbandla" zerrissen wurden.

Blieb die Pritsche „unerobert", so wurde sie (auch die Eroberer taten es) Dienstag mitternachts heruntergenommen. Ein Bursche schwang sie, zwei Burschen setzten sich in die Mitte der Stube mit einen Teller oder einer Backschüssel und einer Flasche Wein. Daraufhin ging das „Schliagln" („Pritschna") los. Zwei Burschen (die besten Tänzer) tanzten reihum mit sämtlichen Mädchen in der Weise, daß während der eine noch tanzte, der andere sein Mädchen tanzend zur Kassa führte. Dort wurde der Tänzerin Wein verabreicht (es soll oft des Guten zu viel gewesen sein) und es wurde ihr alles Schöne und Gute vorgeredet und versprochen (zumeist ein guter Mann), damit sie recht viel zahlte.

War die Summe zu klein, die sie entrichtete, so bekam sie, während einer mit ihr wieder wegtanzte, eins von dem Pritschenmeister über das Hinterteil gezogen. Waren die Mädchen reihum und schien der Geldeingang noch zu schwach, so kamen auch die Weiber an die Reihe. War das Geld eingebracht, waren die Verpflichtungen gelöst. Wenn es noch immer nicht reichte, so mußten die Mädchen am darauffolgenden Sonntag die Bänder auslösen. Jeden Tag wurde aus einem anderen Bauernhaus ausgezogen, wobei immer die Pritsche vorangetragen wurde. Ohne Pritsche gab es keinen Auszug.

2. Der Kranz

In den Tagen und besonders am Donnerstag vor Fasching (Tolldonnerstag) wurde der „Kranz" gemacht u. zw.: Ein Wagenreifen wurde mit Streu umflochten, in die Mitte kam ein Stern aus Pappendeckel oder ein ausgestopfter oder gemalter Blasl (Blasius).

Samstag nachmittags zogen die Burschen mit dem Kranz unter Musikbegleitung über den Ortsplatz und hängten ihn unter Jubel und Übermut an das Gasthaus, wo der Faschingstanz stattfand. Den Männern wie auch den Burschen aus den Nachbarorten ging es darum, den Kranz zu stehlen. Gelang es, so mußten die Dorfburschen ihn wieder durch Auslösen zurückgewinnen.

Mittwoch früh wurde er, wenn er nicht gestohlen war, heruntergeworfen und am Nachmittage wurde er in einer Windwehe oder in einen Misthaufen begraben.*)

*) In der geschilderten Form waren die Bräuche in Wilkowitz bei Marienbad üblich.

Digitized by Google

Eine Zeitungssage vom „Leichenkammer-Frevel" aus Mähren

Von **Alfred Karasek-Langer**, Brünn-Wien

Einen ausgezeichneten Beleg für die Tatsache, daß auch Gebildete und selbst ernsthafte Zeitschriften offensichtliche „Zeitungssagen" einfach als Wahrheit hinnehmen können, finden wir im November-Dezemberheft der in Hohenstadt erscheinenden Zeitschrift „Aufwärts" (Blätter für alkoholfreie Lebensgestaltung, herausgegeben von der „Deutschen Guttempler-Gemeinschaft in der Tschechoslowakischen Republik", Jg. 9, Heft 11/12, 1935, S. 104):

„Grausig wie ein Schicksalsdrama. Aus einer slowakischen Gemeinde wird folgender Vorfall gemeldet: Mehrere Burschen, die in einem Gasthause größere Mengen Alkohol zu sich genommen hatten, prahlten mit ihrem Mut. Schließlich kam es zum Abschluß folgender Wette: Ein Bauernsohn machte sich erbötig, in der Mitternachtsstunde in die Leichenkammer des Friedhofes zu gehen, wo mehrere Stunden vorher ein Selbstmörder aufgebahrt worden war. Er werde zum Zeichen, daß er die Leichenkammer betreten habe, sein Taschenmesser in den Sarg stechen. Die Burschen begleiteten ihn bis zum Friedhof und entfernten sich erst, als sie ein schwaches Licht in der Leichenkammer sahen. Am nächsten Morgen suchten sie ihn vergeblich in seiner Wohnung. Er wurde schließlich tot in der Leichenkammer gefunden. Sein Messer stak tatsächlich in dem Sarg des Selbstmörders. Seinen Tod hat folgender Umstand herbeigeführt: Als er das Messer in den Sarg einstach, bemerkte er nicht, daß ein Zipfel seines langen Mantels zwischen das Messer und den Sarg gekommen war. Als er sich entfernen wollte, riß er infolge des festgenagelten Mantels den Sarg auf sich, der ihn erschlug. Auf seiner Leiche lag der schwere Sarg."

Diese Notiz steht in dem Abschnitt „Die Presse berichtet" unter den durch Alkoholgenuß hervorgerufenen „Unfällen und Verbrechen". Leider ist gerade hier nicht die Zeitung angegeben, der sie entnommen wurde, doch dürfte sich dies vielleicht noch feststellen lassen. Während bei den übrigen Notizen, wie „Betrunkener ertrinkt im Marcharm", „Betrunkene überfallen einen Gendarmen" usf. genau der Tatort angegeben erscheint, fehlt er hier charakteristischer Weise.

Ansonsten haben wir es bei dieser Notiz mit einem recht bekannten Sagentypus zu tun: den Geschichten vom gesühnten Friedhofsfrevel. Verwandte Spielformen lassen sich in zahlreichen Sagensammlungen belegen, nur daß der Dorfbursche hiebei meist sein Messer in ein bestimmtes Grabkreuz stechen soll. Er sticht es dabei durch seinen Mantelzipfel, glaubt, daß ihn der Tote festhält und stirbt dabei vor Schreck. Ebenso stirbt das Mädchen, das ein Kreuz um Mitternacht von einem Grabe geholt hat und beim Zurückstecken ihren Mantel in die Erde einklemmt. Es würde zu weit führen, alle die Spielformen dieser Sagengattung aufzuzählen[1]). Wesentlich ist nur: wir haben es hier mit einer weitverbreiteten Sagenform zu tun, die wieder einmal auf irgend eine Weise den Weg in die Tageszeitungen

[1]) Auf sudetendeutschem Boden ist die Sage meist in der Form verbreitet, daß ein Mädchen in der Rockenstube erklärt, es werde seinen Mut dadurch erweisen, daß es sein Spinnrad auf dem Friedhof auf dem Grabe eines vor kurzem Verstorbenen eingraben werde. Die mutige Magd endet nach älteren Fassungen dadurch, daß der Tote sie bei der Schürze faßt und diese zu sich ins Grab zieht. In der heute meist erzählten, aufklärend gemeinten Fassung heißt es, daß sie sich selbst ihren Kleidzipfel mit dem Spinnrocken in die Erde klemmt oder daß sie an einem Nagel oder

Digitized by Google

und von da sogar in eine Erneuerungszeitschrift fand. Vielleicht wird durch diese Mitteilung in der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde" der Weg, den die Zeitungssage nahm, näher aufgeklärt werden können.

Das Märchen von der Not

Aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche bei Deutsch-Proben (Slowakei)

Es lebten einmal zwei Brüder, die nach dem Tode ihrer Eltern einen gleichen Teil von der Wirtschaft erbten. Wie so die Jahre vergehen, da geht es mit einem immer aufwärts, er wurde reich; mit dem anderen dagegen abwärts, er wurde so arm, daß er Weib und Kind verlassen und durch Betteln sich ernähren wollte. Da beriet er sich lange mit seinem Weibe. Als er Abschied nahm, hörte er hinter dem Ofen ein Geräusch, und plötzlich stand vor ihm ein kleines, schmächtiges Männchen. Das war die Not. Das Männlein sprach: „Ich will mit dir gehen. Da sitze ich hinter dem Ofen und dort werde ich hinter dem Tische sitzen." „Nun komm also!" antwortete der Mann, „so werde ich wenigstens nicht alleine wandern müssen, ein Reisekamerad ist mir immer lieb." Da machten sie sich auf den Weg.

Nach langem Herumwandern kehrte der Mann mit dem kleinen Männchen bei einer alten Frau ein und erzählte sein Unglück im Leben. Da die Frau aber wußte, wer das Männchen war, flüsterte sie ihm ins Ohr, als dieses hinter dem Ofen schlief: „Dein Reisekamerad ist die Not, dein Bruder hat sie dir hinter den Ofen in einem Krug gestellt, damit es dir immer schlecht ergehen soll. Jetzt fange die Not in einen Krug ein, gehe heim und grabe sie am Fuße eines Baumes ein!" Er folgte ihrem Rat, fing die Not in einen Krug ein, ging heim und vergrub sie mit dem Krug am Fuße eines Baumes.

Seit dieser Zeit ging es ihm von Tag zu Tag besser, und sein reicher Bruder konnte sich nicht genug darüber wundern. Aber eines Tages verriet er diesem, daß er die Not an diesem und diesem Baume in einem Krug vergraben habe. Der reiche Bruder ging nun in der Nacht hin, grub sie aus und stellte sie wieder hinter den Ofen. Jetzt ging es seinem Bruder von Tag zu Tag schlechter und er konnte es nicht verstehen, warum. Da wollte er wieder fort. Als er nun abermals Abschied nahm, stand das kleine, schmächtige Männchen wieder plötzlich vor ihm und sprach: „Ich will mit dir gehen. Hier sitze ich hinter dem Tisch, dort werde ich auf deinem Kopf sitzen!" Als er es so sprechen hörte, da fing er es ein, sperrte es in den Krug und trug es zu seinem Bruder hinter den Tisch.

Nun fing es diesem an traurig zu gehen, aber er war so reich und alt, daß sein letztes Geld ihm erst am Sterbetage ausging. Nach dem Begräbnis öffneten die Kinder den Krug und die Not entschlüpfte ihnen mit großem

an dem Zierwerk eines eisernen Kreuzes hängen bleibt und, als sie nicht gleich loskann, glaubt, es sei der Tote, der sie festhält, worauf sie vor Schreck stirbt. Vgl. G. Jungbauer, Deutsche Sagen aus der Tschechoslowakischen Republik, 2. Teil (Prag 1935), S. 96, Nr. 343 und S. 73 der „Quellen und Anmerkungen" zu den Sagen. Anm. der Schriftleitung.

Digitized by Google

Gelächter. Seit dieser Zeit kehrt sie bei so mancher Familie ein und bringt überall viel Sorge und Elend. Der Mann, der sie wieder einfangen und auf immer unschädlich machen wird, wird er geboren werden, wenn er bis jetzt noch nicht geboren ist?[1])

Hans Schreiber †

Am 8. Jänner ist Hans Schreiber in Krummau verschieden. Mit ihm hat das sudetendeutsche Land und insbesondere der Böhmerwald einen der eifrigsten und opferwilligsten Heimatforscher verloren.

Geboren am 25. Dezember 1859 in Wallern, studierte er an der Deutschen Technik und Deutschen Universität in Prag Botanik, Geologie und Physik. Nach einem zweijährigen Wirken als Mittelschullehrer in Wien kam er an die Höhere landwirtschaftliche Lehranstalt in Tetschen-Liebwerd, nachdem er an der Wiener Hochschule für Bodenkultur weitere Prüfungen abgelegt hatte. Hierauf war er kurze Zeit in Trautenau tätig und wurde schließlich zum Direktor der Landwirtschaftlichen Winterschule in Staab ernannt. Von früher Jugend an war die Erforschung der Moore seine Lieblingsbeschäftigung. Er kannte fast alle Moorgebiete Europas aus eigener Anschauung, hielt seit 1897 in den österreichischen Ländern Moorkurse ab, war seit 1899 Leiter der Moorkulturstation in Sebastiansberg, gründete 1900 den Deutschösterreichischen Moorverein und gab die Zeitschrift dieses Vereines durch 15 Jahre heraus. Der von ihm im Böhmerwaldmuseum in Oberplan eingerichteten Moorstube ist auf der ganzen Welt kaum etwas Ähnliches gleichzustellen.

Neben diesen naturwissenschaftlichen Arbeiten ging die Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde und Volksbildung, wo Schreiber als genauer Kenner seiner Heimat und vielseitig gebildeter und weitblickender Mann am richtigen Platze war, zumal ihn warme Liebe zu Heimat und Volk beseelte. Schon im Jahre 1886 gab er unter dem Decknamen „Hans Franzl" in den Wiener „Deutschen Worten" (1891 in Buchform in Stuttgart) die wichtige Abhandlung „Nationale und soziale Skizzen aus dem Böhmerwalde" heraus und schon 1893 ließ er ein Handbuch der Volksbildungsbestrebungen erscheinen. Auf die Wichtigkeit des Sammelns volkstümlicher Pflanzennamen machte er im 1. Jahrgang (1895) der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde aufmerksam und brachte selbst eine riesige Sammlung deutscher Pflanzennamen (über 3000) zustande, die in dem Buche „Wiesen der Randgebirge Böhmens" (1897, zweite Auflage 1910) und in dem Aufsatze „Die Pflanzen im Liede der Böhmerwäldler" in der Monatsschrift „Böhmerwald" (1. Jahrgang, 1899) zum Teil verwertet wurde.

Besonders weittragend sind die Schöpfungen Schreibers in der Nachkriegszeit. Er begründete im Jahre 1921 den Verein für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde, gab den Anstoß zur Errichtung des Böhmerwaldmuseums in Oberplan, in dem er mehrere Räume in vorbildlicher Weise aufbaute, und schuf die Stifter-Heimatschule, die ihre Lehrgänge 1921 und 1923 in Prachatitz und 1927 in Oberplan abhielt. Im Zusam-

[1]) Erzählt im Dezember 1930 von Eva Palesch, Landwirtin, 49 Jahre alt.

Digitized by Google

menhang mit diesen Bestrebungen gab er 5 Jahrgänge des „Wäldlerkalenders" (1923—1926, 1928) heraus, der reich an volkskundlichen Beiträgen ist. Der Bericht, den Schreiber im Jahre 1934 nach Auflösung des Vereines für Volkskunde und Volksbildung über die Tätigkeit des Vereines von 1922 bis 1933 herausgab, beleuchtet die umfassende und fruchtbare Arbeit, die von ihm fast ganz allein geleistet wurde. Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan enthält heute folgende Sammlungen Schreibers: Moor-(Torf-) stube, Pilzstube, Gesteinsstube und Ehrenraum der werktätigen Böhmerwäldler, die von Schreiber eingerichtet wurden; 122 Karten (davon viele von Schreiber selbst gezeichnet); 757 Bilder; Böhmerwaldbücherei mit derzeit über 2000 Werken; Muster-Volksbücherei, zugleich Bücherei der Heimatschule, mit über 300 belehrenden und unterhaltenden Werken; Flurnamensammlung mit 10 Karten usw.

Hans Schreiber gehört zu jenen Glücklichen, die nicht tot sind, auch wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilen. Denn er lebt in seinem Werke weiter. G. J.

Kleine Mitteilungen

Neuester Liebesbrief

Ich setze die Feder ans Papier, Herzallerliebste, ich schreibe dir, ich schreibe dir ganz kurz und klein, ich hoffe, du wirst noch meine Geliebte sein. In diesem Brieflein sind vergraben drei schöne Buchstaben, der erste ist von Silber und Gold, wie sich meine Geliebte verhalten sollt, der zweite ist von Sammt und Seiden, alle andern sollst du meiden, der dritte ist von Edelstein, niemand ist mir so lieb wie du allein.

Kommst du einst zu meinem Grabe, kannst du sehen, wie ich dich geliebt habe, gedenk, wie die Blume spricht, sie sagt: Vergißmeinnicht! Vergiß mein nicht im Leben, vergiß mein nicht im Tod, vergiß mein nicht im Wohlergehn und auch nicht in der Noth, die Rose riecht, die Dorne sticht, die Liebe spricht: Vergiß mein nicht! Treu zu lesen, treu zu schreiben, treu zu lieben, treu zu bleiben, treu im Herzen, treu im Sinn, nimm diesen Brief zum Denkmal hin. Sollten alle Berg sich neigen, sollten einstens meine Augen brechen und der Himmel fallen ein, so halt ich doch mein Versprechen, dir auf ewig treu zu sein. Das Liebste bist du in meinem Schreiben, grüße vielmals herzlich dich, nur bitt ich dich allein, bis in den Tod vergiß nicht mein. Und wenn du mich vergißt, so schau, wer unterschrieben ist. Ich bleib dir treu auf ewig dein, das sollen auch deine Wünsche sein.

Nun so fliege hin über Berg und Thal und grüße meine Herzallerliebste zu tausendmal, flieg nicht zu hoch und nicht zu tief, daß sie erhalte diesen Brief.

— — — — — — — — — — — — — —

Diesen „Neuesten Liebesbrief" fand ich als verschlissenes, vergilbtes Blatt mit der Randbezeichnung „Druck und Verlag von M. F. Lenck in Znaim" in einem alten Legendenbuch, das aus einer der bäuerlichen Einöden am Berge Panzer bei Eisenstein herstammt. Dieser Brief mag als Vorlage zu vielen andern Liebesbriefen gedient haben, die die jungen Sol-

Digitized by Google

daten, von Liebe und Eifersucht geplagt, aus fernen Kasernen heim in die Dörfer des Waldes geschrieben haben. Ähnliche volkstümliche Briefverse mit einzelnen dichterisch wundervollen Stellen habe ich aus dem Mund einer alten Frau vernommen, die aus einem künischen Dorf stammt.

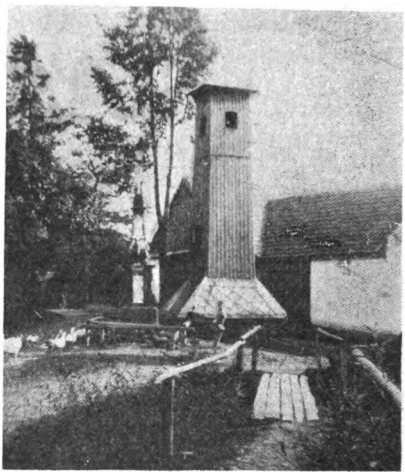
Neuern. Hans Watzlik.

Hölzerne Glockentürme im Schönhengstgau

In der Schönhengster Sprachinsel sind noch einige hölzerne Glockentürme zu finden.

Bild 1 zeigt den Glockenturm aus Holz in dem Orte Mariendorf. Er dürfte wohl zu den ältesten Türmen dieser Art gehören; leider fehlen urkundliche Aufzeichnungen.

Bild 2 zeigt einen hölzernen Glockenturm bereits neuerer Konstruktion. Er befindet sich in dem Orte Ober-Rauden.



Die Glockentürme stehen in der Regel in der Mitte der Ortschaften, oder seitwärts auf einem Hügel, damit ihr Geläute möglichst allen hörbar werde.

Da unmittelbar bei diesen Türmen auch Gebete verrichtet wurden, Bittprozessionen ihre Rast hielten, finden sich auch in nächster Nähe derselben Kreuze aus alter und jüngerer Zeit, wie aus den Bildern ersichtlich ist.

Krönau. Hermann Kügler.

Absonderliche Volksheilmittel

In einsamen, entlegenen Dörfern lernt man oft ganz eigenartige Heilmittel kennen. Ich wurde nachts zu einem halskranken Kind geholt, das stark fieberte. Da in der Umgebung einige Diphtheritisfälle waren, befürchtete man hier dasselbe und hatte dem Kind auf Anraten einer alten Frau

Digitized by Google

bereits einen Löffel Petroleum eingegossen. In Hoschialkowitz bei Hultschin ist ebenfalls Petroleum als Diphtheriemittel bekannt.

Ein anderes sonderbares Heilmittel wurde bei einem Mädchen angewandt, das eine tiefe Gewebseiterung am Fußballen hatte. Aus ihren eigenen Exkrementen hatte man ihr ein Pflaster aufgelegt. Diese sogenannte „Eigenkotbehandlung" fand ich noch öfter.

Einem Dienstboten, der sich mit der Mistgabel in die Hand gestochen hatte, riet man, die Hand der nächsten urinierenden Kuh unterzuhalten, was er auch tat. Ich erfuhr davon, als ich die eingetretene Infektion behandeln sollte.

Säufern, denen der „Schnaps brennend wird", müsse man, wie mir erzählt wurde, sofort in den Mund urinieren.

Öfters hatte ich Knoblauchstücke aus dem Ohr zu entfernen, die man zur Vertreibung von Zahnschmerzen tief eingeführt hatte und nicht mehr herausbekam.

Sollen Wespenstiche nicht anschwellen und soll Blutvergiftung nicht eintreten, muß die Stichstelle sofort mit Tabaksaft eingerieben werden.

Mähr.-Kotzendorf. Dr. Hans Englisch.

Das Kreuz mit der Kutsche

Südöstlich von Iglau, wo zwischen den Dörfern Zeisau und Klein-Studnitz die Straße über den Kohlhübel führt, steht ein verwittertes Steinkreuz. Es ist nur 1.70 m hoch, doch reich verziert, und weist auf der Vorderseite unter der Figur des Gekreuzigten einen Totenschädel auf und noch tiefer die Wiedergabe einer mit Pferden bespannten Reisekutsche. Die Rückseite des Kreuzes ist allzustark verwittert und läßt die Entzifferung einer noch erkennbaren Inschrift nicht zu.

Von diesem Kreuz berichtet die Sage folgendes[1]):

Vor langer Zeit fuhr ein Graf mit seinem Kutscher im Wagen von Iglau nach dem Schlosse Pirnitz. Unterwegs wurden sie von einem heftigen Unwetter überrascht. Es war gerade Mittagszeit und aus dem nahen Dorfe Klein-Studnitz ertönten die Klänge der Mittagsglocke. Der Kutscher, ein gottesfürchtiger Mann, hielt trotz des strömenden Regens den Wagen an, um kurz sein Mittagsgebet zu verrichten. Der über dieses Vorhaben erboste

[1]) Vgl. A. Altrichter, Sagen aus der Iglauer Sprachinsel (1920), S. 101 und Aus dem Schatzberg (1931), S. 80. In diesen Fassungen heißt es zum Schluß ausdrücklich: „Der fromme Kutscher aber blieb unversehrt." Hier wird auch bemerkt, daß auf der Rückseite des Steinkreuzes Gott Vater mit drohend erhobener Rechte abgebildet ist.

Digitized by Google

Graf schrie ihn zornig an: „Was fällt dir ein? Fahr' doch zum Teufel!" Kaum war ihm der Fluch von den Lippen gekommen, als er, die Rosse und der Wagen unter Donnergepolter in der Erde versanken.

Brünn. Anton Lang.

Josef Schramek

Zum 80. Geburtstag

Am 30. März begeht der Volksforscher des Böhmerwaldes J. Schramek sein 80. Geburtsfest. Geboren als Sohn eines k. k. Vermessungsbeamten in Chrudim, besuchte er die Volksschule in Galizien und die Realschule in Iglau und Prag. Nach einer kurzen Dienstzeit im k. k. Vermessungsamt und nach Studien an einer Ingenieurschule wurde er technischer Beamter in den Ringhofferwerken. Die Wirtschaftskrise der achtziger Jahre zwang ihn, nach einem anderen Berufe Umschau zu halten. Er erhielt zunächst eine Hilfslehrerstelle in Eisenstein und wirkte dann, nachdem er den 4. Jahrgang der Lehrerbildungsanstalt in Budweis besucht hatte, als Lehrer, Schulleiter und schließlich Oberlehrer in Stubenbach, Großhaid und Freiung, bis er mit seinem Übertritt in den Ruhestand Winterberg zum dauernden Wohnort wählte.

Schrameks zwei in den „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde" erschienenen Hauptwerke „Das Böhmerwaldbauernhaus" (1908) und „Der Böhmerwaldbauer" (1915) beweisen, wie vertraut er mit den Verhältnissen des mittleren Böhmerwaldes ist und wie gut er die Stammeseigenschaften des Böhmerwäldlers, den er in seinem zweiten Werke kennzeichnet, erfaßt hat. Als Musterlehrer, der Heimatforschung und Erziehung geschickt zu verbinden weiß, zeigt er sich in seiner preisgekrönten Schrift „40 Wochen Heimatkunde" (1916). Dem verdienten Manne, der sich auch als Verfasser frisch und humorvoll geschriebener Erzählungen einen Namen gemacht hat, entbietet unsere Zeitschrift die besten Glückwünsche zu seinem Wiegenfest.

Prag. G. Jungbauer.

Emil Perthen ein Siebziger

Am 3. Feber feierte in Bensen Emil Perthen, Oberlehrer i. R., seinen 70. Geburtstag. Perthen wurde 1866 zu Tyssa geboren und war durch 40 Jahre Lehrer und Oberlehrer in Algersdorf. In die Gebiete der Heimat- und Volkskunde schlagen seine zwei Bücher „Der Hutberg bei Mertendorf und seine Umgebung" (1896) und „Kulturgeschichtlicher Entwicklungsgang der Gemeinde Algersdorf" (1897). Ersteres gab er mit Hans R. Kreibich, letzteres mit Florian Böhm heraus. Als Mitarbeiter zahlreicher Kalender, Anthologien, Zeitschriften und Zeitungen hat sich Perthen besonders durch seine Erzählungen und Gedichte in Algersdorfer Mundart bekannt gemacht.

Aussig. Hans R. Kreibich.

Digitized by Google

Atlas der deutschen Volkskunde. Der 5. Fragebogen ist von dem größten Teil der Mitarbeiter bereits beantwortet worden. Es wird ersucht, die noch rückständigen Fragebogen bis spätestens 31. März einzusenden.

Zum Wuldalied. Zu dem volkstümlichen Ursatz des Liedes von A. Milz liegen bereits Sätze für gemischte Chöre und Männerchöre vor von Direktor Ludwig Schmidt (Budweis), Prof. Schmied (Hohenfurth-Pilsen) und Prof. Rudolf Leberl (Budweis). Nach Mitteilung von Prof. K. Friedrich (Salzburg) will auch der Leiter des Volksliederchores der Salzburger Mittelschüler Prof. Dr. Gehmacher das Lied einüben und singen. Über eine weitere Vertonung berichtet der Verfasser Dr. A. Wallner in einem Briefe vom 31. Jänner 1936: „Das Wuldalied ist übrigens jetzt schon bis zum Dachstein vorgedrungen. Mein Freund Dr. Proschko (auch ein Böhmerwald-Stämmling) hat es von seinem Sohne vertonen lassen und die zwei haben das Lied in der Gosau beim Kirchenwirt dem katholischen Förster und dem lutherischen Vikar zu Gehör gebracht. Gerührt lauschte der eine (ein Böhmerwäldler) und ratlos der andere (ein Friese) diesem Zwiegesang."

Pflanzennamen. Auf Grund der Aufforderung in der letzten Folge unserer Zeitschrift wurde von A. Horner, Königswerth bei Falkenau a. d. E., ein Verzeichnis von rund 300 Egerländer Pflanzennamen eingesandt und an Dr. H. Marzell (Gunzenhausen) weitergeleitet.

Zur karpathendeutschen Volkskunde. Nr. 8 der Mitteilungen des Bezirksverbandes Karpathenrußland des Deutschen Kulturverbandes in Munkatsch bringen einen aufschlußreichen Beitrag zur Bevölkerungsbewegung der Deutschen dieses Gebietes von 1930 bis 1934, wo trotz der Notlage ein bedeutender Geburtenüberschuß zu verzeichnen ist. Nr. 9 der gleichen Mitteilungen enthält einen lebendig geschriebenen Aufsatz über das Volksleben in Munkatsch. Beide Beiträge haben J. Thomas zum Verfasser.

Nachträge. Zum Lied von bösen Frauen (4. Heft 1934) macht O. F. Babler aufmerksam, daß zwei tschechische Lieder aus demselben Stoffkreis von R. Smetana in der Sammelschrift „Bible a český národ" (Brünn 1935, S. 76—79) veröffentlicht wurden, die Smetana in Velká Lhota in Südwestmähren 1930 aufgezeichnet hat.

Zum Märchenmotiv vom Räuber im Sarge (4. Heft 1934) macht F. J. Langer darauf aufmerksam, daß die in der Neujahrsbeilage 1936 des sudetendeutschen Tagblattes „Die Zeit" abgedruckte Erzählung „Der Warner" von Fritz Reck-Malleczewen denselben Stoff behandelt.

Ein weiterer deutsch-lateinischer Scholarenspruch (vgl. unser letztes Heft) steht nach Mitteilung von Dr. H. Micko (Berlin) auf der ersten Seite eines mitteldeutschen Vocabularius ex quo 4°, früher der Mainzer Dombibliothek gehörig, jetzt in Frankfurt a. M., zitiert bei Diefenbach, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis. Frankfurt 1857, S. 13. Er lautet:

Justicia ist geflagent tot
Veritas dy leydet große not
ffalacia ist geporn

Digitized by Google

ffides hat den ſtreyt verlorn
Paciencia iſt worden kalt
Ira cordium iſt manickvalt
Castitas iſt nyder geſlagen
Luxuria regniret in allen tagen
Der (?) iſt mit der werlde ſtat
Thu mir gut ich thu dir quat
Hilf mir auff ich wirff dich nyder
Er mich ſo ſchend ich dich wider.

Zugleich macht Micko auf die Verſe E. Leibls (Aus unerlöſtem Lande, S. 14) vom böſen Feind aufmerkſam:

Schwer frevelt ſeine mächtige Hand!
Freiheit und Recht ſind außer Land,
die Wahrheit iſt begraben.
Die Lieb und Treue ſind verbannt —
ſoll er die Herrſchaft haben?

Antworten

(Einlauf bis 15. Jänner)

305. Ein Lorettoglöcklein iſt in meinem Beſitz. Es iſt mit dem Griff in einem gegoſſen. Höhe (mit Griff) 37 mm, Durchmeſſer des unteren Randes 35 mm. Den Klöppel bildet ein Hufnagel. Es ſtammt aus Schlößl bei Komotau, von einer 1866 geſtorbenen Tante meiner Mutter. Es iſt geweiht und wurde geläutet, wenn im Hauſe jemand geſtorben war. (Prof. Karl Friedrich, Salzburg, der zahlreiche ältere Umfragen beantwortet hat.)

309. Die 78jährige Witwe Eliſ. Haneſch berichtete mir, daß nach den Erzählungen alter Leute jede Frau nach ihrem Tode mit einer ſchweren Bürde vor Gott zu erſcheinen habe. Dieſe Bürden ſeien die Nachgeburten, die ihr auf eine Stange gebunden werden. Daher müſſe man ſolche gut vergraben, damit ſie von Hunden nicht verſchleppt oder gefreſſen werden. (Katechet Toni Weſſerle, Deutſch-Proben.)

315. Das Austrinken der Muttermilch iſt hier nicht üblich. Die Kinder abſetzenden Mütter pflegen Schmer (Fett) auf ein blaues Papier zu geben und dies auf die Bruſt zu binden, worauf noch Nußbaumblätter gelegt werden. Andere reiben ſich die Brüſte mit Knoblauch ein, legen darauf Schmerhäutchen und befeſtigen an der Rückſeite Nußbaumblätter, damit dieſe die Milch einziehen ſollen. Eine Frau erzählte mir, daß ſie von der Milch auf einen glühenden Kieſelſtein ſpritze, worauf ihr die Milch ohne Schmerzen vergehe. (T. Weſſerle.)

326. Auch im Schönhengſtgau war es einſt üblich, den Toten das Bräutigamsgewand, bzw. das Brautkleid und auch das Hochzeitshemd anzuziehen, und zwar dann, wenn es dem Beſitzer zu klein geworden war und daher nicht ausgetragen, ſondern in der Truhe aufgehoben wurde. Jetzt und namentlich ſeit dem Weltkriege wird dieſer Brauch wenig beachtet. Den Brautſchleier gibt man aber wohl auch noch heute dem erſten

Digitized by Google

Kind, das einer Familie stirbt, mit in den Sarg. Erwähnt sei, daß früher starke Raucher ihre Pfeife und Trinker ihr Fläschchen mit ins Grab bekamen. (Oberlehrer Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau, der weitere ältere Umfragen beantwortet hat.)

329. Wallfahrtsort für die Komotauer Gegend ist Quinau, für Ledau ist es Winteritz im Bezirk Kaaden. Übrigens war Ledau selbst eine Art Wallfahrtsort und ist es wohl noch. Zum „Fest" (Maria Heimsuchung, erster Sonntag im Juli) kamen zum Hochamt Prozessionen aus den nächsten Ortschaften unter Führung eines Priesters oder Vorbeters, wobei Marienstatuen und Fahnen mitgetragen wurden. Sie kamen aus Lischwitz, Lieboritz, Flöhau, Otschehau, Schaab, Podersam und, wenn ich nicht irre, bisweilen selbst aus Oberklee. (K. Friedrich.) Die Schönhengstler wallfahrten u. a. zu Maria Geburt nach Reichenau im Bezirk Mährisch-Trübau, zu Portiunkula (2. August) nach Mähr.-Trübau (Franziskanerkloster), ferner nach Ketzelsdorf im Bezirk Leitomischl, nach Studinke im Bezirk Hohenstadt, nach Grulich und nach Albendorf im Kreise Glatz. In Studinke ist der hl. Leonhard Kirchenpatron. Die von dort mitgebrachten Bilder des Heiligen werden außen an die Stalltüren genagelt. Die Haustiere aus reinem Wachs, die man ebenfalls in den Ständen vor der Kirche zu kaufen bekommt, werden geopfert. Dieser Brauch ließ aber nach, als Wallfahrer angeblich erfuhren, daß die Kirchendiener diese Wachstiere, statt sie zu verbrennen, wieder den Krämern vor der Kirche überließen. Derzeit ziehen arme Leute von Haus zu Haus und bieten den Landwirten in Studinke geweihte Leonhardbilder zum Kaufe an, die dann an die Stalltüren geheftet werden. (K. Ledel.) Die Neustifter und Grillowitzer Gärtner wallfahren alljährlich am letzten Donnerstag des Erntemonates nach Mödritz bei Brünn. Das ist die Gokschelprozession, wahrscheinlich deswegen so genannt, weil als Wegzehrung viele Backhähne mitgenommen werden. (Ernest A. Potuczek, Brünn.)

331. Weitere Regimentsnamen: 93. JR. = Kaffeebrenner, angeblich wegen der dunkelbraunen Aufschläge. 54. JR. = Grünzeugweiber. 3. JR. = Draht- oder Rastelbinder. Die Soldaten der Landwehr nannte man allgemein Blauveilchen und Lostschbär. (Beamter Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.)

334. Über Veränderungen im Brauchtum seines Heimatortes gab J. Thöndel einen ausführlichen Bericht.

337. Die mitgeteilte Form der Zukunftserforschung war auch in Trupschitz bei Komotau üblich, nur kam noch ein Buch hinzu. Die drei Dinge wurden dem Kinde gelegentlich der Abgewöhnung von der Brust vorgelegt. (K. Friedrich.)

342. Während meiner aktiven Dienstzeit beim 93. JR. wurden oft gesungen: 1. Dreiundneunziger, das sind luft'ge Brüder (3 Gesätze); 2. Im Böhmerwald so weit und breit (5 Gesätze) und im Weltkrieg: 3. Wir von Schönberg Dreiundneunz'ger. Da auch das 2. Lied in seinem 5. Gesätz auf das 93. JR. bezogen wird, kann man es ebenfalls als Regimentslied bezeichnen. (J. Thöndel.)

Digitized by Google

343. Zweimal heiratet, wer einen doppelten Haarwirbel hat oder wer eine Doppelähre findet. (Oberlehrer Georg Tilscher, Kornitz, für Runarz.) In Gajdel sagt man, daß derjenige Witwer wird, der die zweite Zehe länger hat als den Daumen. (Gutsverwalter Max Udo Kasparek, Deutsch-Proben.)

344. Besuch kommt, wenn sich die Katze putzt. Wen sie dabei ansieht, dem gilt er. Auch heißt es, die Person wird sich ärgern oder bekommt Schelte. (K. Ledel.) Besuch kommt, wenn sich die Katze gegen Abend putzt. Wenn sie mit den Krallen an Gegenständen kratzt und sich recht dehnt, kommt Wind und Sturm. Gelegentlich eines Ganges nach Merotein hörte ich eine alte Frau, die eine am Gartenzaun kratzende Katze mit den Worten wegjagte: „Du verdammtes Luder, willst du denn schon wieder den Sturm herzitieren?" (J. Thöndel.) Ein Gast kommt, wenn sich die Katze putzt. Wenn sie dies tut, verstecken die Kinder ihr Gesicht hinter der Schürze oder dem Rock, weil sie fürchten, daß sie Prügel erhalten, wenn die Katze sie anschaut. (M. U. Kasparek für Gajdel.)

347. Aufklärung über die Herkunft des sitzend, stehend, kniend und gehend gebeteten Rosenkranzes gibt ein alter Druck (ohne nähere Angaben): „Bericht wie man in der hl. Charwoche oder auch Marterwoche genannt die 9 Rosenkränze beten soll." Es heißt da für den Gründonnerstag: „Bete den 1ten Rosenkranz stehend; betrachte, wie Jesus von Maria Abschied genommen. Den 2ten sitzend; betrachte, wie Maria auf die Botschaft gewartet, daß ihr lieber Sohn sei gefangen genommen. Den 3ten knieend; betrachte, wie Jesu am Ölberg Blut geschwitzet." Am Karfreitag: „Den 1ten bete stehend; betrachte, wie Jesu das schwere Kreuz auf den Berg Kalvaria getragen hat. Den 2ten knieend; betrachte, wie Jesu am hl. Kreuz Abschied genommen. Den 3ten stehend; betrachte, wie Maria unter dem Kreuze gestanden." Am Karsamstag: „Den 1ten gehend; betrachte, wie Maria ihren Sohn zum Grabe begleitet. Den 2ten knieend; betrachte, daß ihr liebster Sohn balsamieret und gesalbet worden. Den 3ten stehend; betrachte, daß ihr liebster Sohn von den Toten auferstanden. (T. Wesserle.)

349. Hier sind viele Bilder, Lieder, Gebete, Medaillen u. a. vom wundertätigen Prager Jesulein verbreitet. (T. Wesserle.)

351. Im Schönhengstgau läßt man sich schlechte Zähne „plombieren" und künstliche Zähne „einsetzen". (K. Ledel.) Hier sagt man oft einfach „Zahn richten gehen". (J. Thöndel.)

352. Hier muß die Schere mit der Spitze nach unten aufgehängt werden. (J. Thöndel.) Wenn eine Schere herunterfällt und stecken bleibt, kommt Besuch. (Oberlehrer Johann Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt.)

353. Ein Stern nahe dem Mond bedeutet Feuer. (K. Ledel.) Dasselbe gilt hier, nur heißt es überdies, daß der Stern auch die Richtung anzeigt, in der es brennen wird. (J. Thöndel.) Daß ein Stern beim Monde Feuer bedeutet, wird heute noch wirklich geglaubt. (J. Bernard.)

354. Einem Heuwagen begegnen, bedeutet Glück. Einen Halm aus einer Heufuhre reißen, bringt ebenfalls Glück. (K. Ledel.) Für Stadtmäd-

Digitized by Google

chen bedeutet es ein besonderes Glück, wenn sie einem Heuwagen begegnen, gar erst, wenn er von Schimmeln gezogen wird. Sie ziehen mit der linken Hand ein Büschel Heu heraus und tragen es so lange bei sich, bis ein Rauchfangkehrer daherkommt. Dann ist das Glück besonders groß. (E. A. Potuczek für Brünn.)

355. Beim Pfeifen der Mädchen weint die Muttergottes und lacht der Teufel. Sie taugen nicht viel, daher: „Modlich, dei pfaifn, un haihna, dei kreija, fell ma p'zaitn na Krogn v'dreija." (K. Ledel.) Hier sagt man: „Mädlen, die pfaifn, on Hinnern, die krähn, soll mr beizeiten 's Krawattle remdrehn." (Franz J. Langer, Prag, für Klein-Mohrau i. M.) Derselbe Glaube besteht in Bergstadt (J. Thöndel), Nieder-Mohrau (J. Bernard) und Gajdel (M. Kasparek).

356. Von dem eine Lüge gesagt wird, der bekommt eine Blase auf der Zunge. Er wird sie wieder los und kann erfahren, wer der Lügner war, wenn er die Jacke oder die Weste vorn aufknöpft, dreimal nach innen spuckt und dabei spricht: „Pfui, pfui, pfui, fellst sälba ohna kreign!" Darauf verliert er die Blase und der Lügner bekommt sie. (K. Ledel.) Eine Blase auf der Zunge bekommt, wer heimlich genascht oder von andern Böses gesprochen hat. Blasen auf Zunge und Lippen sind Anzeichen von Fieber. (J. Thöndel.) Blasen oder Grind auf den Lippen bekommt man, wenn man der Mutter Grieſen weggenascht hat. (J. Bernard.) Da nach dem Volksglauben ein Lügner Blasen auf der Zunge bekommt, läßt man sich von Kindern die Zunge zeigen, wenn man annimmt, daß sie die Unwahrheit sprechen. Ob Kinder lügen, erkennt man auch nach der harten oder weichen Nasenspitze. „Du lügst, dir dreht sich die Nase!" pflegt man einem solchen Kinde zu sagen. (M. Kasparek für Gajdel.)

357. Auf einem Polster aus Hühnerfedern stirbt sich schwer. (K. Ledel.) Im Bezirke Littau i. M. glaubt man, daß man nicht sterben kann, wenn man auf Hühnerfedern liegt. In Muschau in Südmähren sagte eine Bäuerin ihrem Töchterchen, das die Pölster des Puppenwagens mit Hühnerfedern füllen wollte: „Tu glei(ch) die Hühnerfedern weg, sonst wird dei(ne) Docken nit sterben können!" (E. A. Potuczek.) Auch in Gajdel besteht jener Glaube, weshalb man das Polster wegzieht und den Sterbenden auf dem Stroh liegen läßt. (M. Kasparek.)

361. Immer wieder kommen neue Bezeichnungen auf und bürgern sich schnell ein. In der hiesigen Gegend ermordete vor einigen Jahren ein Bursche seine Geliebte und vergrub die Leiche in einem kleinen Wäldchen. Dies heißt seit der Zeit „dos Merderpeschle" (der Mörderbursch). Eine Bauernwirtschaft in Mähr.-Altstadt, die von einem Tschechen namens Peter Merta gekauft wurde, bekam den Hausnamen „beim böhmischen Peter". Ein früher namenloses Gebäude wurde mit dem Augenblick, wo darin eine Amtswohnung für den Distriktsarzt eingerichtet wurde, zum „Doktorhaus". (F. J. Langer, Prag, für Klein-Mohrau i. M.) In Wien ist einer der Sammelplätze von Arbeitslosen die „Schmelz" im 15. Bezirke, das bekannte, heute allerdings zum größten Teile verbaute Exerzierfeld. Dort vertreiben sich die Arbeitslosen die Zeit meist mit Kartenspielen.

Digitized by Google

Einer der Kiebitze nannte einmal verbittert das große, trostlos öde und heiße Feld „die Sahara" und diese Bezeichnung bürgerte sich unter den Arbeitslosen auf der Schmelz ein. (Univ.-Prof. Dr. Leonhard Franz, Prag.)

362. Seitenstücke zu deutschen Bildungen wie Kraftöl gibt es massenhaft im Neuisländischen, das sich durch die Neigung, ohne Fremdwörter auszukommen, auszeichnet. (Dr. L. Franz, der auf einen einschlägigen Aufsatz von Finnur Jónsson verweist, im 5. Heft 1920 von „Nordisk tidskrift för konst, vetenskap och industri".)

363. Für die weibliche Kleidung wird der Ausdruck Kleid und für die männliche der Ausdruck Gewand — daneben aber auch „Wesen" (A neis Wes'n = ein neuer Anzug) — gebraucht. (Lehrer Richard Baumann, Chodau.) In Lodau bei Podersam wird unterschieden zwischen „Kleid" für die Frauenkleidung und „Wesen", seltener „Gewand" für die Männerkleidung, wofür heute „Anzug" immer häufiger wird. Der Ausdruck „Wesen" soll auch in der Gegend von Brüx — nicht aber in der Stadt selbst — üblich gewesen sein. (K. Friedrich.) Auch in Nordwestmähren unterscheidet man zwischen dem Kleid der weiblichen und dem Gewand der männlichen Personen. (F. J. Langer.) Ebenso im Schönhengstgau (K. Lodel). Hier heißt man Männerkleidung gern „Mundur". Man spricht von Sunntich- und Bochnmundur (Sonntags- und Wochenmontur). Wer gut angezogen ist, ist gut gemundiert. Schmutziges Werktagsgewand ist „'s G'boot". (G. Tilscher, für Runarz.) In Deutsch-Proben versteht man unter „Kleid" das moderne Kleid einer Dame. Die Männer tragen einen „Anzug". „Gewand" bezeichnet das gröbste Wolltuch, das in der hiesigen Tuchfabrik erzeugt wird, z. B. „gewandene Hosen" usw. In Schmiedshau nennt man jede Männerkleidung „Gerölj", worunter man in Deutsch-Proben nur minderwertige Sachen versteht. (T. Wesserle.)

364. Hier küßt man das auf den Boden gefallene Brot, nachdem man es abgeblasen hat, und ißt es. (G. Tilscher.) Dies tut man, auch wenn es nur ein kleines Stückchen ist, und bittet Gott um Verzeihung. Brot darf nie weggeworfen werden. „Jene, die in der Jugend solches wagen, müssen im Alter am Hungertuche nagen", pflegte meine selige Mutter oft zu sagen. (T. Wesserle.)

365. Der Anfang des neuen Jahres wird der Schönhengster Bauernschaft verleidet: 1. Wegen des Gesindewechsels. 2. Wegen der vielen Arbeit, die vor allem die Bäuerin zu leisten hat. 3. Wegen der großen Zahlungen für die Dienstboten und Handwerker. Zu den ersten zwei Punkten ist zu bemerken: Das Dingen der Dienstboten geschieht bereits in der Schnittzeit. Am Hl. Abend erhalten Knechte und Mägde ein Weihnachtsgeschenk und einen Weihnachtsstriezel, am Neujahrstag nachmittags den ausbedungenen Jahreslohn abzüglich der bereits während des Jahres behobenen Beträge und einen Laib Schwarzbrot (Stearlobl). Dann wandert (sterzt) das nicht auf ein weiteres Jahr gemietete Gesinde und die bleibenden Dienstboten erhalten Urlaub auf die Dauer der Sterztage, d. i. vom 1. bis 5. Jänner, die sie gewöhnlich in ihrem Elternhause verbringen. Oft aber helfen sie ihren Dienstgebern bei der Viehbesorgung, weil diese

Digitized by Google

sonst ganz allein die Haus- und Stallarbeit verrichten müssen, und erhalten dafür Lebensmittel (Mehl, Erbsen usw.). Im Laufe des 5. Jänners kommen die neuen Dienstboten mit ihren Truhen, die der Bauer oder der Knecht mit dem Fassingwagen abholt, und erhalten das „Ongiehlobl" (Laib Schwarzbrot). Am 6. Jänner gehen die neuen Mägde zur Wasserweihe. Gefällt es einem neuen Dienstboten nicht, dann kündigt er im Laufe des Jänners und „sterzt" bereits wieder zu Maria Lichtmeß (2. Sterztag). Der Wiedereintritt der Ersatzknechte und -mägde ist dann an keinen bestimmten Tag mehr gebunden. Nach dem Sterzen haben die Dienstboten an ihren früheren Dienstgebern allerlei, berechtigt oder unberechtigt, auszusetzen und kleiden dies auch manchmal in Reime, z. B.:

D' Rai(b)m (= Rüben) hom moch v'trai(b)m.
Hättn ja ma wos pessas gä(b)m, wear ich dat blai(b)m.
Kraut fillt die Haut, schwächt das Bein, macht den Hintern klein.

Dinna Schnaitlich san ma Saitlich; dicks Brut ait ma Tud; schmieta Semml ait ma letzts En(d). (K. Ledel.)

366. Hier werden die Todesanzeigen in der Stube auf einen Nagel gehängt und dort belassen, bis sie bei einem großen Reinemachen einmal in den Ofen wandern. (K. Ledel, der zugleich nähere Mitteilungen über die Tätigkeit der Grabbitterin macht.)

367. Beim Sieb zur Ausforschung von Dieben kommt der Grundsatz zur Geltung, daß aus dem Stillstand einer Drehbewegung auf das Unbekannte oder Zukünftige geschlossen wird. Derartige Verfahren waren schon im Altertum weit verbreitet, worüber unter anderm auch eine Abhandlung von Dr. L. Franz „Ringorakel" in der Zeitschrift „Der Erdball" (Berlin), Folge 6 des Jahrgangs 1928, unterrichtet.

368. Mehrere Sagen von zauberkundigen Mühlburschen, die in einer der nächsten Folgen erscheinen werden, übermittelte T. Wesserle.

369. Das erwähnte Bucheignerspröchlein dürfte am verbreitetsten sein, meist mit der folgenden Erweiterung:

Dieses Büchlein ist mir lieb.
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.
Wer es mir wiederbringt,
Ist ein gutes Kind. (K. Ledel.)

Der zweite Teil lautet auch:

Wer mir's aber wiederbringt,
Ist ein Engel-Gotteskind.
(Dr. L. Franz, für Niederösterreich.)

Verwertet wurde dieser Reim von Alfred v. Klement (Reichenberg) für ein „Ex libris":

Dieses Buch hab ich lieb,
Wer es nimmt, ist ein Dieb,
Wer es bringt, ist mir lieb.

Digitized by Google

E. A. Potuczek (Brünn) macht auf die besondere Gruppe der Buchflüche aufmerksam, die in allen Sprachen zu finden sind, z. B.:

Stiehl mir nicht dies liebe Buch,
Sonst trifft dich gleich ein böser Fluch!

Sprüche in lateinischer Sprache teilt T. Wesserle mit.

Umfragen

371. Wo ist sonst noch der Ausdruck Wesen (s. Antworten auf Umfrage Nr. 363) für die Männerkleidung üblich?

372. Wer kennt weitere gereimte Liebesbriefe (s. unsere Kleinen Mitteilungen)?

373. Werden besondere Lieder beim Pilotenschlagen (Rammlieder) gesungen oder hiebei allgemein bekannte verwendet? Im Böhmerwald sangen Wasserbauer im Sommer 1935 beim Pilotenschlagen den Schlußteil „(Mit) Sing sang (und) Kling klang, es zog ein Bursch hinaus" des von weiland Prof. Franz John in Leitmeritz verfaßten Liedes „Ein treues Herz voll Liebeslust".

374. Wo wird die obige Zeitungssage vom Leichenkammer-Frevel in der gleichen Form erzählt?

375. Nach Mitteilung von F. J. Langer ist um Klein-Mohrau i. M. ein günstiges Vorzeichen für ein freudenreiches Jahr, wenn man im Frühjahr eine Bachstelze im Flug, einen Ackersmann im Zug und einen Laubfrosch im Trockenen sieht, und zwar nach dem Spruche:

A Boachstalz em Fluch,
an Ockerschmoon em Zuch
on an Laabfrojsch om Traichn,
gett a Johr voller Fraiden.

Wo gilt dasselbe?

376. Welche Meinung besteht über das Essen am Neujahrstage? Nach Mitteilung von O. Zerlik (Nittwa) soll man Reissuppe und Schweinefleisch mit Kraut und Knödel essen. Je fetter das Fleisch ist, desto besser lebt es sich im neuen Jahr. Man soll aber keinen Gänsebraten essen, denn dann fliegt einem das Glück davon.

377. Wofür wird sonst Petroleum (s. unsere Kleinen Mitteilungen) als Heilmittel verwendet?

378. Können nach Ansicht des Volkes Tiere weinen? J. Thöndel berichtete im Anschluß an die 344. Umfrage: „Bei einem Baumeister, in dessen Haus ich viel verkehrte, konnte die Katze es nicht vertragen, wenn die Tochter des Baumeisters weinte. Sie sprang ihr dann auf den Schoß, legte die Vorderpfoten auf ihre Schultern und begann kläglich zu jammern. Dies soll die Katze seit dem Tode der Frau des Baumeisters, bei welchem Anlaß die Tochter viel geweint hatte, gemacht haben."

379. Gibt es noch irgendwo Gemeindesärge? Sie stammen meist aus Pestzeiten, in welchen nicht für jeden einzelnen Toten ein Sarg ge-

Digitized by Google

zimmert werden konnte, und heißen daher auch Pestsärge. Ein solcher Sarg mit angenagelten Tragstangen steht hinter dem Altar der Nikolaus-Friedhofskirche in Bergreichenstein.

380. Wo sind sonst noch hölzerne Glockentürme (s. unsere Kleinen Mitteilungen) zu finden?

Schrifttum

P. Geiger, Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1929 und 1930. Hg. im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1935. 578 S.

Endlich liegt auch dieser Band des jedem volkskundlichen Forscher unentbehrlichen Nachschlagewerkes vor, der sich wie alle früheren durch die nahezu erschöpfende Erfassung des ganzen Stoffes auszeichnet. Von Mitarbeitern aus der Tschechoslowakei sind zu nennen: G. Jungbauer (Sudetendeutsches), Dr. A. Stránská (Slawisches), Dr. E. Schneeweis (Südslawisches).

A. Haberlandt, Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale) 1935. 160 S. Preis geh. 3 Mark 20.

Zu den vielen Handbüchern, die den gegenwärtigen Aufstieg der Volkskunde begleiten, gesellt sich nun der von Kurt Wagner herausgegebene Grundriß der deutschen Volkskunde „Volk", der nach dem Vorwort Wagners Art und Aufbau der Volkskunde in einer klaren, ausgeglichenen und gründlichen Darstellung darlegen soll. Der vorliegende Band, gegen den man sachlich — mit dem Abschnitt „Die Volkskunde in der Slawistik und indogermanischen Altertumskunde" wird kaum ein Slawist einverstanden sein — und hie und da auch sprachlich-stilistisch manches einwenden könnte, baut sich auf einer umfassenden Kenntnis des einschlägigen Schrifttums auf. Im Abschnitt „Zielsetzung und Begriffsbildung" stehen die wichtigen Sätze: „Die Volkskunde sucht Geltung und Reichweite des „Volkstums" in der angestammten Sprach-, Kultur- und Schicksalsgemeinschaft „Volk" nach seiner kennzeichnenden Eigenart zu umreißen. Es ist ihr ein Inbegriff an wurzelhaften Elementen, stetigen Bindungen, gestaltenden Kräften und schöpferischen Leistungen, in denen sich Eigenwuchs verkörpert. Jedes Glied des Volks, jeder Sproß hat Persönlichkeit, aber auch Anteil an der „Volksseele" und der „Überlieferung". Beide muß der Forscher kraft innerer wie äußerer Schau erfassen, wozu eine objektive geisteswissenschaftliche Methodik erforderlich ist, der Einfühlung und Erlebnis unterzogen wird."

W. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. (Vgl. die Anzeige im Jahrgang 1935, S. 184f. unserer Zeitschrift.) Verlag Athenaion, Potsdam.

Im schneller Folge sind weitere vier Lieferungen erschienen: 5. (I. Band, 2. Heft) mit Abschluß des Beitrages „Der deutsche Volksboden" und Anfang des Beitrages „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit" von H. Gummel. 6. und 7. (III. Band, 3. und 4. Heft) mit einem reichbebilderten Beitrag von Eva Nienholdt über die „Volkstracht", wobei im Abschnitt „Die sudetendeutschen Trachten" die Trachten des Egerlandes, der Iglauer Sprachinsel und des Böhmerwaldes kurz gestreift und irrtümlich in die „mitteldeutschen" Trachten eingereiht werden. Die schönste sudetendeutsche Tracht, die der Wischauer Sprachinsel, hätte denn doch Erwähnung verdient. 8. (I. Band, 3. Heft), der das Ende des Beitrages von Gummel und eine Übersicht über die „Geschichte des deutschen Volkstums" bringt.

W. E. Peuckert, Die Brüder Grimm. Ewiges Deutschland. Ihr Werk im Grundriß. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1935. 462 S. Preis geb. 4 Mark.

Digitized by Google

In den handlichen und geschmackvollen Taschenausgaben des Verlages bietet Peuckert einen lebendigen Einblick in das Schaffen der Brüder, wobei sich ein abgerundetes Bild ihrer geistigen und wissenschaftlichen Entwicklung und ihres Hineinwachsens in das „ewige Deutschland" ergibt.

G. Schreiber, Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde. Hg. in Verbindung mit der Görres-Gesellschaft. Verlag J. Kösel & Friedrich Pustet, München 1936. 312 S. und XVI Bildtafeln. Preis geh. 12 Mark.

Das Jahrbuch vereinigt eine stattliche Reihe von Beiträgen zur religiösen und im besonderen katholisch-kirchlichen Volkskunde. Nicht selten wird das sudetendeutsche Gebiet berührt, so in dem Beitrag „Religiöse Volkskunde im gesamt-schlesischen Raum" von J. Klapper oder in dem Aufsatz „Predigt und Volksbrauch", in dem der aus Böhmen stammende Prediger auf der Kanzel des Wiener Stephansdomes Johann Emanuel Veith (1787—1876) eingehend gewürdigt wird. Zu dem Beitrag „Zur Geschichte der Magdalenenverehrung in Deutschland" ist zu bemerken, daß auch bei den Deutschen und Tschechen in Böhmen die hl. Maria Magdalena sehr verehrt wurde. Nach Reinsberg-Düringsfeld, Fest-Kalender (1861), waren ihr in Böhmen 57 Kirchen geweiht und für die nach ihr benannten „büßenden Jungfrauen" oder Magdaleniten wurden schon 1259 in Mies, Brüx, Prag und Laun Klöster gestiftet.

G. Moißl und Dr. C. Rotter, Volkslieder aus Österreich. Mit Klavierbegleitung von G. Moißl. Verlag der Universal-Edition A.-G., Wien 1935. 54 S.

„Vom Guten das Beste", kann man zu dieser Ausgabe sagen, die 50 der schönsten Volkslieder aus Österreich darbietet. Jedem Lied sind Anmerkungen über die Herkunft u. a. und sprachliche Erklärungen beigegeben.

H. J. Moser, Tönende Volksaltertümer. Verlag Max Hesse, Berlin-Schöneberg 1935. 351 S. Preis geb. 7 Mark 25.

Diese hübsche Zusammenstellung verfolgt vor allem den praktischen Zweck, Anschauung-, Spiel- und Singstoff für Schulen, Jugendgruppen usw. darzubieten. Eine reiche Lese von Liedern und Musikstücken liefert das Brauchtum der einzelnen Berufe und Stände, das des festlichen Jahres und das des Einzellebens. Das Buch enthält auch mehrfach Beispiele aus dem Sudetendeutschen, wobei der Verfasser fast ausschließlich nur das in der Wiener Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" und in den „Finkensteiner Blättern" Erschienene heranzieht, weshalb Böhmen gegenüber Mähren sehr stark zurücktritt.

S. Kadner, Rasse und Humor. Mit 50 Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1936. 236 S. Auslandspreis geh. 2 Mark 85, geb. 3 Mark 60.

Auf der Grundlage der Güntherschen Rassenkunde lassen sich heute namentlich in der Literaturgeschichte bequem und schnell Bücher schreiben. Man versieht jeden Dichter mit der entsprechenden Aufschrift „Nordisch", „Dinarisch" usw. und kann dort, wo die Sache nicht klappen will, mit den beliebten Mischtypen (Nordisch-ostisch, Dinarisch-westisch usw.) arbeiten. In dem vorliegenden, im übrigen recht unterhaltlich geschriebenen Buche werden die deutschen Humoristen derartig rassisch eingegliedert. Ein Kennzeichen des Humors der nordischen Rasse soll die Schalkhaftigkeit sein. Da sie sich z. B. bei Walther von der Vogelweide findet, so ist dieser urechte bayerische Stammesangehörige und daher wohl eher zur dinarischen Rasse zu Zählende einfach „nordisch". Bei Th. Fontane paart sich das westische Vergnügen an belebter „Konversation" mit typisch nordisch-germanischer Schalkhaftigkeit. Wieland, den „Französling", spricht besonders die westische Seite des Franzosentums an. Don Quijote ist ein „Beispiel des großen, nordischen Humors, Sancho Pansa ein „derber ostischer Realist" usw. Mit Wissenschaft hat eine solche Betrachtungsweise nichts zu tun.

R. N. Wegner, Volkslied, Tracht und Rasse. Bilder und alte Lieder deutscher Bauern. Mit 33 Abbildungen und einer nur für das Werk her-

Digitized by Google

gestellten Schallplatte mit Stücken aus alten Liedern deutscher Rassen. Verlag Knorr & Hirth, München 1934. 51 S. Preis geb. 8 Mark 70.

Das Werk zeichnet sich durch die prächtigen Trachtenbilder und die dem „tönenden Buch" beigegebene Schallplatte aus, textlich hat es dem ernsten Volkslied- und Trachtenforscher nichts Neues zu sagen, der die versuchte Verknüpfung mit der Rassenkunde ablehnen muß. Besonders der Volksliedforscher wird es unbegreiflich finden, wie man das 1848 von J. F. Nesmüller verfaßte Kunstlied „Wenn ich mich nach der Heimat sehn'" als Musterbeispiel eines „dinarischen Volksliedes" aufstellen kann. Daneben wird noch als dinarisches Lied der folgende Vierzeiler angeführt:

Jetzt bin i schon' Zwanzge
Und habe noch koan Schatz,
Dös is doch koa Zuestand,
Dös g'heart doch der Katz'.

Woher ist dieser Vierzeiler und welche Mundart soll dies sein? Es fehlt hier an Raum, um auf einzelne Unrichtigkeiten des Buches einzugehen. Nur eine Frage: Was versteht der Verfasser unter der „Jungfernhaube, die durch ganz Deutschland ging" (S. 10)? Seit Jahrhunderten ist die Haube das Kennzeichen der verheirateten Frau und nicht der Jungfrau.

L. Schemann, Deutsche Klassiker über die Rassenfrage. J. F. Lehmanns Verlag, München 1934. 64 S. Auslandspreis geh. 1 Mark 12.

Diese Auswahl aus dem großen Buche Schemanns „Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit" gibt die Ansichten bedeutender Männer (Arndt, Bismarck, Fichte, Goethe, Herder, Kant, Lessing, Luther, Nietzsche, Schiller, Schopenhauer, Uhland, R. Wagner, Wieland u. a.) über die Rassenfrage wieder. Bei Männern, die in einer Zeit lebten, in welcher dieser Begriff noch unbekannt war, ist dies sicherlich ein schweres Beginnen. Auf jeden Fall bietet aber auch diese Auswahl viel Wissenswertes und Lehrreiches.

H. Weinert, Die Rassen der Menschheit. Mit 94 Abbildungen. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1935. 139 S. Auslandspreis geh. 3 Mark 45, geb. 4 Mark 20.

Ein volkstümlich geschriebenes Buch, das besonders jene lesen sollten, die sich einseitig nur mit den europäischen Rassen, soweit sie für das deutsche Volk in Betracht kommen, befassen und darüber den Zusammenhang mit der übrigen Menschheit übersehen. Der Verfasser, Professor für Anthropologie an der Universität Berlin, bemerkt im Vorwort ganz richtig, daß man aus einem langedauernden Entwicklungsvorgang nicht einen kleinen Teil herausgreifen kann, wenn man das Ganze verstehen will. Er behandelt daher in 21 Abschnitten die weniger bekannten außereuropäischen Rassen und erst im 22. Abschnitt die europide Hauptrasse.

E. Schneeweis, Slawische Sagen aus der Čechoslovakischen Republik. Staatliche Verlagsanstalt, Prag 1935. 132 S. Preis geh. 6 Kč 50.

Diese in der von Dr. R. Schroubek und Dr. F. Longin geleiteten „Deutschen Jugendbücherei" (5. Band) erschienene Sammlung füllt eine empfindliche Lücke aus. Denn bisher gab es keine Ausgabe slawischer Sagen der Tschechoslowakei in deutscher Sprache. Schneeweis hat aus dem ganzen Gebiet mit Einschluß der Slowakei und Karpathenrußlands die besten Stücke geschickt ausgewählt. Auch die Stadt Prag ist sehr stark berücksichtigt worden. Im allgemeinen beweist auch diese Sammlung, daß das slawische Sagengut gegenüber dem deutschen dürftig ist. Manches überschneidet sich. So ist die Sage Nr. 66 in ihrem ersten Teil eine deutsche Überlieferung und die Sage Nr. 148 ist eine Übertragung des Stoffes vom Mäuseturm bei Bingen auf den deutschen Boden Böhmens, allerdings geknüpft an die Gestalt eines tschechischen Raubritters Pancéř, was die literarische Herkunft deutlich verrät. Quellenangaben und Anmerkungen wird ein eigenes Bändchen bringen, das als Beiheft zur Jugendbücherei im gleichen Verlage erscheinen wird.

K. G. Fellerer, Das deutsche Kirchenlied im Ausland. Heft 59/60 von Deutschtum und Ausland, hg. von G. Schreiber. Aschendorffsche Ver-

Digitized by Google

lagsbuchhandlung. Münster i. W. 1935. XII und 366 S. Preis geh. 10 Mark 70, geb. 12 Mark 20.

Der an der Universität in Freiburg (Schweiz) als Professor der Musikwissenschaft wirkende Verfasser hat den schwer zu erfassenden Stoff mit großem Fleiß gesammelt und gründlich untersucht. In dem Hauptteil des Buches wird auch das evangelische und katholische Kirchenlied in der Tschechoslowakei eingehend behandelt und das tschechische katholische Kirchenlied, das zeitweise sehr stark unter deutschem Einfluß gestanden ist, kurz gestreift. Die hier vorhandenen Beziehungen genau zu erforschen, wäre eine dankenswerte Aufgabe. Dem Hauptteil folgen ein Abschnitt über das auslanddeutsche Kirchengesangbuch und seine Entwicklung, ferner im Anhang — alphabetisch nach den Anfangszeilen — das Liedgut auslanddeutscher Kirchengesangbücher, Übersetzungen deutscher Kirchenlieder in anderssprachigen Gesangbüchern, Fassungen auslanddeutscher Kirchenlieder (mit Singweisen) und Fassungen deutscher Kirchenlieder in fremdsprachigen Kirchengesangbüchern (darunter „Stille Nacht", „Ihr Hirten erwacht" und „Es ist ein' Ros' entsprungen" in arabischer Sprache).

E. Craß, Deutsches Brauchtum im Lebenslauf. Eine Bilderfolge. 1. Folge der „Bilder zur Deutschen Volkskunde", hg. von A. Spamer. Bibliographisches Institut, Leipzig 1935. 36 S. und 38 Abbildungen. Preis geb. 90 Pfennig.

Wort und Bild geben einen kurzen Überblick über das so vielgestaltige Brauchtum, das den Menschen von der Wiege bis zur Bahre begleitet. Bei den Abbildungen ist das Auslanddeutschtum nicht berücksichtigt.

E. Craß, Deutsches Brauchtum im Jahreslauf. Eine Bilderfolge. 2. Folge der obigen Sammlung. Derselbe Verlag. 40 S. und 50 Abbildungen. Derselbe Preis.

Auch hier dient der Text hauptsächlich zur Erklärung der beigegebenen schönen Bilder (darunter „Ochs- und Eselein-Spiel" in der deutschen Sprachinsel von Kremnitz).

Friedr. A. Redlich, Sitte und Brauch des livländischen Kaufmanns. Verlag der AG. Ernst Plates, Riga 1935. 112 S. Preis geh. 2 Mark 40.

Diese Dissertation der Universität Göttingen bringt in drei Teilen (1. Das städtische Gemeinwesen und der Kaufmann. 2. Der Kaufmann im häuslichen und beruflichen Leben. 3. Das Brauchtum im geselligen Leben der kaufmännischen Korporationen) eine reiche Fülle von städtischen Bräuchen aus Riga, Reval und Dorpat, die leider fast durchweg der Vergangenheit angehören. Wenn auch manches, z. B. die innerstädtische Große Gilde in Reval mittelbar auf dänisches Vorbild zurückgeht, so wird sonst doch immer wieder der Zusammenhang mit dem reichsdeutschen Brauchtum sichtbar.

Friedr. Behn, Altgermanische Kunst. 3., vermehrte Auflage. Mit 56 Bildtafeln. J. F. Lehmanns Verlag, München 1936. Auslandspreis geh. 2 Mark 70.

Die in ausgezeichneten Bildern vorgeführten und von dem bewährten Fachmann Behn, der Leiter des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz ist, erklärten Funde (Waffen, Gefäße, Schmuckgegenstände u. a.) sind ein trefflicher Beleg für den kulturellen Hochstand der germanischen Völker in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

K. Fiala und K. O. Wagner, Volkskunst in Salzburg. Mit Benützung des Nachlasses von Sebastian Greiderer. Selbstverlag des Vereines für Heimatpflege im Lande Salzburg, 1935.

Das Buch bringt 166 prächtige Aufnahmen und erfüllt in vollem Maße die Absicht der Herausgeber, „einen Einblick in die fast unendlichen Möglichkeiten der Entfaltung des unserem Volke innewohnenden künstlerischen Gestaltungswillens zu bieten."

Digitized by Google

E. Bohn, Geschichte einer Sippe. Zweiter Band: Die Ahnen. Breslau 1935. 37 S. und 6 Ahnentafeln.

In diesem wichtigen Beitrag zur Familien- und Sippenforschung behandelt der Verfasser, der als Rechtsanwalt und Notar in Breslau wirkt, die Geschichte seiner aus dem Freiwaldauer Gebiet stammenden Ahnen, und zwar die Sippe Stebisch und Folgner.

Helene Hoffmann, August Sperl und seine Quellen in der ersten Schaffensperiode seines Lebens. Oberpfalzverlag M. Laßleben, Kallmünz 1935. 402 S.

Dieses Buch — das Ergebnis langjähriger, fleißiger Arbeit — verdient auf sudetendeutschem Boden größte Beachtung. Denn August Sperl (1862—1926) hat mit seinem großen Roman „Die Söhne des Herrn Budiwoj" (1896) den Deutschen Böhmens ein Werk geschenkt, das gleich nach A. Stifters „Witiko" zu stehen kommt. Und gerade dieser Roman wird neben der „Fahrt nach der alten Urkunde" (1893) und dem „Hans Georg Portner" (1901) nach seiner Entstehung und Beziehung zu den geschichtlichen Tatsachen, wie auch in seiner Bedeutung als dichterisches Kunstwerk behandelt. Hiebei muß der Abschnitt über die Herkunft der Witigonen, der die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse klar und übersichtlich zusammenfaßt und die deutsche Abstammung dieses Geschlechtes feststellt, als eine musterhafte Einzeluntersuchung besonders hervorgehoben werden. Der Stoff aller Romane Sperls fesselt naturgemäß vor allem Familienforscher, denen daher auch dieses Buch wärmstens zu empfehlen ist.

H. Wolf, Das Schulwesen des Temesvarer Banats im 18. Jahrhundert. Band 1 der Veröffentlichungen des Wiener Hofkammerarchivs. Verlag R. M. Rohrer, Baden bei Wien 1935. 195 S. und Karte. Preis geh. 80 Kč.

Dieser wertvolle Beitrag zur Geschichte des Auslanddeutschtums liefert den Nachweis, daß die Begründung und Ordnung des Schulwesens im Banat ein Stück österreichisch-deutscher Kulturarbeit ist. Von sudetendeutschem Standpunkt aus wäre eine Fortsetzung dieses Werkes sehr erwünscht, weil unter den Besiedlern des Banats in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch viele Deutsche aus Böhmen in Betracht kommen.

Kameraden der Zeit. Sudetendeutsche Gedichte, hg. von Franz Höller. Nach der Beschlagnahme 2. Auflage. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1936. 64 S. Preis geb. 8 Kč 50.

Diese „Konrad Henlein, unserem Führer" gewidmete Sammlung beweist, welche Fülle lyrischer Begabung im Sudetendeutschtum lebendig ist. Sie beweist aber auch, daß hier nicht weltabgewandte Träumer am Werke sind, sondern — wie die Überschrift besagt — mitten in ihrer Zeit stehende, am Schicksal ihres Volkes innigsten Anteil nehmende Tatmenschen, die sich innerhalb der Volksgemeinschaft in ihrer Gesinnung und in ihren Zielen als „Kameraden" betrachten und danach handeln.

E. Lehmann, Die rechte Schmiede. Ein Buch Sprüche. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 82 S. Preis kart. 15 Kč.

Die rund 500 Kernsprüche, die diese Gabe unseres lebenserfahrenen Volksbildners bietet, verdienen allüberall ernsteste Beachtung. Sind sie doch ein Stück Weisheit, wie sie gerade den reifen und erprobten Grenzlandkämpfer ziert, der nicht allein durch die kleine Welt des Alltags, sondern auch durch die große Welt der Ideale führend vorangegangen ist.

Edith Schmettan, Das Schwaigerhaus. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1936. 173 S. Preis geh. 20 Kč, in Leinen geb. 28 Kč.

In schlichter und ansprechender Weise wird in diesem Roman die Geschichte einer sudetendeutschen Familie, die in einem schlesischen Städtchen lebt, erzählt und

Digitized by Google

ihr Aufstieg und Abstieg geschildert. Durch rund 100 Jahre und vier Geschlechter verfolgt man das Tun und Treiben dieser Familie von Lebzeltnern und Wachszieh ern, in deren Laden und Haus es so süß duftet, und zum Schluß muß man erkennen, daß diese eine Geschichte für zahllose andere Familien gilt, deren Entwicklung die gleichen Wege ging und geht, weil sie denselben unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist.

F. K. Mohr, Seneca. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 128 S. Preis in Ganzleinen 20 Kč 60.

Dieses mehr als Buchdrama zu bezeichnende Werk des aus Schlesien stammenden und an einer Universität in den Vereinigten Staaten wirkenden Landsmannes zeichnet sich durch die edle und formvollendete Sprache und die Flüssigkeit der Verse aus.

Sudeten-Almanach. Jahrbuch deutscher Verleger in der Tschechoslowakei 1936. Brünn (R. M. Rohrer), Prag (Roland Verlag) und Reichenberg (Nordböhmischer Verlag, P. Sollors' Nachf., Gebrüder Stiepel, Sudetendeutscher Verlag F. Kraus.) 160 S. Preis geh. 8 Kč.

Das mit schönen Bildern geschmückte Buch läßt erkennen, wie vielseitig der Arbeitskreis dieser sudetendeutschen Verleger ist, der von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Volksbildungsschriften und dem Heimatschrifttum bis zur schönen und unterhaltenden Dichtung reicht. Die Volkskunde ist durch Proben aus den „Sudetendeutschen Volksrätseln" von Liesl Hanika-Otto und aus den „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa" von Bruno Schier vertreten.

A. Stifter, Die Narrenburg. Hg. von Dr. Max Stefl. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1936. 106 S. Preis geb. 8 Kč 50.

Der verdiente Münchner Stifterforscher M. Stefl legt in diesem geschmackvoll ausgestatteten Bändchen, das als Nr. 6 der Volksdeutschen Reihe und als Buchgabe des Sudetendeutschen Bücherbundes erscheint, einen mit Liebe und Gründlichkeit besorgten Neudruck der ersten Fassung der „Narrenburg" vor, die 1843 im Taschenbuch „Iris" erschienen war und gegenüber der allgemein bekannten, zweiten Fassung, die ruhig und ausgeglichen ist, frisches Leben und Ursprünglichkeit aufweist.

Sophie Ryba-Aue, Paßt oof! Ernste und heitere Gedichte in schlesischer Mundart. Verlag K. Rieger, Jägerndorf 1935. 62 S.

Das bereits oben von J. Schneider gewürdigte Büchlein ist Viktor Heeger gewidmet und mit einem Vorwort von O. Wenzelides versehen.

K. Baier, Hejderüsl. Gereimtes und Ungereimtes in Reichenberger Mundart. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 148 S. Preis geh. 10 Kč 30.

Auch bei dieser Neuerscheinung erfreut der ungeschwächte Humor und die frische Schaffenskraft des nun schon 75 Jahre alten Mundartdichters, der ein guter Beobachter des täglichen Lebens ist.

M. Tandler, Mei Gebarche du! Allerhand Erzgebirgsdichtung. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg o. J. 88 S. Preis geh. 9 Kč 80.

Der aus Zinnwald bei Teplitz-Schönau gebürtige und in Schlackenwerth als Fachlehrer lebende Verfasser hat schon mit seiner ersten Sammlung von Mundartgedichten „Aus dem Erzgebirge" bewiesen, daß er seine Heimat, das Volk und die Mundart genau kennt und seine ernsten und heiteren Stoffe wirkungsvoll zu gestalten versteht. Die vorliegende zweite Sammlung zeigt eine Weiterentwicklung zu reiferen Schöpfungen.

J. Göth, Die Weihnachtskrippe. Poetische Darstellungen für einen Heimatabend. 2. Heft. Verlag des „Altvaterboten", Hohenstadt 1935. 15 S.

Digitized by Google

Das Heft vereinigt Gedichte und Prosabeiträge und bietet überdies ein für Aufführungen sehr geeignetes Spiel „Der Traum eines Iglauer Krippenbauers" von H. Nerad.

*

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Aus dem 1. Heft 1936: Horst Becker, Umgangssprache und Dialekt im Obersächsischen. A. Zirkler, Der Oberlausitzer Mundartdichter Rudolf Gärtner.

Deutsche Monatshefte in Polen (Kattowitz). — Das 5./6. Heft (November/Dezember 1935) des 2. (12.) Jahrgangs ist der Siedlungs- und Volkskunde des Deutschtums in Mittelpolen gewidmet und enthält u. a. die Beiträge: A. Karasek-Langer, Stand und Aufgaben der Märchenforschung in den deutschen Sprachinseln Mittelpolens, Veröffentlichungen über das deutsche Volkslied in Mittelpolen, Das deutsche Volksschauspiel in Mittelpolen; K. Horak, Das deutsche Volkslied in Mittelpolen.

Karpathenland (Reichenberg). — Aus dem 4. Heft 1935: E. Schneeweis, Über karpathorussische Weihnachtsbräuche; J. Lux, Der Name der Stadt Dobschau.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). — Aus dem 2. Heft des 8. Jahrgangs (1935/36): J. Weitzer, Ahnentafel des Naturdichters A. Fürnstein, Falkenau. Es ist bemerkenswert, daß sich unter den mütterlichen Vorfahren des Dichters (vgl. über ihn unsere Zeitschrift, 5. Jahrgang, 1. Heft: „Goethe und die deutsche Volkskunde in Böhmen") ein Falkenauer Bürger befindet, der „Musikus, Tenorist" war.

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad-Drahowitz). — Aus dem Dezemberheft 1935: E. Lehmann, Der Herr von Tuck-tuck-tuck (Untersuchung dieses sudetendeutschen Volksrätsels vom Haushahn, das auch auf andere Tiere übertragen wurde). Aus dem Jännerheft 1936: G. Fittbogen, Nationen und Kulturen in der Zips.

Heimatbildung (Reichenberg). — Im 1. Heft des 17. Jahrgangs (1936) werden mehrere Vorträge der Reichenberger Sommer-Hochschule 1935 abgedruckt, so u. a.: F. Metz, Die geographischen Grundlagen der Besiedlung der Sudetenländer; L. Franz, Aus vorgeschichtlicher Kunst.

Sudetendeutsche Monatshefte (Teplitz-Schönau). — Aus dem 12. Heft 1935: V. Kavell, Die Adventzeit in der deutschen Sage Böhmens. Aus dem 1. Heft 1936: M. Zweigelt, Von einem englischen Geistlichen, seidenen Strümpfen und sudetendeutscher Industrie (über die Strumpferzeugung in Schönlinde). Aus dem 2. Heft: E. Thiel, Die steinernen Rätsel von Arnau (sie sollen „ein Erbstück germanischen Glaubens sein!); E. Emmerling, Das Deutschtum des Buchenlandes (Böhmerwäldler und Zipser in der Bukowina).

Das Dorf (Braunau). — Die bisher vorliegenden zwei Hefte des neuen Jahrgangs 1936 enthalten mehrfach volks- und heimatkundliche Beiträge mit Abbildungen.

Volksdienst (Prag). — In diese inhaltsreiche Zeitschrift des Deutschen Kulturverbandes sind nun auch die bisherigen Mitteilungen des Bezirksverbandes Karpathenrußland des D. K. V. eingegliedert worden. Im Feberheft 1936 wird innerhalb der grundlegenden Abhandlung „Die bevölkerungspolitische Lage der sudetendeutschen Landschaften" das böhmische Niederland (die Gerichtsbezirke Hainspach, Rumburg, Schluckenau und Warnsdorf) nach der Zahl der Eheschließungen, Lebendgeburten, Todesfälle usw. betrachtet. Die Untersuchung kommt zu einem geradezu niederschmetternden Ergebnis, namentlich für die Bezirke Rumburg und Warnsdorf. Das böhmische Niederland ist ein absterbendes Gebiet, das nur mehr aus der Zuwanderung seine Bevölkerungszahl aufrechterhalten kann. Diese verhängnisvolle Entwicklung haben nur zum Teil wirtschaftliche Gründe verursacht, noch mehr spielt, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, die Frage der geistigen Einstellung und Lebenshaltung eine Rolle.

Digitized by Google

Auskünfte

A. S. in R. Den gereimten Ortsneckereien oder Dorfrollen entsprechen im großen Reimgedichte, die in heiterer Weise an die Ortsnamen eines Gaues oder Landes anknüpfen. Eine solche Dichtung wurde in den 90er Jahren anläßlich der Aufsammlung der Volkslieder in Böhmen aufgezeichnet und eingesandt. Im folgenden sei eine Probe mitgeteilt. Nähere Angaben über diese Dichtung oder über ähnliche sind sehr erwünscht.

Hätt' ich das Recht, im Böhmerland
die Leute zu verteilen,
da müßte sich nun jeder Stand
zum Anmarsch bald beeilen:
Die Bettler nur nach Gottesgab,
nach Kralowitz die Diebe,
und in das stille Klostergrab
die Selbstmörder aus Liebe.
Wer schwach ist, käm' nach Starkstadt hin,
nach Klösterle die Nonnen;
wer schmeichelt, soll nach Katzengrün,
der Jud soll Judendorf bewohnen!
Soldaten fahr'n nach Wildenschwert,
den Schnupfern winket Priesen;
es wird, wer boshaft Ruhe stört,
nach Tetschen ausgewiesen.
Der Jäger kommt nach Falkenau,
nach Freiheit Demokraten;
Verliebte rasch nach Trautenau,
nach Zwickau Advokaten!
Für Durstige ist Schluckenau,
für Förster ist Fünfhunden;
für jede alte, böse Frau
hab' Kratzau ich gefunden.
Die Schönheit kommt nach Engelshaus,
der Krumme wird Krummau wohl wählen;
und wer ein Zeitungsmann will sein,
darf nicht in Preßnitz fehlen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
9. Jahrgang 1936 2./3. Heft

Zwei Böhmerwald-Märchen

Von **Dr. Anton Wallner**, Graz (Oberplan)

1. Des Wolfes Traum

Is amol a Wulf gween, der hot gschloffen in sann Gschlüft und hot recht an schönn Traum ghot. Si hot eahm traumt, er wird recht a guadi Mohlzeit holdn; und wiar er afkimt, freut er si schon af dos wos er hiaz findten wird. Er mocht si afn Weg, und daurht nit lang, so findt er an groißen Loab Brod. Er schautn an, drahtn um und schmeckt dazua. 's Brod war recht guat, ober er laßts denerst liegn und geht furht, denn er moant, er muaß wos Bessers findten, weil eahm von a guaden Mohlzeit traumt hot. Nochera Weil findt er an groißen Loab Kas. „Dos is besser", moant er, drahtn um, schmeckt dazua, loßtn ober liegn und geht weider; „si muaß noh besser kema." Dosmol hots ober schon a weng lenger daurht, eh er wos gfundten hot, und hungri is er ah schon woon. Endli findt er a groißi, schöni Schunka. Do gfreut er si und mochts mit ihr wia midn Brod und midn Kas. Weil er ober allweil wieder wos Bessers gfundten hot, laßt er ah d' Hamer liegn und geht w i e d e r weider. Oft wanert er langmächli furht, suacht kreuz und zwergs, kann ober nix findten, und der Hunger plogtn schon mentisch. Und so bleibt er stehn und kehrt um, daß er wenigstens d' Schunka fressen kann. Wiar er ober hinkimt, wo s' glegn is, is s' nimer do. Do moant er: „Is doh der Kas ah guat", und rennt noh weider zruck. Hiaz is ober der Kas ah weg gween und midn Brod is 's eahm wieder so ganga. Er hofft ober noh alliweil, san Traum wird eahm ausgehn, und schleht hiaz an anern Weg ein.

Inera Weil kimt er af a Wies, wo zween Goaßböck umlebentent. Dej gwohrnt in Wulf ersicht, wiar er schon ban ihnn hiebei steht. „Oaner van enk muaß dran glaubn", soat er, „mi plogt der Hunger und mir hot traumt, ih wir heint a guadi Mohlzeit kriagn." In Goaßböcken is angst und bang woon, ober do follt ihnn wos ein. Sej sagnt zan Wulf, sie liaßen eahns gfolln, ober zersicht sullt er ihnn an Streit schlichten. Ihr Vodер hät ihnn dej Wies vermocht, z'gleichertoal, und sej kinnten nit oani ween. Der Wulf sullt sih mittlers Wies herstülln, und oft möhten sej, der von den Oirht, der vonn anern Oirht, af eahm zua rena. Wer zersicht ankimt, hot gwunga und den anern sull der Wulf fressen. In Wulfen is's recht gween. D' Böck stüllnt si an und hebnt 's Renar an. Und af oamol haut s' do und prüllnt z'gleiher Zeit afn Wulf, rechterhand — tenkerhand, und z'müllntn so, daß er sih nimer verwoaß. Und wiar er sih wieder derhuldint hot, hant d' Goaßböck verschwundten gween.

Digitized by Google

Dos hotn recht grait und hungri is er weider gschlicha. Nit lang, siagt er a Sturn af der Woid mit ihrn Füll. „Hiaz", denkt er eahm, „grats mer doh endlin mit der Mohlzeit." Er geht af d' Sturn lois, derzühlt ihr sann Traum und will's Füll von ihr hobn. Sie sagt, er kan's hobn, ober er müaßt ihr ah an Gfolln toan. Sie war übern Zaun gsprunga und hät ihr an Spreil inn Fuaß grennt und den sullt er ihr zerscht außer zuiha. „Wegn meiner", soat der Wulf, „heb nar af." Ober wiar er sann Kopf hinreckt, feurht s' aus, daß er überuntüber kugelt und ganz dülmisch liegn bleibt. Und d' Sturn und s' Füll hant hulaus.

Wie si der Wulf wieder bsunna hot, klaubt er si zsamm und gaugelt weider. Do kimt er z'anera Mühl. Inn Gros geht a Sau mit zwüllaf Farln. Dej redt er an und derzühlt ihr sann Traum und bitt s' um a Farl, sann Hunger z'stilln. „Mej denn nit", soat draf d' Judl, „ih verginn enk schon vans, ober zerscht müaßmer s' doh zwoha, weil s' gor so drecki hant ulli; so tadn s' enk nit schmecka. Stüllts enk af d' Reann, und ih lang enk s' hin." Wia der Wulf af der Reann steht, gat eahm d' Sau an Stoiß, er sollt eini und 's Wosser reißtn furht übers Mühlrod. Ban an Haarl Hoor war er dertrunka.

Ganz finkler und siri schleicht er oft ban Boh ohi und kimt zan an Man, der tuat fischen. „Gehts, schenkts mer a Fischl", soat der Wulf, „ih han so an Hunger." „Umasist gib ih nix her", soat der Man, „hilf mer fischen." Der Wulf muaß i's Wosser steign und der Fischer bindt eahm an Kor ban Schwoaf an. „Du zuigst und ih wir strotten", soat er. Der Kor is ober ullweil schwarer woon, nit vann Fischen, ober vann Stoanan, dej eahm der Man eini gstrott hot. Und wia der Wulf gor nimer weider kan, hebt der Man 's Schelden an, d' Heugerleut renant zuher, segnt in Wulfen und woschent eahm brav in Pilz mit ihrn Rechelstangeln. Af d' Leßt kimt er ihnn do aus.

Hinter a Staudn hot er grost't, ober der Hunger treibtn bold wieder af. Do siagt er an Man af an Bam, der Hulzäpfel brockt. Za den geht er hin, hot af sann Traum ganz vergessen, reckt bittad sani Protzen i d' Höh und möcht nur an Hulzapfel habn. Der Man ober moant, der Wulf will afn Bam steign zan eahm, und wirft eahm 's Hackl afs Hirn. Und so is der Wulf hungri gstorbn und verdorbn.

— — — — — — — — — — — — —

Dieses Tiermärchen ist im Jahre 1879 von dem Volkskundler C. M. Blaas in Pfeiffers Germania (Bd. 24, 412) bekannt gemacht worden, und zwar in schriftdeutscher Fassung. Über seine Quelle merkt Blaas an: „Dieses Märchen verdanke ich einer Mitteilung des 71jährigen, aus Oberplan im Böhmerwalde gebürtigen Herrn J. Pranghofer (derzeit Verwalter in St. Martin bei Linz), welcher es in der Jugendzeit von seiner Großmutter erzählen hörte."*)

*) Nach einer Mitteilung des Gemeindechronisten von Oberplan Franz Fischer, Bürgerschuldirektor i. R., kommt die Großmutter väterlicherseits des 1808 in Oberplan Nr. 29 (Stidlhaus) geborenen Johann Pranghofer in Betracht. Sie hieß Maria Magdalena Pangerl, stammte aus der Oberplaner Mühle in Hinterhammer und starb im selben Hause Nr. 29 in Oberplan im Jahre 1825 im Alter von 76 Jahren. Anm. d. Schriftltg.

Digitized by Google

Die älteste Niederschrift dieses Märchentyps (De infortunio lupi) begegnet in einer Münchener Romulus-Handschrift des 14. Jahrhunderts (Cod. ms. Lat. 5337), die Hervieux (Les fabulistes latins, II., 735) zum Abdruck bringt. Noch altertümlicher ist die Fassung De lupo pedente, die J. Grimm (Reinhart Fuchs, S. 429) der Steinhöwelschen Sammlung äsopischer Fabeln entnommen hat, die um 1480 in Ulm gedruckt wurde. Im 19. Jahrhundert wurde das Märchen aufgezeichnet in Hessen von Wolf (Hausmärchen, S. 419), in Siebenbürgen von Haltrich (Volksmärchen[5], Nr. 106—110); vgl. auch Zaunert, D. M. seit Grimm, S. 204. Die außerdeutschen Fassungen sind aufgezählt bei Aarne-Thompson, The Types of the Folk-tale (FFC 74), Nr. 122: The Wolf Looses his Prey. — Die Oberplaner Variante stellt sich als eine wertvolle, unabhängige Fassung des uralten Märchens dar.

2. Der Spielhansl

Is is amol a Man gwön, der hot ninx as gspielt, und do hamt'n d' Leut ner in Spielhansl ghoaßn, und wal er gor nit afghört hot zan Spieln, so hot er san Haus und ulls verspielt. Hiazt, netter in löstn Tog, ehs eahm d' Schuldner schon s' Haus hamt wögnehma willn, is unser Herrgout und der halli Pedrus kemma und homt gsogt, er sull f' über d' Nocht gholtn. Oft hot der Spielhansl gsogt „Wögn meiner kinnts dobleibn döi Nocht; ober ih kan eng koan Bött und ninx z'össn gebn." Oft hot unser Herrgout gsogt, er sull f' ner gholtn, und föi willatn eahn selber wos z' össn kaffn; dos is in Spielhansl recht gwön. Oft hot eahm der halli Pedrus drei Grouschn gebn, und er sull zan Böcker gehn und a Brod huln. Hiazt is hult der Spielhansl ganga. Wiar er ober za den Haus kemmar is, wou die annern Spiellumpn drin gwön sand, döi eahm ulls ogwunga hamt, do hamt f'n gwaft und hamt gschrian „Hansl, geh anher." — „Jo", hot er gsogt, „willts mer die drei Grouschn ah nouh ogwinga?" Döi hamtn ober nit ausgloffn. Hiazt is er hult anhi und oft hot er die drei Grouschn ah nouh verspielt. Der halli Pedrus und unser Herrgout hamt ulliwal gwort, und wiar er eahn z'lang nit kemmar is, sand f' eahm intgögn ganga. Der Spielhansl ober, wiar er kemmar is, hot tan as wann eahms Geld in a Lockn gfolln war, und hot ulliwal drin umer krobbelt; ober unser Herrgout hots schon gwißt, daß ers verspielt hot. Oft hot eahm der halli Pedrus nouh mol drei Grouschn gebn. Hiazt hot er sich ober nimmer verführn loffn und hot eahns Brot brocht. Oft hot'n unser Herrgout gfrogt, wou er koann Wein nit hot. Do hot er gsogt: „U, Herr, d' Fasser sand alli laar." Oft hot unser Herrgout gsogt, er sull ner in Kölder ohi gehn, is is nouh der böst Wein int. Er hots lang nit glaubn willn, ober af d' Löst hot er gsogt „Ih will ohi gehn, ober ih woaß's, daß koaner int is." Wiar er ober 's Fassl anzapft hot, so is der böst Wein außer grunna. Hiazt hot er eahn in Wein brocht, und döi zween sand über d' Nocht dobliebn. In annern Tog in der Früah hot unser Herrgout zan Spielhansl gsogt, er sull sih drei Gnoden ausbittn. Er hot gmoant, er wird sih in Himmel ausbittn, ober der Spielhansl hot betn um a Kortn, mit der er ulls gwingt; an Würfl, mit den er ulls gwingt, und um an Bam, wou ulls Oubst draf wochst, und wann oaner affi steigt, daß er nimmer ober kann, bis er

Digitized by Google

eahms schofft. Hiazt hot eahm unser Herrgout ulls gebn wos er verlangt hot, und is mitn hallin Pedrus wieder furt. Hiaz hot halt der Spielhansl erscht recht zan Spieln angfangt und häd bold d' holbadi Welt zsamgwunga. Oft hot der halli Pedrus zan unsern Herrgoudn gsogt „Herr, dos Ding tuat koan guat, er gwingat af d' Löst nouh d' ganzi Welt; mir müaßn eahm in Toid schicka." Hiazt hamt s' eahm in Toid gschickt. Wia der Toid kemmar is, is der Spielhansl netter ban Spieltisch gsössn. Oft hot der Toid gsogt „Hansl, kimm a bissl außer." Der Spielhansl ober hot gsogt „Wort ner a bissl, bis dos Gspiel aus is, und steig derwal a weng afn Bam do affi und brouk uns a wengerl wos o, daß mer afn Wög wos z'noschn hom." Hiazt is hult der Toid affi gstiegn, und wiar er wieder hot ohi willn, hot er nit kinna, und der Spielhansl hot'n siebn Johr drouhn lassn, und derwal is koan Mensch nit gstorbn. Oft hot der halli Pedrus zan unsern Herrgout gsogt „Herr, dos Ding tuat koan guat, is sterbat jo koan Mensch mehr; mir müaßn schon selber kemma." Hiazt sand s' halt selber kemma, und do hot eahm unser Herrgout gschofft, daß er in Toid ohi lossn sull. Oft is er ober gleich ganga und hot zan Toid gsogt „Geh ober", und der hotn gleich gnumma und hot'n okragelt. Oft sand s' mit ananner furt und sand in d' anneri Welt kemma. Do is halt man Spielhansl zan Himmeltoir ganga und hot anklopft. „Wer is draußt?" — „Der Spielhansl." — „Ah, den brauchermer nit, geh ner wieder furt." Oft is er zan Fegfuirtoir ganga und hot wieder anklopft. „Wer is draußt?" — „Der Spielhansl." — „Ah, is is ah so Jammer und Noit gnuah ban uns, mir willn nit spieln; geh ner wieder furt." Oft is er zan Höllntoir ganga, und do hamt s'n anhi lossn. Is is ober neamd dahoamt gwön as der olti Luzifar und die krumpn Tuifln (die grodn hamt af der Welt z'toan ghobt), und oft hot er sih gleih inergsötzt und hot wieder zan Spieln angfangt. Hiazt hot ober der Luzifar ninx ghot as sani krumpn Tuifln: döi hot eahm der Spielhansl ogwunga, wal er mit sann Kortn ulls hot gwinga müaßn. Hiazt is er mit sann krumpn Tuifln furt, und oft sand s' af Hoiherfurt und hamt d' Houpfnstanga ausgrissn und san damit zan Himmel affi und hamt zan wögn angfangt; und hiazt hot der Himmel schon krocht. Oft hot der halli Pedrus wieder gsogt: „Herr, dos Ding tuat koan guat, mir müaßna anher lossn, sunst werfat er uns in Himmel ohi." Hiazt homts'n halt anhi lossn. Ober der Spielhansl hot gleih wieder zan Spieln angfangt, und do is gleih a Lärm und a Getös woon, daß mer san oagns Wort nit verstandn hot. Oft hot der halli Pedrus wieder gsogt: „Herr, dos Ding tuat koan guat, mir müaßna wieder ohi werfn, er mochat uns sunst in ganzn Himmel rewellisch." Hiazt sand s' halt her und hamtn ober gworfn. Und do hot sih san Seel z'toalt und is in d' annern Spiellumpn gfohrn, döi nouh bis data lebnt.

— — — — — — — — — — — —

Das Märchen von dem Mann, der Tod und Teufel überlistet, wird durch ganz Europa erzählt (vgl. Volte-Polívka II. 163 ff. Ein Abdruck der Grimm'schen Fassung findet sich in den „Böhmerwald-Märchen" von G. Jungbauer, Passau 1923, S. 46 ff.). Gewöhnlich ist der Held ein Schmied („Der Schmied von Jüterbogk"); nur ein Münsterisches und ein spanisches

Digitized by Google

Märchen (vgl. R. Köhler, Aufsätze, S. 63) kennt noch den Spieler. Eine Sonderstellung nimmt unser Märchen auch mit der Höllenepisode ein. Während in andern Fassungen der Schmied mit seinen Glückskarten dem Teufel die armen Seelen abgewinnt und mit ihnen vor die Himmelstür zieht (wie Christus im Evangelium Nicodemi), will der Spielhansl mit seiner Teufelsschar den Himmel stürmen. Er gleicht darin dem Kronos, der nach altgriechischer Mythe seine Genossen, die Titanen, aus dem Tartaros löste und gegen den Himmelsgott zum Sturme führte, während er als Bezwinger des Todes an Sisyphos gemahnt, der den Tod, den ihm Zeus auf den Hals schickte, in starken Banden fesselte, so daß niemand mehr starb, bis Hades der Höllenfürst selber kam, den Tod befreite und ihm den listigsten aller Sterblichen auslieferte.

Das bedeutsame Märchen wurde in die Sammlung der Brüder Grimm im Jahre 1819 aufgenommen (als Nr. 82 der zweiten Auflage), mit der Notiz: „aus Weitra in Deutschböhmen." Die Angabe ist zunächst dahin richtig zu stellen, daß Weitra im niederösterreichischen Waldviertel liegt. Aber auch das Waldviertel kann nicht die Heimat dieser Fassung sein, denn „z' Weidro" redet man anders. Vielmehr weisen die Besonderheiten der Mundart auf den südlichen Böhmerwald: Tuifl, Fuir; ninx (nichts); ulls (alles), hult (halt), zan (zum); anher, oher, ohi (herein, herab, hinab); inergsötzt (niedergesetzt); Toid, Noit, Toir, Hoiherfurt. Zumal dieser Lautwandel von ô zu oi, den Weinholds Bairische Grammatik (§ 98) nur aus Oberplan im Böhmerwald und aus Tilliach im obersten Lesachtal (Osttirol) kennt, ist ein deutlicher Fingerzeig auf die Böhmerwaldheimat des Spielhansl und der Ortsname Hohenfurt*) verdrängt den letzten Zweifel.

Wie kamen aber die Brüder Grimm zu dem Böhmerwald-Märchen? Auch das läßt sich noch ermitteln. Jakob Grimm weilte (als Legationssekretär beim Kongreß) vom Herbst 1814 bis zum Sommer 1815 in Wien. Er nutzte die Gelegenheit, sich nach österreichischem Märchengut umzutun, stiftete eine „Märchengesellschaft" und forderte in einem Rundschreiben zur Sammeltätigkeit auf (vgl. Bolte-Polívka, IV. 444). Allerlei Beiträge liefen ein. So erhielt er von Georg Passy (über den Wurzbach XXI. 332 zu vergleichen ist) den Bruder Lustig (Nr. 81), von unbekannter Seite den Alten Hildebrand (Nr. 95), von Sechter im Februar 1815 den Spielhansl „in deutschböhmischer Mundart". Dieser Gewährsmann kann nun kein anderer sein als Simon Sechter, der berühmte Altmeister des Kontrapunkts. Er ist 1788 zu Friedberg im Böhmerwald geboren, kam 1804 nach Wien, wurde 1810 Musiklehrer am Blinden-Institut, 1824 Hoforganist, 1850 Professor am Konservatorium und starb 1867. Da Sechter mit Georg Passy und seinem Bruder Anton (dem Freunde Zacharias Werners) in Verkehr stand

*) Es werden Hopfengärten erwähnt. Solche gibt es heute in Hohenfurt nicht mehr, sie bestanden aber nach einer Mitteilung des Stiftssekretärs P. Vinzenz noch vor 60 Jahren im Orte und in der nächsten Umgebung. Namentlich das Kloster pflegte in früheren Zeiten den Hopfen für das Bräuhaus selbst zu pflanzen. Anm. der Schriftleitung.

Digitized by Google

(er war z. B. an ihrer Liedersammlung „Orgeltöne" mit Beiträgen beteiligt), so haben wohl sie die Bekanntschaft mit J. Grimm vermittelt. Der Spielhansl stammt also aus Friedberg und nicht aus Weitra. Wie dieser Irrtum zustande kam, weiß ich nicht zu sagen. Sechter hat Wien nach seinen eigenen Angaben nie verlassen, „einige kurze Ausflüge nach Linz und nach seiner Heimat abgerechnet". Er kann also das Märchen nicht aus Weitra eingesandt haben. Wäre es ihm aber durch einen Weitraer in Wien bekannt geworden, so konnte er nicht diese Herkunft wahrheitsgemäß mitteilen und zugleich den Schauplatz des Märchens in seine Böhmerwald-Heimat verlegen. Eher ist dem Sammler J. Grimm ein Versehen passiert: vielleicht stammt aus Weitra das andere in der Mundart aufgezeichnete Märchen, der Alte Hildebrand.

Leider ist die Textgestalt, in der der Spielhansl in den KHM. steht, recht unbefriedigend. Ich setze zum Vergleich den Eingang hierher: Js is emohl e Mon gewön, der hot ninx us g'spielt, und do hobend'n d'Leut nur in Spielhansl g'hoaßen, und wal e gor nit afg'hört [hot] zen spieln, se hot e san Haus und ullss vespielt. Hietzt, nette in lötzten Tog, eh's iahm d'Schuldne schon s' Haus hobend wögnehme willn, is unse Herrgout un de halli Pedrus kemme und hobend g'sogt er sull's übe d'Nocht g'holte.

Das mutet beinah wie böhmelndes Schwäbisch an. Eine Mundart schriftlich wiederzugeben, wenn die Niederschrift lesbar bleiben und auch Mundartfremden verständlich sein will, ist eben nicht leicht. Gar dann, wenn dafür ein Vorbild fehlt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es nur eine allgemeiner bekannte Sammlung mundartlicher Dichtung, Hebels Alemannische Gedichte (1803), und es scheint fast, als hätte sie auf Sechters Lautgebung abgefärbt. Der Eindruck eines Mischdialekts wird noch verstärkt durch Sechters Schwanken zwischen zwei und mehr Formen (nur, ne, ner; hobend, habend, hobnd, hobn) und schließlich haben Lesefehler und Druckfehler das Wirrsal vollendet: So ist gholte, losse, (er hot) wille verlesen aus gholtn, lossn, willn; Költer, Korntn. ahne ist verdruckt für Kölder, Kortn, anhe (anher); statt nouh (noch) steht überall non.

Als im Jahre 1906 bei Cotta die 32. Auflage der KHM. vorbereitet wurde, hat Reinhold Steig ihren Text einer gründlichen Revision unterzogen und darüber im Archiv für das Studium der neueren Sprachen (Bd. 118, 17—37) Rechenschaft gelegt. Allen Nummern, die irgendwie gelitten hatten, kam diese Durchsicht zugute, nur dem Spielhansl nicht, offenbar weil Steig über dessen Mundart sich nicht klar werden konnte. Diese Lücke auszufüllen, ist der Zweck meiner Umschrift, die bei möglichster Schonung der Ueberlieferung die irreführende Lautgebung Sechters sowie seine Doppelformen beseitigt und all die Fehler ausmerzt, die sich beim Druck eingeschlichen haben. Damit kommt die Böhmerwald-Mundart zu ihrem Rechte und der Spielhansl, nach hundert Jahren, zu seinem richtigen Heimatschein.

Digitized by Google

Zur Geschichte der ersten Egerländer Volkskunde

Von **Dr. Josef Hanika**, Prag

Als ich im Sommer 1934 im Egerer Stadtarchiv nach Quellen zur Geschichte der Egerländer Tracht suchte, legte mir Archivar Dr. Sturm eine Mappe mit der Aufschrift „Volkskunde" vor, die Bruchstücke von Aufzeichnungen zur Egerländer Volkskunde, von verschiedener Hand geschrieben, enthielt. Einige dieser Blätter, die offensichtlich aus einer größeren zusammenhängenden Darstellung stammten, enthielten gerade das Kapitel über die Tracht. Es fing merkwürdigerweise mit folgendem Satz an: „Der egrische Bauer kömmt mit seiner Kleidung beynahe mit dem Landmann der Grafschaft Altenburg, so dem Herzoge von Sachsen-Gotha gehört, ganz überein, aber nur, wenn er in seinem kurzen Koller ist." Schon dieser erste Satz, den ich aus der Handschrift las, erinnerte sofort an die älteste Egerländer Volkskunde, an J. S. Grüners Schrift „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer" (1825)[1]), die aus der Goetheliteratur weit bekannt ist. Grüner beginnt sein Kapitel über die „Kleidertracht des männlichen Geschlechtes" ganz ähnlich: „Die Kleidertracht der Egerländer des männlichen Geschlechts kömmt mit jener der Altenburger sehr viel überein, besonders wenn der Egerländer den Rock ausgezogen hat" (S. 107). Daß diese Aufzeichnungen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Grünerschen Arbeit standen, geht aus dieser Übereinstimmung ganz klar hervor. Weiter unten sagt der Verfasser der handschriftlichen Aufzeichnungen: „Bey meiner Ankunft in das Egerland sahe ich durch mehrere Jahre keinen Bauer mit einem Mantel". Er scheint also kein Egerländer gewesen zu sein und darauf deutet auch hin, daß er gelegentlich für den Hochzeitsredner statt des Egerländer „Prokurator" den aus dem Tschechischen stammenden Ausdruck „Plampatsch" gebrauchte, der dem historischen Egerland vollkommen fremd ist. Der Verfasser dieser Aufzeichnungen konnte also nicht Grüner selbst gewesen sein, der aus einem alten Egerer Patriziergeschlechte stammt, in Eger geboren wurde und hier aufgewachsen ist. In welchem Verhältnis stand er zu Grüners Werk, von wem stammen die von anderer Hand geschriebenen Aufzeichnungen zum gleichen Gegenstand?

Archivar Dr. Sturm konnte die erfreuliche Mitteilung machen, daß sich im Archiv der Nachlaß J. S. Grüners befindet, das mehrbändige Faszikel 418, das wir nun einer gründlichen Durchsicht unterzogen. Das Ergebnis war überraschend günstig. Die Aufzeichnungen des nichtegerländer Verfassers waren in einer vollständigen Abschrift vorhanden. Die übrigen losen Blätter ließen sich größtenteils in ein von einem anderen Verfasser herrührendes Konvolut einordnen, schlossen aber leider die Lücken nicht ganz. Ein weiteres Heft war betitelt: „Der Bauer im Egerlande nach seine Sitten und Gebräuchen einstweilen in Bruchstücken gesammelt durch die Beob-

[1]) Sebastian Grüner, über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. Hg. v. Alois John. Prag 1901. In: Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. IV. Band. 1. Heft.

Digitized by Google

achtungen eines Landpfarrers. II. Heft." Das erste Heft dazu war leider nicht auffindbar. Weiters tauchten eine ganze Reihe von Aufzeichnungen Egerländer Liedertexte auf[2]).

In der „Vorerinnerung" seiner Schrift sagt Grüner (S. 23): „Ich habe nun seit 16 Jahren den biedern Egerländer in Zeiten des Wohllebens, der Not und Gefahr, als Hausvater, Landwirt, Christ und Untertan beobachtet, mich mit den ältesten und jüngern Insassen ins zutrauliche Einvernehmen gesetzt, meine Ansicht mit jener mancher ehrwürdiger Seelsorger und Schullehrer geprüft, die sich beeiferten, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen . . ." In ähnlicher Weise äußert sich Grüner bei seiner Unterredung mit Goethe (20. IV. 1820), daß er seit „seiner Anstellung als Magistrats- und Kriminalrat in Eger, nämlich seit 1807, sich mit den ältesten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirtschaft besprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen . . . . hätte" (S. 8). Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß Grüner von seinen Gewährsleuten, vor allem von den Pfarrern, nicht nur mündliche Auskünfte erhielt, sondern ganz umfangreiche schriftliche Darstellungen.

In Grüners Nachlaß findet sich im 4. Band unter Nr. 10 auch ein leider undatiertes Briefkonzept von Grüners Hand (ein terminus ante quem non ergibt sich aus der Erwähnung seines 1853 in Leipzig gedruckten Werkes „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Rat Grüner"), das viel Neues zur Geschichte dieser ältesten Egerländer Volkskunde bringt, an deren Entstehen Goethe so regen Anteil genommen hat.

Grüner beginnt mit seiner Anstellung als Magistratsrat in seiner Vaterstadt und setzt dann fort: „Ich ließ mir angelegen seyn und um auf das Landvolk mit Erfolg zu wirken den Charakter desselben mir nach Möglichkeit eigen zu machen, und um hierinfalls sicher zu gehen, erließ ich eine schriftliche Aufforderung an alle dem Egerer Magistrat unterstehenden Pfarrer, mir über die Sitten und Gebräuche, Lieder der Egerländer ihre Erfahrungen mitzuteilen, zugleich setzte ich mich mit den Schullehrern ins Einverständnis. Von einigen derselben unter anderen von Christoph Kropf, Pfarrer in Frauenreith, von Dechant Hornik aus Oberlohma, der als Domherr in Altbunzlau verstarb, und Pfarrer Schreier von St. Anna erhielt ich schätzbare Beiträge, denen ich meinen Dank aussprach. Hierauf und meine Erfahrung gestützt versuchte ich die Sitten und Gebräuche der Egerländer unter verschiedenen Artikeln zusammenzustellen."

Wichtig ist zunächst der Beweggrund für die Beschäftigung Grüners mit der Egerländer Volkskunde. Keine bloße Liebhaberei oder theoretisches wissenschaftliches Interesse führten ihn dazu, sondern die praktischen Bedürfnisse seines Berufes. Seine volkskundlichen Studien sollten eine sichere Grundlage schaffen für ein gedeihliches Wirken in seinem neuen Amtsbereich. Dies trug ihm auch schon bei der erwähnten ersten Unterredung die Anerkennung Goethes ein: „Es war löblich von Ihnen, so zu verfahren,

[2]) Soweit sie in der Ausgabe von John noch nicht gedruckt sind, habe ich sie abgeschrieben und im Archiv des deutschen Ausschusses der Staatsanstalt für das Volkslied hinterlegt.

Digitized by Google

denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen." Wir erfahren sogar ein ganz konkretes Beispiel für die Verwendung volkskundlicher Kenntnisse zu erzieherischen Zwecken. Grüner erzählt Goethe von einer eindrucksvollen Szene in den Egerländer Totenbräuchen, die selbst ihn als unbeteiligten Zuschauer gar oft zu Tränen gerührt hätte, und fügt hinzu: „Die Hinweisung auf diesen Vorgang genügt zumeist, einen Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen" (S. 9/10). Aus einem sicheren Gefühl heraus wurde hier die praktische Bedeutung der Volkskunde für die Volkserziehung erfaßt und darnach gehandelt. Es hat mehr als 100 Jahre gedauert, bis solche Einsichten Allgemeingut wurden und sich nun in der gesamten Erziehungsarbeit auszuwirken beginnen.

Und nun zu den wichtigsten Gewährsmännern Grüners. Die Verfasser nennen sich auf ihren Einsendungen an Grüner nicht. Wie gehören diese mit den von Grüner namentlich hervorgehobenen zusammen? Wenn einer von ihnen nicht aus dem Egerlande stammte, so dürfte dies dem Namen nach am ehesten Dechant Hornik aus Oberlohma sein. Ich stellte also weitere Nachforschungen in den Pfarreien Oberlohma bei Franzensbad und Sankt Anna bei Eger an.

Die Pfarrchronik von Oberlohma bringt auf S. 11 genaue Angaben über den Lebenslauf des Dechanten Karl Franz Hornik. Wir geben hier nur das für unseren Zusammenhang Wichtigste wieder. Er ist gebürtig aus Prag, war Priester der Frommen Schulen, durch 24 Jahre Lehrer der Normal- und Humanitätsklassen, Direktor und Gymnasialpräfekt in seinem Orden. Darauf wurde er auf eine Lokalie nach Lobs (bei Falkenau) und von hier nach St. Anna im Egerland befördert. Er war dann fünf Jahre Pfarrverweser in Oberlohma, wurde hier am 5. Februar 1806 wirklicher Pfarrer und bekleidete dieses Amt bis 1821. In diesem Jahre wurde er Domherr in Altbunzlau und starb hier am 24. Juli desselben Jahres. In den Pfarrmatriken von St. Anna zeichnet Karl Hornik zum erstenmal im August 1794.

Die Vermutung, daß Karl Hornik der Verfasser jener Handschrift ist, die den Hinweis auf die Tracht der Altenburger Bauern und den Ausdruck Plampatsch enthält, wird vollauf bestätigt durch einen Vergleich der Lebensdaten des Verfassers im „Vorbericht" der Handschrift mit den Angaben der Pfarrchronik von Oberlohma. In diesem Vorbericht heißt es unter anderem: „Es ist freilich einem Seelsorger, der ein egrisches Stadt- oder Landkind ist, nicht so auffallend, was er bei seinem Landvolke als einen von jeher eingeführten Gebrauch von Jugend auf gesehen hat, wie es einem Auswärtigen, der in diese man kann sagen besondere kleine Provinz kömmt und da als Seelsorger angestellt wird, in die Augen fallen muß. Wenn er manches erblicket, was dieses Volk in seiner Lebensart ganz besonders vor anderen auszeichnet und in vielen Stücken unterscheidet. In dieser Hinsicht hat man vermutlich von mir als einem Fremdling, der bereits durch 18 Jahre dieses Land bewohnet und mit dessen teils noch fortdauernden teils auch während dieser Zeit abgeschafften Gebräuchen bekannt ist, um so mehr erwartet, weil ich im Vergleich mit anderen Völkern Böhmens,

Digitized by Google

Mährens und Schlesiens, unter welchen ich gleichfalls über die 24 Jahre zurückgelegt habe, weit besser als ein hier geborener und hier erzogener ihre sowohl lobens- als tadelnswürdigen Gewohnheiten bezeichnen und schildern kann." Es erscheinen wieder die in der Pfarrchronik von Oberlohma erwähnten 24 Jahre Tätigkeit vor dem Eintreffen im Egerlande und, was das Wichtigste ist, wir können nun das Jahr errechnen, in dem die Aufzeichnungen niedergeschrieben bzw. fertiggestellt wurden. 1794 kommt Karl Hornik nach St. Anna im Egerlande, nach 18 Jahren Aufenthalt im Egerlande, also im Jahre 1812, schreibt er auf Veranlassung Grüners seine Beobachtungen nieder.

Georg Schreyer war Pfarrer in St. Anna von 1808 bis 1812, er starb am 30. Oktober 1812. Aus einem Vergleich der Handschrift ergibt sich, daß ihm die zweiten umfangreichen Aufzeichnungen zugehören, aus denen einzelne Blätter fehlen (Fsz. 418, 4. Bd., Nr. 10). Von ihm scheint auch ein großer Teil der Lieder zu stammen. Nähere Angaben über die Herkunft und Lebensdaten dieses Gewährsmannes Grüners konnte ich noch nicht ermitteln.

Dem dritten der von Grüner besonders genannten Mitarbeiter, dem Pfarrer Christoph Kropf aus Frauenreuth, dürften die Aufzeichnungen zugehören, von denen nur das erwähnte zweite Heft vorhanden ist (Fasz. 418, 5. Bd., Nr. 74). Da dieses Heft leider nicht das Kapitel über die Tracht enthält, war es meinem augenblicklichen Interesse ferner liegend und ich bin dieser Sache noch nicht weiter nachgegangen. Der jüngere Bruder Christophs, Caspar Kropf, ist in Eger am 14. September 1784 geboren, war seit 1818 Pfarrer in St. Anna und verfaßte im Jahre 1836 ein Gedenkbuch für seine Pfarre (als Quelle nennt er darin auch ein Gedenkbuch von Karl Hornik), darin heißt es zum 10. 3. 1843: „starb mein vielgeliebter Herr Bruder Christoph Kropf, Pfarrer in Frauenreith im 70. Jahre seines Alters."

Aus dem Briefkonzept Grüners erfahren wir einige weitere bisher unbekannte Tatsachen. Neben den durch Alois John wiederentdeckten drei Abschriften des Grünerschen Werkes gab es noch eine 4., die Grüner „Sr. Excellenz Grafen Collowrat im Jahre 1825 in Karlsbad" überreichte und eine 5., die er „S. k. k. Majestät, als er von Eger abfuhr, in der Chaise" überreichte. Grüner fährt fort: „Ich wollte nun mein Manuscript mit Goethes Tod der Vergessenheit überliefern, allein meine Freunde, die überzeugt waren, welche Mühe und Zeitaufwand ich damit verband, machten mir triftige Vorstellung zur Herausgabe. Ich habe zwar noch keinem Verleger es angetragen, weil ich befürchte, daß es als eine Localsache wegen der Weitwendigkeit des Gegenstandes und der bedeutenden Druckköſten nicht übernommen werden würde. Da es S. k. k. Majestät der kranken Kaiserin einige Erholung gewähren dürfte, so bitte ich es bei der k. k. Staatsdruckerei drucken zu lassen und mir die Bedingung gefälligst bekannt zu geben." Damit schließt das flüchtig hingeworfene Konzept.

Grüner hat also seine Arbeit selbst zum Druck vorbereitet. Die Druckvorlage dürfte mit dem Brief, dessen Konzept uns vorliegt, nach Wien gegangen sein, leider ist der Adressat und das weitere Schicksal dieser Druck-

Digitized by Google

vorlage bisher noch nicht bekannt. Wohl aber hat diese Grüner anscheinend mehrmals abschreiben lassen und es finden sich umfangreiche Bruchstücke davon, die sich z. T. decken, z. T. ergänzen, in seinem Nachlaß. Auf einer freien Seite des genannten Briefkonzeptes finden wir ein Inhaltsverzeichnis der geplanten Ausgabe mit 16 Kapiteln. Gegenüber den von John veröffentlichten Handschriften ist darin der umfangreiche Abschnitt über die Landwirtschaft nicht genannt, dagegen verzeichnen sie als neu: „2. Charakteristik der Egerländer. 3. Eigenheit ihrer Sprache. 9. Lebensart. 10. Belustigungen. 13. Der Pfingstlimel und Gebräuche dabey. 14. Belustigung der Kinder. 16. Mehrere Hefte ihrer Lieder und Tänze." Eine neue Ausgabe der Grünerschen Arbeit könnte also auch eine wertvolle stoffliche Bereicherung erfahren.

Geschichten von Müllergesellen

Von Toni Wesserle, Deutsch-Proben

(Erzählt von meinem Herrn Vater Johannes Michaëlis-Wesserle)

Meine gottselige Großmutter, die 1879 das Zeitliche segnete, entstammte dem Geschlechte derer von Schimonyi-Semadam, edle Müller von Ober-Oer im Komitate Eisenburg in Hungarn. Sie erzählte mir oft folgende Geschichten:

Unser Urahn, seinen Namen kennt von uns niemand mehr, stand bei dem Müller in Ober-Oer in der Lehre. Er soll ein Riese gewesen sein. Einmal kam der König Matthias, der Korvin genannt, mit seinem Gefolge ermattet und durstig vor die Mühle. Die Müllersleute bewirteten ihren gekrönten Gast, den sie nicht kannten, nach alter Sitte und Müllerart. Der König aß. Als man ihm jedoch Wein zum Trinken anbot, verschmähte er ihn und erbat sich frisches Wasser. Unser Urahn eilte zur Quelle mit dem Weinhumpen, brachte diesen auf einem abgemahlenen Mühlstein und bot so dem König den Labtrunk. Der König staunte den riesenhaften Gesellen an und notierte sich seinen Namen.

Nach einigen Wochen hielt vor der Mühle eine königliche Eskorte. Sie kam um den Gesellen, der dem Könige auf einer so ungewohnten Tasse Wasser gereicht hatte. Es half kein Sträuben, die Leute nahmen den Urahn mit und steckten ihn in die Leibgarde des Königs. Zwölf Jahre diente er seinem Herrn treu und redlich, so daß er es zur Würde eines Hauptmannes brachte. Als er seinen „Obschid" (Abschied) begehrte, verlieh ihm sein König den Adels-Brief mit dem Vornamen „von Ober-Oer" (Felsö-Oer). In einer uralten Pergamenturkunde meiner Familie steht tatsächlich ein abgemahlener Mühlstein, darauf ein Weinhumpen. Den Stein hält eine Riesen-Hand. Den Taufnamen des Urahns hat jemand aus Bosheit ausgekratzt.

— — — — — — — — — — — —

Unsere Urgroßeltern wohnten in der oberen Kornmühle in Gajdel. An einem Sommerabend kam in die Mühle ein alter Müllergeselle und bat um Herberge. Alter Sitte gemäß führten sie ihn in die „Harrstube"[1]) und setzten ihm Speis und Trank vor. Zur selbigen Zeit wurde die Mühle stark von

Digitized by Google

Ratten heimgesucht. Man wußte sich keinen Rat mehr gegen dieses Ungeziefer. Nichts hatte vor ihnen Ruhe. Die vollen Frucht- und Mehlsäcke auf der Bühne zernagten sie, die Kleider schleppten sie in ihre Löcher und vernichteten alles, was ihnen unter die Zähne kam. Das Essen mußte man immer mit schweren Lehmstürzen zudecken, denn sonst fielen sie darüber her. Sie waren schon so heimisch und frech geworden, daß sie am hellen Tag auf dem Ofen und auf der Geschirrähm umherstolzierten. Dies beobachtete der Gast und er trug sich dem Meister an, ihn von diesem Ungeziefer zu befreien, wenn er ihm drei Tage Gastrecht gewähre und alle seine Weisungen einhalte. Gerne willigte der Müller ein. Man hielt den Gesellen frei mit guter Speise und Trank. Den ersten Tag erbat er sich ein Maß Weizenschrot, ging damit in die Mühle, streute denselben um sich in einem Kreis aus, nahm ein aus einem Gansfederkiel verfertigtes Pfeifchen aus seiner Rocktasche und pfiff. Und siehe, viele Ratten kamen herbei und fielen über den Schrot her, bis alles aufgefressen war. Den zweiten Tag bat er den Müller, er möge das Werk auf einen Tag ruhen lassen, auch keine Harrer[1]) möge er hereinlassen. So geschah es auch. Denselben Morgen nahm er wieder Weizenschrot und tat alles so wie vorher, jetzt aber am Mühlenhof. Die Langschwänzler kamen eben so herbei wie am ersten Morgen. Dasselbe wiederholte er am dritten Morgen in der Radstube, verbat sich jedoch im vorhinein, daß ihm jemand zusehe. Meine Großmutter kroch auf den Dachboden und durch eine Luke sah sie dem Gesellen zu. Er wiederholte das, was er schon zweimal zuvor getan. Es kamen jedoch diesmal sehr viele Ratten herbei, alte, graue, rostbraune und junge, kaum dem Nest entschlüpfte, mit langen Schwänzen und solche mit halben. Als sie den Schrot aufgefressen hatten, nahm der Geselle aus seiner Tasche eine kleine Peitsche heraus, knallte mit derselben und rief „Avanti", worauf alle Ratten sich zur Tür hinaus tummelten und in den Fluß sprangen. Denselben Tag noch kamen die unteren Nachbarsleute mit der Klage, daß sie sich keinen Rat mehr wissen vor Ratten. Den nächsten Tag kam mit derselben Klage Endevle, der Müller von Probentz. In der Mühle meiner Urgroßeltern zeigte sich von dieser Zeit keine Ratte mehr. Der Geselle erhielt einen guten Lohn: 5 Goldgulden, ein halbes Brot und ein Trumm Speck.

— — — — — — — — — — — — —

Nach altem Brauch sandte mein Urgroßvater Philipp seinen Knecht während der Christmette die Pferde schwemmen. Als dieser im Flusse heimwärts kam, traf er unter der Brücke vor der Mühle ein badendes Weib. Er beachtete sie nicht, rannte neben ihr vorbei. Er kannte sie aber genau. Am hl. Christtag begann der Haushund „Vigházz" (= „Paß auf!") zu winseln, zu heulen, er krümmte sich zusammen wie ein Regenwurm. Täglich wiederholte sich dies mit dem armen Vieh. Der Urgroßvater wollte ihn schon dem Schinder geben. Da kam eines Tages ein Müllerbursche in die Mühle. Er sah das sich vor Schmerz windende und heulende Vieh, ging zu dem Müller und versprach ihm, den Hund zu heilen, wenn er ihn eine Woche lang in der Mühle dulde. Der Geselle durchstreifte tagelang Wiesen und Wälder,

[1]) Harrer heißen die in der Harrstube (Wartestube) harrenden (wartenden) Mahlgäste.

Digitized by Google

sammelte allerlei Kräuter und trocknete sie am Dachboden. Eines Tages braute er in der Radstube im Kohlenofen einen eigenartigen Tee. Diesen goß er vor der Türschwelle, die über den Mühlgraben in den Garten führte, stehend aus. Er rief den Roßknecht Paul mit einer Haue herbei und befahl ihm, die begossene Stelle aufzugraben. Kaum begann dieser mit seiner Arbeit, fand er ein kleines Medikamentengläslein, in welchem nebst einigen Knöchlein ein Regenwurm war. Dies brachten sie dem Müller und stellten es auf den Tisch der Harrstube. Der Wurm krümmte sich im Gläschen und wie dieser sich wand, so wimmerte und wand sich der Hund unter dem Tisch vor Schmerz. Da sagte der Gehilfe, daß ein böser Mensch dem Müller Böses antun wollte und er habe dabei das unmündige Tier getroffen. Wäre der Müller als erster über das Fläschchen gegangen, hätte ihn dasselbe übel wie den Hund getroffen. Da nahm der Müller das Fläschchen und schleuderte es an einen Stein, so daß es auf viele Stücklein zerfiel. Sofort war auch der Hund geheilt. Die böse Hexe war jene, die der Knecht während der Christmette bei dem Baden gestört hatte. Den „Vigyázs" gab mein Urgroßvater meiner Mutter, sie möge ihm das Gnadenbrot schenken. Als er verendete, scharrte man ihn unter dem großen Sauerapfelbaum in unserem hinteren Garten ein. (Diese Geschichte erzählte mir mein Herr Vater vor Jahren, als ich als junges Studentlein bei einer Gartenarbeit unter dem genannten Apfelbaum einen morschen Hundsschädel ausgrub.)

— — — — — — — — — — — — — —

Um das Jahr 1860 deckte ein verwegener Müllergeselle den Kirchturm meiner Vaterstadt. Der Knecht meines Großvaters führte Rundholz mit den Pferden über den Ringplatz. Auf einmal blieben die starken Pferde wie von einer übernatürlichen Kraft gebannt stehen. Es half kein Anhalten, keine Peitsche, sie konnten nicht weiter. Da kam mein Großvater gerade dazu. Sofort bemerkte er am Turmdach den höhnisch kichernden Schelm, drohte ihm und forderte ihn auf, den Spaß bleiben zu lassen. Der Turmdecker lachte noch mehr. Da verließ meinen Großvater die Geduld. Er nahm das Beil von der Kette und gab damit der Deichsel von vorne einen Schlag. Ein fürchterlicher Schrei erklang und mit zerschmetterten Gliedern lag der verwegene Müllergeselle, der mehr als Brot zu essen verstand, tot vor der Kirchentür.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach altem Müllerbrauch steht das Mühlrad an den hohen Festen dreimal im Jahr, am Weihnachtstag, am Karfreitag und am Tage des Schutzpatrons der Müller, am St. Nikolai-Tag. Der Pächter der Probener unteren Mühle saß gemütlich auf der Radstube oben bei der kleinen Wehr (Fluder). Da kam der alte Müller von Gajdel, mein Großvater, mit seinem Wagen. Als der Probener Müller ihn kommen sah, legte er seine Daumen ineinander. Meinem Großvater seine Pferde blieben plötzlich stehen und man konnte sie nicht von der Stelle bringen. Mein Großvater hatte es eilig. Er mußte nach Bojnicz mit seinem Kinde zum Arzt fahren. Er stieg ab, und als er den lachenden Zunftbruder sah, löste er seinen Hosenriemen, ließ die Hose herunter und zeigte jenem sein hinteres Gesicht. Dann ging er vor

Digitized by Google

die Deichsel und berührte sie mit dem entblößten Hinterteil. Nachdem er die Hose wieder angezogen hatte, schlug er mit der Peitsche auf die Pferde und diese rannten weiter, als wäre vorher nichts geschehen[2]).

Das Hilgersdorfer Auferstehungsspiel

Von **Franz Maaz**, Lobendau

Am 24. Juni 1934 beging der Hilgersdorfer Theaterdilettantenverein sein 50jähriges Gründungsfest. Das wäre im „böhmischen Niederland" mit seinem regen Vereinsleben nichts Besonderes und Seltenes. Die reichhaltige Festordnung enthielt aber unter anderem als Festaufführung „Das Auferstehungsspiel".

Hilgersdorf, der nördlichste Ort der Tschechoslowakischen Republik, gehört nebst den Ortschaften Neudörfel, Obereinsiedel mit Margaretendorf und Karolinstal zum Kirchsprengel Lobendau (Bez. Schluckenau). Seit undenklichen Zeiten, genau nachweisbar seit Beginn des vorigen Jahrhunderts, brachten Liebhaber dieses Mysterium am Ostermorgen und am Ostermontag zur Aufführung. Sie ritten im Kirchsprengel von Ort zu Ort, und spielten im Freien auf Plätzen und vor den Häusern angesehener Personen, hoch zu Roß vor der versammelten und andächtig lauschenden Menge. Gesammelte Gaben spendeten sie zu wohltätigen Zwecken. Anfangs wurde das „Auferstehungsspiel" alle 10 Jahre, gegen Ende des Jahrhunderts in unregelmäßigen Zwischenräumen, zuletzt zu Ostern 1885 aufgeführt. Im Jahre 1884 gründeten die „Auferstehungsspieler" einen Theaterdilettantenverein.

Die darstellenden Personen sind:

Prologus.

Pilatus, Landpfleger in Judäa.

Sewadi, sein Diener.

Longinus, römischer Hauptmann.

Sango, Trasso, Simalo, Donas, römische Söldner.

Annas, Kaiphas, Hohepriester.

Papper, Levi, zwei Juden.

Zwei Engel.

Dem folgenden Abdruck liegt die Niederschrift des jetzt 84 Jahre alten Drechslermeisters Josef Richter in Hilgersdorf zugrunde, der im Jahre 1885 den Hauptmann Longinus spielte. Nach dieser Niederschrift wurde auch im Jahre 1934 das Spiel ohne jede Veränderung aufgeführt.

---

[2]) Die Nachkommen meines Urgroßvaters leben heute als wohlhabende Müller in der Umgebung. Die Stammühle meiner Ahnen in Gajdel ist im Besitze einer Urenkelin. Der Name wurde im Laufe der Zeiten verunstaltet auf Schimon, Schimo, ja sogar auf Simo. Einer von diesen wanderte nach Pest aus, dessen Sohn es zu hohen Würden und Ehren brachte, Edler Schimonyi-Semadam de Felsö-Ör.

Digitized by Google

Geistliche Tragödie von der glorreichen Auferstehung unseres Herrn und Heiland Jesus Christus

Prologus: Tiefe Trauer erfüllte den Erdkreis und tiefgebeugt war die ganze Christenheit. Viele derselben wankten schon in ihrem Glauben, weil Christus, der Stifter unserer heiligen Religion, am Kreuze blutete und seinen Geist aushauchte. Ja, er starb. Er, der große, heilige Mann am schmählichsten Kreuzespfahle, um die sündige Welt mit der beleidigten Gottheit zu versöhnen, um ihr wieder Heil und Segen zu bereiten. Schauervolle Ereignisse begleiteten seinen Tod. — Die Erde bebte, die Felsen spalteten, die Sonne verlor auf einige Zeit ihren Glanz; ungewöhnliche Finsternis bedeckte den Erdkreis, und der Vorhang des Tempels zerriß in zwei Stücke. Ja, die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein. — Es waren schreckensvolle Ereignisse der Natur, welche den Tod des Gerechten verkündeten, so daß selbst der heidnische Hauptmann Longinus die Worte ausrief: „Wahrlich, dieser war kein gewöhnlicher Mensch, dieser war Gottes Sohn!" Und ein heidnischer Weltweiser bekannte frei und offen: „Entweder leidet unschuldig der Schöpfer der Natur, oder das ganze Weltgebäude geht zu Grunde!" Nachdem nun dieser Gerechte am Kreuze sein Haupt geneigt, seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters empfohlen hatte, nahmen zwei seiner dankbaren Schüler den entseelten Leichnam vom Kreuze herab und legten ihn mit Einwilligung des römischen Statthalters Pilatus in ein neues, in einen Felsen gehauenes Grab, welches auf Veranlassung des jüdischen Rates mit einem großen Stein bedeckt, versiegelt und mit Wache besetzt war, aus Furcht, daß des Nachts seine Jünger kämen, den Leichnam stehlen und dann vorgeben möchten, er ist auferstanden, wie er zuvor gesagt hat. — Zwei Tage sind bereits verflossen, seitdem er im kühlen Grabe ruhet und war noch nicht erstanden. — Doch freuet Euch! Heute, ehe noch die prachtvolle Morgenröte den freudenreichen Tag begrüßte, ist er als Sieger und Überwinder des Todes mit eigener Macht und Herrlichkeit glorreich aus dem Grabe wieder auferstanden zur Freude und zum Troste seiner Jünger und aller gläubigen Christen, eingedenk der gegebenen Versicherung: „Ich werde wieder auferstehen und Euch dann wiedersehen!" — Zur dankbaren Erinnerung der glorreichen Auferstehung unseres göttlichen Heilands haben wir uns daher entschlossen, eine Tragödie hierüber aufzuführen und die uns freundlich gereichten Spenden zu wohltätigen Zwecken zu verwenden, womit wir uns empfehlen!

— — — — — — — — — — — —

Longinus: Das ist der Ort, wo uns der Wachtposten auf Befehl des Herrn Statthalters Pilatus angewiesen ist; hier ruhet der Leichnam des Galiläers, der durch sein Leben, seinen Tod, durch seine Verheißung, bald in das Leben zu kehren, einen Zweifel des jüdischen Rates verursachte, so daß der Stein versiegelt wurde, und wir das Grab gut beobachten, daß nicht etwa seine Freunde den Leichnam stehlen, sondern kein Mensch soll sich nahen dem Eingange desselben.

Sango: Sehr sonderbar, einen Toten zu bewachen!

Digitized by Google

Traſſo: Das verurſachte ſeine Verheißung, ins Leben zurückzukehren.

Simalo: So müſſen wir denn der Zukunft harren, was die Geſchichte für einen Ausgang nehmen wird.

Donas: Das wäre ſonderbar, wenn der Leichnam ins Leben kehrte, dann wäre er mehr als ein Menſch.

Longinus: Wohl wahr! Ich war bei ſeiner Kreuzigung; er litt unſchuldig, mehr als grauſam, ich ſtand unweit ſeines Kreuzespfahles und betrachtete die Unſchuld. Eine große Bewegung ging durch die Natur, und er endete ſein Leben. Die Erde bebte unter meinen Füßen, die Felſen ſtürzten, die Sonne ward finſter, und alles war traurig! Damals beteuerte ich, ein Sohn der Götter ſtürbe! O Unbekannter, du haſt dein Leben geendet; ruhe ſanft im Schoße der Erde und wir ſehen auf unſere Pflicht! (Blitz. Betäubung der Wache).

Wächter (alle zugleich): Götter! Rettet! Rettet! (ſchlafen ein.)

Engel (ſingen):

1. Die ihr noch immer zweifelnd fraget,
wo ſüßer Troſt, wo Hoffnung taget,
ihr Jünger, das Vertraun bewährt!
Bald hat ſich euer Nacht geklärt!

2. Sein Grab iſt leer! Wohlan erhebet
den düſtern Blick! Er lebet!
So ward den Frau'n durch unſern Mund
die frohe, ſel'ge Botſchaft kund!

3. Der Retter lebet nun! Bald weilet
er mitten unter Euch! Bald eilet
ihr ſelbſt in alle Welt hinaus,
und breitet Heil und Segen aus!

4. Erlöſungsjubel allwärts hallet,
wo dieſe frohe Kund erſchallet,
vom Himmel tönet Lobgeſang,
zur Hölle dringt der Jubelklang.

5. Schon flammen in den dunklen Reichen
der Nacht des hohen Siegers Zeichen.
Schon wallt erlöſt der Väter Chor
zur Seligkeit, zum Licht empor!

6. O hehre, heilge Morgenfeier!
Sie tönet herrlich dem Befreier!
Ihm wird die Erd' ein Dankaltar,
ihm bringt der Lenz die Blumen dar!

7. Und mild und hold, wie Sterne ſchweben
Troſt, Hoffnung um das ird'ſche Leben,
ein Himmel voll Vergeltung winkt
den Edlen, wenn ihr Abend ſinkt.

Digitized by Google

8. Seid ihr dereinst vom Kampfe müde,
dann winkt euch Gottes goldner Friede,
dann leitet euch der Engel Hand
empor in der Vergeltung Land!

(Nach geendetem Liede):

1. Engel: Hier liegt ihr Wächter im Todesschlummer. Erwacht und macht bekannt von Jesu Wunder. Er ist auferstanden, den ihr in seinem Tode bewacht!

2. Engel: Geister wecken euch zum Leben, und wecket auch Longinus dort, mag der Hohn sich frevelnd auch geberden; o, Longinus, mach's deshalb bekannt der Heidenschar, was dir geahnt an diesem Ort.

1. Engel: Und glaubt dann ihr des Versöhners Munde, dessen Lippen nie ein Trug befleckt, der gebracht des Himmels schönste Kunde, der zum Heil und Leben euch erweckt!

2. Engel: Jubelnd am Gestade bess'rer Welten, an dem Ufer der Unsterblichkeit, werdet ihr dann jenseits aus dem unerhellten Kahne steigen, den ein Cherub leicht (wohl „leitet").

Longinus: O, welch ein schrecklicher Traum, oder ist es Wahrheit, daß mich Geister umschränkten und mich aus meinem Schlaf erweckten, und immer noch krankhaft erstarrt sind meine Glieder. Ha, Tod! Soll ich jetzt zu deiner Beute werden? Doch nein! Ich sehe dich wieder, die du mich gebarst, Erde, mein mütterliches Land. Doch du, Erhabener, Sohn des großen Gottes! Dieser mußt du wahrlich sein, denn ein Mensch kann dergleichen nicht wirken! Du bist auch Gott selbst. Aber wo finde ich meine mir anvertrauten Krieger? Lebt ihr Krieger? Oder ist Tod euer Los? Noch schlafen sie in ihrem Todesschlummer. Auf! Kriegesmänner und seid munter! (Söldner erwachen.)

Trasso: Was geschah mit mir? Bin ich beim Toten oder beim Lebenden?

Longinus: Was ist euch Tapfern geschehn?

Simalo: Groß war die Bewegung der Natur, alle Elemente bewegten sich um das Grab, vom Blitze waren wir betäubt, daß wir wie tot zusammenstürzten, und der Galiläer erstand!

Longinus: Dieses geschah auch mir, wahrer Gottessohn! Du hast vollzogen deine Verheißung, das will ich beteuern, und jeden Frevel zu stürzen suchen, so lange mein Schwert an meiner Seite hängt, so soll es mein Leiter sein. (Er zieht das Schwert) Komm empor du mein teures Kleinod, welches mit mir schon in manchem Kampfe dem Tode ist entgegen gegangen. Dich weihe ich zur Rache des Frevels! (Die Wache zieht das Schwert.)

Alle Wächter (zugleich): Wir weihen denselben. Dir in dringendsten Fällen beizustehen, schwören wir bei unserem Schwert, und dein Schicksal soll auch das unsrige sein!

Longinus: Bravo! bravo! tapfere Krieger. Um Anstoß werden wir nicht sorgen dürfen; bleibet treu eurem Versprechen.

Digitized by Google

Donas: Das sei unsere Pflicht, wir haben dir geschworen und nie soll der Eid dir gebrochen werden. Und soll der Tod unser Los sein!

Longinus: Was ich ahnte, wird bald in Erfüllung gehen; der jüdische Rat kommt einher; ihr Beginnen muß Eile haben!

(Hohepriester und Juden zur Wache):

Beide Juden (zugleich): Guten Morgen, guten Morgen, Kriegesmänner!

Papper: A guter Morgen, werte Herrn, ist mit ka Geld zu bezahlen.

Levi: A guter Morgen, werte Herrn, ist a gut, ich meinenteils nehm aber a Geld dafür.

Annas: Uns beweget Ursache, euch zu besuchen.

Longinus: Euer Besuch gereicht uns zur Ehre, und welche Ursachen bewegen euch?

Kaiphas: In der Stadt hat sich das Gerücht verbreitet, daß der Galliläer erstanden sei, von euch hoffen wir Aufschluß!

Longinus: Den sollt ihr haben! Kriegesmänner gebet Zeugnis!

Wächter (zugleich): Ja, er ist erstanden und zwar am frühen Morgen, dann bebte die Erde, durchdringend erscholl der Blitz, Geister und alle Elemente bewegten sich um das Grab, und wir wurden betäubt, daß wir wie tot dahin gefallen sind.

Papper: Ah! Bringen sie's do heraus, dreht nur so bei der Nase, heheheh, sie haben an Blitz in ihrer Natur bekommen, und a Weinchen sehn sie für a Geist an, der hat sie an Sudel hingeschmettert.

Levi: Jo, jo, heheheh, seine Jünger werden sein kommen mit a Geldsackel, dann hobens a bissel geschmauselt, unterdeß hoben die Jünger den Leichnam gestohlen.

Sango: Schämet euch, ihr Bösewichter! Fordert eure verzweiflungsvolle Wut noch den Galliläer zum Opfer euer Bosheit!

Beide Juden (zugleich): Na, na, weih, weih, ach weih, behüt euch noch a Weinchen; so haben wirs net gemeint, so habens wir net gemeint, das wor net Ernst!

Annas: Bezeugest du bei deinen Göttern dieses, Römer, ob der Galliläer wirklich erstanden ist?

Longinus: Bei meinen Göttern, welche dir scheinen zu sein, bezeug ich es nicht, aber bei dem Erhabenen, dessen Sohn ihr gekreuzigt habt, beschwör ich es; wenn ich mich es zu beschwören entschließe, und dir Elender nicht eidlos gelten müßte mein Wort.

Kaiphas: Du hast mehr als geschworen! Römer! Wir könnten diesen Streit in Güte vollbringen und suchen auch eure Freundschaft zu erhalten.

Papper: Hehehe! Und wollen euch a Freud machen. Jo, jo, he, he, werte Herren, wir geben euch a Sackel mit Geld, und da könnt ihr immer a bißel Schmausel machen.

Levi: Jo, jo, he, he, und holt's euch recht lustig damit, bezeugt, die Jünger hoben euch a Weinchen gegeben, damit hättet ihr gut Wacht haben sollen und damit hobts a Rausch kriegt, seid eingeschlafen und die Jünger hoben den Leichnam gestohlen.

Digitized by Google

Traffo: Packet euch mit eurem verfluchten Geld, es ist Blutgeld!

Papper: Na, na, 's ist Silber, 's ist Silber, a feines Silber, wenn ihr selbes nur hätt.

Levi: Jo, jo, da könntet ihr a große Herren machen, heheh, ihr seid nur Großsprecher.

Longinus: Ihr elenden, nichtswürdigen Menschen, solltet selbst die Rechte achten, suchet uns durch Geld zu verleiten und uns von unseren Pflichten abzuhalten. Ich habe stets unter den Waffen meines Kaisers treu gedient und jedem mir anvertrauten Posten mit Ehre vorgestanden, soll jetzt eure schändlichen Taten verhehlen?

Simalo: Herr Hauptmann, laß uns abtreten, wir können ihren Ungemach nicht länger ertragen.

Papper: Na, na, müßt euch net so schwer nehmen. Herr Annas, dem Ausbruch müssen wir Einhalt tun, das muß der Landpfleger in Ohren vernehmen.

Annas: Kommt, lasset uns alles anzeigen, damit ihrer Frechheit Einhalt getan wird.

Longinus: Zeigt alles an! Dem Kaiser nach Rom muß es gemeldet werden, damit euch der Lohn für eure verruchten Taten zuteil werde.

Levi: Jo, jo, und eure Wache gut bezahlt wird.

— — — — — — — — — — — —

(Juden und Hohepriester vor Pilatus.)

Papper: Glück und Heil sei mit dir, Richter und Landpfleger in Juda!

Levi: Langes Leben steht an der Seite deiner Regierung!

Pilatus: Was zwingt euch Hohepriester und Schriftgelehrte auf Gabata vor meinen Richterstuhl zu erscheinen?

Kaiphas: Uns soll nichts Geheimes sein, weil die Soldaten in Bosheit erwachen und Juda sich von neuem empört, daß der Galiläer, der vor drei Tagen ist begraben worden, erstanden sein soll.

Pilatus: Ihr Hohenpriester und Väter Juda! Suchet stets Aufruhr zu stiften! Doch wisset, daß noch das Blut des Galiläers rauchet, welches ihr auf euch und eure Kinder genommen; alles habe ich getan, um Ruhe zu stiften. Und dennoch könnt ihr euch nicht befriedigen. Wo ich doch den Menschen genau untersuchet und keine Schuld an ihm fand. Um euch zu befriedigen, sprach ich über ihn das Todesurteil. Ihr habt ihn auch getötet; auch gab ich Befehle, das Grab mit Soldaten zu bewachen und hab es selbst mit eurem Siegel versiegelt; daß er euch weggekommen ist, daran hab ich keinen Anteil.

Papper: Herr Statthalter, war dem Galiläer etwa soviel geschehen? Hat er net den Lohn verdient?

Pilatus: Aus welchen Ursachen hat er ihn verdient?

Levi: Er empört sich erstens wider unser Prophetengesetz und den heiligen Tempel, künstelte zweitens blendende Reden und war drittens durch täuschende Wunder a Zauberer vor unser Volk zu verführen, und wor dos net a Staatsverbrechen, daß er das Volk verführte, daß es ihn

Digitized by Google

sollte zum Könige machen; konnte das anders als mit dem Tode am Kreuze bestraft werden?

Pilatus: Ist seine Anklage durch rechtmäßige Zeugen angegeben? Und sein Verbrechen nach Gesetz untersucht worden?

Papper: O ja! Gar so gut! Da war auch Pilato Richter, dafür brachten wir ihn vor dein Gericht zur gesetzlichen Untersuchung.

Levi: Wir waren nur Kläger, aber du warst Richter; wir taten nach unserem Gesetze.

Pilatus: Ach, jetzt geht mir ein Licht auf! Es wird Nacht um mich! Damit ich das gezwungene Urteil aussprach, damit das unschuldige Blut ein Opfer eurer Bosheit werden mußte. Der Ruf von euch kann nicht umsonst sein; was ihr damit verdient, werdet ihr verstehen.

Sewadi (für sich sprechend): Kaiser Tiberius möchte deinen Stab über sie brechen lassen.

Beide Juden (zugleich): Ach weih! Das war doch soviel behauptet, daran nehmen wir net Anteil, das war nur Spott.

Annas: Herr Statthalter, handle nicht frech mit Jerusalems Vätern, sondern untersuche deine Kriegsmänner, wie sie den Leichnam haben entkommen lassen oder Juda empört sich.

Pilatus: Juda empört sich? Ihr bedient euch solchen Auswuchs! Da ihr doch selber den Samen des Unkrauts ausgestreut habet? Ich werde aber das Kriegsvolk rufen lassen; diese werden die Frucht im ersten Keime ersticken. Sewadi, rufe mir den Hauptmann Longinus samt jenen Kriegsmännern, welche das Grab des Galliläers bewachten. Ich glaube unmöglich, daß sie sich soweit vergessen und ihrer Pflicht untreu geworden sind. Geht aber diese schändliche Verleumdung von euch aus, ihr Hohenpriester und Schriftgelehrten, dann wehe euch!

Sewadi (bringt den Befehl): Der Hauptmann soll samt jenen Kriegesmännern, die das Grab bewachten, gleich vor Pilatus erscheinen!

Kaiphas: Uns schrecket kein Wehe, das ist recht, daß du die Kriegesmänner vor dich rufen läßt.

Annas: Von ihrer Aussage wirst du abnehmen können, ob sie dein Zutrauen verdienen.

Papper: Ah! Da wird aber ane große Scharte zum Ausschleifen geben.

Levi: Jo, jo. Hehehe, die werden a scharf einschneiden.

Sewadi (kommt zurück): Der Hauptmann wird gleich erscheinen! (Die Wache vor Pilatus).

Longinus: Herr Statthalter! Du gabst Befehle, wir sind bereit zu vernehmen!

Pilatus: So höret denn! Der jüdische Rat zeiget an, daß ihr euren Posten beim Grabe des Galliläers nicht gut beobachtet, sondern den Leichnam habet entkommen lassen.

Longinus: Suchen die Herren ihre Quelle der Rache hier auszugießen? Herr Pilatus! Der Leichnam ist entkommen und das werden wir bekennen!

Pilatus: Auf welche Art entkam der Leichnam?

Digitized by Google

Longinus: Kriegesmänner, gebet Zeugnis, bekennet alles, was vorgefallen ist!

Sango: Wir werden bekennen mit Recht und Wahrheit. Am zweiten Abend pflegten wir die Wache. Eine angenehme Stille herrschte bis zum glänzenden Morgen. Es erscholl ein durchdringender Blitz, Geister und alle Elemente bewegten sich um das Grab, und der Galiläer erstand! Und wir wurden betäubt, daß wir wie tot zusammenstürzten.

Trasso: Als wir uns bei Bewußtsein fanden, dann sahen wir zum Grabe. Es war leer. Siegel und Ringe waren unverletzt, aber der Leichnam war weg! Wir spähten die Gegend aus, aber nirgends war Verdacht zu finden.

Pilatus (zu den Hohenpriestern): Wie fandet ihr das Grab des Galiläers?

Kaiphas: Der Fels war vom Grabe, auch der Siegel gebrochen!

Annas: Auch waren Spuren, wie er weggetragen war.

Simalo: O, ihr abgefeimten Bösewichter! Wie könnet ihr uns dieses so frech unter die Augen sagen, zeigten wir euch nicht gleich bei eurer Ankunft, wie Siegel und Ringe noch unverletzt, wie wir sie von euch übernommen. Lähmt solches nicht eure Zungen, ihr scheint ja ganz des Sinnes beraubt!

Donas: Auch botet ihr uns Geld, um die Wahrheit zu verschweigen, um die Fortpflanzung eurer abscheulichen Handlungen zu befördern. Dann sollten wir angeben, wir wären im Rausch eingeschlafen, dann hätten die Jünger den Leichnam gestohlen.

Papper: Na, na, plappert nur alles raus, plappert alles, entsetzliches Geplauder.

Levi: Man möcht zerplatzen, 's bleibt nichts geheim! (zu Pilatus)? Acht der Herr nicht ihrer Bosheit, es war nur Untersuchung ihres Dienstes!

Papper: Weil sie noch an Rausch hatten, daß ihn der Kopf nicht stehen konnte, do hoben wir ihnen a Prob aufgestellt.

Longinus: Schweiget ihr ruchlosen, nichtswürdigen Menschen, die ihr eure schändliche Wollust mit dem Galiläer gestiftet habt und suchet uns in eures abscheuliches Gewebe zu bringen, um seine Gottheit zu verhehlen; so auch euch nun das nicht gelungen, so suchet ihr uns bei dem Herrn Statthalter, wie auch bei dem Volke eines Meineids schuldig zu machen. Wahrlich, wahrlich, gebe ich dieses Zeugnis, daß der Galiläer in eigener Person wirklich erstanden ist! Und werdet ihr es wagen, uns weiter zu verleumden suchen, dann soll das Feuer in vollen Flammen über euch ausbrechen.

Papper: Ach weih! Geh doch weg, geh doch weg, damit sie dich nit verbrennen!

Levi: Ach weih! Hehe! Die wollen Feuer anlegen, na, na, da werden Blasen werden.

Pilatus: Schweiget nun! Kein Mensch auf der ganzen weiten Erde, welcher so boshaft scheint, als ihr leichtsinnigen, grausamen Bösewichter. Mit schauervollen Blicken habe ich euren schwarzen Handlungen entgegengesehen, ihr suchet Ruhe zu zertrümmern, Bande der Liebe zu zerreißen, unschuldiges Blut zu opfern, dem nichts zu schändlich taugt, wenn nur

Digitized by Google

Wollust seine Nahrung dabei findet. Ich habe es vernommen und fühle die Tigerswut, die euch fort und fort aus eurem Munde rafet, um stets die Unschuld aufzuopfern. Grausame Taten! Ich seh noch mit Tränen die Wangen seiner Freunde benetzen, noch sehe ich sein Blut fließen, es raucht mit Qualm beladen empor und spricht in meinem Gefühle: „Du kannst nicht ruhn, du warst ungerecht, du hast lassen unschuldiges Blut fließen." Wehe, wehe daher euch! Mit zauberischen Gelüsten habt ihr mich hintergangen, ihr habt das Volk einem Heuschreckenschwarme gleich zu eurer Blutgier erwecket, damit sie den Tod des Nazareners am Kreuze zu sterben ausriefen. Wehe, wehe daher euch und euren Kindern! Ich werde dem Kaiser genau berichten, damit ich der Gefahr erledigt sei und ihr empfanget euren Lohn dafür!

Papper und Levi: Zeigs der Herr an, wem er will, auch dein Lohn kommt dir zur rechten Zeit dafür!

— — — — — — — — — — — —

Dasselbe Spiel mit kleineren Abweichungen besitzt das Deutsche Volksliedarchiv in Prag. Es wurde im Jänner 1925 von Dr. Johann Hille aus Wölmsdorf eingesandt, der es nach dem Vortrage eines 72 Jahre alten Mannes in Hilgersdorf, der in seiner Jugend mehrmals die Rolle des römischen Hauptmanns Longinus gespielt hatte, aufgezeichnet hat. Nach Angaben dieses Mannes und anderer Gewährspersonen berichtet Dr. Hille folgendes über die Aufführung des Stückes:

Die Teilnehmer des Spieles sammeln sich am Ostermorgen früh in Hilgersdorf, ordnen sich in einem Bauerngehöft und ziehen dann hoch zu Roß nach dem Kirchplatz in Lobendau und zwar in der nachstehenden Reihenfolge:

Der Prologus.
Longinus, römischer Hauptmann.
Vier römische Soldaten als Grabeswächter.
Zwei Engel.
Zwei Juden und die Hohenpriester Annas und Kaiphas.
Pilatus.
Suadi, ein Bedienter bei Pilatus.
Vier Musikanten.

In Lobendau wartete man, bis die Besucher des Gottesdienstes aus der Kirche kamen. Dann wurde das Stück zum ersten Mal auf dem Kirchplatz gespielt. Hierauf ritten die Spieler von Bauerngehöft zu Bauerngehöft und spielten in jedem Hofe, wofür sie von den Besitzern eine Geldspende erhielten. So ritten sie den ganzen Ostersonntag bis gegen Abend in den Dörfern des Lobendauer Kirchspieles herum und setzten dies am Ostermontag fort.

Wie beliebt diese Aufführungen waren, geht daraus hervor, daß man die Spieler auch nach anderen, entfernteren Dörfern bestellte, so z. B. einmal nach Röhrsdorf bei Hainspach. Auch bei dem bekannten Wallfahrtskirchlein auf dem Annaberge zwischen Lobendau und Hainspach wurde das Stück aufgeführt. Zu den Aufführungen strömten nicht bloß aus der

Digitized by Google

nahen und weiten Umgebung, sondern auch aus Sachsen stets zahlreiche Zuschauer herbei.

Über die einzelnen Aufführungen berichtet Dr. Hille unter anderm folgendes:

Die Darsteller reiten in den Bauernhof ein und stellen sich im Hofe in einem Kreise auf. (Diese kreisförmige Aufstellung ist auch beim Böhmerwäldler Volksschauspiel oft zu finden). Zuerst spielt die Musik, dann reitet der Prologus in die Mitte des Kreises und hält seine Ansprache, wobei er mit entsprechenden Bewegungen seines Säbels bestimmte Sätze unterstreicht. Nach seiner Rede reitet er wieder in seine Einteilung zurück — dies macht in der Folge jeder Spieler, der nur während seines Auftretens in die Mitte des Kreises reitet — und die Musik spielt ein Stück. Hierauf tritt Longinus auf, neben ihm die vier Soldaten. Die Auferstehungsszene wird folgendermaßen beschrieben: „Da sinken plötzlich der Hauptmann und die Wächter wie vom Blitz betäubt auf ihren Pferden zur Seite, die Wächter rufen noch, als die Betäubung eintritt: ‚Gnade, Götter, rettet!' Dann lehnen sie betäubt auf ihren Pferden, es ist der Moment, da Christus glorreich aus dem Grabe aufersteht." Hierauf erscheinen die zwei Engel und reiten in die Mitte des Kreises, wo sie zunächst ihr Lied singen.

Nach dem Auftritt zwischen den Wächtern und den Juden heißt es: „Die Juden und die zwei Hohenpriester reiten jetzt von den Soldaten weg und kommen — geführt von einem Bedienten (Suadi) — vor Pilatus. Die Juden nehmen ihre Hüte ab und wedeln mit denselben." Das Spiel wird mit einem Musikstücke abgeschlossen.

Über die Kleidung der Spieler macht Dr. Hille folgende Angaben: „Der Prologus trug einen weißen Federstutz auf dem Haupte und einen Säbel. Die Wächter trugen hinten und vorn einen Küraß, ferner jeder eine Lanze, ein Schwert und einen Helm; ebenso der Hauptmann Longinus, nur hatte dieser einen gelben Helm und Küraß, die Wächter aber einen schwarzen Raupenhelm und weißen Küraß. Die Juden waren im Kaftan, die Hohenpriester in der Priestertracht mit spitzigen Mützen. Pilatus trug eine rote Toga und runde Mütze und hielt den Richterstab in der Hand. Die Engel hatten gelockte Haare, weiße Gewänder und weiße Flügel. Sie wurden von jungen Burschen mit guten Singstimmen gespielt, wobei der eine Tenor und der andere dazu die zweite Stimme sang." G. J.

Paul

Einige Bemerkungen zur Verbreitung und zu den Formen des Namens im südwestlichen Böhmen

Von **Dr. Rudolf Kubitschek**, Pilsen

Das heurige Familienfest der Paulik in Obermoldau — durch meine Großmutter mütterlicherseits Maria Wollner, geborene Paulik, gehöre ich dieser alten Bauernfamilie an — gibt mir Anlaß zu den folgenden Bemerkungen über den Namen Paul und die vielen Namen, die auf Paul zurückgehen.

Digitized by Google

Paul ist als Vorname heute bei uns selten. In den später erschlossenen Waldgegenden kommt er nicht vor und klingt hier fremd; als diese Gegenden besiedelt wurden, war er wie viele andere alte Bauernvornamen schon im Aussterben begriffen. Der Name scheint in den südlichen deutschen Landschaften aus irgendwelchen Gründen schon längere Zeit nicht beliebt zu sein.

Früher einmal war der Vorname Paul sehr häufig. In älteren Aufzeichnungen begegnet er zumeist als Paule; wie Georgi und Galli ist auch Pauli wohl aus der kirchlichen Sprache ins Volk gedrungen.

Auf die Häufigkeit des Namens Paul im Volke weisen noch viele Hausnamen hin, die lautlich zu den Wörtern mit demselben Zwielaute — z. B. faul, Maul — gehören.

In den unteren Gegenden ist Bali mit halbkurzem, hellem a ein geläufiger Hausname; noch in Wallern kommt er heute einmal oder zweimal vor. Um Kalsching herum erscheint er als Bauli, Baulei, ba 's Bauleila.

In der Sablater und Winterberger Gegend, genauer in den alten Dörfern der früheren Herrschaft Winterberg, ist Paul als Hausname scheinbar unbekannt. Da auch Baulei hier selten vorkommt, muß der früher sehr beliebte Name in einem anderen Worte stecken. Ich vermutete ihn schon lange in den Hausnamen Baus, Bausl, Bausei, ba 's Bausala, die nur in den folgenden Dörfern erscheinen: Freiung, Gansau, Glashütten, Klösterle, Obermoldau (auch in dem nahen jüngeren Filz), Zeislitz in der Winterberger Gegend; Müllerschlag, Oberschlag, Repesching, Wihořen, Wolletschlag in der Sablater Gegend; endlich noch in Plahetschlag und merkwürdigerweise auch in Christianberg und Andreasberg; vielleicht noch da und dort vereinzelt, so soll z. B. in dem tschechischen Dorfe Javornik bei Bergreichenstein ein Haus u Bausů heißen.

Eine Durchsicht alter Bauernverzeichnisse in den meisten dieser Orte überzeugte mich von der Richtigkeit meiner Vermutung. Ein Beispiel für viele möge zeigen, daß das sicher alte Wort Baus — in der Steuerrolle 1654 erscheint in Müllerschlag ein Bauer Zykmund Paus — dem Namen Paul gleichzusetzen ist. In Obermoldau heißt im Volksmund ein Bauernhaus heute ba 's Schera-Bausn; bis 1726 war auf dem Hofe Peter Robl; nach dessen Tode heiratete sein Weib Maria den Paul Scherer, der den Besitz übernahm; 1742 war dieser Bauer noch auf dem Hofe; der Name blieb bis 1799, dann hießen die Bauern hier Sellner, seit einigen Jahren Macho.

Wie ist nun Baus aus Paul entstanden?

In einem Teile der Gegend — zwischen Kuschwarda und Winterberg — erscheint wie schon um Kalsching der im Donaubayerischen häufige Wandel des l in bestimmten Stellungen zu i; au bleibt vor l erhalten.

Paul wurde hier über Baui zu Bau wie faul und Maul, welche Wörter häufiger sind als die jüngeren fai und Mai. Möglich wäre nun eine Kreuzung der beiden Namen Bau und Baulus, wie früher der Name zumeist bei uns ausgesprochen wurde. Wahrscheinlicher aber ist die Entwicklung Paulus über Baulas, Bauls und Bauis mit lässiger Aussprache des l oder mit Schwund des i zu Baus.

Digitized by Google

Da der Name nicht nur in der Winterberger, sondern auch in der Sablater Gegend vorkommt, könnte man denken, daß das Gebiet, welches l in i übergehen läßt, einst größer gewesen sei; vielleicht hat auch einmal die Kalschinger Gegend dialektisch mit der Winterberger zusammengehangen.

Mit Balthasar hat das Wort Baus nichts zu tun: einmal ist der Name in der Gegend wie in den unteren Gegenden überhaupt selten, zum andern erscheint er in einigen Hausnamen regelrecht als Buisl, z. B. in dem tschechischen Dorfe Huschitz, und in dem Zunamen Poisl, welche Wörter auf Balsl zurückgehen. Beliebter ist Balthasar in den oberen Gegenden, z. B. in der Gegend um Neuern, wo es oft ba 's Bålsn oder Boalsn heißt.

In den älteren Orten zwischen Winterberg und Eisenstein kommt der früher beliebte Vor- und Hausname Paul als Bauli, Bole, Bâle, Boale heute selten vor, geläufiger ist er dann wieder in den oberen Gegenden.

Auf das Vorkommen des Namens Paul in früheren Zeiten weisen aber auch viele Zunamen hin: Paul, Paule, Pauli, Paulus usw.

Hieher gehört auch der Zuname Paulik.

Unsere ältesten Vorfahren, die aus Kellne am Kubani stammen, — natürlich sind nicht alle Paulik miteinander verwandt — wurden noch Paule geschrieben. Der Name Paulik ist wohl eine Art Kreuzung zwischen Pavlik und Paul; wir müssen für die Winterberger Gegend auch sonst ein eigenartiges Zusammenleben von Deutschen und Tschechen annehmen. Heute heißt es in Obermoldau ba 's Baulikn, aber Bauli-Hauns, Bauli-Berg, was wohl nur eine bequemere Aussprache ist.

In unserer bayerischen Nachbarschaft liegen die Dinge ganz so wie bei uns. Der Vorname Paul ist in bäuerlichen Kreisen sehr selten. Das gerade bei den Vornamen sehr ausführliche Bayerische Namenbüchlein von J. W. Eberl, 1858, nennt ihn überhaupt nicht. Die vorkommenden Hausnamen entsprechen unseren Formen: Baili, Baus, Bausenhof, Baisbauer usw. Die Zunamen sind ebenso häufig wie bei uns.

Bei unseren tschechischen Nachbarn dagegen war und ist der Name Pavel beliebt und verbreitet; wir haben ihn in vielen Um- und Weiterbildungen tschechischen Ursprungs übernommen.

Volksmedizin aus dem Schönhengstgau

Von **Dr. Richard Zimprich**, Olmütz

Der einfache Mann auf dem Dorfe, der Bauer und Feldarbeiter, der Waldhüter, kurz alle diejenigen, die viel näher dem Leben und Weben der Natur geblieben sind, die haben zur zünftigen Heilkunst des gelehrten Medizinmannes von der Universität noch nicht das rechte Zutrauen. Man holt erst dann den Doktor, bis alle andern Mittel versagt haben, noch nicht aber deshalb, weil man ihn für wirksamer hält, sondern mit dem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Hintergedanken, damit wir halt keine Nachreden hören von den Nachbarn, oder damit wir uns nicht Vorwürfe machen müssen, ein Mittel unversucht gelassen zu haben, aber helfen

Digitized by Google

wird er wohl auch nicht können". Und der Kranke denkt genau so wie die, die um ihn sind. Die Heilkunst des Volkes, der man noch auf Schritt und Tritt begegnen kann, wenn man sich nur ein wenig in dörfischen Lebenskreisen bewegt, und die als Erinnerung zu mindestens noch in vielen Redensarten und abergläubischen Vorstellungen des Stadtmenschen nachwirkt, kennt im wesentlichen dreierlei Methoden: Die Besprechung mit einem Heilsegen und andere Heilhandlungen und den Heilung bewirkenden Gegenstand, wie dies vor allem das Heilkraut ist. Oft geschieht es erst durch das Zusammenwirken aller Mittel, daß die gewünschte Wirkung eintritt. Auf eine erfolgreiche Anwendung sind jedoch Zeit und Ort von großer Bedeutung und mit Vorliebe werden die zauberoffenen Mitternachtsstunden gefordert und dazu die Kreuzwege, die Treffpunkte für heil- und unheilbringende Geister. An solchen Plätzen wachsen die kräftigsten Kräutlein alle bis auf eines, das gegen den Tod, und dort spricht sich am wirkungsvollsten der heilende Spruch.

Die Hüterinnen dieser Kenntnisse sind meistens alte Frauen, die sich mit Vorliebe selbst noch den Nimbus des Geheimnisvollen beilegen und oft gleichzeitig auch im Ruf stehen, das Zukünftige voraussagen zu können, mit welchen Mitteln auch immer das geschehen mag. Von ihnen wird wohl meistens auch die Diagnose gestellt und oft nicht einmal immer nur dann, wenn sie von dem Patienten selbst konsultiert werden, sondern vielfach auch in seiner Abwesenheit zu guten Freunden. Obwohl den Frauen die wichtigste Rolle zufällt in der Volksmedizin, wenn es gilt, auch mit den übersinnlichen Kräften Wirkungen zu erzielen, so bleibt den Männern die irdischere und nüchterne Aufgabe vorbehalten, verrenkte Gliedmaßen einzurichten — sie heißen auch Einrichter in der Volkssprache — und dazu erscheinen sie auch schon deshalb geeigneter, weil es dabei oft auch auf Kraftanwendung ankommt. Aber auch diese männlichen Kollegen arbeiten oft mit einer mehr oder minder geheimnisvoll aussehenden Salbe, die auf den Patienten einen vertrauenerweckenden Eindruck machen soll. Als heilkundig galten hier auch die früher so beliebten Bärentreiber, die von Zeit zu Zeit durch den Ort kamen, ihren Bären an der Kette mitführten und vor den neugierig drängenden Dorfbewohnern tanzen ließen.

Zu den dankbarsten Klienten, die den Rat der heilkundigen alten Frauen suchen, gehören die Mütter kleiner Kinder. Nichts ist leichter geschehen, als daß ein kleines Würmchen, das so hilflos in seinem Wagen liegt, von einem vorbeigehenden fremden Menschen angeschaut und dabei beschrien oder „beviſt" wird. Das „Beschrienſein" zeigt sich zuerst darin, daß das Kind unruhig wird, zu schreien beginnt und die Nahrung erbricht. Die besorgte Mutter, die wohl mit einem kleinen Schatz von Mitteln, einer Art volkstümlichen ersten Hilfe, von zu Hause ausgerüstet ist, tut, was dafür vorgesehen ist, sie nimmt die nasse Windel des Säuglings und wischt ihm kreuzweise über das Gesicht, und zwar nur von außen hinstreichend, oder sie wischt das schreiende Kind mit dem eigenen Hemd, wenn es sich halt tun läßt. In den leichteren Fällen tut das die gewünschte beruhigende Wirkung, tritt sie aber nicht ein, dann ißt das Kind nichts, nimmt ständig ab und bekommt schließlich die „Verzehrung". Da genügen auch die einfachen Mittel der Mutter nicht mehr und es muß die Hilfe einer Heilkun-

Digitized by Google

digen in Anspruch genommen werden. Diese stellt erst die Krankheit fest und sucht, ob das Kind wirklich beschrien ist. Dazu dient das Messen. Man gibt dazu in ein Gefäß drei Löffel Wasser. Die Löffel müssen ganz mit Wasser gefüllt sein und übers Kreuz gehalten werden. Aus dem Gefäß gießt man das Wasser in die Löffel zurück und schaut, ob das Wasser wiederum vollständig in die Löffel hineingeht. Bleibt Wasser übrig, so steht fest, daß das Kind wirklich beschrien wurde. Die Krankheit muß abgesprochen werden. Die heilende Frau begibt sich mit dem kranken Kind an einen Platz im Freien, von wo aus sie die Kirche sehen kann, und spricht über das Kind folgenden Spruch:

„Wir bitten dich, o heiliger Geist,
Gib dem Kinde Blut und Fleisch!
Gibst du ihm nicht Blut und Fleisch,
Nimms zu dir, o heiliger Geist!"

Dieser Spruch wird dreimal nacheinander gesprochen, nach jedem Mal macht man sich und dem Kinde das Kreuzzeichen und betet ein Vaterunser.

Es gibt jedoch nicht bloß ein Heilmittel für die Verzehrung, der eine schwört auf das Absprechen und der andere ist überzeugt von der Wirksamkeit einer anderen Heilungsart. Oft geschieht es auch, daß man von ein und derselben Person mehrere angeraten bekommt, denn nicht alle Naturen sind gleich und so verlangen sie auch verschiedene Heilmittel. Hat das Absprechen dem Kinde nicht Genesung und Ruhe bringen können, so muß die Mutter um Mitternacht, wenn die Turmuhr gerade zwölf schlägt, an einen Ort gehen, wo sich drei Wege treffen und muß dort einen Auswuchsknoten eines wilden Rosenstockes suchen, abschneiden und daheim dann dem Kinde unter das Kopfkissen legen. Das Kind muß auf diesen mitternächtlichen Gang mitgenommen werden und die Mutter muß auf dem Hin- und Rückweg beten. Weiß man, wer das Kind „berift" hat, so ist es gut, wenn man von der betreffenden Person ein paar Haare nehmen kann und diese zusammen mit „Berifkräutig" (Berufkraut) dem Kinde unter das Kissen legt oder zusammen verbrennt und das Kind beräuchert.

Schon aus diesen ersten Beispielen, die vom Heilen kranker Kinder handeln, kann man ersehen, wie die Schönhengster Krankheiten zu kurieren pflegten und es wohl auch heute noch tun, obwohl sich jetzt gerade zwei Welten treffen, die bestimmt sind, einander abzulösen und deshalb um ihren Platz noch kämpfen, die alte der Volksmedizin und die neue der Schulmedizin.

Die Heilkunst des Volkes weiß auch, daß Vorbeugen besser ist als Heilen, und so gibt es eine große Zahl von Vorschriften, was man meiden muß, damit man nicht von einer Krankheit befallen wird. Dies hängt aufs engste zusammen mit dem, was das Volk als Krankheitsursache bei den verschiedenen Leiden ansieht. Auch da zeigt es sich heute, daß wir bereits eine Übergangszeit aufnehmen und daß sich ältester Zauberglaube mit durchgesickerter Gelehrtenweisheit mischen, dazu noch mit einem dritten Bestandteil, den man als altes Erfahrungsgut bezeichnen kann. Wer nicht riskieren will, die Gesichtsrose zu bekommen, muß sich davor hüten, in die Windsbraut (Luftwirbel) zu geraten, und wenn jemand unverantwort-

Digitized by Google

licher Weise hinsieht, wenn einer die Notdurft verrichtet, so kann er darauf gefaßt sein, ein Gerstenkorn, genannt „Wirneckl", im Auge zu bekommen. Es berührt sich hier die Volksmedizin mit dem pädagogischen Aberglauben, in dem das Volk Krankheitsursachen als abschreckende Warnung ausspricht. So sagt man auch unartigen Kindern, die gerne lügen oder gar auf Erwachsene die Zunge hervorstrecken, daß ihnen davon auf der Zunge eine Kröte oder ein Frosch wachsen wird.

Zur allgemeinen Gesundheit gehört auch die ordnungsgemäße geistige Entwicklung, denn für den Bauer ist die leibseelische Einheit viel mehr als gegeben feststehend als für den, der durch intellektuelle Bildung hindurchgegangen ist. Hauptsache ist, daß der kleine Mensch klug wird und schlau, und so dürfen die Mütter kleinen Kindern, solange sie nicht ein Jahr alt sind, keinen Knopf annähen an das Jäckchen, das sie anhaben, oder sonst mit Nadel und Zwirn etwas ausbessern, denn da würden sie den Kindern den Verstand fest nähen und sie blieben dumm. Und dann später, wenn sie schon größer geworden sind und viele miteinander spielen, da schaut ein jeder darauf, daß nicht ein anderer über ihn drüber steige, denn auch davon bleibt man dumm, oder andere sagen auch, davon wächst man nicht mehr.

Aber manches läßt sich wieder gutmachen, denn dazu sind ja eben Mittel da. Wenn nun einer doch einen „Wirneckl" bekommen hat, so kann man ihn wieder loswerden, indem man durch ein Astloch schaut oder indem man ihn mit dem Trauring drückt. Die Gesichtsrose läßt sich heilen mit Beräuchern durch getrocknete Blüten der Pfingstrose, die auf glühende Kohlenasche gelegt werden. Dazu heißt es z. B. in Mähr.-Schönberg: Über dem Bett des Kranken ist ein Vogelbauer anzubringen, in dem ein Gimpel gefangen ist. Der Kranke muß nun dem Vogel selber das Futter hineinstellen. Dabei geht die Krankheit auf den Vogel über und die Krankheit erscheint dann als vollkommen geheilt, wenn der Vogel tot ist. Hat man ein Überbein (Iberba) bekommen, so hilft dafür das Aufbinden eines Geldstückes oder das Bestreichen mit einem Totenknochen, welches letztere dreimal, und zwar in Form eines Kreuzes geschehen muß; manche raten auch Schlagen mit einem Hammer. Zahnschmerzen, eine rechte Plage in der Zeit, da die Zahnpflege noch sehr im argen lag, vertreibt man dadurch, daß man in den kranken Zahn ein Mutterkorn einbeißt, oder indem man den Dampf von kochenden Kartoffeln darauf leitet. Gegen den Zahnwurm hilft Beräuchern mit Birkenrinde.

Manche Mittel müssen so angewendet werden, daß der Patient erst gar keine Ahnung von der ihm bevorstehenden Kur hat oder es soll gerade das heftige Erschrecken heilend wirken. Dies ist z. B. der Fall bei der Gelbsucht. Es geht ein solcher Kranker ganz ahnungslos auf der Straße oder er sitzt, wie es uns der jüngst verstorbene schlesische Heimatdichter Viktor Heeger beschreibt, nichts ahnend in einem vollgestopften Eisenbahnabteil, und da ereilt ihn schon sein Retter und spuckt ihm kräftig ins Gesicht; und das hilft. Die Bleichsucht kann man durch das Ohrenkratzen vertreiben, d. h. das Ohr der kranken Person wird mit einem scharfen Messerchen dreimal kreuzweis geritzt, u. zw. auf der Rückseite des Ohrläppchens. Bemerkenswert ist auch die volkstümliche Diagnose für hochgradige Bleichsucht;

Digitized by Google

solche liegt nämlich dann vor, wenn die Ohren schon „raspeln", d. h. so spröde sind wie Papier, wenn man darauf greift.

Bei Verletzungen mit einem rostigen Gegenstand, einem Nagel oder dergleichen oder auch wenn sich über einer Verletzung sogenanntes „wildes Fleisch" gebildet hat, legt man Kuhkot auf und für gewöhnliche Schnittwunden genügt ein recht dichtes und staubiges Netz einer Spinne. Angst vor Blutvergiftungen kannte diese Art zu kurieren nicht.

Eine rechte Plage für den Bauersmann oder den Waldhüter, der viel auf den Beinen ist, sind die Hühneraugen. Hat man ein solches, so suche man sich eine Krähenfeder und mit derselben ist das schmerzende Korn zu bestreichen, und zwar wiederum kreuzweise. Darnach muß die Feder genau wieder so hingelegt werden, wie sie angetroffen wurde.

Die neue Zeit bringt es aber mit sich, daß man auch schon über diese Mittel zu lächeln beginnt, zuerst natürlich in den Städten, wo ja schon nicht mehr viel von solchen alten Weisheiten zu erfragen ist, und daß man bald seinen Spott damit treibt und oft ganz witzige Parodien auf solche Heilmittel erfindet, die ihre Wirkungslosigkeit verspotten soll. Wenn sich einer über ein Hühnerauge beklagt, so sagt man ihm ein Mittel und rät ihm, mit roter Tinte einen roten Streifen darum zu machen, da wirds dann ein Gänseauge.

Die alte Volksmedizin war wirksam, solange ein Volk da war, das an sie glaubte. Die Erben sollten unsere Ärzte sein. Auch sie müssen um den Glauben, um das Vertrauen ihrer Patienten ringen, sonst sind auch ihre Mittel häufig unwirksam. Es ist da so wie mit den alten Göttern; sie halfen unseren Vorfahren im Kampf, diese alten Schlachtengötter, und in jeder Not, weil diejenigen, die sie aus sich herausstellten und zu Göttern machten, fest zu ihnen hielten. Der Geist hilft dem Körper dadurch, daß er ihm Schutzgeister und Helfer erfindet und der Körper darf von diesem Prozeß nichts ahnen; solange das so ist, kann ihm allezeit geholfen werden. Dies hört auf, wenn die Glaubensgrundlage zerstört wird und das menschliche Bewußtsein gewahr wird, daß endlicher Geist endliche Gottvorstellungen erzeugt hat. Werden also die Gelehrten, die der alten Heilweise den Boden entziehen, dem Bauern ein vollkommener Ersatz werden können? Bis das der Fall sein wird, ist der Kampf zwischen zwei Epochen entschieden zu Gunsten der neuen.

Eine feierliche Primiz

Von **Ignaz Göth**, Iglau

„Wegen einer Primiz soll man ein Paar Schuhsohlen zerreißen", sagt bei uns der Volksmund. Deshalb ist die Beteiligung an einem solchen Ereignis von Seite der Bevölkerung sehr groß.

Hat der Kleriker seine Priesterweihe empfangen, die meist an einem Apostteltag stattfindet, dann hat er auf dem darauffolgenden Sonn- oder Feiertag meist in seinem Heimatorte sein erstes hl. Meßopfer. Daheim wird ein Altar errichtet und dem Primizianten Gelegenheit gegeben, sich für sein erstes Meßopfer zu sammeln. Alles ist mit Myrte geschmückt; ist doch Hochzeit des Primizianten und es fehlt auch nicht die „kleine Braut", die auf

Digitized by Google

Der Altar
im Elternhaus

Der Primiziant mit
der „kleinen Braut"

Digitized by Google

Der Zug zur Kirche

einem Polster eine Dornenkrone trägt, symbolisch den harten Weg des Priesterdienstes darstellend. Alle Verwandten und Freunde finden sich im Hause ein, Glück wünschend dem neuen Diener des Herrn.

In feierlichem Zuge, begleitet von katholischen Vereinigungen und weißen Mädchen nehmen alle Geistlichen der Stadt teil, um den neuen Bruder feierlichst in die Kirche zu führen. Der Primiziant wird vom höchsten Geistlichen der Stadt oder einem Studienfreund begrüßt und in der „Hausansprache" auf sein hohes Amt verwiesen. Nachher kniet der Neupriester nieder und empfängt den Segen der Eltern, ferner den der anwesenden Geistlichen.

Mit Musik geht es nun zur Kirche, wo nach einem „Veni sancte" die Primizpredigt gehalten wird, die den Neupriester vor allen Versammelten auf sein neues Leben hinweist. Unter feierlicher Assistenz wird dann das Hochamt gehalten. Währenddessen empfangen Eltern, Geschwister und die nächsten Verwandten aus der Hand des Primizianten das Hl. Abendmahl. Nach Beendigung des Gottesdienstes erteilt er den priesterlichen Segen an seine Anverwandten und Freunde und während der nächsten Tage beim hl. Segen und Gottesdienste auch an alle in der Kirche Versammelten, wobei er ein geweihtes Bild mit der Widmung „Zum Andenken an das erste hl. Meßopfer des . . ." spendet.

Den Abschluß der Feier bildet eine Tafel, wo bei Ernst und Scherz die Zeit recht schnell vergeht*).

*) Vgl. auch die Antworten auf unsere 205. Umfrage.

Digitized by Google

Alt-Zlabingser Volksandachten

Von Prof. **Dr. Theodor Deimel**, Zlabings (Südmähren)

Es ist ein beredtes Zeugnis für den historischen Sinn einer Bevölkerung, wenn sich durch Jahrhunderte ein Brauchtum erhalten hat und noch immer trotz des Wandels der Zeiten Verständnis und Pflege findet. Ein solches Zeugnis gibt die Zlabingser Bevölkerung durch die Pflege eines religiösen Brauchtums in den sogenannten Zlabingser Volksandachten, die wegen ihrer innigen Beziehungen zur Heimatgeschichte einen ganz spezifischen Charakter besitzen. Wie die bei den einzelnen Andachten angeführten Entstehungszeiten bekunden, reichen die Anfänge zeitlich weit zurück und spiegeln sich in ihnen große Ereignisse wider. So, um nur einige anzuführen: die große Schlacht bei Jedenspeigen (1278), die Hussitenstürme, der 30jährige Krieg, die Pestzeit um 1689, der große Stadtbrand 1750, u. a. m. Aus diesen Gründen und aus dem reichen Segen, den diese Andachten auf Zlabings und Umgebung in ganz sichtbarer Weise herabgefleht, erklärt sich ihr Ursprung durch die tiefreligiösen Vorfahren und ihre ununterbrochene liebevolle und verständnisinnige Pflege durch so viele Jahrhunderte. Im nachstehenden seien diese Andachten in möglichst chronologischer Reihenfolge aufgezählt.

1. Die Bauern-Feuer. Der Ausdruck stammt von jenem Ausruf „Du, Bauer, Feuer!", als ein Hirte bei der wunderbaren Auffindung einer geraubten Hostie einen Bauer herbeirief, um ihm das Wunder zu zeigen. Die hier angedeutete Begebenheit war folgende: Als nach dem großen Ringen zwischen Ottokar II. und Rudolf von Habsburg in der Schlacht von Dürnkrut-Jedenspeigen die geschlagenen Truppen des Böhmenkönigs nach Böhmen zurückfluteten, geschah es, daß sich vieles Raubgesindel den Kriegern anschloß, das die Gegenden unsicher machte. So wurde auch in der Zlabingser Stadtpfarrkirche in einer Winternacht des Jahres 1279 ein verbrecherischer Einbruch verübt, bei dem unter anderem das Ziborium mit der Hl. Hostie geraubt wurde. Erst im Frühjahr 1280 erhielten die Zlabingser Kunde, wohin die Räuber die Hl. Hostie verschleppt hatten. Ein Hirte hütete dort, wo jetzt die Fronleichnamskirche (auch Hl. Geistkirche genannt) steht, seine Herden. Plötzlich sah er, wie die Tiere in die Knie sanken und aus einem Steinhaufen ein wunderbares Feuer aufging. Erschreckt rief er einem in der Nähe ackernden Bauer zu: „Du, Bauer, Feuer!" Beide verkündeten das Geschaute in der Stadt den Leuten, worauf sich Bürger und Geistlichkeit zur Stelle begaben und im Steinhaufen in einem wunderbaren Glanze die geraubte Hl. Hostie erblickten. Wie im Triumphzuge wurde die wiedergefundene Hostie in die Pfarrkirche zurückgetragen. Als die Prozession bei dem Festungstore der Stadt ankam, geschah etwas Wunderbares. Die Hostie war aus der Monstranz verschwunden. Bestürzt eilten Priester und Volk zurück und fanden zu ihrem größten Erstaunen die Hostie wieder in dem Steinhaufen. Als sich bei einem zweiten, ja sogar dritten Versuche, die Hostie in die Stadt zu bringen, das Verschwinden der Hostie wiederholte, glaubte der Priester darin eine Andeutung zu erkennen, daß über dem Steinhaufen eine Kapelle erbaut werden solle, was die Bevölkerung vom Herzen gerne und freudig gelobte. Und jetzt erst ließ sich die Hl. Hostie in die

Digitized by Google

Stadt übertragen. Die erbaute Sakramentskapelle wurde ein zahlreich besuchter Wallfahrtsort. Um 1436 wurde sie von den Hussiten zerstört, wobei der wunderbare Steinhaufen unversehrt blieb. An Stelle der zerstörten Kapelle wurde eine große gotische Kirche um 1478 erbaut, die heute noch steht. Die kirchlichen Wallfahrten, an welchen man sich von nah und fern überaus stark beteiligt, werden nach altem Brauch jedes Jahr am sechsten Sonntag nach Ostern und 19. Sonntag nach Pfingsten mit feierlichem Gottesdienste und großartigem Sakramentenempfange abgehalten. Sie heißen auch jetzt noch „Bauern-Feuer"[1]).

2. Pfaffenschläger-Jahrmesse. Zur selben Zeit, als die oben erwähnte Sakramentskapelle zerstört wurde (1431), wurde auch die im Zlabingser Wald gelegene Waldgemeinde „Pfaffenschlag" von den Feinden verbrannt, wobei sämtliche Einwohner bis auf einen Knaben, der auswärts weilte, in den Flammen umkamen. Der große Waldbesitz, der ursprünglich Pfarrbesitz war, ging später in Privatbesitz über. Die Mitglieder der „Pfaffenschläger-Waldgemeinde" feiern noch heutzutage den ehemaligen Kirtag als „Jahrtag" und wohnen mit ihrem „Richter" alljährlich in der Fronleichnamskirche der „Jahrmesse" bei, welche vom Zlabingser Pfarrer als ehemaligem Grundherrn und derzeitigem Mitbesitzer für alle lebenden und verstorbenen „Pfaffenschläger" aufgeopfert wird. Die Messe wird nach altem Brauch zu Martini gelesen. Am Abend wird beim „Pfaffenschlägerwirt" eine Tafel gehalten, wobei der „Richter" vor der offenen „Gemeindelade" einen Tätigkeitsbericht erstattet und die jährliche Neuwahl des Richters und des „Pfaffenschlag-Hegers" vornimmt.

3. Die Schützenkönig-Messe. Wie viele andere Städte Mährens besaß auch Zlabings das Privilegium des sogenannten „Vogelschießens" oder auch „Schützenkönig-Schießens". Das aus dem Jahre 1580 stammende Statut nennt dieses Schießen schon uralt und spricht vom „Bolzenschießen". Das Schießen fand ursprünglich unter großer Volksbeteiligung auf der „Vogelwiese" statt. Heute besitzt der Bürgerliche Schützenverein eine stattliche Schießstätte. Der beste Schütze wurde „Schützenkönig", die zweitbesten hießen „Rechts- und Linksmarschall". Der „König" wurde mit einer Schützenkette geschmückt und hatte bei dem Gottesdienste, besonders während der Pfingstfeiertage, an welchen das Schießen stattfand, den Vortritt vor dem Bürgermeister und den Räten.

4. Die Montserrat-Prozessionen. Jährlich finden am 15. August und am 8. September von Zlabings aus Prozessionen nach dem „mährischen" Montserrat bei Sitzgras statt. Der Ursprung der herrlichen Montserratkirche (im Volksmunde „Bergserrat" genannt) geht bis in die Zeit des 30jährigen Krieges zurück. Ein spanischer kaiserlicher Offizier, namens Bartholomäus Ritter von Tannazoll-Zill, der in der Schlacht vor der Schenkenschantz mit 13 Wunden schwer verwundet und hierauf wegen seiner Tapferkeit von Kaiser Ferdinand III. in den Ritterstand erhoben (1640) und gleichzeitig Besitzer von Wölking und Sitzgras und Kreishauptmann des Iglauer Kreises wurde, hatte eine Wallfahrt in seine Heimat zur

[1]) Vgl. Geschichte und Beschreibung der Fronleichnams-Kirche in Zlabings. Von Prof. Dr. Theodor Deimel. 1927.

Digitized by Google

wunderbaren Muttergottes von Montserrat gelobt. Nach seiner Genesung erbaute er zum Danke hiefür auf der Anhöhe seines Besitzes eine Kapelle (1650). An Stelle der Kapelle wurde zwischen 1712 und 1716 von dem damaligen Pfarrer von Sitzgras Mathias Engelbert Sissenbeck, Dechant, mit Unterstützung des Fürsten Philipp Erasmus von Lichtenstein und des Grafen Deblin von Althart eine große Kirche erbaut, die später unter Kaiser Josef II. aufgehoben wurde. Das Gebäude zerfiel und aus den Ruinen erbaute unter unsäglichen Mühen der Kaplan und spätere Pfarrer Josef Springer in den Jahren 1858 bis 1865 die derzeitige herrliche Wallfahrtskirche wieder[2]).

5. Sebastiani-Prozession. Dieselbe wird alljährlich am 20. Jänner als Bittprozession über den Unteren und Oberen Stadtplatz gehalten, die Schlußandacht wird beim ehemaligen Sebastiani-Altar (jetzt Herz-Jesu-Altar) verrichtet. Sie stammt aus der Pestzeit 1689, die auch in Zlabings einige Opfer gefordert hatte. Zwei weitere Statuen des Hl. Pestpatrones befinden sich in der Spital- und Fronleichnamskirche.

6. Das Sankt-Anna-Beten. Die schon 1262 erwähnte Spitalkirche besitzt an der Außenseite in einer Nische eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Holzstatue der Hl. Anna, eine sogenannte „Selbdritt" (Hl. Anna mit dem Jesukind und Hl. Maria als Kind). In der Kirche steht ein Anna-Altar, vor dem durch acht Tage eine Abendandacht vom Anna-Tag angefangen gehalten wird. Bei zwei großen Bränden blieb die Anna-Statue verschont.

7. Das Maria-Schnee-Beten. Als 1677 die Fronleichnamskirche die vielen Wallfahrer nicht mehr fassen konnte, wurde an der Nordseite der Kirche ein Zubau aufgeführt, der am 16. Juli 1677 vom Olmützer Weihbischof Graf Bräuner eingeweiht wurde. In der Galerie des neuen Baues wurde eine Kapelle zu Ehren Maria-Schnee errichtet. Das alte, in einem prachtvollen Barockrahmen befindliche Gnadenbild befindet sich derzeit in der Spitalkirche. In der Oktave von Maria-Schnee wird alljährlich eine Andacht abgehalten, die zu den beliebtesten Volksandachten gehört.

8. Die Stadtbrand-Prozession. Zur Erinnerung an den großen Stadtbrand, bei dem 1750 die Hälfte des Oberen und Unteren Stadtplatzes abbrannte, wird alljährlich eine Bittprozession am 27. März durch die Stadt abgehalten.

9. Floriani-Beten. 1783 wurde auf dem Oberen Stadtplatz ein großes steinernes Wasserbecken (Stadtbrunnen) mit einer lebensgroßen Statue des Hl. Florian aufgerichtet. Am Floriani-Tag, 4. Mai, geht eine Prozession in die Fronleichnamskirche, wo am Floriani-Altar (1730 von der Stadtgemeinde errichtet, herrlicher Fresko-Altar) eine Hl. Messe gelesen wird. Sodann zieht die Prozession in die Stadt zum Stadtbrunnen, vor dem die Floriani-Litanei gebetet wird. Durch acht Tage wird die Andacht abends fortgesetzt. Früher wurde auch ein musikalisches Ständchen im Vorraume (Hausflur) des gegenüberliegenden Hauses aufgeführt.

---

[2]) Vgl. die Montserratkirche-Festschrift aus Anlaß des 60jährigen Jubiläums der Wiedererbauung (1865—1925) von Prof. Dr. Theodor Deimel. 1925.

Digitized by Google

10. Das Philumena-Beten. Auf dem oben angeführten Floriani-Altar der Fronleichnamskirche befindet sich in einem großen, herrlichen Barockschrein eine liebliche Holzplastik, darstellend die Hl. Märtyrerin Philumena auf dem Sterbebette. Zu Ehren dieser viel verehrten Heiligen wird vom 13. August an durch acht Tage eine ebenfalls sehr gut besuchte Andacht gehalten. Am Philumentag wird vor dem Bilde der Heiligen eine Hl. Messe gelesen.

11. Das Johanni-Beten. Um 1750 wurde vor den Toren der Stadt neben dem Altbach eine Kapelle zu Ehren des Hl. Johannes von Nepomuk errichtet. In und vor der Kapelle wird vom 16. Mai an ebenfalls durch acht Tage eine Andacht abgehalten.

12. Die Herberge-Andacht. Diese ist allerdings erst neueren Datums, erfreut sich aber einer außerordentlichen Beliebtheit. Sie besteht im wesentlichen darin, daß zu Ehren der Herberge suchenden Muttergottes durch neun Tage vor Weihnachten abwechselnd in neun Häusern vor einem die Herberge suchende Muttergottes darstellenden Bilde eine Andacht gehalten wird. Jede Hausmutter empfängt unter Gebet das Bild und verspricht, Maria in ihrem Hause über eine Nacht Herberge zu gewähren. Sodann stellt sie das Bild auf einen festlich gezierten Hausaltar. Diese abendliche Volksandacht hat etwas ungemein Rührendes und bildet eine sinnige Einleitung zum Hl. Abend[3]).

— — — — — — — — — — — — — — —

Manche andere Andachten werden nicht mehr in der früher üblichen Weise gehalten, bestehen aber immerhin noch, z. B. die Wallfahrt zum Kloster bei Neubistritz am Dreifaltigkeits-Sonntag, die Wallfahrt nach Kirchwidern bei Datschitz. Sie werden nicht mehr zu Fuß, sondern heutzutage per Autobus oder Bahn gemacht.

Die Kunstblumenerzeugung Nordböhmens

Von **Hertha Zabel**, Nixdorf

Im äußersten Norden unseres Heimatlandes Böhmen liegt unmittelbar an der deutschen Reichsgrenze, rings von Wäldern umschlossen, das kleine Städtchen Niedereinsiedel. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts war Einsiedel ein kleines Grenzdörfchen mit 1300 Einwohnern. In den Jahren von 1900 bis 1914 nahm die Einwohnerzahl in erheblichem Maße zu und auch viele moderne Bauten entstanden. Dieses Blühen und Gedeihen hatte die Gemeinde der dort ansässigen Kunstblumenerzeugung zu verdanken.

Nach geschichtlichen Forschungen des Dr. Alfred Meiche aus dem reichsdeutschen Grenzstädtchen Sebnitz steht es fest, daß die Anfänge der Kunstblumenindustrie in Sebnitz am Beginn des 19. Jahrhunderts zu suchen sind. Als Wiege der nordböhmischen Kunstblumenerzeugung gilt unumstritten das kleine Städtchen Nixdorf in Böhmen. Leider ist es der Forschung bisher noch nicht gelungen, endgültig festzustellen, wie eigentlich dieser Industriezweig in Nixdorf bekannt wurde.

[3]) Vgl. Die Herberge Mariä von Prof. Dr. Theodor Deimel. Wien. 1896.

Digitized by Google

Von einer nicht ganz zuverlässigen Überlieferung wird ein weibliches Mitglied einer wandernden Schauspieletruppe als Lehrmeisterin in dieser Kunst bezeichnet. Ob diese Frau mit der Dresdner, aus Frankreich eingewanderten Blumenmacherin Frau Mouton in Beziehung zu bringen ist, läßt sich ebenfalls nicht nachweisen. Bisher wurden immer die Nixdorfer Familien Maria Liebsch, Kündiger, Hesse, Pilz und Emanuel Endler zu den ersten gezählt, die sich mit der Herstellung künstlicher Blumen beschäftigten. In der Familiengeschichte des Herrn Josef Fischer Edlen vom Röslerstamm in Nixdorf, aufgezeichnet 1862, fand ich jedoch unter Berichten über die Metallwarenerzeugung folgende Bemerkung: „. . . . . ein Geselle Hindorfs (das war ein Drechsler, welcher die Holzbüchsen für die sogenannten Etuimesser machte) namens Bienert, heiratete die Tochter des Postboten Zabel, eine berühmte Blumenmacherin, die den Impuls zu der späteren ausgedehnten Blumenfabrikation in Nixdorf und Umgebung gab." Ich glaube, daß diese Tatsache den übrigen Erfahrungen ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, zumal da Dr. Meiche einen gewissen Biener, der allerdings der Schwiegersohn des alten Kündiger sein soll, als ersten Erzeuger der Höhlmaschinen bezeichnet, in denen Rosenblätter und ähnliches durch Eindrücken mit einem Holz- oder Eisenstempel ihre konkave Gestalt erhalten. Da nun der Schwiegersohn des Postboten Zabel, Bienert, ein Drechslergeselle war und seine Frau von Herrn Fischer als berühmte Blumenmacherin bezeichnet wird, wäre es immerhin möglich, daß dieser Bienert und Biener ein und dieselbe Person sind. Wieweit das nun stimmt, bleibt einer weiteren allerdings nicht allzu leichten Forschung überlassen, da nämlich die Hauptanhaltspunkte, die Kirchenbücher von Nixdorf, beim Kirchenbrande 1842 vernichtet wurden.

Zunächst wurden nun die Blumen vor den Kirchen und Wallfahrtskapellen verkauft, bald aber trugen die Männer die Blumen im Hausierhandel ins Land hinaus und vor allem auch ins nahe Sachsen.

Erst hatten sich nur wenige Familien mit der Kunstblumenerzeugung beschäftigt, später jedoch betrieben einzelne das Gewerbe in größerem Maßstabe. Frauen und Mädchen wurden in und außer dem Hause zu Hilfsarbeiten herangezogen. Eine eigentliche Fabrik wurde in Nixdorf jedoch nicht gegründet, obwohl sich die Blumenmacherei über die ganze Herrschaft Hainspach ausgebreitet hatte.

Da im Jahre 1834 der neue Zolltarif in Kraft trat und Österreich nicht dem deutschen Zollverein angehörte, wurde die Einfuhr nordböhmischer Blumen nach Sachsen sehr erschwert. Zunächst versuchte man den Einfuhrzoll zu umgehen und brachte die Blumen durch Schleichhandel auf Paschersteigen nach Sebnitz. Aber trotz der Blüte des Paschergeschäftes konnte die nordböhmische Blumenindustrie nicht gerettet werden. Einzelne Blumenmacher mieteten daher in Sebnitz Räumlichkeiten, in denen sie ihre Waren anfertigten. Sie beschäftigten zum größten Teile ihre eigenen Landsleute, die entweder täglich oder jeden Montag früh nach Sebnitz kamen und Samstag wieder nach Hause gingen. Diese Deutschen aus Nordböhmen wurden von den Sachsen als Eindringlinge betrachtet, wobei sich auch die Glaubensgegensätze bemerkbar machten. Unter jenen ersten Blumenarbeitern, die vor 90 bis 100 Jahren nach Sebnitz kamen, befand

Digitized by Google

sich überdies auch viel unehrliches Volk. Man konnte oft das Scheltwort „böhmisches Blumenmensch" hören und noch bis in die jüngste Zeit wurden wir Deutschen in Böhmen von den Sachsen immer etwas scheel angesehen und so halbverächtlich als die „Biehmen" bezeichnet.

Bald aber wurden ganze nordböhmische Familien in Sebnitz ansässig und erwarben sich auch die sächsische Staatsbürgerschaft. Allmählich widmeten sich auch die Sebnitzer selbst der anfangs so verachteten Kunstblumenerzeugung. In Einsiedel beschäftigt man sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls mit der Erzeugung künstlicher Blumen, während sich in Nixdorf die Metallindustrie immer mehr entwickelte und die Blumenmacherei fast ganz verdrängte. Niedereinsiedel stellt nun in der Kunstblumenerzeugung die Metropole im tschechoslowakischen Staate dar und hat auch wie die Schwesterstadt Sebnitz in Sachsen Weltruf im Außenhandel erlangt.

Die ersten und einfachsten Kunstblumen bestanden aus Papier und wurden mit der Schere ausgeschnitten. Im Laufe der Zeit wurden dann die Blumenbestandteile und Blätter mit entsprechenden Eisenformen ausgestanzt und diejenigen, welche die Ausschneidearbeiten mit der Hand ausgeführt hatten, mußten den Maschinen weichen. Während man erst sowohl die Blumen selbst wie auch die Blätter aus Papier herstellte, so wurden sie später infolge ihrer vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten als Hutschmuck und zu Dekorationszwecken auch aus Baumwollstoffen, Batist, Samt und Seide hergestellt. In neuester Zeit verfertigt man auch Blumen aus gefärbtem Leder, Cellophan und Wachstuch. Als verwandte Artikel werden auch künstliche Schmuckfedern hergestellt. Die Veredelung der Kunstblumen machte rasche Fortschritte, so daß sie sich heute in bezug auf Farbtöne und künstlerische Ausführung kaum von den natürlichen Blumen unterscheiden. Die verschiedenartigsten Verwendungsmöglichkeiten sind wohl jedem bekannt und besonders in der Damenmode ist ihre Anwendung recht vielseitig.

Ich will nun ganz kurz den Werdegang der Erzeugung verschiedener Gattungen von Kunstblumen darstellen.

Das Material, aus dem die Blumen hergestellt werden, (Papier, Baumwollstoff, Samt, Seide, Plüsch, Leder usw.) wird in mehreren Lagen auf einen Block aus hartem Holz gespannt und dann mit Ausschlageisen und Holzhämmern, sogenannten Blumeneisen, ausgeschlagen. Die einzelnen Blätter kommen nun zum Färben. Dort erhalten sie ihre verschiedenen Farbtöne und Schattierungen. Auf diese Arbeit muß große Sorgfalt verwendet werden. Die einzelnen Blätter werden aber nur bei kostbaren Stoffen zur Herstellung schattierter Blüten gefärbt. Bei der Anfertigung einer größeren Menge einfärbiger Blumen und Blätter werden die verwendeten Stoffe auch in ganzen Stücken gefärbt und gelangen so in die Stanzerei. Das geschieht zum Beispiel mit den Blättern für die rosa Rosen, die himmelblauen Vergißmeinnicht, die eigelben Dotterblumen oder den roten Klatschmohn usw. Das Färben geschieht größtenteils mit Anilinfarben, die in Spiritus gelöst und mit Wasser gemischt werden. Nach dem Färben kommen die Blätter auf Sieben in die Trockenöfen oder in den Trockenraum. Nach dem oft nicht ganz einfachen Trockenvorgang werden die Blät-

Digitized by Google

ter teils gepreßt, teils erhalten sie mit erhitzten Eisen die verschiedenen Wölbungen und Änderungen, wie sie eben die Natur verlangt. Die einzelnen Blätter werden nun an den Staubgefäßen befestigt und an Drahtstiele gebunden. Diese Stiele bestehen aus geglühtem Draht und werden mit Seide maschinell umsponnen oder mit Papier umwickelt. Das Vereinigen der einzelnen Bestandteile geschieht ebenfalls durch Umwickeln mit ganz dünnem Papier. Diese Arbeiten wie das Verbinden einzelner Blumen zu Sträußen, Ranken und Kränzen, je nach ihrer Verwendungsart, wird als Heimarbeit im ganzen Bezirk und noch darüber hinaus bis in die Böhmisch-Kamnitzer Gegend betrieben. Wenn die Frauen und Mädchen die fertigen Blumen wieder in die Fabrik schaffen, so bezeichnet man das als „Heimtragen" oder im Volksmund als „Heimtroon".

Früher bildete die Erzeugung der Blätter noch einen selbständigen Zweig der Kunstblumenindustrie. Heute stellt sie der Erzeuger selbst her und nur die Staubfäden-Knippelerzeugung und die Blumendrahtumspinnerei bilden heute noch eigene Unternehmen.

Einen selbständigen Zweig bildete früher auch die Erzeugung künstlicher Früchte. Jetzt ist aber dieser Teil ebenfalls der Kunstblumenerzeugung einverleibt. Man unterscheidet Watte- und Hohlfrüchte. Die Wattefrüchte werden aus Baumwoll- oder Zellstoffwatte auf einer Früchtedrehmaschine geformt. Dann werden sie gestielt, gespritzt, schattiert und bestäubt. Die Hohlfrüchte werden über einer Aluminiumform durch Eintauchen in eine Masse hergestellt.

Die Kunstblumenerzeugung, die eine ausgesprochene Exportindustrie ist, stand besonders in den Nachkriegsjahren in höchster Blüte. Seit 1929 ist aber ein ständiger Geschäftsrückgang zu bemerken, der sich erst im Jahre 1934 um ein Weniges gebessert hat. Der Rückgang der Industrie ist zum größten Teil auf die Konkurrenz in Deutschland, Frankreich, Österreich, Belgien und auch Japan zurückzuführen. Auch in Amerika und England, die immer die Hauptabnehmer der nordböhmischen Kunstblumen waren, sind schon eigene Fabriken gegründet worden. Die nordböhmischen Blumenerzeuger müssen die meisten Rohstoffe aus fremden Staaten einführen, besonders aus Deutschland, und können daher infolge der hohen Zölle und Devisenschwierigkeiten die Ware nicht so billig liefern wie zum Beispiel Deutschland selbst.

Im deutschen Nordböhmen beschäftigen sich 150 Firmen mit der Erzeugung künstlicher Blumen, Blätter, Früchte und anderer verwandter Artikel. Zur Zeit guten Geschäftsganges wurden insgesamt ungefähr 4000 Innen- und 6000 Heimarbeiter beschäftigt. In den letzten Jahren mußten einige Betriebe ganz oder viele teilweise stillgelegt werden. Dennoch aber ist bei den Blumenarbeitern die Not bei weitem nicht so drückend wie bei den Metallarbeitern des Niederlandes.

Auf Grund der Statuten der Genossenschaft, in der die Firmen zusammengeschlossen sind, haben die Gewerbetreibenden die Pflicht, für den gewerblichen Nachwuchs Sorge zu tragen. In ihren Betrieben müssen außer Hilfsarbeitern noch Lehrlinge beschäftigt werden, die sich den vorgeschriebenen Lehrlings-, Gesellen- und Meisterprüfungen zu unterziehen haben.

Digitized by Google

Seit dem 1. September 1934 besteht in Niedereinsiedel eine gewerbliche fachliche Fortbildungsschule für Blumenmacher und Modistinnen. Diese entstand aus der gewerblichen Fortbildungsschule, die ursprünglich 15 Gewerbe in sich schloß. Um den Ausbau der Schule hat sich der Niedereinsiedler Oberlehrer Josef Herzig, der zugleich der Leiter der Fortbildungsschule ist, große Verdienste erworben. Er scheute keine Mühe und Arbeit, um den Unterricht möglichst lehrreich und praktisch zu gestalten. Gegenwärtig zählt die Schule 2 Klassen mit 30 Lehrlingen. Der Unterricht ist größtenteils Fachunterricht (Werkstättenunterricht). Die Lehrlinge werden mit den Hand- und Maschinenarbeiten für die Herstellung künstlicher Blumen, Blätter und Früchte vertraut gemacht. Der Lehrplan sieht dann noch die kaufmännischen Fächer (gewerbliches Rechnen und Geschäftsaufsätze), Bürgerkunde, Warenkunde und Gesundheitslehre vor. Die Schule besitzt 5 Lehrkräfte, von denen 2 Meisterlehrer den praktischen Fachunterricht in einem eigenen Werkstättensaal, der mit den neuesten Maschinen ausgestattet ist, erteilen. Außerdem stehen den Schülern der Zeichensaal und zwei Lehrzimmer der Bürgerschule zur Verfügung. Die erste Ausstellung der Schülerarbeiten, im Sommer 1935, zeigte einen schönen Erfolg, der von den Kunstblumenerzeugern diesseits und jenseits der Grenze anerkannt wurde.

Die drei Brünnelein

Märchen aus Fundstollen in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche

Es waren einmal Zeiten, damals haben auch noch die Könige in hölzernen Schlössern gewohnt, und damals hat irgendwo eine wilde Königsfrau gelebt, die hat die kleinen Kinder nicht leiden können. Sie hatte ein eiskaltes Herz im Leibe. In der ganzen Umgebung ihres Schlosses haben die Mütter ihre Kinder vor ihren Nachstellungen verstecken müssen, denn sie hat sie von ihren Knechten zusammenfangen und im Schloßteiche ersaufen lassen. Ihr Mann war ein guter alter König, und der hat ein feuerheißes Herz gehabt und hat machtlos ihrem Treiben zusehen müssen; denn sie allein hat im ganzen Hause das Regiment geführt.

Und wie zu ihrem Ärger und wie zu ihrem Trutze hat sie im neunten Monat nach der Hochzeit unser Herrgott mit Drillingen beschert. Es waren das drei Mägdelein, so schöne Kinder, wie es in ihrem Lande noch keine gegeben hat. Der gute alte König hat eine große Freude gehabt, hatte er doch in seinem Alter ein Land von drei Königreichen zu regieren gehabt und hat so bei sich gedacht: „Es werden sich schon drei Eidame für meine drei Königskinder finden, und jeder wird mit seinem Lande, das er als Brautgeschenk mitbekommen wird, zufrieden sein können." Die wilde Königsfrau war aber anderen Sinnes, sie hat wegen dieser Bescherung vor Zorn geweint und hat ihre drei Kinder nicht einmal nach der Geburt angeschaut.

Der gute alte König hat sich nun mit seinen drei Königskindern berühmen wollen und hat alle seine Nachbarn und Verwandten zu einem großen Taufschmaus eingeladen. Aber zum Abhalten ist es gar nicht ge-

Digitized by Google

kommen, denn die wilde Königsfrau hat noch in der letzten Nacht vor dem großen Feste die älteste Dienerin im Schlosse zu sich befohlen und hat ihr den strengen Befehl gegeben, sie soll die drei Königskinder verstohlen im nahen Walde wo wegschaffen und zum Zeichen ihrer Tat soll sie ihr von jedem Kindlein die kleinste Fußzehe abhacken und mitbringen. Diese alte Dienerin war eine Hexe, die aber noch ein besseres Herz hatte wie die wilde Königsfrau. Sie hat nun die drei Königskinder in ein Zipfeltuch eingewickelt und hat sie in den nahen, dichten Wald mit einem Zauberbesenstiel getragen, auf einen Platz, wo sie sie hat umbringen sollen. Wie sie dort ausgepackt hat, so haben die drei Kinder auf einmal so lieblich gelacht, daß sie es nicht hat können über ihr Herz bringen, ihnen das Ärgste anzutun. Sie hat ihnen nur die kleinen Fußzehen abgeschnitten und hat sie dreimal mit dem Zauberbesenstiel berührt und sie so auf zwanzig Jahre zu drei Brünnelein auf dem Platze verwunschen. Sobald sie nun das Zauberwort, das nur die Hexen allein kennen, ausgesprochen hat gehabt, so plätscherten auch schon aus drei Brünnelein nebeneinander drei Bächlein, die dann durch den Platz, durch den Wald und auch bei des Königs Schloß vorbeigeflossen sind, so daß sich der gute alte König darüber sehr gefreut hat. Hätte er es aber gewußt, daß es seine drei Königskinder sind, so hätte er nur aus den Bächlein trinken müssen, so wären sie erlöst geworden. Und was die alte Dienerin im Walde gemacht hat, das hat ein alter Jäger aus dem Nachbarlande belauscht und diese Begebenheit in sein Notizbüchlein eingeschrieben.

Am anderen Tage, als man dem guten alten König gemeldet hat, daß man seine drei Königskinder aus dem Schlosse weggetragen hat und sie nirgends findet, so ist sein feuerheißes Herz auf immer zersprungen; und das hat ja die wilde Königsfrau gewollt, denn sie hat keine Kinder mehr haben wollen. Sie hat jetzt die drei zurückgebrachten Fußzehen je in ein goldenes, silbernes und elfenbeinernes Kästchen legen und diese gut versiegeln lassen und hat diese dann in ihrer Schlafkammer vor das Himmelbett auf je ein Tischlein gestellt. Aber was ist nun geschehen? — Schon in der ersten Nacht hat sie über jedem Kästlein ein Lichtlein brennen sehen, und wie sie nun diese hat auslöschen wollen, da hat sie hintereinander drei Kinderstimmen weinen und klagen hören: „Wir haben eine Mutter mit kaltem Herz, unser Vater ist gestorben vor Schmerz!“ — Umsonst hat sie ihre Ohren zugestopft, umsonst hat sie lassen im ganzen Lande Messen lesen, diese Klagen hat sie auch in der zweiten und auch noch in der dritten Nacht gehört und dann sind die Stimmelein verstummt und die Lichtlein ausgelöschen. Da ist die wilde Königsfrau töricht geworden, ist mit den drei Kästlein in den Wald gelaufen und hat dort in jedes Brünnlein eines geworfen, ohne zu wissen, daß diese ihre verzauberten Kindlein sind. Und wie sie dann nach Hause gekommen ist, da hatten schon alle ihre Diener das Schloß geräumt, alles war leer und wüst, und sie hat drei Leuchter, einen goldenen, einen silbernen und einen elfenbeinernen auf den Tisch gestellt, Kerzen gesteckt und diese angezündet. Und wie sie das getan hat, da ist sie in einem lichten Augenblick zum Gebete niedergekniet und ist zu Stein geworden.

Das Land mit den drei Königskindern hatte nunmehr keinen guten alten König, keine Erben, nur die versteinerte wilde Königsfrau im Schloß.

Digitized by Google

Die Leute haben auch bald alles vergessen, denn in das Schloß hat sich niemand mehr hineingetraut, auch in den Wald nicht, auch auf den Plan nicht, wo die drei Brünnlein ihr klares Wasser gespendet haben und von Jahr zu Jahr auf ihre Erlösung gewartet haben. Und nach Jahren hat man nur von einem Zauberwald und von einem Märchenschloß erzählt.

So sind dann also neunzehn Jahre vergangen und nur allein der alte Jäger aus dem Nachbarlande und die alte Dienerin haben sich auf alles erinnern können, jener, weil er alles in sein Notizbüchlein aufgeschrieben, und diese, weil sie das Böse ausgeführt hatte. Jener Jäger hatte aber auch drei Söhne, Drillinge, gehabt und diese haben es bis zu ihrer schönsten Jugend zu nichts bringen können.

Eines Tages hatte er dann alle drei auf die Wanderschaft in die weite und breite Welt geschickt und dem Jüngsten hat er sein Notizbüchlein zum Andenken mitgegeben, um es aber nur in der größten Not zu öffnen. So haben sie also von ihrem alten Vater Abschied genommen und haben sich auch gleich aufgemacht. Am Abend sind sie schon dann zu einem anderen Walde gekommen und haben sich alle drei unter einem Baume schlafen gelegt. Der Jüngste, der vom Marschieren am müdesten war, ist auch gleich eingeschlafen, und da haben sich die zwei anderen verstohlen besprochen, daß sie ihn stehen lassen, er wäre ja auf der Wanderschaft noch zu schwach und sie werden auch nicht für ihn in der Welt arbeiten. Wie gesprochen, so getan — und sie machten sich auch gleich auf und davon.

In der Früh, wie er ist dann erwacht, da hat er gleich bemerkt, daß ihn seine zwei Brüder in Stich gelassen und auch noch bestohlen haben. Umsonst hat er jetzt da geweint, und hat er nicht zugrunde gehen wollen, so hat er auch weiter wandern müssen. So ist er dann gegen Abend zu einer einsamen Hütte gekommen. „Sehr gut", hat er gedacht, „vielleicht wohnt jemand da und gibt mir was zwischen die Zähne und zeigt mir den nächsten Weg zurück zum Vater." Wie er so denkt, da ist er über einen großen Stein gestolpert und wie er dann zu sich gekommen ist, da stehen vor ihm zwei schwarze Wölfe und versperren ihm den Weg in die Hütte. Da spricht der eine: „Ach, Brüderlein, bleib' von der Hütte entfernt, sonst ergeht es dir noch so wie uns beiden, deinen zwei Brüdern, die dich verlassen und bestohlen haben. Uns hat eine alte Hexe in jene Hütte gelockt, bewirtet, dann mit einem Zauberbesenstiel geschlagen und in schwarze Wölfe verwandelt. Wir müssen jetzt ihre elende Hütte bewachen." — Wie leid es ihm auch um seine zwei Brüder war, er hat aber ihren guten Rat nicht befolgen können, denn der Hunger und der Durst war zu groß und auch hat er bei sich gedacht: „Es wird schon auch mit dir wie sein!"

So ist er dann also in jene Hütte eingetreten und die zwei schwarzen Wölfe sind ihm nachgekommen. Von der alten Hexe wurde er schön empfangen, sie hatte nur schöne und süße Worte für ihn, doch in ihrem Herzen hatte sie auch schon sein Schicksal besiegelt, auch er hat sollen ein schwarzer Wolf werden. Sie hat ihm auch bald viel Gutes vorgesetzt, und er hat auch gleich angefangen, gut einzupacken, hatte aber auch immer ein Auge auf die Alte gerichtet, die bald mit dem Besen zu hantieren angefangen hat, um ihn verstohlen damit zu schmucken (schlagen). So hat er dann rechtzeitig den Schlag aufgefangen, hat dann den Besen verkehrt und ihr selber

Digitized by Google

mit dem Stiel einen tüchtigen Hieb versetzt. Wie das geschehen war, war sie auch schon in eine pechschwarze Kitzen verwandelt und er hat dann so auf sie geschrien: „Nun heraus mit dem Zauberwort, um meine zwei Brüder zu befreien!" Am Anfange hat sie sich ganz taub und stumm gestellt, wie er ihr aber noch mit einem Hieb gedroht hat, da ist sie klein geworden und hat so gesprochen: „Du mußt nur dreimal mit dem Besenstiel auf ihre Häupter schlagen, dann sind sie wieder Menschen." Wie sie gesagt hat, so hat er auch getan und die zwei älteren Brüder hatten ihre Menschengestalt wieder. Nun haben sie die alte Hexe so gelassen wie sie war und sie haben sich wieder auf den Weg gemacht; aber der Jüngste mit dem Zauberbesen.

Wie sie dann so viele Tage und Nächte gemeinsam gewandert sind und einander gelobt haben, sich nicht mehr zu verlassen, da sind sie in eine Stadt gekommen, die mit einem großen, dicken Wald umgeben war und aus welchem drei Quellen geflossen sind. Dort sind sie in ein Wirtshaus eingekehrt und haben aus einem Liede erfahren, daß in dem dicken Walde ein verwunschenes Schloß steht und daß dort irgendwo drei Königskinder verzaubert schlafen müssen und keinem Menschen wäre es noch nicht gelungen, sie zu erlösen. Als nun der Jüngste das vernommen hatte, da hat er sich gleich aufmachen wollen, um dort sein Glück zu versuchen, hatte er doch einen Zauberbesen mit. Seine zwei Brüder haben durchaus nicht mitgewollt, sie haben von der Zauberei schon genug gehabt.

So hat er sich dann am nächsten Morgen, mit dem Zauberbesen ausgerüstet, auf den Weg gemacht und ist auch bald zum Schloßtor gekommen und dieses haben drei Wachsoldaten behütet, aber keiner hat sich gerührt. Da hat er dreimal mit dem Besenstiel auf das Tor geklopft und dieses hat sich aufgemacht. Wie er sich dann im Schloßhofe alles angeschaut hat, da war alles eine Wüstenei. Da ist er in das erste Gemach getreten, und da war alles aus Elfenbein und auf dem Tisch war allerlei Gutes zum Essen. Da hat er sich sattgegessen und ist dann in das zweite Gemach getreten, und da war alles aus Silber, auch noch das Bett, und darin hat er dann geschlafen bis in die Früh und ist dann in das dritte Gemach getreten. Da war alles aus Gold, auch der Tisch, auf welchem drei Leuchter, einer aus Elfenbein, der andere aus Silber und der dritte aus Gold, gestanden haben, und darin steckten drei brennende Kerzen, davor kniete eine schwarzgekleidete Frau mit einem Rosenkranz in der Hand. Er hat ihr den christlichen Gruß geboten, aber sie hat ihm nicht geantwortet, sondern nur mit dem Haupte genickt, so daß er mit ihr gar nichts hat reden können. Das hat ihn zuerst sehr verdrossen, doch hat er sich gedacht: „Warte nur, auch du wirst noch reden lernen!"

Jetzt ist er das ganze Schloß ausgegangen, hat nirgends in den Gemächern, Ställen, Gärten eine Mutterseele gefunden, nur in der Gruft unten einen steinernen Sarg, darauf stand der Name des guten alten Königs. Er hat jetzt den Namen des Königs in sein Notizbüchlein einschreiben wollen und da hat er dann jene Stelle gefunden, die sein Vater im Walde aufgezeichnet hatte. Er hat jetzt gelesen, gelesen, und hat sich auch gleich seines gedacht und ist schnell, sehr schnell in den Wald gelaufen, und so ist er dann auf jenen Plan gekommen, wo die drei Brünnlein, die verzauberten drei Königskinder, waren. Und es war dies auch schon die

Digitized by Google

höchste Zeit — und würde diese Zeit verpaßt, so dauert die Verzauberung wieder so lange — denn mit dem heutigen Tage sollte das zwanzigste Jahr erfüllt werden. Wie er dann mit dem Besenstiel die drei Brünnlein berührte, da hören diese auf Wasser zu spenden, da hören sie auf zu plätschern und vor ihm stehen gleich drei liebliche Jungfrauen, die ihm nicht genug für die Erlösung danken können. Er hat sie auch gleich in das Schloß geführt, und wie sie dort ankommen, erwachen die drei Wachsoldaten. Diese schickt er um seine Brüder. Er hat die Jungfrauen jetzt aus einem Gemach in das andere geführt, und wie sie dann in das dritte, in das goldene gekommen sind, da haben sie von der wilden Königsfrau nur ein Häuflein Asche gefunden und auch die Kerzen im elfenbeinernen, im silbernen und im goldenen Leuchter waren erloschen, und wie er mit ihnen dann in die Gruft gestiegen ist, da haben sie im steinernen Sarge das Herz des guten alten Königs dreimal vor Freude klopfen gehört.

Wie dann seine zwei Brüder angekommen sind, da wurde Hochzeit gemacht. Er hat die jüngste Königstochter mit dem goldenen Gemache und mit dem größten Königreiche bekommen, und die zwei anderen teilten sich dann mit dem Rest, mit dem silbernen und elfenbeinernen Gemache und den zwei anderen Ländern. Doch auch sie wurden glücklich und zufrieden und vielleicht sind sie es auch heute noch, wenn sie noch leben, ja leben ohne den Zauberbesen, den sie am Hochzeitstage verbrannt haben.

Sollte aber noch jemand auf jene drei Kästlein aus Gold, Silber und Elfenbein mit den kleinen Fußzehen der drei Königskinder neugierig sein, so kann er diese auch heute noch auf jenem Plane suchen gehen, wo einst die drei Brünnlein waren, in welche diese die wilde Königsfrau versenkt hat; denn man hat sie dort vergessen und sie sollen jedermann Glück und Zufriedenheit bringen.*)

Kleine Mitteilungen

Die Dorfleier von Hohenfluß

Sie wird verschieden überliefert. Jeder, der die Dorfleier**) kannte, begann sie mir mit einem anderen Anfang zu erzählen. Außer den Bauerngrundbesitzern werden darin auch andere Personen angeführt; ein Bauerngrund aber ist ganz weggelassen. Eine Fassung lautet:

Der Jächer tut of de Hosen lauern,
On Lienes konn schiejne Haisle mauern. —
De T . . . . . M . . . . is a alder Geier,
On Nennwich mocht die Schuh zu teier. —
De Riedolen schent sich Tog on Nocht,
Bei Richarden honn se an Hohn om Doch. —
Bei Veiten is der Kendermorkt,

*) Aufgezeichnet nach der Erzählung meiner Schülerin K. Fitzel, bzw. ihres Großvaters aus Fundstollen im Jahre 1935.

**) In Süddeutschland meist unter dem Namen Ortslitaneien oder Nachbarreime verbreitet, im Schönhengstgau gewöhnlich Dorfrollen genannt.

Digitized by Google

Bei Meck Franzn assen se Botter on Quork. —
Hubert hot a schiejnes Haus,
Bei . . . . . siehts wie a ar Sch . . . hett aus. —
Wolf Eduard hot an kromme Gang,
On . . . . . hängt men Weib om Strang. —
Kopp Franz es em Ejberort,
Kopp Korle hot an Knebobort. —
Eim Gerecht hon se zwei schiene Pfaar,
Ei der Mell kemmts Gald em Wosser har. —
Bei Wolfn schenke se Bier on Wein,
De Mell Marie well a Freilin sein. —
R . . . . . reckt ne O . . . . zum Gieboloch raus,
On Weicho denkt, 's is a Fladermaus. —
De ebere . . . . . in is a nette Fraa,
Die niedere is a Drakfaa.
(Hier fehlen zwei Zeilen.)
Bei Koschn hon se schiene Streich,
Bei Ziechopauern is 's Tutenreich.

Abweichungen, meistens aus älteren Fassungen:

Der Jächer melkt de grine Kuh,
On Lienes hot fürn Pusch ka Ruh. —
Pietzo es der Binnejud,
On Riedo hout an zerressenen Hut. —
Klameth hot zwei schiene Pfaar,
Ei der Mell kemmts Brujt mem Wosser har. —
Bei Faulhammern es de Ziecholorv (Ziegelschlägerei),
Kosch Seff stieht em Mettodorf. —
Wolf Richard hot a klänes Weib,
De Wenterin is allän gescheit. —
Kopp Franz hot an Knebobort,
Kopp Korle setzt em niedern Ort. —
Faul-Ferdinand hot a gruße Kuh,
On Faulfranz gett ne Weib nemmer Ruh. —
Bei Sch . . . . . hon se a lompisch Haus,
Bei Sch . . . . . komme die nokicha Krabeßle raus. —
Koschper Korle hot a deckes Weib,
L . . . . . F . . . . hots ihr verkeilt. —
Bei Wolfm wird dos Biesse sauer,
On Langer Eduard is der Maschinepauer.

Von den derzeitigen Besitzern ist eine ähnliche Dorfleier nicht bekannt, die oben angeführte Fassung scheint keine Nachfolgerin mehr zu erhalten.

Prag (Klein-Mohrau i. M.) Franz J. Langer.

Der Hejmann mit der Hacke

Sage aus der Umgebung von Luditz

An einem langen Winterabend der „heiligen Nächte" war vor Zeiten in einem Hause des Dorfes Neboseďl die übliche „Rockenstube". Die Mägde

Digitized by Google

spannen und die Knechte erzählten. Um 11 Uhr nachts begaben sich alle aus der Stube auf den Hof in die sternhelle kalte Winternacht. Da erscholl von den Höhen des Buschwaldes der allen wohlbekannte Ruf des „Hejmannes". Vor Scheu und Schrecken horchten alle still auf, nur ein verwegener Knecht rief zum Buschwald „Hej, hej!" empor. Daraufhin stürzten alle entsetzt der offenen Haustüre zu, denn der „Hejmann" ergrimmt, wenn sein „Hej, hej"-Ruf aus dem Munde eines anderen erschallt. Alle erreichten den Hausflur und auch der verwegene Schreier konnte als letzter die Haustüre innen erfassen, um sie zuzuziehen. Da schlug auch schon die von den Höhen des Buschwaldes geworfene, nie das Ziel verfehlende Hacke des „Hejmannes" von außen in die Haustüre und warf sie ins Schloß. Längere Zeit brauste ein Sturmwind um das Haus, der an Türen, Fenstern und am Dachboden heftig rüttelte. Alle im Hause hatten sich verkrochen, hielten den Atem an und wagten erst lange nach Sonnenaufgang das Haus zu verlassen. Die Hacke des „Hejmannes" hatte die schwere, benagelte Haustüre durchschlagen und war dann in seine Hand zurückgesprungen.*)

Gratzen. Augustin Galfe.

Brautgebet

„Grüß Gott, ihr geehrten Kammerjungfern und Kammerfrauen, und alle, die hier versammelt sind. Holla, holla! Ist die ehr- und tugendhafte Jungfrau hier, so macht auf die Tür und überlaßt sie mir! Ich bin ein gesandter Bote von meinem Herrn Bräutigam und bin geschickt vor diese Kammer, um die ehr- und tugendhafte Jungfrau Braut zu suchen und zu finden. Ich nehme sie von ihrer schneeweißen Hand und führe sie in das Zimmer, wo sie den elterlichen Segen erhält. Von dort führ' ich sie nach Tutz zur Gottesstelle des Heiligen Michael. Dort werd' ich sie dem Priester überstatten und verbinden lassen mit dem Stolaband in den Ehestand. Bevor wir diesen Weg antreten, möcht' ich noch alle Freunde, besonders ihre Feinde bitten, sie sollen der ehr- und tugendhaften Braut nichts Schlechtes nachreden und nachwünschen, denn vor schlechten Nachreden und Nachwünschen kann man bei Gott dem Herrn kein Glück finden. Holla, holla! Ist die ehr- und tugendhafte Jungfrau Braut hier, so macht auf die Tür und überlaßt sie mir!"

— — — — — — — — — — — — — —

Diesen Hochzeitsspruch habe ich im Jahre 1931 durch Herrn Lehrer Franz Warta aus Zemschen bei Weißensulz, gegenwärtig in Schlaggenwald bei Elbogen, aufzeichnen lassen. Der in dem Brautgebet angeführte Ort Tutz liegt 2 Kilometer von Zemschen entfernt. Ähnliche und anders lautende Fassungen von Brautgebeten finden sich bei John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, 2. Auflage, 1924, Seite 134ff.

Chodau. Richard Baumann.

*) Diese Sage zeigt deutlich, wie sich Züge des Hejmanns (= Hagmann, Waldmann) mit dem des wilden Jägers vermischen.

Digitized by Google

Das Osterschießen

Das Osterschießen (vgl. unsere Umfrage Nr. 336) ist bei uns heute noch üblich. In meinem Geburtsorte Grasseth bei Falkenau a. d. E. wurde es besonders feierlich begangen. Vor Sonnenaufgang zogen am Ostersonntag wir Burschen mit einer Musikkapelle durch das Dorf und dann auf den „Hübel", der das Dorf überragt. Dort spielte die Musik das Osterlied „Seht, auferstanden ist der Herr" und die Burschen schossen aus Gewehren, meist alten Vorderladern, was das Zeug halten wollte. Daß gelegentlich ein diensteifriger Gendarm keinen Spaß verstehen wollte, machte für uns das Osterschießen nur um so schöner, denn wir jagten ihn den Ostersonntag vormittags im Laufschritt dorfauf dorfab, weil wir bald hier, bald da schossen. Mit einem Gewehr schießen durfte man erst, wenn man unter die Burschen zählte, doch kam man auch als Junge nicht zu kurz, weil die Jungen mit Schlüsselbüchsen knallten. Zu Schlüsselbüchsen eigneten sich besonders gut die großen Hohlschlüssel von den alten Truhen. Als Schlagbolzen verwendete man einen Nagel, dem die Spitze abgefeilt war, und geladen wurde die Schlüsselbüchse mit den Zündköpfchen der Schwedenzünder. Geschossen wurde auch am Ostersamstag abends und am Sonntag früh beim Palmstecken auf den Feldern. Das Abspielen des Osterliedes und der „Tagkrawall" (Tagreveille) werden in Grasseth heute noch gehalten, das Schießen ist allerdings spärlicher geworden, weil heute der Besitz einer Schußwaffe ohne Waffenpaß stärker verfolgt wird. Auch bei den Buben sind die Schlüsselbüchsen abgekommen. Dafür schießen sie heute mit „Karbidbüchsen". Eine Blechbüchse mit durchlochtem, aufgepaßtem Deckel wird mit Karbid gefüllt und dann Wasser dazugeschüttet. Zündet man nun das am Loch ausströmende Gas an, so wird der Deckel mit dumpfem Knall fortgeschleudert.

Auch in Königswerth machte die Musik bisher immer „Tagkrawall". Im Jahre 1935 verlangte sie dafür von der Gemeinde 50 Kč, was aber nicht bewilligt werden konnte und dies mit Recht, denn einen alten Brauch darf man wohl auch ohne Entlohnung pflegen. Deshalb unterblieb der Weckruf.[1])

Königswerth. Adolf Horner.

---

[1]) Sonst wird das Osterschießen, besonders der Kinder, die sich dabei leicht Verletzungen zuziehen können, vielfach von den Behörden verboten. So brachte z. B. die Rumburger Zeitung vom 7. April 1936 folgende Notiz:

Rixdorf. (Verbot des Osterschießens. — Ostersingen.) Die Behörden bringen in Erinnerung, daß das sogenannte Osterschießen mit Böllern, Kapseln usw. strengstens verboten ist und die Eltern für ihre Kinder haftbar sind. — Das Stadtamt macht darauf aufmerksam, daß für das Ostersingen in der Osternacht ausnahmslos eine amtliche Bewilligung erforderlich ist, die Vereinen, Korporationen usw. vom Stadtamte erteilt wird, wenn es zu Gunsten wohltätiger Zwecke geschieht. Die Polizei ist angewiesen, in der Osternacht das Ostersingen zu kontrollieren und gegen Sänger oder Sängergruppen, die sich nicht mit der Bewilligung des Stadtamtes ausweisen können, die Anzeige zu erstatten. Jedes Ostersingen für private Zwecke ist daher untersagt.

Anm. der Schriftleitung.

Digitized by Google

Das Semmelspiel

Meine Jugend- und Studienzeit verbrachte ich in Proßnitz, das bis etwa zum Jahre 1892 eine deutsche Gemeindeverwaltung hatte.

Kaum hatten sich die Schultore hinter uns Buben zugemacht, waren wir einige Jungen gleich zur Stelle und sannen auf neue Spiele. Das beliebteste Spiel meiner Jugendzeit war das Semmelspiel. Dazu brauchten wir eine „Semmel" und ein „Palester". Erstere war ein etwa 10 bis 15 cm langes, auf beiden Seiten kegelförmig zugespitztes, 2 bis 3 cm dickes, oder ein ebenso großes schiefkantartiges Stück Holz. Dann ein Palester, ein ungefähr 50 bis 60 cm langes und 5 bis 6 cm breites Brettchen, das als Schlagholz diente. Der Spielplatz war gewöhnlich die Straße. In einem Kreis von gewöhnlich 1.50 bis 2 m Durchmesser wurde in die Mitte ein Stein als Malzeichen gelegt, an den das Schlagholz gelehnt wurde. Jetzt wurde gelost, wer zu den Schlägern und wer zu den Haschern gehören soll. Zum Losen wurde entweder das Schlagholz, an dessen einer Seite ein Malzeichen (Kreuzchen, Punkt oder ähnliches Erkennungszeichen) aufgemalt war, oder ein „Kreuzer" verwendet. Nach Feststellung der Seite, welche für jede der beiden Gegner entscheidend war, wurde das Schlagholz oder die Münze — je nachdem, was benützt wurde — in die Höhe geworfen. Die „Adler" waren gewöhnlich die Schläger. Jubelnd traten die Schläger zum Malkreis, während die Fänger einige Schritte davon entfernt waren.

Eine Schlagholzlänge galt als 1 Punkt und beide Parteien wetteiferten um die meisten Punkte.

Das Spiel begann. Der erste Schläger trat in den Kreis, berührte dreimal mit dem Palester den Stein (das Malzeichen), stemmte den Palester, an dem die auf der Spitze stehende Semmel angelehnt war, an den Kreisumfang. Verstreut standen die Hascher da und warteten gespannt auf den Wurf, um womöglich die Semmel abzufangen. Gelang es, dann war der Spieler als Schläger abgetan. Im anderen Falle schlug er mit dem Schlagholzende auf die Spitze der Semmel und suchte sie noch damit in die Weite zu treiben. Nur dreimal darf er die Semmel berühren, wobei er beim ersten Anschlagen das Wort „Semmel", beim zweiten „bist" und beim dritten „frei" ruft[1]). Kein Schlag darf wiederholt werden. Den Haschern ist es nicht gelungen, die Semmel abzufangen. Nun muß der Schläger angeben, (schätzen), wie groß die Entfernung in Palesterlängen ist. Er sagt z. B. 60. Wenn ihm das die Hascher glauben, dann hat die Schlägergruppe 60 Punkte und der zweite Spieler tritt nun an. Anders ist es aber, wenn den Haschern die Strecke etwas kürzer vorkommt. Da muß gemessen werden. Ist sie beispielsweise nur 59 Schritte, dann hat der Schläger verloren und muß austreten und warten, bis alle Spieler seiner Gruppe „abgetan" sind; denn da werden die Hascher zu Schlägern und die Schläger Hascher. Fehlten ihm vielleicht nur etwa 5 cm der Palesterlänge und kann er dieses fehlende Stück in seinen Mund stecken, dann darf er, bis die Reihe an ihn

[1]) Ursprünglich zählte man bei jedem Schlag mit den lateinischen Wörtern semel (einmal), bis (zweimal) und ter (dreimal). Das Zahlwort semel wurde später nicht mehr verstanden und zu einer „Semmel". Anm. der Schriftleitung.

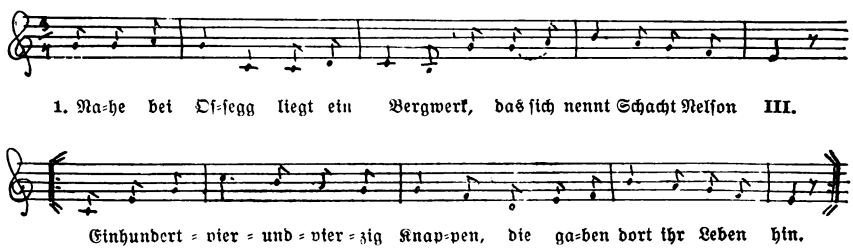
Digitized by Google

kommt, wieder weiter spielen. Schätzte der Schläger nach dreimaligem Anschlagen die Strecke vom letzten Niederfall bis zum Kreisumfange z. B. mit 65 Längen, dann hat er auch verloren, da er ja die 5 Längen nicht in den Mund stecken konnte.

Poschkau. Franz Götz.

Das Lied vom Unglück im Nelsonschacht

Als Beispiel für die rasche Verarbeitung in volksliedartiger Form und Verbreitung sei folgendes Bänkelsängerlied erwähnt, das das Bergwerkunglück im Nelsonschacht bei Ossegg behandelt und von mir im September 1935 in Sternberg in Mähren aufgezeichnet wurde, wo es Straßensänger zur Laute sangen. Es soll nach ihren Angaben von Osseggger Arbeitern stammen.



2. Es war am Abend um halb fünfe,
Der Steiger fuhr den Schacht hinein,
Um seinen Kameraden „Glück auf" zu wünschen,
Ehe das Unglück da geschah.

3. Rettet euch, Brüder, ihr seid verloren,
Rettet euch, Brüder allzumal!
Schlagende Wetter sind ausgebrochen,
Darum lebt wohl, mein Weib und Kind!

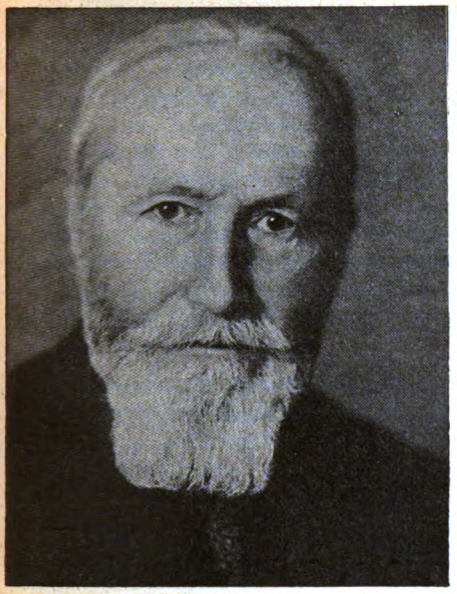
4. Vor dem Tore steht 'ne Mutter,
Faltet die Hände zum Gebet:
„Vor zwei Jahren war's mein Gatte,
Heute ists mein einz'ger Sohn."

5. Auf dem Friedhof steht ein Mädchen,
Hebt die Hände zum Himmel empor:
„Gestern begrub man meinen Vater,
Heute ist meine Mutter tot."

6. Neunzehnhundertvierunddreißig
War für Ossegg ein Unglücksjahr.
Darum Glück auf, ihr tapfern Knappen,
Merket euch wohl Schacht Nelson III.

Sternberg. Oskar Bernerth.

Digitized by Google



Dr. Anton Wallner

Arbeitsausschuß durch seinen Vorsitzenden G. Jungbauer, der den Tätigkeitsbericht erstattete, und durch seine ordentlichen Mitglieder Univ.-Prof. Dr. G. Becking und Professor Dr. J. Hanika vertreten. Die Jahressitzung des deutschen Arbeitsausschusses hatte bereits am 27. Feber stattgefunden. Derzeit wird der Druck der 7. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwald" beendigt, womit der I. Band der großen Sammlung abgeschlossen wird.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Mit 1. Jänner 1936 hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Berlin den Aufbau dieses Zentralarchivs beschlossen. Es ist nach den bisherigen Schätzungen mit einem allmählichen Eingang von rund 150.000 Sagen, Märchen, Schwänken und anderen Volkserzählungen zu rechnen.

Zum Wuldalied. Unsere Abhandlung über die Entstehung des Wuldaliedes wurde unter anderm auch im Brünner Tagesboten vom 28. Jänner 1936 in gekürzter Fassung gebracht. Das Lied selbst hat mittlerweile noch weitere Verbreitung gefunden. In dem vom Budweiser Domkapellmeister Ludwig Schmidt stammenden Satz wurde es bei einem Chorkonzert der deutschen Staatslehrerbildungsanstalt und des deutschen Männergesangvereines Smichow in Prag am 26. März unter großem Beifall vorgetragen. Wir bringen heute die Bilder des Dichters Dr. Anton Wallner und des Tondichters Alois Milz.

Staatsanstalt für das Volkslied. Bei der Jahressitzung am 28. März war der deutsche

Alois Milz

Digitized by Google

Die Sammelarbeit haben zumeist die Arbeitsstellen des „Atlas der deutschen Volkskunde" übernommen. Die tschechoslowakische Arbeitsstelle des Zentralarchivs steht unter der Leitung G. Jungbauers. Sie ersucht schon jetzt, die große Arbeit des Aufbaues eines einheitlichen Zentralarchivs der deutschen Volkserzählung durch Einsendung von Sagen, Märchen, Schwänken usw. zu fördern und damit auch den Aufbau eines Archivs der sudetendeutschen Volkserzählungen zu unterstützen. Denn ein Durchschlag von allen Volkserzählungen, die auf den zur Verfügung gestellten Aufnahmeformularen verzeichnet werden, bleibt bei der Prager Arbeitsstelle, so daß auch hier in Zukunft die Möglichkeit geboten wird, auf Grund des reichen und gut geordneten Stoffes wissenschaftliche Arbeiten durchzuführen. Nähere Mitteilungen folgen im nächsten Heft unserer Zeitschrift.

Höritzer Passionsspiele. Sie finden in diesem Jahre vom Pfingstsonntag bis 6. September an allen Sonn- und Feiertagen mit Ausnahme des Fronleichnamstages statt. Die Spielleitung liegt in der Hand Hans Multerers.

Prager Rundfunk. Die deutsche Sendung brachte am Karsamstag eine Hörfolge „Tod und Auferstehung" von G. Jungbauer mit Proben aus den Höritzer Passionsspielen.

Sonderbare Buchbesprechungen. Die Stuttgarter Zeitschrift „Der Auslanddeutsche", auf deren Buchbesprechungen man bisher stets großen Wert gelegt hat, bringt seit einigen Monaten Besprechungen der volkskundlichen Neuerscheinungen des sudetendeutschen Gebietes, die oberflächlich, falsch und schlecht sind, weil der Verfasser mit dem volkskundlichen Stoffgebiet sehr wenig vertraut ist. Dabei leben im Deutschen Reiche genug Sudetendeutsche, die Fachleute sind und dieselbe Aufgabe ausgezeichnet leisten könnten, z. B. Univ.-Prof. Dr. Schier in Leipzig, Dr. H. Micko in Berlin u. a.

Nachträge. Zur Scherzdichtung über die deutschen Städte Böhmens, die zum Teil auf S. 36 (Auskünfte) des letzten Heftes abgedruckt war, sandte Dr. O. F. Scheuer (Wien) einen Ausschnitt aus einer Druckschrift von 1878, der das ganze Gedicht enthält und wo angeführt wird, daß es aus der „Bürgerschule" übernommen wurde. Tatsächlich findet sich auf S. 320 der pädagogisch-didaktischen Zeitschrift „Die Bürgerschule" vom Jahre 1878 (3. Jahrgang) das volle, 16 Strophen umfassende Gedicht mit der Überschrift:

Böhmen. (Geographisches.) Von befreundeter Seite erhielten wir nachfolgendes Gedicht, das wir den Lehrern der Geographie nicht vorenthalten wollen.

Als Verfasser zeichnet ein „Chevalier Dumani" mit der Angabe: „Komotau, 1878." Vielleicht läßt sich feststellen, wer sich hinter diesem Decknamen verbarg. —

Zum Schwank von dem sich blind stellenden Ehemann (Jahrgang 1935, S. 19, 81, 178) teilt Marie Maschek (Holeischen) zu dem auf S. 178 veröffentlichten Seitenstück mit, daß der Spruch um Komotau lautet:

„Riedacker macht mich wacker,
Bier und Brot, das ist mein Tod."

Digitized by Google

Zum Worte „Riedacker" bemerkt J. Maschek, daß dieses Unkraut früher eine wichtige Heilpflanze, insbesondere bei Pferdekrankheiten, war.

Nach einer Einsendung von A. Brosch (Eger) lautet der Spruch, den der Mann absichtlich seiner Frau sagt:

„Röiäcka, der macht mi wäcka;
Semm'l u Milch, döi töidet mich.
Böia u Bräut is goua mañ Toud."

Die Frau gab nun ihrem Manne nicht mehr so schlechte Kost wie „Röiäcka", sondern Semmel und Milch, ferner Bier und Brot. Davon wurde der früher schwächliche Mann sehr stark und prügelte schließlich sein liebes Weib. Zu „Röiäcka" (= Flohknöterich, Polygonum persicaria) bemerkt A. Brosch, daß man in Notzeiten wahrscheinlich auch diese Pflanze zu einem spinatähnlichen Gericht verwendet hat.

Lippls „Pfingstorgel". Der Aufsatz Dr. Rudolf Kubitscheks „Die Quelle von Lippls Pfingstorgel" im Jahrgange 1935 unserer Zeitschrift hat Aufsehen erregt, da das Volksstück „Die Pfingstorgel" heute eines der am meisten aufgeführten deutschen Bühnenwerke ist. Auf Grund des unwidersprochen gebliebenen Aufsatzes konnte Kubitschek eine Sühne verlangen. Nach langen Verhandlungen kam nun, wie Kubitschek bekanntgibt, eine freundschaftliche Vereinbarung zustande: Das Stück wird in der Tschechoslowakei mit Angabe der Quelle aufgeführt; Lippl stellt Kubitschek einen Betrag von 5000 Kč zur Verfügung, der an arme Schulkinder und alte Holzhauer und Glasmacher des Böhmerwaldes verteilt wird; Kubitschek erklärt, gegen die Handlungsweise Lippls ferner nichts einzuwenden und keinerlei Forderungen zu stellen. Der Erfolg ist, wie Kubitschek weiter mitteilt, auch dem Herausgeber unserer Zeitschrift mitzuverdanken, der den Aufsatz seines Freundes und langjährigen Mitarbeiters ohne das geringste Bedenken aufgenommen hatte.

Die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das von ihm geleitete Seminar für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag hatten im Wintersemester 1935/36 einen Stand von 339 Hörern. In die Vorlesungen „Deutsches Brauchtum" und „Volksheilkunde" waren 143, bzw. 144 Hörer eingeschrieben und das Seminar zählte 52 Teilnehmer.

Antworten

(Einlauf bis 30. April)

272. Ortsnamen verwertet der folgende Spruch: „In Komotau ist der Himmel blau, in Brüx ist nix, in Dux gibt's an Jux." (Marie Maschek, Holeischen.)

286. Zu dem Glauben an Erdstrahlen heißt es hier, man dürfe sich vor dem 24. April (Georgstag) nicht auf die Erde setzen, weil sie bis zu diesem Tage noch Gift ausstrahlt. (Josef Maschek, Holeischen.)

292. Bei der Aussaat wird in Neusattl bei Elbogen noch zuweilen der folgende Segen gegen den Brand gesprochen:

„Ich säe den Weizen in deine Hand,
Gott, beschütze ihn vor Brand!"

Digitized by Google

Wenn die erste Hand voll Saat fällt, spricht man: „Bei Gott, dem Herrn!“ (Richard Baumann, Chodau.)

326. Auch bei uns ist es üblich, den Toten das Hochzeitskleid anzuziehen. Stirbt ein Bursch oder ein erwachsenes Mädchen, dann werden sie wie Brautleute bekleidet. Die Mädchen, die am Begräbnis teilnehmen, sind weiß — zuweilen aber auch schwarz — gekleidet und mit Myrten geschmückt. Sie gehen in zwei Reihen vor dem Sarge und tragen gewöhnlich ein kleines Polster mit der Aufschrift „Ruhe sanft!“ voraus. Die Burschen sind schwarz gekleidet, sie tragen Zylinder, weiße Handschuhe, weiße Binde und Schärpe und sind ebenfalls mit Myrten geschmückt. Diese werden in das Grab nachgeworfen. (Otto Zerlik, Uittwa.)

329. Wallfahrtsorte für Neusattl bei Elbogen sind Maria-Kulm und Maria-Sorg. (R. Baumann.) Leonhardbilder, wie sie K. Ledel in seiner Antwort erwähnt, pflegt man hier auf dem Kirchenfest in Hohenseibersdorf zu kaufen und daheim an der Stalltüre zu befestigen, um jedes Unheil vom Vieh fernzuhalten. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M., der auch zwei Schwänke zu dem bekannten Stoff, daß der Kirchendiener die fehlende Leonhardstatue ersetzen muß, übersendet und mitteilt, daß man mit diesen Schwänken die Seibersdorfer zu necken pflegt.)

341. Am Karsamstag früh schöpft man bachaufwärts Wasser und spricht dabei ein stilles Gebet. Das Wasser wird daheim als Heilmittel für Menschen und Haustiere verwendet. Das Schöpfen des Wassers erfolgt, wenn die Glocken wieder läuten, die nach der Meinung der Leute nach Rom beichten gehen mußten; denn sonst wäre in der Karwoche der Satan über sie gekommen. (O. Zerlik.) Hier geht man am Gründonnerstag und am Karsamstag beim Glorialäuten waschen, damit man keine Krätze bekommt und schön wird. Ein Gebet wird dabei nicht gesprochen. (Lotte Lehmann, Deutsch-Litta bei Kremnitz.)

343. Auch nach hiesigem Glauben heiratet zweimal, wer einen doppelten Haarwirbel hat. (O. Zerlik für Uittwa und Anni Schnürer für Ober-Turtz bei Kremnitz.) Man sagt ferner: Wer einmal heiratet, heiratet von Gott; wer zweimal heiratet, heiratet von den Leuten; wer dreimal heiratet, heiratet vom Teufel. (Lotte Lehmann, Deutsch-Litta.)

344. Besuch kommt, wenn früh beim Feuermachen die Funken zur Ofenöffnung herausspringen, wenn beim Abendkochen die „Sternlein“ von der Herdplatte springen oder sich wenigstens bemerkbar machen und auch wenn sich die Katze putzt. Hier gilt die Redensart: „Putzt sie sich üwas Auha (Ohr), äffa wird's wauha (wahr).“ (O. Zerlik.) Besuch kommt, wenn sich die Katze putzt. (R. Baumann.) Wenn sie beim Putzen jemanden anschaut, bekommt er noch am selben Tage Schläge oder er wird noch weinen. (Lotte Lehmann.) Das erste Kind, das die Katze, nachdem sie sich geputzt hat, anblickt, hat Schläge zu erwarten. (Anni Schnürer.)

345. Das Einsegnen der Kühe ist nicht üblich, doch bekommt die Kuh gleich nach dem Abkalben Sauerteig, ein Ei, Milch und Zwiebel und auch geweihte Kräuter, damit die Nachgeburt gut herauskommt und die Kuh wieder gesund wird. In Kuneschhäu kratzt man von zwei gegenüberliegenden Enden des Tisches Holzspäne ab und mischt sie unter das Futter, damit die Milch „ohne Ende“ sei. In Litta wird die Kuh nach dem

Digitized by Google

Belegen durch den Stier mit zwei Kannen Wasser angeschüttet, damit sie trächtig wird. (Lotte Lehmann.) Wenn die Kühe im Frühling das erste Mal auf die Weide getrieben werden, gibt man vor die Stalltür ein Rasenstück und darunter ein Hühnerei. Zertritt die Kuh das Ei, dann hat sie Glück im ganzen Jahr; bleibt das Ei unberührt, dann ist Unglück zu erwarten. (Anni Schnürer.)

351. Der Ausdruck „Zähne setzen" ist hier unbekannt. In Litta sagt man „plombeiern", in Honeshäu „blamieren". (Lotte Lehmann.)

352. Wenn eine Schere herunterfällt und stecken bleibt, kommt bei einer Schneiderin Postarbeit, d. h. notwendige und dringende Arbeit. (Marie Maschek, Holeischen.) Hier ist dann im Hause ein Gast zu erwarten. (Anni Schnürer.)

354. Man hat Glück, wenn man in der Früh einen Zigeuner sieht; Unglück, wenn man einen Pfarrer sieht. Zur Erzielung einer guten Ernte werden der Bauer und die Ochsen mit zwei Kannen Wasser beschüttet, wenn sie im Frühjahr das erste Mal vom Ackern heimkommen. (Lotte Lehmann.)

355. Das Pfeifen der Mädchen gilt auch hier als unanständig. (O. Zerlik.) Die Mutter Gottes weint dann, weil Mädchen singen und nicht pfeifen sollen. (Lotte Lehmann.) Ein pfeifendes Mädchen hat Neigung zu einem leichten Lebenswandel. (Anni Schnürer.)

356. Eine Blase auf der Zunge entsteht dann, wenn die Leute Schlechtes von einem reden. (R. Baumann.) Dasselbe gilt hier. Blasen auf der Lippe bekommt man, wenn man dem Pfarrer Krammeln (Griesen) gestohlen hat. (Anni Schnürer.) Eine Blase auf der Zunge bekommt der, der von den Leuten „beschrien" oder „beklatscht" wird. Eine solche Blase oder Kopfweh bekommt man auch, wenn ein Fremder einen stark angeschaut hat. (Lotte Lehmann.)

357. Auf einem Polster aus Hühnerfedern kann man nicht sterben. (Anni Schnürer.) Man nimmt daher ein solches Polster dem Sterbenden weg. Stirbt eine Mutter, deren Kinder in der Ferne auf Saisonarbeit sind, dann legt man die Kleider der Kinder in die Nähe der Mutter, damit sie leichter stirbt. (Lotte Lehmann.)

359. Berühmt ist das Glockengeläute der Pfarrkirche zu Nieder-Thomasdorf im Bezirk Freiwaldau. Die größte der drei Glocken wurde wegen ihres edlen Tones im Weltkrieg geschont. Der Erbauer der im Jahre 1730 errichteten Kirche, der Breslauer Domherr Baron von Frackstein, soll eine besonders wertvolle Legierung für diese Glocke verwendet haben. (Oskar Bernerth, Sternberg.) Bekannt ist das Glockenspiel in Olmütz. (Lotte Lehmann.)

360. Die Buchstaben auf der Darstellung der Dreifaltigkeit DD. EM. KT. DH. DF. DK. bedeuten vielleicht: Die DreiEiNigKeiT Der Heiligen Drei Faltigkeit Der Kirche. (Dr. Theodor Deimel, Zlabings.)

361. Zur Frage, daß neue Bezeichnungen sich schnell einbürgern, wäre als weiteres Beispiel anzuführen, daß man in Tachau die beschäftigungslosen Leute, die sich regelmäßig am Marktplatz treffen, „Josefi-Steher" nennt, wahrscheinlich weil sie sich bei einer St. Josefs-Statue zusammenfinden. (O. Zerlik.)

Digitized by Google

363. Bei weiblichen Personen spricht man in der Regel vom Kleid, bei männlichen vom Gewand. (Adolf Glücklhorn, Untergodrisch.) Nach Mitteilung von Dr. A. Martin gebraucht man auch im Bezirk Asch für einen neuen Anzug die Ausdrücke „Neia Woa" und „Neia Mondur". (O. Bernerth.) Hier heißt die Kleidung des Mannes „'s Gwänd" oder „'s Wesn", in Zusammenfassung auch „'s Männtswesn". Bei den Frauen spricht man vom „Oa(n)zuch" oder „Weiwatswesn" oder auch schon vom „Kläad". (O. Zerlik.)

364. Nach einer Mitteilung meines Gewährsmannes Rudolf Muck aus Neusattl bei Elbogen hat sich in dem Dorfe Zech im Jahre 1816 oder 1817 folgendes zugetragen. Der damalige Dorfschulmeister hütete mit einem Mädchen, der späteren Großmutter Mucks, das Vieh auf einem Berghang. Er hatte zwei aufeinandergelegte Stück Brot mit, zwischen denen ein mit Quark (Käse) gefülltes Loch war. Das Brot aber rutschte dem Schulmeister aus und vollte über den Berg hinunter. Da soll er gerufen haben: „Lauf, tägliches Brot, daß dich des Donnerwetters Käs' nicht erwischt!" (R. Baumann.)

368. Eine Sage von dem zauberkundigen Müller in Lohof (Bez. Luditz) berichtete O. Zerlik, mehrere Sagen mit dem gleichen Stoff lieferte T. Wesserle aus Deutsch-Proben (vgl. den Beitrag in dem vorliegenden Heft).

369. Ein Seitenstück zu den häufigen Bucheignersprüchen ist der folgende Reim, den ich auf dem Lineal einer Schülerin las:

„Stehlt mir nicht mein Lineal,
Gottes Aug' ist überall!" (A. Glücklhorn.)

Bei uns war gewöhnlich der Spruch üblich:

„Dieses Büchlein ist mir zuerkannt,
N. N. bin ich benannt."

(O. Zerlik, der zugleich neun Stammbuchreime einsandte, die auch in der Schule verwertet wurden.)

371. In Milikau und Untergodrisch in Westböhmen ist der Ausdruck Wesen für die Männerkleidung unbekannt. (A. Glücklhorn.) In Eger und Umgebung ist er üblich. (Albert Brosch, Eger.) Ebenso in Neusattl bei Elbogen. (R. Baumann.)

372. Gereimte Liebesbriefe sandten ein: Dr. Anton Wallner (Graz), eine Abschrift aus dem Liederheft eines Bauernknechtes, der Soldat gewesen war (Oberplan, 1900), und Priv.-Doz. Dr. Anton Blaschka (Prag), der aufmerksam macht, daß der von H. Watzlik mitgeteilte Liebesbrief wörtlich übereinstimmt mit einem Blattdruck aus der Druckerei Josef Berger in Leitomischl aus dem Jahre 1872 (von Dr. Blaschka 1925 in der „Heimat", Beilage des Trautenauer „Volksboten", veröffentlicht). Einen Liebesbrief in Zahlen (s. unsere neuen Umfragen) sandte Dr. H. Englisch. Rudolf Hruschka übermittelte als Gegenstück den folgenden, um Piesling in Südmähren üblichen Abschiedsbrief:

„Innigstgeliebter meines Herzens!
Daß du ein Esel bist, das tut mich schmerzen.
Wegen dir, du grobes Tier,
setz' ist mich zum Papier

Digitized by Google

und schreibe mit Fleiß,
daß ich dir auf alles sch . . . .!
Ich hätte dir schon früher geschrieben,
aber in Piesling war kein Papier zu kriegen.
Die Tinte ist mir zugefroren
und die Feder hab' ich selbst verloren.
Den Siegellack hat die Maus gefressen,
Esel, auf die hab' ich längst vergessen!"

Gewöhnlich schloß dieser Abschiedsbrief, bei dem sich der Absender meist nicht nannte und wohl auch nicht ausdrücklich zu nennen brauchte, mit den Worten: „Meine Adresse ist: Kochlöffelgasse Nummer eingebrennt, bei Franz Nockerl in der Kammer."

373. Vier Lieder beim Pilotenschlagen sandte Josef Maschek — nach Mitteilungen des Arbeiters Franz Reis (Holeischen) — und zwar: 1. Einmal auf und zweimal drauf. 2. Häw e einig'schoss'n i d' Zigeunahütt'n. 3. Die Pionier sind allawal stier. 4. Zwei Sternla am Himmel. Das 1. Stück in einer ausführlicheren Fassung und mit Singweise lieferte A. Brosch aus Eger, wobei der sonst übliche Schluß „. . . . er muß hinein durch Fels und Stein, durch Wasser und Sand ins Böhmerland" lautet: . . . er muß hinein durch Sand und Stein, er muß hinein ins tiefe Land. Heil dir, o Egerland!" In einer Egerländer Fassung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die im Jahrgang 1903 der Zeitschrift „Unser Egerland" abgedruckt wurde, worauf Rudolf Beher (Reichenberg) aufmerksam macht, heißt es zum Schluß ganz allgemein „. . . er muß hinein bis auf den Sand ins tiefe Land!" In Nordmähren pflegt man beim Pilotenschlagen bloß den Taktspruch „Hoch auf, schlag drauf!" zu rufen. (Dr. Hans Englisch, Mähr.-Kotzendorf.) Zwei Lieder aus Deutsch-Proben sandte Toni Wesserle.

375. Der Spruch, der die Vorzeichen für ein gutes Jahr angibt, ist hier ebenfalls bekannt. (Dr. H. Englisch.) Um Deutsch-Proben sagt man nach Mitteilung von Toni Wesserle:

A Pächsteetzala (a)m Wliegn,	(Eine Bachstelze im Fluge,)
An Pauar pàm Fliegn,	(Ein Bauer beim Pflügen,)
A Wrescha (a)m Traign	(Ein Frosch im Trockenen)
Prenkt wenstra Schain.	(Bringt finstere Scheunen.)

376. Am Neujahrstag soll man Hirsebrei essen, dann hat man im ganzen Jahre viel Geld. Glück bringt das Essen von Schweinefleisch. Wer aber einen Hasen ißt, dem läuft das Glück davon. (A. Brosch, Eger.) In Neusattl bei Elbogen sagt man: „'s Neigâua trinkt ma d' Stiark (Stärke) u d' Dreikänich d' Schäi(n) (Schönheit)". (R. Baumann.) Zu Neujahr ißt man Schweinsohr und Schweinsrüssel mit Kren; es muß überhaupt Schweinernes auf den Tisch, dann hat man das ganze Jahr „Sau". (Ignaz Göth, Iglau.) Auch in Brünn ißt man Schweinefleisch, womöglich einen gekochten Schweinekopf. Aus diesem bricht sich jedes Familienmitglied einen Zahn heraus, den man in der Geldbörse trägt, damit er Glück bringe. In Schmiedshäu (Slowakei) ißt man am Silvesterabend ein Germgebäck, das „Krohhape" (Krähenkopf) heißt. Wird diese Germspeise aber nicht gebacken, sondern mit Milch und Mohn zubereitet, so nennt man sie „Loktschn". Die gleiche Speise ißt man auch am Hl. Abend. (Max Kasparek,

Digitized by Google

Deutsch-Proben.) Früher aß man zu Neujahr gewöhnlich Gans- oder Entenbraten, heute Schweinernes. (T. Wesserle, Deutsch-Proben.)

377. Petroleum wird auch hier gegen Halskrankheiten verwendet. (R. Baumann.) In Leitmeritz und Umgebung wurde und wird es gegen Diptherie angewendet, und zwar nicht bloß von allen Weibern, sondern vor etwa 40 Jahren mit Erfolg auch von einem Arzt. (Heinrich Ankert, Leitmeritz.) Mit Petroleum heilt man abgefrorene Füße, man reibt damit gesprungene Hände ein, man betupft Zecken, um sie loszuwerden, und man vertreibt Kopfläuse, indem man den Kopf tüchtig einreibt und erst nach Stunden wäscht. (J. Göth.) Hie und da verwendet man Petroleum gegen Schweißfüße. (Dr. H. Englisch.) In Brünn bestreicht man damit bei Geflügeldiphtherie die kranken Stellen, in Schmiedshäu die mit Läusen behafteten Rinder. (M. Kasparek.) Lungensüchtige sollen Petroleum trinken. Man betupft damit erfrorene Stellen und reibt Kinder, die Läuse haben, ein. (T. Wesserle.)

378. Hier ist man der Ansicht, daß Tiere weinen können. Der Hund weint, wenn ein Bekannter stirbt; die Hühner krähen weinerlich, wenn einer zum Sterben kommt, und die Pferde stampfen mit den Füßen und zeigen so den Tod eines Hausangehörigen an. (O. Zerlik.) Hunde weinen, wenn man ihnen die Jungen nimmt, wenn der Herr fortgeht und den Hund nicht mitnimmt, wenn der Herr stirbt und wenn der Hund in der Hütte eingesperrt ist und Feuer ausbricht. Weinende Kaninchen sind meist mit einer Krankheit behaftet. (J. Göth.) In Schönwald (Schönhengstgau) meint man insbesondere, daß Kühe weinen. Haben es die Kühe bei einem Bauer nicht gut, so sagt man: „Ma sieht sa o(n), se hon ju ganz zrfleckte Gesechter." Das Heulen der Hunde wird allgemein als Weinen aufgefaßt. Es ist ein schlimmes Vorzeichen und bedeutet meist den Tod eines Verwandten. (Edmund Rolke, Hennersdorf bei Gablonz a. N.) Da Hunde das Geigenspiel nicht vertragen und dabei zu heulen beginnen, pflegt man im Scherz zu sagen: „Der spielt, daß sogar der Hund dabei weinen muß!" (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.) Wenn Hunde heulen, sagt man, daß sie weinen. Schauen sie nach oben, dann bricht in der Nachbarschaft Feuer aus. Schauen sie nach unten, dann stirbt jemand in der Nachbarschaft. (M. Kasparek für Schmiedshäu.) Daß Hunde und Katzen weinen, ist allbekannt. Ein treuer Hund weint um seinen Herrn, eine Katze setzte sich einmal unter den Sarg ihrer verstorbenen Hausfrau und jammerte wie ein Wickelkind. Ich selbst sah, wie ein Hund winselnd am Grabe seines Herrn verblieb, bis er verendete. (T. Wesserle.)

379. Auf dem Boden der Kirche in Mähr.-Pilgersdorf stehen heute noch zwei Särge. Sie sind bräunlich gestrichen und tragen die Jahreszahl 1538. Es sind dies wohl die alten Gemeindesärge für arme Leute aus der Zeit, wo bei dem Mangel an Tischlern nicht jeder Tote einen Sarg erhalten hat. Bei diesen Särgen wird der Boden durch eiserne Riegel geschlossen gehalten oder kann durch Herausziehen der Riegel geöffnet werden. Auf dem Friedhofe wurde die Leiche aus diesem Sarge herausgenommen, auf einem Brett befestigt und so ins Grab gesenkt. Dieses Verfahren war namentlich in der Pestzeit von 1538—1544 unter Herzog Wenzel II. und Wilhelm von Troppau üblich. Pfarrer J. Waldhauser bezeichnet diese

Digitized by Google

Särge als „Pestsärge". (Johann Schreiber.) In der Gruft der Deutsch-Probener Pfarrkirche gibt es einen Sarg, der auf zwei Stangen befestigt ist. In diesem Sarg lag nie ein Toter, er ist eine Tumba, die man am Allerseelentage vor die Grufttür stellte und bei der man die Totenfeier beging. Pestkranke pflegte man auf einem Wagen, entweder in einem Sarge oder ohne Sarg, in den Friedhof zu schaffen. (T. Wesserle.)

380. In Schönwald (Schönhengstgau) stand bis zum Jahre 1925 ein hölzerner Glockenturm, der große Ähnlichkeit mit dem Turme in Ober-Rauden hatte. (E. Rolke.) Von Glockentürmen aus früherer Zeit ist mir in unserer Gegend nichts bekannt. Erst nach dem Kriege schaffte sich der abseits gelegene Teil von Oberheidisch, der im Volksmunde das „süße Loch" genannt wird, eine Glocke an, für welche ein etwa 3 bis 4 Meter hoher Turm aus Holz errichtet wurde. In Orten ohne Kirche oder Kapellen besorgt sonst das Läuten beim Tode eines Ortsbewohners und zu den drei täglichen Gebetszeiten die Glocke, die in einem auf dem Dachfirst eines Bauernhauses aufgebauten Türmchen hängt. (Franz J. Langer.) In Kriegsdorf befindet sich ein „Glockenhaus" genannter hölzerner Glockenturm beim gemauerten Spritzenhaus. Die Glocke wird mittags und abends geläutet. (Dr. H. Englisch.) Die Kirche in Mähr.-Pilgersdorf hat einen hölzernen Turm, welcher zwei Glocken birgt, wovon die größte aus dem Jahre 1706 stammt und einen prachtvollen Klang hat. Eigenartig sind die Fenster des Turmes, die mit sechseckigen kleinen Scheiben in Bleifassung nach Art der Butzenscheiben verglast sind. Hölzerne Glockentürme befinden sich ferner in Friedersdorf bei Wiese, in Mösnig bei Jägerndorf, in Klein-Bressel, Erbersdorf (hier ist der Unterbau aus Stein) und in Burgstädtl bei Troppau. (J. Schreiber.) Hölzerne Glockentürme gibt es in vielen Orten der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel, so in Fundstollen, Beneschhäu, Neuhäu, Bries und Hedwig. Früher waren die Glockentürme unverschalt. Weil sich aber Leute den Spaß machten und an den Strick Knochen banden, worauf die Hunde daran zerrten und die Glocke zum Läuten brachten, verschalte man die Türme mit Brettern. (M. Kasparek.) In der Umgebung von Deutsch-Proben sind hölzerne Glockentürme in Beneschhäu (erbaut 1802), in Käferhäu, in Bries und Hedwig, wo aber die alten Türme durch neue ersetzt wurden, die mit Zinnblech gedeckt sind, in Bettelsdorf (erbaut 1792, abgerissen 1929), Dauben (Dubovo) und anderen Orten. (T. Wesserle.)

Umfragen

381. Wo ist der Taufname Paul (vgl. den obigen Beitrag von Dr. R. Kubitschek) noch heute beliebt?

382. Der Egerländer (73er) Marsch stammt von Wendelin Kopetzki. Wer kann nähere Angaben über dessen Herkunft und Lebensumstände machen?

383. Einen Liebesbrief in Zahlen, der in ähnlicher Form auch in altösterreichischen Soldatenkreisen verbreitet war, übermittelte uns Dr. Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf.) Er lautet:

„1-zig Geliebte! Kannst Du 2-feln an meiner 3 (Treu)? Mein Herz schlägt nur allein 4 (für) Dich. Wie be-5-dest (befindest) Du Dich? Das 6-te Blatt wird

Digitized by Google

Dir beweisen, daß ich kein 7-schläfer bin. Nimm Dich in 8, damit Du nicht 9 (nein) sagst, denn alle meine 10-ne (Zähne) wässern nach Dir. Ich schreibe 11-ertig (eilfertig) den Brief, es schlägt schon 12, am 13. geht die Post ab, um 14 (vier Uhr zehn Minuten). Dein Feldwebel bei der 15. Kompagnie."
Wer kann ähnliche Briefe mitteilen?

384. Wo waren sonst noch Auferstehungsspiele (vgl. unseren Beitrag) üblich?

385. Wo sind heute noch gleiche Nachbarreime (Ortslitaneien, Dorfleiern) wie die oben mitgeteilten in Umlauf?

386. Im Anschluß an die Antwort auf die 365. Umfrage im letzten Heft teilt A. Brosch (Eger) den folgenden Dienstboten-Spottreim mit:

„Heißt Kraut, morgn Kraut, üwamorgn wieda Kraut.
Wenn i häit dös Ding traut,
da da Baua sua viel Kraut bauat,
häit a mi nou r an ännan Bauan üngschaut."

Wer kennt ähnliche Spottreime?

387. Nach einer Mitteilung von R. Baumann steckt man in Neusattl bei Elbogen eine Scherein s Fenster, wenn im Hause etwas gestohlen wurde. Der Dieb hat dann keine Ruhe und muß das Gestohlene zurückbringen. Wo ist derselbe Zwingzauber üblich?

388. Zur Vertreibung des Ungeziefers am Karfreitag geht man, wie O. Zerlik mitteilt, mit einem Hammer durch alle Wohnräume, klopft an die Gegenstände und spricht:

„Auf, auf, ihr Flöh' und Wanzen, auf aus der Wand!
Heut' ist der heilige Karfreitag über das ganze Land!"

Wo kennt man den gleichen Brauch?

389. Ein Mitarbeiter aus einer deutschen Sprachinsel in der Slowakei macht folgende Mitteilungen über das Trinken von Harn (vgl. auch unsere 277. Umfrage): „Vor einigen Tagen fand man einen Trinker in bewußtlosem Zustande liegen; die Leute sagten, es brenne ihm der Geist. Als man den Arzt holen wollte, waren die Weiber dagegen. Ein Weib harnte in einen Topf und goß den Urin dem Säufer in den Mund. Gleich darauf kam er zu sich. Wie ich hörte, soll gegen schwere Verkühlung warmer Urin auf nüchternem Magen getrunken werden. Meine Großmutter selbst pflegte mich oft, wenn ich Kopfweh hatte, mit warmem Urin abzuwaschen." Wo wird der Harn in gleicher Art verwendet?

390. Nach einer Mitteilung von Max Kasparek ist das Glockenläuten bei einem Gewitter noch in vielen Orten der Sprachinsel Deutsch-Proben üblich. Die Glocken müssen geläutet werden, bevor das Gewitter die Gemeindegrenze erreicht hat. Dabei besteht in Gajdel der Glaube, daß Glocken, die einmal einem Ertränkten oder Erhängten geläutet haben, keine Wirkung mehr besitzen. Wo herrscht der gleiche Glaube?

Schrifttum

A. Wrede, Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage. Mit Zeichnungen von Ph. Schmidt. Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz) und Berlin W 30, 1936. 158 S. Preis geh. 4 Mark 60, geb. 5 Mark 80.

Digitized by Google

Es ist immer erfreulich, wenn in der Hochflut volkskundlichen Schrifttums, an dem sich derzeit fast mehr unberufene Konjunkturjäger als berufene Fachleute beteiligen, von Zeit zu Zeit ein Werk auftaucht, bei dem man von vornherein weiß, daß es nur Gründliches und Gediegenes bieten kann, weil der Verfasser schon seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde tätig ist, also auch schon zu einer Zeit tätig war, in der unendlich viel Liebe und Begeisterung notwendig war, weil Arbeiten auf diesem Stoffgebiete wenig oder gar keine Anerkennung fanden. Einer aus dieser alten Garde ist der Altmeister der rheinischen Volkskunde Adam Wrede, der auch mit dem vorliegenden Buche, das vor allem als Hilfsbuch für den Schulunterricht gedacht ist, beweist, daß er nicht bloß einer der ersten Fachmänner ist, sondern es auch ausgezeichnet versteht, den Stoff anziehend zu gestalten und in den Dienst der Volkserziehung zu stellen. Der klaren und übersichtlichen Darstellung ist ein ausführliches Verzeichnis des „Schrifttums zur deutschen Volkskunde" angefügt. Besonderes Lob verdienen auch die gut ausgewählten und trefflich ausgeführten Zeichnungen.

G. Jungbauer, Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen. Band 1 der Wissenschaftlichen Handbücher für den Lehrer (Handbuch für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei, herausgegeben von E. K. Berndt, K. Eßl, G. Preißler). Verlag der vereinigten Schulbücherverleger, Brünn, Prag und Reichenberg. 253 S.

Seit durch den neuen Lehrplan die Volkskunde in den Deutschunterricht der Schulen fest eingebaut wurde, bestand Nachfrage nach einem volkskundlichen Handbuch für den sudetendeutschen Lehrer, das den besonderen Verhältnissen entspricht und dem Schulmann alles bietet, was er sowohl für den Unterricht als auch für die wissenschaftliche Mitarbeit auf dem Gebiete der Volkskunde benötigt. Aus diesem Grunde wurden in dem vorliegenden Werke die für die Schule wichtigen Stoffgebiete (Volkssprache und Volksdichtung) besonders ausführlich behandelt. Beigegeben ist ein „Sachverzeichnis" und eine Übersicht „Volkskundliche Arbeitsstellen in Prag."

W. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. (Vgl. die Anzeige im Jahrgang 1935, S. 184f. und im letzten Hefte, S. 29, unserer Zeitschrift.) Verlag Athenaion, Potsdam. Preis jeder Lieferung 1 Mark 80.

Bis Ende April sind weitere 6 Lieferungen erschienen: 9. (I. Band, 4. Heft) mit den Beiträgen „Volkstum der Gegenwart" von J. Klapper und „Stammesentwicklung und Ostbesiedlung" von P. Zaunert. — 10. (III. Band, 5. Heft) mit dem Abschluß der Übersicht „Die Volkstracht", dem Aufsatz „Volksnahrung" von M. Wähler und dem Beginn des Beitrages „Siedlungsformen" von W. Geisler. — — 11. (II. Band, 2. Heft) mit dem Beitrag „Sitte und Brauch" von A. Spamer. — 12. (I. Band, 5. Heft) mit dem Abschluß des Beitrages von P. Zaunert und den Aufsätzen „Soziale Gliederung und ständische Schichtung des deutschen Volkes", „Fahrende Leute und Einzelgänger" und „Rasse und Volkstum". — 13. (III. Band, 6. Heft) mit der Fortsetzung des Beitrages „Siedlungsformen". — 14. (I. Band, 6. Heft) mit den Beiträgen: Volkscharakter; Grenz- und Auslandsdeutschtum; Volkskunde an den deutschen Hochschulen; Volkskundliche Museen und Vereine.

Ein endgültiges Urteil ist erst möglich, wenn das ganze Werk vorliegt. Aber jetzt kann man schon als Mangel feststellen, daß das eine Drittel Deutscher, das außerhalb des Deutschen Reiches lebt, namentlich aber auch die 3½ Millionen Sudetendeutscher, bei fast allen Beiträgen wenig oder gar nicht berücksichtigt werden. Wer etwas über das „Volkstum der Großstadt" schreibt, darf sich nicht allein auf Berlin stützen und Wien, die zweitgrößte deutsche Stadt, mit kurzen Bemerkungen zu einem Lichtbild abtun. Und wo das Auslanddeutschtum berücksichtigt wird, sind nicht selten Fehler und Irrtümer zu bemerken. So ist z. B. das im Beitrag „Die deutsche Volksnahrung" auf S. 151 über den Böhmerwald Gesagte ganz unrichtig. Der Verfasser hätte eben nicht den kurzen Aufsatz von J. Schramek in der ZfVk. (1903), sondern die ausführliche Darstellung in Schrameks Buch „Der Böhmerwaldbauer" (1915) benützen sollen. Daß im Böhmerwalde Reis fast täglich als Abendessen auf dem Tische steht oder daß Erbsen unbekannt sind oder daß die Suppe zuletzt gegessen wird, stimmt entweder überhaupt nicht oder trifft nur für ein ganz

Digitized by Google

kleines Gebiet zu, in dem Schramek seine Aufzeichnungen gemacht hat. Die Wiener Mehlspeise heißt nicht „Vodidl-Tascherl", sondern „Povidl-Tascherl", womit der Zusammenhang mit der böhmischen, richtiger tschechischen Küche erst klar wird. Es gibt kein „Risibi", sondern nur ein „Risibisi" (von Duden „Risi-Pisi" geschrieben) usw. Der Beitrag „Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums" selbst bietet nicht das in der Überschrift Gesagte, sondern betrachtet im allgemeinen nur das Deutschtum des Ostens — die Schweiz z. B. wird gar nicht beachtet — und übersieht hier, daß ein himmelweiter Unterschied etwa zwischen Balten und Sudetendeutschen besteht. Der Verfasser schreibt z. B. in seinem schwer lesbaren, mit Fremdwörtern gespickten Stil auf S. 175: „Dieses überlegene Deutschtum des Ostens bejaht also seine fremdvölkische Umwelt und will den plurinationalen Zustand als solchen nicht ändern. Sein exklusiver Rassestolz verbietet ihm die planmäßige Assimilation der fremdvölkischen Heimatsgenossen, es sucht lediglich seine Vormacht oder doch die Ranghöhe seines Daseins zu wahren. Es ist herrschaftlich oder vorbildhaft auf ein fremdes Volkstum bezogen. Es steht traditionsbewußt in der völkischen Polarität darin. Es verzichtet damit zugleich vielfach auf eigenvölkische Vollstufigkeit." Daß sich diese Sätze auf die bürgerlich-städtischen und adeligen Balten, deren Geringschätzung des deutschen Handwerkerstandes und Gegnerschaft gegen den Zuzug deutscher Bauern im Anschluß erwähnt wird, beziehen, aber keineswegs auf Bauernsiedler des Ostens oder auf die sudetendeutsche Grenzlandbevölkerung, braucht wohl nicht erst nachgewiesen werden. Ebenso wenig gilt für die Sudetendeutschen das, was zum Schluß dieses Beitrages über die „Fragwürdigkeit der Volkskunde" in den Grenzgebieten vorgebracht wird. Nebenbei bemerkt versteht man in Böhmen unter „Kuchelböhmisch" etwas anderes als der Verfasser anführt.

W. Buhe, Die Leute von Rosendorf. Sudetendeutsche Bauernköpfe in Holz geschnitten, mit Lebensbildern in Handschriften. Verlag Grenze und Ausland, Berlin W 30, 1936. 80 S. Preis geh. 1 Mark 80.

Dieses prächtige Buch mit den markigen Holzschnitten von Prof. Walter Buhe sollte in jeder Gemeindebücherei stehen. Denn die Frauen und Männer aus Rosendorf im Bezirke Tetschen, die hier im Bilde festgehalten sind und dazu selbst in eigener Handschrift einen kurzen Lebensabriß liefern, haben ihre lebendigen Seitenstücke in allen sudetendeutschen Orten, ihre Freuden und noch mehr ihre Leiden kennen auch alle anderen aus der großen sudetendeutschen Schicksalsgemeinschaft. So schreibt der 1862 geborene „Oberstaffenbauer" Franz Schubert: „. . . . Habe 4 Söhne, die alle im Weltkriege waren. Einer ist gefallen und liegt in Galizien begraben. Von den Söhnen ist einer Bäcker, die anderen beiden blieben Bauern. Ich habe 10 Enkel. Ein Tochtersohn wurde 1933 wegen staatsfeindlicher Politik zu 3 Jahren schweren Kerker verurteilt, die er z. Zt. noch in Pilsen verbüßt. Seine Behandlung im Strafhaus soll sehr human sein. Er war Kaufmann in Leipzig . . ."

Lieder der Heimat. Sudetendeutsche Volkslieder im Satz für Männerchor. 2. Heft. Hg. vom Sängerbund der Sudetendeutschen. Selbstverlag, Aussig, Teplitzer Straße 12. 1936.

Das Heft enthält 17 zum Teil noch nicht veröffentlichte Lieder, darunter 6 aus der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel. Die auf Grund eines Preisausschreibens gewonnenen Sätze stammen von P. Sigmund (Troppau), Dr. L. Metzner (Karlsbrunn), Fr. Werner (Tetschen), Fr. M. Haufert (B.-Kamnitz), O. Havran (Brünn), K. Paul (Karlsbad), A. Rudolf (Krummau), J. Mank (Alt-Rohlau), H. W. Ludwig (Zwickau), E. Ligotzki (Nachod) und J. Reichert (Teplitz-Schönau).

Dr. Georg Kotek, 20 Jodler aus Österreich. Verlag des Deutschen Volksgesangvereines in Wien X., Leebgasse 9. Wien 1935. 24 S. Preis 70, bei Mehrbezug 50 Groschen.

Diese schönen Jodler, von welchen die meisten erst in der Nachkriegszeit neu aufgezeichnet worden sind, können zum großen Teil auch auf Schwegelpfeifen gespielt werden, weshalb sie auch dort, wo Jodlersänger fehlen, bei volksmusikalischen Vorführungen herangezogen werden können.

Digitized by Google

R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund. 1. Lieferung. Bärenreiter-Verlag, Kassel 1936. 112 S. und zahlreiche Abb.

Schon diese erste Lieferung läßt erkennen, daß das zweibändige Werk, zu dem Wolfram den Stoff in jahrelanger Arbeit gesammelt hat, eine erstaunliche Leistung, das erschöpfende und zugleich abschließende Buch über den Schwerttanz darstellt. Im Vorwort werden die wichtigsten früheren Veröffentlichungen über den gleichen Stoff besprochen und übersichtliche Angaben über den Inhalt der zwei Bände gemacht. Dann folgen die Abschnitte: 1. Die Fragestellung. 2. Der Schwerttanz der deutschen Städte. 3. Der bäuerliche Schwerttanz. 4. Die Schwerttanzform. 5. Der Reiftanz. 6. Die geographische Verbreitung des Schwerttanzes.

An diesem prächtigen Werk nimmt die sudetendeutsche Volkskunde besonderen Anteil, denn ein großer Teil des Stoffes stammt aus unserem Gebiet, wo der Schwerttanz im südlichen Böhmerwald noch vor Jahrzehnten geübt wurde, wo er in den deutschen Sprachinselndörfern der Slowakei anzutreffen ist, und schließlich auch in Deutsch-Mokra in Karpathenrußland, wohin die Siedler ihn aus ihrer Urheimat, dem Salzkammergut, mitbrachten, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebendig war.

A. Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1936. 72 S.

Das mit 16 Abbildungen geschmückte und hübsch ausgestattete Buch gibt eine erschöpfende Übersicht des Brauchtums in drei Abschnitten: 1. Karneval in den Städten, Fastnacht auf dem Lande. 2. Grundformen und Sinndeutung des Fastnachtstreibens. 3. Aschermittwoch und Fastnachts Ende.

Der Sachsenspiegel (Landrecht). Von Eike von Repgow. In unsere heutige Muttersprache übertragen und dem deutschen Volke erklärt von Dr. H. Chr. Hirsch. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. XI und 360 S. mit 78 Abb. im Text und einer bunten Tafel. Preis geb. 6 Mark 80.

Mit diesem sorgfältig gearbeiteten Buche wird der Sachsenspiegel, der bisher fast nur juristisch und philologisch behandelt worden ist, nun weiten Kreisen des Volkes zugänglich gemacht. Dazu tragen nicht wenig die Anmerkungen und das Glossar bei, in dem altertümliche, zum Teil unverständliche Rechtsausdrücke und Rechtseinrichtungen erklärt werden. Das Buch verdient weiteste Verbreitung, denn hier ist, wie es in einer Empfehlung der Akademie für Deutsches Recht heißt, „volkstümliche Sprache vereint mit begrifflicher Klarheit und Schärfe, hier ist unverbildeter Sinn für Wirklichkeit, geleitet durch eine Hoheit des Rechtssinnes, für welche der Dienst am Recht Dienst Gottes war."

R. E. Wagner, Der Beeler Psalter. Die Bielitz-Bialer deutsche mundartliche Dichtung. Kattowitz 1935.

Ein echtes Heimatbuch der Bielitzer Sprachinsel. Es enthält vor allem die Bukowskische Gedichtsammlung in Bialaer Mundart von 1860 (mit einigen Volksliedern im Anhang) und andere heimatliche Mundartdichtungen, darunter das Robotlied von 1848 und den „Liega-Jirg" (Lügen-Georg), und eine Abhandlung des Herausgebers über die Bielitzer Heimatdichter als Beitrag zur schlesischen Literaturgeschichte. Das Buch verdient besondere Beachtung auch in den schlesischen Mundartgebieten der Sudetenländer. J. H.

K. Linnartz, Unsere Familiennamen. Zehntausend Berufsnamen im Abc erklärt. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1936. 169 S. Preis kart. 3 Mark 80, geb. 4 Mark 80. Auslandspreis um 25% niedriger.

Der Verfasser hat unter sorgfältiger Benützung des einschlägigen Schrifttums ein brauchbares Nachschlagewerk geschaffen, das bei dem gegenwärtigen Hochstand der Familienforschung sicherlich weithin Verwendung finden wird. Auch der sudetendeutsche Familienforscher wird darin viele heimische Namen entdecken.

Hans Weber, Die Hauptgruppen der rheinischen Maibräuche in kulturgeschichtlicher und kulturgeographischer Betrachtung. Verlag von Dietrich & Co., Köln 1936. 108 S. und 6 Karten.

Digitized by Google

Beim Durchlesen dieser fleißigen und ergebnisreichen Dissertation muß der Sudetendeutsche erkennen, wie schwierig es ist, für sein Gebiet die gleiche Arbeit zu leisten. Denn für uns genügt nicht, die Maibräuche der deutschen Bevölkerung allein zu behandeln, sondern eine wissenschaftliche Untersuchung des Stoffes erfordert in unserem Grenz- und Sprachinselländle das Heranziehen der gleichen Bräuche bei den Nachbar- und Umvölkern.

J. Nießen, Rheinische Volksbotanik. Die Pflanzen in Sprache, Glaube und Brauch des rheinischen Volkes. 1. Band: Die Pflanzen in der Sprache des Volkes. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1936. 276 S. Preis geb. 9 Mark 80. Auslandspreis um 25% niedriger.

Unter eifriger Unterstützung der Lehrerschaft hat der als Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Bonn wirkende Verfasser eine stattliche Sammlung von Pflanzennamen zustande gebracht, die in dem vorliegenden Bande nicht bloß mitgeteilt und gedeutet, sondern auch in ihrer Verwendung in Sprichwörtern, Liedern, Rätseln, Bauernregeln, Flur- und Ortsnamen dargestellt werden. Der 2. Band des empfehlenswerten Werkes wird die Pflanzen im Volksglauben und Volksbrauch behandeln.

Johann von Leers, Blut und Rasse in der Gesetzgebung. Ein Gang durch die Völkergeschichte. J. F. Lehmanns Verlag, München 1936. 135 S. Preis geh. 2 Mark 40, geb. 3 Mark 40; für das Ausland geh. 1 Mark 80, geb. 2 Mark 55.

In dem aufschlußreichen Buche wird gezeigt, wie seit je bei den verschiedensten Völkern „der Gedanke einer Blutsschranke, einer Verhinderung wahlloser Rassemischung bereits aufgetreten ist und gesetzlichen Niederschlag gefunden hat", wobei sich allerdings noch Gesetzgebung aus anderen Gründen bemerken läßt, nämlich solche zur Erhaltung einer Volksschranke und solche zur Erhaltung einer religiösen Schranke. Der Verfasser schildert nicht allein die Verhältnisse der Vergangenheit, z. B. im alten Indien und in Griechenland, sondern auch in der Gegenwart, namentlich in jenen Ländern und Staaten Amerikas, Afrikas und Asiens, wo zu den Rassefragen auch Wirtschaftsfragen kommen und den Schutz der Einheimischen durch Einwanderungsgesetze u. a. veranlassen.

Die deutschen Heimatführer. 1. Band: Brandenburg, Westliche Grenzmark, Südrand Mecklenburgs, Anhalt, Östliche Landesteile Braunschweigs, Regierungsbezirke Magdeburg und Merseburg, Harz, hg. von Hans-Joachim von Loeschebrand-Horn und W. Hüsing. 2. Band: Thüringen, Reg.-Bez. Erfurt, Hessen und angrenzende Gebietsteile, hg. von H.-J. von Loeschebrand-Horn. Touristik-Verlag, Berlin 1936. 558 und 656 S. Preis eines jeden Bandes geb. 2 Mark 50.

Diese mit prächtigen Bildern und Plänen ausgestatteten Heimatführer sind geradezu vorbildlich. Jeder Band enthält einen kartographischen Teil, dann das Ortsverzeichnis, ferner Vorschläge für Ausflüge mit Kraftwagen, Rad und zu Fuß und endlich zahlreiche Angaben, die jeder Reisende und Wanderer immer wieder braucht (Postgebühren, Verkehrsvorschriften, Maße für Wetterkarten usw.).

Dr. Drahomíra Stránská, Příručka lidopisného pracovníka. Verlag der Národopisná společnost československá, Prag 1936. 152 S. und 19 Bildtafeln.

Dieses „Handbuch des volkskundlichen Arbeiters", das die Tschechoslawische Volkskunde-Gesellschaft in Prag als 4. Band der Volkskundlichen Bücherei (Národopisná knihovna) herausgibt, ist von einem erstklassigen Fachmann, der Dozentin für Volkskunde an der Tschechischen Universität in Prag Dr. Stránská, verfaßt und daher auch sehr brauchbar. Es zerfällt in drei Teile. Im ersten wird eine Darstellung des Stoffes gegeben, die häufig in die lebendige Form von Fragen eingekleidet ist und so einen ausführlichen Fragebogen zur gesamten slawischen Volkskunde in der Tschechoslowakei ersetzt. Der zweite Teil bringt eine Übersicht über die tschechoslowakische volkskundliche Literatur, die mit größter Genauigkeit

Digitized by Google

nahezu erschöpfend verzeichnet wird und für die Zeit vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts — zuweilen auch für später — auch das deutsche Schrifttum berücksichtigt. Den dritten Teil bilden die Zeichnungen und Lichtbilder.

Die Volkskunde als Wissenschaft. Der Vortrag von W. H. Riehl mit einer Einleitung von M. H. Boehm. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen, 1935. 48 S. Preis 1 Mark 80.

Zu anderen Neudrucken des berühmten Vortrages gesellt sich nun auch dieser, bei dem die gedankenreiche Einleitung in vielen Punkten Zustimmung, in manchen aber Ablehnung finden wird. Der Theoretiker Boehm scheint nicht zu wissen, was an praktischer Arbeit seit rund 50 Jahren geleistet wurde, wenn er auf S. 19f. schreibt:

„So blieb — bis auf die programmatischen Ansätze der allerjüngsten Zeit, deren Wirkung abzuwarten bleibt — vorab die deutsche Volkskunde, was sie vor Riehl war: eine Grundkulturkunde des deutschen Volkes, die auf den einzelnen Sachgebieten des Brauchtums, des Aberglaubens, der Mundart, der Siedlung usw. durchaus wertvolle Einzelergebnisse förderte, aber weder das große geistige Zielbild der ursprünglichen Germanistik im Geiste Jakob Grimms noch das politisch-staatswissenschaftliche Programm Riehls zu erfüllen vermochte. Nachdem ihr 1902 durch Hoffmann-Krayer in Gestalt des vulgus in populo wohl das denkbar dürftigste und abwegigste Erkenntnisziel gesetzt war, müht sie sich in endlosen Methodenerörterungen mit Begriffen wie Mutterschicht, Oberschicht und Unterschicht, Gegenwarts- und Vergangenheitsvolkskunde, Paideuma, Volksmensch und dergleichen ab, ohne den Entschluß zu finden, durch eine tragfähige volkstheoretische Grundlegung über Wesen und Grenzen ihres bisherigen Ansatzes wirkliche Klarheit zu gewinnen. Indem sie mit Hans Naumann ihren Gegenstand als gesunkenes Kulturgut bloßer Unterschichten abgrenzt, etwa mit Otto Lauffer den Verzicht auf politische Probleme ausdrücklich betont, den „Durchschnitt" im Volksgut sucht, und auch noch bei Spamer eine neue Beziehung zwischen vulgus und populus anstrebt, aber dem Fragenkreis der natio ausweicht, hat sie sich weit aus der Richtung entfernt, in der sich das Suchen Riehls bewegte."

Boehm ist 1891, also in dem Jahre, in welchem K. Weinhold den Berliner Verein für Volkskunde und die Zeitschrift des Vereins begründete, in Livland geboren. Daraus erklärt sich sein einseitiges Urteil. Es erklärt sich aber auch daraus, daß er, der selbst reiner Theoretiker ist, scheinbar nur das volkskundliche Schrifttum kennt, das sich mit theoretischen Fragen befaßt. Mit Theorien aber kommt keine Wissenschaft weiter. Wo wäre die Germanistik, die Naturwissenschaft oder gar Medizin, wenn man immer wieder nur über Wesen und Ziele gehandelt und die praktische Arbeit liegen gelassen hätte? In meiner Übersicht „Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei" (Berlin 1930) habe ich bemerkt, daß der Grenzland- und Sprachinseldeutsche sich vorwiegend der Aufsammlung und Erforschung des konkreten Volksgutes widmet und sich weniger mit den allerdings ebenso wichtigen theoretischen Fragen über Begriff und Wesen der Volkskunde, ihre Abgrenzung gegen Nachbarwissenschaften usw. befaßt.

Das einseitige Urteil Boehms, der mit jenen Sätzen über die bisherige Volkskunde ein Verdammungsurteil ausspricht, erklärt sich endlich nicht zum geringsten daraus, daß er an das ihm ohnehin wenig vertraute volkskundliche Gebiet mit einer gewissen Voreingenommenheit herantritt. Boehm ist Professor der Volkstheorie und Volkstumssoziologie an der Universität Jena. Das sagt viel, besagt aber keineswegs, daß er berechtigt ist, den Richter über die deutsche Volkskunde zu spielen. Er möge sie in Ruhe lassen, sie spricht ihm auch in seine Volkstheorie und Volkstumssoziologie nicht hinein.

✤

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau). — Der 35. Jahrgang (1935) ist wiederum durch seinen vielseitigen Inhalt ausgezeichnet. Besonders hervorzuheben ist die Abhandlung von W. Steller über „Deutsche Volkskunde als Wissenschaft", worin die von allen Fachleuten längst abgelehnte Theorie H. Naumanns ebenfalls als überholt hingestellt wird. In dem Abschnitt über das Volkslied hätte allerdings alles viel schärfer gefaßt werden können, wenn dem Verfasser das einschlägige Schrifttum bekannt wäre.

Digitized by Google

Er meint z. B. auf S. 35: „ . . . Gibt es denn keine Lieder, die von den ‚Leuten aus dem Volke' von sich aus gesungen werden können, gibt es unter ihnen keinen, der imstande ist, einem eigenen Erleben im rhythmischen Wort und in einer Melodie, d. h. im Lied Ausdruck zu verleihen? Das wäre meines Erachtens doch dann das echteste Volkslied. Von dieser Gruppe weiß aber anscheinend die bisherige wissenschaftliche Volkskunde nichts." In Wirklichkeit weiß sie davon sehr viel, der Verfasser möge nur einmal die Einleitung zum 8. Band der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde" oder den Abschnitt „Bodenständige Dichtungen" in der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen" oder ältere Jahrgänge der Wiener Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" durchblättern. Zu S. 52 («Gerambs Ausführungen gipfeln in dem Satze: „Volkskunde ist die Erforschung der Volksseele", mithin ist die Aufgabe der deutschen Volkskunde die Erkenntnis der deutschen Volksseele») ist zu bemerken, daß Hauffen schon im Jahre 1896 in seiner „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde" (S. 17) betont hat; „Die Ergebnisse der Volkskunde gewähren uns einen Einblick in die Seele des Volkes."

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Aus dem Inhalt des Aprilheftes 1936: E. Pietsch, Egerländisches im südlichen Vogtland; J. Hanika, Egerländisch-altenburgische trachtenkundliche Beziehungen.

Bayerischer Heimatschutz (München). — Der 31. Jahrgang (1935) des von J. M. Ritz geleiteten Jahrbuches erfreut wieder durch seinen gediegenen und vielseitigen Inhalt und durch die vorzüglichen Bildbeigaben. Aus der Fülle der Beiträge seien herausgehoben: H. Moser, Zur Geschichte des Sternsingens; R. Hoferer, Dachdeckung des Bauernhauses in Bayern um 1810; J. M. Ritz, Das Stadtmuseum in Schweinfurt.

Deutsche Gaue (Kaufbeuren). — In der 2. Lieferung des 37. Bandes (1936) wird ein Brief abgedruckt, den eine Frau Anna Milleret aus Budweis im Jahre 1830 an ihren Bruder in Deutschland sandte. In dem Briefe werden die Überschwemmungen in Krummau und in der Umgebung Wiens (1829/30) und die Verhältnisse bei der Pferdebahn Budweis-Linz geschildert.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). — Aus dem 3. Heft des 8. Jahrgangs (1935/36): F. J. Umlauft, Die Matriken und ihre Benützung; F. Fischer, Alte Bürgergeschlechter in Oberplan.

Heimatbildung (Reichenberg). — Auf dem 4./5. Heft 1936: D. Schausberger, Kulturwende? — Ernst Lehmann, Freundschaft und Vetternschaft.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). — Aus dem 1./2. Heft 1936: Karl M. Klier, Neues vom alten Volkslied des Kuhländchens: A. Braumer, Ortsnamen des Bezirkes Mähr.-Schönberg; R. Hruschka, Der Räuber Grasel in südmährischer Überlieferung und Sage.

Unsere Heimat. Jahresbericht der nordmähr. Heimatarbeit für das Jahr 1935. Hg. von Anton Schön, Frankstadt.

In Weiterführung der Arbeit, die früher durch die Monatsschrift „Unsere Heimat" (Zöptau) geleistet wurde, bringt dieser Bericht mehrere Beiträge zur Heimat- und Volkskunde.

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

9. Jahrgang 1936 4. Heft

Bild und Vergleich als Ausdruck bäuerlichen Denkens

Von Dr. Hans Wondratsch

Die Mundart unterscheidet sich nicht bloß in Hinsicht der Lautlehre, der Formen, der Syntax und des Wortschatzes von der Schriftsprache und von der der Schriftsprache sich weitgehend annähernden Umgangssprache der Gebildeten, der Gegensatz ist noch viel tiefer. Lautgebung, Formenlehre usw. sind ja auch nur rein grammatische Kategorien, und der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache liefe im großen und ganzen, bliebe man bei diesen Vergleichspunkten stehen, nur auf den Gegensatz Sprechsprache—Schreibsprache hinaus. Die Mundart ist eben der Typus der reinen Sprechsprache, die Schriftsprache kennzeichnet sich aber im wesentlichen als Buchsprache, und die Umgangssprache der Gebildeten und Städter steht zwischen beiden. Beide Grundtypen unterliegen, wenn wir vorerst noch das grammatische Moment im Auge behalten, verschiedenen Entwicklungsgesetzen; aber trotzdem kommt man zu keiner tieferen Scheidung als der eben hervorgehobenen. Auch die Scheidung beharrsam—fortschrittlich deckt sich nicht vollkommen mit den beiden Typen: Die Mundart ist z. B. in Sachen der Lautgebung und des Wortschatzes sehr altertümlich, auf dem Feld der Formenlehre hingegen hat sie sehr viel von ihrem Bestande eingebüßt; die Schriftsprache wieder hat den Formenreichtum der alten Zeit, von einigen Einzelheiten abgesehen, bis heute bewahrt, indes ist sie sonst bedeutend weniger konservativ und Neuerungen nicht abhold.

Eine tiefer dringende Kennzeichnung der beiden Sprachtypen läßt sich also mit Hilfe der genannten grammatischen Kategorien nicht gewinnen; die Gesamtseelenhaltung sowohl des Bauern als auch des Städters und des Gebildeten kann man auf diese Weise nicht bloßlegen. Auch die bessere syntaktische Durchbildung der Schriftsprache und der Umgangssprache der Gebildeten erlaubt noch keine weitgehenden Schlüsse; wohl aber schon die auffällig geringe Anzahl abstrakter Ausdrücke in der Mundart. Hier sehen wir bereits einen wesentlichen Unterschied in der Denk- und Vorstellungsweise des Bauers und des Gebildeten: der Bauer erlebt dinglich, analytisch, er sieht die Nuancen, darum hat er so viel abgestufte Bezeichnungen für alltägliche Dinge und Handlungen, wofür der Gebildete nur ein einziges Wort gebraucht. — Wenden wir uns aber nun der Betrachtung der sprachlichen

Digitized by Google

Ausdrucksmittel zu, auf die es uns hier ankommt, den stilistisch-ästhetischen Begriffen: Bild und Vergleich. Mittelst ihrer ist es uns möglich, auch die seelischen Hintergründe aufzudecken. Die starke Bildhaftigkeit ist in der Bauernsprache wesentlich. Der Träger der städtischen Umgangssprache oder der Schriftsprache bemüht sich um den farblosen, objektiven, angemessenen Ausdruck dessen, was er wiedergeben will. Er ist zwar nicht ausgesprochen bilderfeindlich, aber betonte Metaphernfreudigkeit würde er als Schwulst oder Ziererei empfinden. Dem Mundartsprecher dagegen ist der Gebrauch von Bildern und Vergleichen geradezu ein innerlicher Zwang, dem er sich nicht zu entziehen vermag; seine Ausdrucksweise ist also subjektiver, mehr durch seine persönliche Eigenart bestimmt, aber diese Subjektivität gibt seiner Sprache die Frische, die Farbe, die Geprägtheit, die dem Städter meist abgehen. Die Bilder werden ihm nicht zur Schablone, zur Formel, die er bei passender Gelegenheit zum besten gibt, nein, sie wachsen aus der Situation heraus.

Diese Bildersprache des Bauern weicht aber doch erheblich von der des Dichters ab. Letztere veranschaulicht sowohl ernste als auch komische Vorstellungen und Dinge, der ganze Bilderreichtum des Mundartträgers steht dagegen lediglich im Dienste der Komik, d. h. er verkörpert also bloß eine Scheinwelt. Ernste Dinge sieht der Bauer im allgemeinen nicht bildhaft, er untermalt sie nicht, er umschreibt sie nicht. Bild und Vergleich sollen zum Lachen reizen; würde die Komik fehlen, dann müßte die Sprache pathetisch werden, der Bauer ist aber vollkommen unpathetisch. Es ist bestimmt nicht richtig, wenn manche Dichter ihre Bauerngestalten bilderüberladene, hochtrabende Dialoge führen lassen, zumindest kann man das nicht Wirklichkeitstreue nennen. Der Dialekt eignet sich eben künstlerisch eher für komische Vorwürfe, und man hat ihn auch oft genug in Lustspielen verwendet.

Wir sagten, die Sprache des Bauern sei infolge ihrer Bildhaftigkeit subjektiv, d. h. aber nicht phantastisch und wirklichkeitsfremd. Bilder und Vergleiche formen sich ihm aus scharfer Beobachtung und aus der ganzen Weite seiner Lebenserfahrung. Es handelt sich selten um eine bloße assoziative Bildhaftigkeit, das klangliche Moment spielt nämlich nur eine bescheidene Rolle, Stabreim z. B. findet sich nur ganz vereinzelt. Wenn es auch bei manchen Bildern und Vergleichen den Anschein hat, als läge keine bestimmte der Wirklichkeit entnommene Vorstellung zugrunde, so gelingt es doch meist bei genauerer Untersuchung, die Entstehung aufzuhellen. Wir müssen also damit rechnen, daß alle Bilder und Vergleiche eine sinnvolle Vorstellung zum Ausgangspunkte haben. Daß der Bauer aber meist in Übertreibung verfällt, kann uns nicht wundernehmen, denn Übertreibung liegt in der Richtung der Komik, und da wir es mit Situationskomik zu tun haben, die augenblicklicher Eingebung entspringt und auch nur augenblickliche Geltung beansprucht, so hat die Übertreibung auch ihre Berechtigung.

Der Bilderreichtum des Bauern ist überaus gewaltig; das hat darin seine Ursache, daß er den ganzen Erlebnis- und Erfahrungsbereich ausschöpfen kann. Die Hemmungen des Städters fallen bei ihm weg, die Erotik

Digitized by Google

nimmt selbstverständlich einen weiten Raum ein, auch sie gehört ja in die Sphäre des Komischen.

Wie schon erwähnt, kennt der Bauer fast ausschließlich nur den Situationswitz, der eben in den Bildern und Vergleichen seinen Ausdruck findet. Die Städter hingegen erzählen sich meist anekdotenhafte Witze mit fester Pointe. Ebenso bedient sich der Gebildete, um einen bestimmten Vorgang oder Umstand zu kennzeichnen, des festgeprägten Zitates: das Zitat überhebt ihn der Mühe, sich die sprachliche Form selbst zu schaffen. Der Mundartträger gestaltet meist mit eigenen Sprachmitteln aus den gegebenen Umständen heraus den Ausdruck; nur das Sprichwort vertritt in gewissem Sinne manchmal das Zitat der Gebildeten.

Mit dem, was wir bisher festgestellt haben, ist es uns möglich, Einblick in das Gefüge der bäuerlichen Seele zu gewinnen. Es ist ganz natürlich, daß sich ein Menschentyp, der sich so ungehemmt einer Welt des Scheines hinzugeben vermag, gesund und komplexlos sein muß. Der Bauer ist kein Mensch, den seelische Probleme zerrütten können. Sein Leben ist ihm nicht sinnlos, er steht auf einem festen Grund und braucht sich das Gleichgewicht nicht erst durch irgendwelche Vorspiegelungen und Selbsttäuschungen fest gründen. Das Leben ist ihm auch kein Experiment. Es ist ein durchaus ausgeglichenes Dasein. Aus dieser Ausgeglichenheit wird sich wohl auch der Konservativismus erklären. Ein so festgegründetes „Ich" ist nicht neuerungssüchtig, denn die meisten Bauern fühlen sich trotz ihrer engen Verhältnisse den Städtern gegenüber nicht im Nachteil. Der Bauer hat keine Minderwertigkeitsgefühle, im Gegenteil, der Bauernstolz ist ja sogar sprichwörtlich. Hätte der Bauer sein Gleichgewicht nicht, so hätte er auch seinen Humor nicht, so hätte er auch die Zähigkeit und die Ausdauer auf seiner Scholle nicht.

Und eben diese Unerschütterlichkeit bedingt es auch, daß der Bauer auch in metaphysischen Dingen kein Zerrissener ist. Sein Gott ist ihm etwas Selbstverständliches, er ist aber kein Gottsucher, der Sinn der Welt ist keine für ihn erst zu lösende Frage. Sein Dasein ist ausgeglichen und deswegen bricht er auch nicht ohne weiteres mit der Tradition; eben diese Kontinuität und Unerschütterlichkeit bäuerlichen Lebens macht seinen hohen Wert aus.

Kehren wir aber zum wesentlichen Kennzeichen der bäuerlichen Sprache zurück, zur Bildhaftigkeit. Es fragt sich jetzt, ob wir die Sprachen des Bauern, des Gebildeten, die Schriftsprache in eine bestimmte Rangordnung bringen dürfen. Es ist schließlich auffällig, daß auch die Sprache des städtischen Proletariates überaus bildhaft ist; man kann also nicht leugnen, daß die sogenannten niederen Schichten viel bildhafter sprechen als die Gebildeten. Aber darf man auf Grund dieser Tatsache gleich eine geistige Rangordnung aufstellen?

Man kann doch nicht etwa behaupten, daß die realistische Bildhaftigkeit des Mundartträgers keine rege geistige Tätigkeit erfordere. Der Bauer ist im allgemeinen ein besserer Beobachter als der Städter, besonders alle Schwächen sieht er mit viel schärferem Auge. Eine so reiche Bildhaftigkeit ist nur bei tiefer Zusammenschau aller Eindrücke und Erfahrungen möglich: dem Dichter rechnet man doch dieses Vermögen als etwas besonders

Digitized by Google

Hervorstechendes an! Warum nicht auch dem Bauer? Negativ an diesem poetischen Vermögen des Bauern bleibt immerhin, daß seine Bildschöpferkraft sich nur im Komischen auswirken kann. Aber Pathetik kann niemals Sache eines der sog. Unterschicht angehörenden Menschen sein, nur durch die Komik kann er sich über sein Dasein erheben. Wir werden also nicht rundweg sagen, daß wir es bei der bäuerlichen Seelenlage mit einem primitiveren Zustand zu tun haben, es ist besser, wenn wir alle Unterschiede gegenüber dem Städter auf Gemütskräfte zurückführen und besonders auf den Einfluß der Umwelt, der Arbeitstätigkeit und der sozialen Schichtung Rücksicht nehmen, denn wenn der Bauer in eine höhere soziale Schicht aufsteigt, verwandelt er sich, er wird in seiner Sprache abstrakter, bildloser, kurz, er legt sein Bauerntum ab. Der Bauer als Bauer aber ist eine unlyrische und unsentimentale Natur, seelisch gesund und mit sich nicht entzweit, nicht zwischen zwei Extremen pendelnd, und sicherlich dient ihm seine bilderreiche Komik dazu, das Gleichgewicht zu bewahren.

Schwänke von bösen Weibern

Aus dem Mieser Bezirke

Von **Karl Storch, Nürschan**

Von einem Schneider und seinem bösen Weibe.

Das Weib eines Schneiders war mit ihrem geringen Manne unzufrieden und wäre ihn gern los geworden. Sie steckte ihn in die Hühnersteige und gab ihm nur Röiäcka zu essen.

Als am folgenden Morgen der Geselle kam, entdeckte er zu seiner Verwunderung den Meister in der Steige. „Wöi schau i as?" fragte der Meister. „Wöi a Hohna", antwortete der Geselle. Darauf der Meister: „Männ is Männ, wenn ea glei in da Hennasteich sitzt!" — Der Geselle hätte seinem Meister gerne geholfen und riet ihm, wenn die Meisterin in der Stube sei, immer wieder folgendes Liedlein zu singen:

„Röiäcka mächt me wäcka,
Buttabräut mächt me tout,
Semmelmilch töitet mich!"

Der Schneider befolgte den Rat und sang seinem Weibe unermüdlich das Liedchen. Die Meisterin stutzte. „Steht es so", dachte sie, „so will ich dir helfen." Sie gab dem Schneider nicht mehr Röiäcka, sondern Semmelmilch und Butterbrot. Von dieser Kost kam der Schneider bald zu Kräften. Er prügelte seine Alte gehörig durch und führte nunmehr das Regiment im Hause.

Anmerkung. Zu diesem Schwank vgl. S. 178 des vorigen und S. 86f. des laufenden Jahrganges unserer Zeitschrift. — Für den Humor im vorstehenden Schwank dürfte man heute wenig Verständnis haben. Mein Gewährsmann, der 80 Jahre alte Gabriel Riedermeier aus Nürschan, lachte beim Erzählen Tränen. Das Geschichtchen wurde einst in der Hutschastube viel erzählt. In vorstehender Fassung ist der Schwank auch im Planer Bezirke bekannt. In einer anderen Fassung (Adolf Horner, Unser Egerland 38. Jg., Mundartbeilage zum 3. u. 4. Heft)

Digitized by Google

will eine Stiefmutter ihr Stiefkind aus dem Wege räumen, indem sie ihm Röiäcka gibt. Unter Röiäcka ist zunächst der Wasserpfeffer=Knöterich (Polygonum Hydropiper L.) gemeint, dessen Blätter, auf die Zunge gelegt, scharf pfefferartig schmecken. Wegen dieses Geschmackes erhoffte man sich die im Schwanke gewünschten Folgen. Übrigens ist der Abfud als Heilmittel für Wunden der Haustiere allgemein hochgeschätzt. „Da Röiäcka hoalt s Fleisch in Tuapf zsamm", sagt man in der Tepler Gegend. Jetzt freilich wird das Kraut immer mehr durch die Jodtinktur verdrängt. Als Röiäcka bezeichnet man auch die verwandten Arten Polygonum Persicaria L. und P. lapathifolium L. — Die Hühner wurden früher häufig über Nacht in die Stube genommen. Die Hühnersteige war meist unter der Schirrbänk (Geschirrbank). Schreiber dieser Zeilen kennt den Brauch, die Hühner über Nacht in die Stube zu lassen, noch bis zur letzten Jahrhundertwende.

Der sich blind stellende Ehemann.

Ein böses Weib wollte ihren Mann auf die Seite schaffen. Sie verwies ihn „hinter die Hölle" (Ofenwinkel) und gab ihm nur wenig zu essen. Der Mann aber durchschaute sein Weib und dachte gleichfalls daran, sich von seinem Ehekreuz zu befreien. „Höiast", sagte er eines Tages zu seiner Alten, „i denk, du gist ma zvül Schmälz. Gi ma löiwa koi(n)s, sist könnt i blind wean. A niat Böia und Brout, Böia und Brout, dös mecht me tout!" Da freute sich das Weib, denn es glaubte nun das Mittel gefunden zu haben, den Mann los zu werden, und gab ihm recht viel Schmalzbrot und Bier.

Eines Tages klagte nun der Mann: „Ach Wei, öitza bin i gânz blind und za gâua negs mäia. Föia me asse zan Teich und stouß me ai, âffa bin i va da Welt und du häst Rouh va mia!" Das Weib stellte sich traurig und bedauerte ihren Mann. In Wirklichkeit aber war sie froh und führte ihn gern zum Teiche und zwar dorthin, wo er am tiefsten war, nämlich auf den Damm. Als sie am Ziele waren, sagte der Mann: „Sua, Alta, öitza nimm nea tüchte Ualuft (Anlauf) und stouß fest!" Das Weib tat, wie ihm geheißen. Wie sie aber den Mann stoßen wollte, sprang der rasch zur Seite, das Weib fiel ins Wasser und ertrank.

Anmerkung. Zu diesem Schwank vgl. S. 19 und 81 des Jahrganges 1935 unserer Zeitschrift. — Die Kinder wurden früher vor vielem Schmalzessen gewarnt, mit der Begründung, daß man erblinde. Man vergleiche hiezu Blau, Geschichte der künischen Freibauern, S. 235.

Die Beißzange.

Ein Ehepaar lebte in größtem Unfrieden. Meistens kam es wegen des Geldes zum Streite. Das Weib behauptete, der Mann gäbe ihr zu wenig, der Mann erklärte, sie bekäme genug, könne aber nicht wirtschaften. Dann schalt das Weib den Mann einen Knicker und einen Lausknicker. Der Mann war auf den Mund gefallen und zog im Wortgefechte immer den kürzeren.

Als die beiden Eheleute wieder einmal miteinander stritten und das Weib den Mann wieder einen Knicker nannte, übermannte ihn der Zorn. Er packte das Weib beim Halse und würgte es. Da mußte sie freilich mit dem Gekeife aufhören, aber ihr Finger machten bis zu ihrem Tode die Bewegung des Läuseknickens.

Anmerkung. Diese Geschichte ist weit verbreitet. Hebel erzählt sie im „Schatzkästlein" („Das letzte Wort"). Hier wirft der Mann das zänkische Eheweib

Digitized by Google

in die Donau. Als ihr das Wasser den streitsüchtigen Mund schließt, hebt sie die Arme aus dem Wasser empor und drückt die Daumennägel gegeneinander. Ganz ähnlich erzählen sich die Siebenbürger Sachsen das Geschichtlein. Dort nennt das Weib den Mann einen Lauser. (Nach Mitteilung von Dr. Löw, Chotieschau.)

Warum manche Weiber einen Teufelskopf haben.

Als einst der Herr Jesus und Petrus durch ein Dorf gingen, hörten sie in einer Halmkammer lautes Geschrei und Gezänke. Petrus war neugierig, er trat in die Kammer, um nach der Ursache des Streites zu forschen. Da sah er ein Weib, das einen vollen Korb auf den Rücken nehmen wollte, und den Teufel, der sie daran hinderte. Als Petrus seinen Widersacher erblickte, ergrimmte er, langte nach dem Halmmesser und schlug nach dem Teufel. Der Hieb war aber zu kräftig geraten. Das Messer schlug nicht nur dem Teufel, sondern auch dem Weibe den Kopf ab.

Als Petrus die schlimmen Folgen seiner Heftigkeit sah, fürchtete er die Vorwürfe seines Herrn. Er griff rasch nach den Köpfen und fügte sie an die Körper. In der Eile hatte er sich aber vergriffen und dem Weibe den Teufelskopf, dem Teufel aber den Kopf des Weibes aufgesetzt. Daher kommt es, daß heute noch viele Weiber einen Teufelskopf haben.

Anmerkung. Zum Stoff vgl. J. Bolte, Ein dänisches Märchen von Petrus und dem Ursprunge der bösen Weiber. In: ZfVk. 11 (1901), S. 252ff. — Die Häckselmaschine ist hier seit etwa 60 Jahren in Verwendung. Der Halmstuhl, mit dem man vorher Häckerlinge schnitt, verschwand zu Anfang dieses Jahrhunderts. Er hatte einen ähnlichen Bau wie die Häckselmaschine. Das Stroh wurde mit einer kurzstieligen Gabel vorgeschoben und sodann mit einem Druck auf das etwa 1 Meter lange Halmmesser geschnitten. Das Halmschneiden geschah gewöhnlich in einer Kammer, der Halmkammer.

Der Wallerer Flurname Saufegus

Von **Dr. Rudolf Kubitschek**

Der rätselhafte Wallerer Flurname Saufegus verursachte schon viel Kopfzerbrechen; obwohl ich ihn nie aus den Augen verlor, konnte ich ihn bisher nicht deuten.

Die Waldstrecke Saufegus, die auch im Wallerer Waldstreite eine Rolle spielte (vgl. Kubitschek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, 1921, S. 76) liegt zwischen Wallern und Zuderschlag; bei den meisten Wallerern heißt der Westabhang des Hochwaldes so, bei einigen die kleine Waldwiese auf diesem Hange; das hügelige Gelände hier hat gemischten Bestand: Buche, Fichte, Haselstrauch, Tanne, Föhre, Birke, Eberesche. Saufegus werden aber auch noch die vielen gegen Zuderschlag gelegenen Wiesen, ehemalige Zinsgründe, genannt.

Ausgesprochen wird der Name: Saufegvs, Saifegvs, Safegvs, von alten Leuten gelegentlich auch Saufegus; die angrenzenden Schläger heißen ihre Wiesen d' Saufegvſſn; immer mit dem Ton auf der Mittelsilbe und geschlossenem e-Laute.

Der Name erinnert an das einstige Vorkommen von Wildschweinen oder an die Schweinemast in den Wäldern; in Wallern war nämlich neben

Digitized by Google

der Rinderzucht zu allen Zeiten auch die Schweinezucht daheim. In den Wäldern, wo früher viel mehr Laubbäume waren und namentlich Buchen einen Teil der Nahrung lieferten, mag es viele Saugehege, Saufänge oder Saugärten gegeben haben, besonders als der Ackerbau in der Gegend stärker zunahm.

Ähnliche Namen in Wallern sind: Sauhofwald, Sauwiesen, Saulaan (in der älteren Sprache Suhlach: Wälzlache der Wildschweine) und Sauwinkel; bei Ober-Schneedorf Sau-Schütt (Schüttplatz: wo den wilden Sauen das Futter vorgeschüttet wird); wie aus dem Familiennamen Heidl der häufige Name Sauheitl entstanden ist, habe ich im Jahrgang 1930 (S. 30) unserer Zeitschrift gezeigt; hieher gehört auch die Gfulvtau (fuhlen: sich wälzen), die an den Saufegus angrenzt und gegen Wallern zu sich erstreckt.

Eine Deutung des sicher alten Namens Saufegus kann ich nicht geben, doch soll auf drei Wörter hingewiesen werden, die für eine Deutung am meisten in Betracht kommen.

Zunächst erwähne ich das Wort Fach, das in der älteren Sprache lebendiger war als heute. Nach Grimms Deutschem Wörterbuch 3. B., Sp. 1219, wurden möglicherweise wie bei der Fischzucht und beim Vogelfang auch Wälder durch Fächer eingehegt. Bei Du Cange, Glossarium mediae et infimae Latinitatis, tom. 4, wird das Wort als fachia, silva incaedua (nicht vom Beil berührter Wald) im Zusammenhang mit der Schweinezucht in Wäldern erwähnt. Grimm erinnert auch an die Wörter captura oder Bifang. Mit Fach hängt — nebenbei bemerkt — auch nach Max Gottschald, Deutsche Namenkunde (1932, S. 183), der Familienname Fagel zusammen. Weiter- und Umbildungen wären Fäge, Fege.

Man könnte aber auch an das Wort fegen denken, das in der älteren Sprache sich rein oder schön reiben bedeuten kann. In Hartigs Lehrbuch für Jäger (1812, 1. B., S. 168) heißt es, „Daß sich die Sauen oft suhlen und nachher — wie die zahmen Schweine — an benachbarten Bäumen reiben"; heute ist das Wort fegen in seiner Bedeutung eingeschränkt. Neben der Gfulvtau hätte also die Saufege, das Saufegicht oder Saufegv gelegen, wo sich die Schweine mit Vorliebe fegten.

Am einfachsten endlich wäre die Entwicklung von Saufang, Saufänge über Saufängvs mit Schwund der Näselung zu Saufegvs.

Das Wort Saufegvs kann nun unmittelbar auf die genannten Ausdrücke Fach, Fege, Fang zurückgehen — was freilich noch genauer gezeigt werden müßte —, es wäre aber auch die Entstehung auf einem Umwege möglich, der nicht so ganz unwahrscheinlich ist: die ursprüngliche Bezeichnung wurde von Schreibern oder fremden Leuten verstümmelt als Saufegus niedergeschrieben und das Volk hat diese Form später übernommen. Die Wallerer hatten ja in den jahrhundertelangen Streitigkeiten mit den adeligen Nachbarn um ihre Wälder viel mit Menschen zu tun, die ihre oft eigenartige Sprache nicht immer richtig verstanden haben werden.

Digitized by Google

Ein Lied aus der Robotzeit*)

Mitgeteilt von **Rud. Hruschka**, Piesling a. d. Thaya

Das folgende Robotlied, das seinerzeit in den meisten Orten des Zlabingser Ländchens gesungen wurde, heute aber völlig vergessen ist, stammt aus Hostes (tschech. Hostkovice), einem an der Straße Datschitz-Zipolz gelegenen Dorfe mit 41 Häusern und größtenteils deutschen Einwohnern, das seit 1398 einen Bestandteil des ehemaligen, aus 5 deutschen und 26 tschechischen Dörfern zusammengesetzten Gutskörpers Datschitz bildete. Es wurde mir von H. Vinzenz Dvořaček, Ausgedinger von Nr. 26, mitgeteilt, dem es sein Vater Thomas überliefert hat. Die Familie Dvořaček ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Hostes seßhaft und wird bereits in den „Befundstabellen 1751" zum Theresianischen Kataster (Mähr. Landesarchiv, Sign. 314/I) erwähnt.

1. Jiatzt how i mi schou g'mui sott g'haust,
hätt' Lust, i wullt' auswaundan;
mei oachl[1]) Müah, da Bugl grau,
wos oana sullt' aufaunga?
Dahauf'n[2]) loßt si a nix mehr,
es is schou oll's vagejb'n.
Und dennou sogt mei g'strejnga Hea,
mia haum as bejsti Lejb'n.

2. Danegst[3]) kim i hin auf d' Kaunzlei;
da Pflejga tat glei frog'n,
waun i wird gejb'n die oldi Steu'r?
J tui glei „na" draf sog'n.
„Mei liawa, schejna, g'strejnga Hea!
J how nou nit ausdrousch'n."
Do how i glaubt, glei af da Stell',
er gibt ma oas a d' Gousch'n[4]).

3. „Da Deana her!" sou ruift er glei,
„an Koutta loß'n stejcka!"
Do zidart mir mei gaunza Lei,
J tat mi a wejng schrejcka;
do dejnk i mia in meinen Sinn:
Sie wird an Hols nit geld'n,
do steh' i still and holt' mi hin
und tui mi ejndli meld'n.

*) Die zugleich aufgezeichnete Singweise wurde dem Volksliedarchiv in Prag einverleibt.

[1]) „oachl Müah" bedeutet eigentlich „streng bemessene Arbeit".

[2]) Erwirtschaften.

[3]) Unlängst.

[4]) „Gosche" ist ein mundartlicher, derber Ausdruck für Mund.

Digitized by Google

4. „Mei liawa, ſchejna, g'ſtrejnga Hea!
Hoaßt er mi glei in Koutta?
Mei vachl Müah, da Bugl grau,
mei Wei will mia nix koucha;
hob ouſt a Supp'n, i ſog's rund,
i tat mi bolld vagejſſ'n,
in g'ſtrejnga Herrn ſei Pud'lhund,
der tats balei nit frejſſ'n!"

5. „Wos braucht da Baua in ſein Haus?
Wou ſull dos Geld g'mui glicka?[5])
Mei vachl Müah, da Bugl grau,
bold muiß i loſſ'n dejcka!
An Pflui, an Wog'n muiß i hob'n,
A Kejd'n und aund'ri Socha,
Und waun ma holt oll's recht badejnkt,
vageht van völli s'Locha!"

6. „Entſteht a Kria wohl in dem Laund,
da Baua muiß herhold'n,
Rekrut'n ſtell'n, dos wiſſ'n ma ſchou,
öis nejhmts ins dou koan Old'n.
Aſ Fürſpaun foh'n und Lief'ring gejb'n,
dos muiß ma a badejnga,
und waun ma tat a Wartl ſog'n,
ja warts glei do mit'n Hejnga!"[6])

7. „Hör' aſ, mei Baur, i hob ſcha g'hört,
zu laung dau'rt mia bei Prejdi.
Und wal's da holt ſou gor ſchlecht geht,
ſou will i dir wos gejb'n:
Do hoſt drei Zwoanzga und geh' hi,
tui za da Wirtſchoft ſchaua;
a Zeit will i nou hold'n aus,
du muißt dein Fleiß a brau'a."

8. „Mei liawa, ſchejna, g'ſtrejnga Herr!
Daunk will i dofüa ſog'n;
Do mia mei Mal[7]) und Hols ſou ſper,
van Zwoanzga will i wog'n!
Is Wirtshaus is mei erſchta Gaung,
will mia mei Herz daquicka,
und waun i s'Geld banaunda hob',
ſou will i fleißi ſchicka!"

[5]) „kleken" = ausreichen.
[6]) Hängen.
[7]) Maul = Mund.

Digitized by Google

Volksheilmittel aus der Gegend um Bodenstadt i. M.

Gesammelt von **Franz Götz**, Poschkau

Ein zweijähriges Kind konnte noch nicht sprechen. Damit es leichter sprechen lerne, ließen ihm die Eltern das Zungenbändchen durchschneiden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch ein anderes recht sonderbares Mittel. Sobald ein Kind nicht reden lernen will, muß man zwei zusammengebackene Brote über dem Kopfe des Kindes zerbrechen oder man läßt ganz einfach dieses Kind aus einer Pferdebutte trinken.

Die Nägel darf man einem Kinde nie schneiden, sondern nur beißen, weil das Kind sonst nicht wachsen würde. Winde plagen gewöhnlich den Säugling, wenn es draußen recht windig oder stürmisch ist. Haben Kinder „böse" (kranke) Augen, dann müssen die Ohren durchgestochen werden, damit der schlechte und böse Saft aus dem Körper verschwinde. Ebenso soll man es bei Magen- und Darmbeschwerden der Kinder machen. Sie müssen schon behandelt werden, wenn das Kind zahnt und dadurch die ungesunden Säfte besser herauskommen. Tritt die Behandlung rechtzeitig ein, dann werden auch die Zähne und die Haare besser wachsen. Ist das Zahnen mit großen Schmerzen verbunden, dann gibt man dem Kinde ein Zahnhalsband.

Nach dem Bade sollen die Kinder recht viel schwitzen, damit das beim Bade in den Körper eingedrungene Wasser wieder herauskommt. Kopfausschläge oder Kopfgrinde (Kopfschwarn) dürfen bei Kindern nicht geheilt werden; sie müssen „ausschwären", damit das böse Blut aus dem Körper herauskomme. Damit das Gehirn ausreift, müssen kleine Kinder Häubchen tragen. Durch harten Stuhlgang entsteht bei Kindern gewöhnlich eine Mittelohrentzündung, weil durch das Anstrengen das Innere des Ohres „fiebert". Will man die Kinder vom Keuchhusten befreien, so muß man sie in einer Gasanstalt Koksdünste einatmen lassen. Um das Schielen der Kinder zu verhüten, darf die Wöchnerin sechs Wochen lang nach der Geburt nicht ins Freie gehen, damit die Sonne die Kinder nicht zum Schielen bringe. Auch sechs Wochen vor der Niederkunft darf eine Frau, die Mutterfreuden entgegensieht, nicht hinausgehen, um nicht „berufen" zu werden. Darunter hätte das Neugeborene zu leiden, weil es mit einem körperlichen Gebrechen (Mißgeburt) zur Welt käme. Um die Kinder vor bösem Blick (vor dem Berufen) auch nachher zu bewahren, bindet man ihnen um die linke Hand rote Korallen oder gibt ihnen ein rotes Seidenbändchen um den Hals. Bei Frühgeburten sollen die Kinder in Wein gebadet werden, damit sie kräftiger werden. Um das Dummsein der Kinder zu verhüten, darf man die Schädellücken der Neugeborenen (Fontanellen) im ersten Halbjahre nicht berühren. Würmer werden am besten dadurch vertrieben, wenn man das Kind mit einer feuchten Hand, die vorher in Mehl getaucht wurde, einreibt. Die sich nun beim Reiben bildenden walzenförmigen Stückchen sind dann die herausgeriebenen Würmer. Man beseitigt sie auch dadurch, daß die befallenen Kinder recht viel „Zipperrichsoma assen tun."

Digitized by Google

Der lästigen Warzen wird man am frühesten los, wenn man auf einem Zwirnfaden soviele Knoten macht als man eben Warzen hat. Zeitlich früh paßt man dem ersten vorüberfahrenden Wagen auf und wirft unbemerkt diesen Faden auf den Wagen, ohne zu schauen, wohin er auffällt, und entfernt sich schleunigst. Auch kann dieser Faden unter die Regentraufe eines fremden Hauses zeitlich früh und unbemerkt eingegraben werden oder man wirft den Faden in ein Grab hinein. Man kann die Warze auch beseitigen, wenn man in sie ein Löchlein mit einer Nadel macht und den Saft der „zypressenartigen Wolfsmilch" hineinträufeln läßt. Diese Blume wird hier „Melichstaud" oder „Melichdestl" genannt.

Kindern unter einem Jahr darf man keine Blume in die Hand geben; wenn sie daran riechen, sterben sie. Sieht ein kleines Kind schlecht aus, so sagt man, es habe die Dörre (Derr) und trägt es zum Dörrschneider (in Koslau soll einer gewohnt haben). Dieser schneidet dem kranken Kinde unter Hersagen eines bestimmten Spruches auf dem Rücken ein Kreuz ein und das Kind wird nach wenigen Tagen gesund. Oder man soll mit dem „elenden" Kinde auf einen Hübel gehen, von dem man gleichzeitig drei Kirchenspitzen sieht und dabei einen bestimmten Spruch aufsagen. Gegen die „Derr" hat die Frau Theresia Röder in Poschkau 8 (in Punkendorf im Frühjahr 1935 gestorben) immer auf dem Miste gebetet.

Um ein Kind von der Diphtheritis zu heilen, muß man Mistjauche mit Zucker kochen und dieses Getränk dem Kinde zu trinken geben. Wem kein Schnurrbart wachsen will, der soll sich die Oberlippe inwendig mit Hühnerdreck, auswendig dagegen mit Honig beschmieren; der Erfolg ist unausbleiblich. Damit sich ein Magenkranker von seinem Leiden befreie, muß er folgendes beachten: Sobald es im Jahre das erste Mal donnert, muß er schnell versuchen, etwas zu heben, was er sonst nicht imstande ist, zu erheben; er verliert dabei sofort das Leiden.

Um sich gegen die Hitze (Fieber) zu schützen, werden um die Füße, den Hals und den Leib Kren- oder Kartoffelkränze gebunden. Um auch vor jeder Krankheit wie auch vor jedem Unheil beschützt zu werden, trägt man um den Hals den hl. Josef als Halsgehäng. Um sich vor dem lästigen Husten zu befreien, sind folgende Mittel anzuwenden: „Lindenblühtee" ist zu trinken, auch Kamillentee, Holundertee, Mutterblättertee und Wermet-(Wermut-)Tee sind gute Mittel. Viel mehr wirkt ein Fußbad in warmem Wasser, in das man Asche und Salz streut. Kümmelstroh soll ausgekocht werden und in den aufsteigenden Dampf soll man die Füße halten. Oder man soll die Füße im „Hoägämil", das ist der Rest vom Heu, der übrig bleibt, baden. Auch verliert man den „Huft", wenn man Kandiszucker mit Eidotter und feinem Öl zusammenmischt und trinkt oder ein Gemisch von Milch, Butter, Zucker und Honig einnimmt. Auch Lebertran wirkt gegen den Husten. Man verliert ihn aber am sichersten, wenn man die Füße mit Knoblauch einreibt.

Hühneraugen haben 99 Häute. Um sie zu beseitigen, legt man Zwiebel auf oder man reibt sie mit Fensterschweiß ein. Um sich vor dem „Stich", d. i. dem Biß einer Natter — gemeint ist die Kreuzotter — zu schützen, soll man nach dem Essen am heiligen Abend auf den Mist gehen, ihn treten und dabei die Worte „Du bist gebenedeit unter den Weibern!" sagen. Dann wird

Digitized by Google

man das kommende Jahr nicht gebissen werden. Um nicht Krämpfe oder wehe Beine zu bekommen, darf man am heiligen Abend während des Essens nicht aufstehen.

Hat man erfrorene Ohren, Hände oder Füße, so schmiert man sie mit Schweinsgalle ein. Nach einigen Tagen geht die Erfrierung zurück. Ein vorzügliches Mittel gegen Halsentzündung (Angina) erzählte mir Frau Anna Schwarz aus Poschkau 33 am 3. August 1935: Man soll recht viel Petroleum trinken. Nach zwei- bis dreimaligem Einnehmen brennt das Petroleum die Bläschen im Rachen und am Gaumen aus und die Halsentzündung ist verschwunden. Ein Tischler J. Schm. riet mir gegen Angina sein langerprobtes Mittel an, das nach seiner Aussage noch viele Leute im Dorfe anwenden: Etwas Kuhjauche (Kuhharn) abkochen, auskühlen lassen und dann trinken. Das soll ganz bestimmt helfen.

Etwa 1881 lebte in Koslau ein Mann, der es verstand, den Fußschwund zu heilen. Herr Alois Pulz, Ausgedinger in Poschkau 15, erzählte mir folgende Begebenheit: „Es war etwa im Jahre 1881. Mein Vater Matthias Pulz hatte den Schwund schon lange Jahre am rechten Bein und das Bein wurde immer schwächer und schwächer und ist immer zurückgegangen. Teilweise ist er auch gelegen, da er vor Schmerzen oft nicht gehen konnte. Im Nachbardorfe Koslau lebte ein Mann rechts im Niederdorfe (den Namen wollte er mir nicht verraten), der es verstand, den Schwund zu schneiden. Dieser wurde nach Poschkau zum kranken Pulz geholt. Mit einem kleinen Flit, d. i. einem Federmesser, schnitt er dem Vater den Schwund aus der rechten Wade heraus, indem er in der Wade einen kleinen Schlitz machte und die Wade ausdrückte. Ein gelber Saft kam da heraus. Diesen Saft hat er sich mitgenommen und in einem Baumstamm des Hochwaldes eingegraben. Die Stelle und den Baum durfte niemand wissen. Ein Loch wurde in dem Stamme ausgebohrt, der Saft wurde hineingegeben, und das Loch wurde wieder eingekeilt. Das alles mußte noch vor Sonnenaufgang geschehen. Kurze Zeit darauf ist das Bein besser geworden."

Ein gewisser Mader aus Koslau, der jetzt in Prussinowitz wohnt, schneidet noch heute bei Pferden den Schwund aus, ebenfalls vor Sonnenaufgang. Er soll aber nicht so geschickt sein wie der erstenerwähnte Mann.

Gekochte Jauche ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Scharlach. Jauche ist auch gut gegen Bräune.

Gegen Reißen ist es gut, im Hause einen Igel oder auch ein Meerschweinchen zu halten. Diese Tiere sollen aus einem Hause alle Krankheiten verscheuchen. Gegen Reißen verwenden hier manche Leute ein Gemisch aus 15 dkg reinem Weingeist mit 5 dkg geriebenem Knoblauch und nennen dies eine „Knoblauchkur".

Bei Verkühlung und Halsweh wird die Brust, bzw. der Hals mit Petroleum eingerieben. Auch Petroleumumschläge werden gemacht. Bei Magenleiden wird Petroleum auch getrunken. Gegen Entzündungen und Verkühlungen werden Kuhfladen wie eine Salbe verwendet. Gegen Blutungen bei Verwundungen und Schnittwunden werden Spinnweben aufgelegt. Durch Auflegen von Sauerteig gehen Entzündungen zurück. Bei Steifheit des Körpers oder der Gliedmaßen braucht man sich nur mit einem

Digitized by Google

Gemisch aus Seife und Butter einreiben. Nach einigem Gebrauch ist das Leiden vorüber. Als Volksheilmittel gegen Würmer wird noch Milch getrunken, in der Knoblauch gekocht wurde. Gegen Rachitis hilft die Einreibung mit in Spiritus angesetztem Rindsmark, für kranke Füße dienen Bäder in Käsepappeln (Kaspopeln) oder in Heublumen (Heubluma).

Volkskundliches aus dem südmährischen Weinland

Von **Herbert Horntrich**

Die volkskundliche Gestalt eines Gebietes hängt sehr vom wichtigsten Erwerbszweig der Bevölkerung ab. Für Südmähren und seine Heimatkunde ist der Weinbau das, was für andere Landschaften der Bergbau oder die Weberei sind. Diese Tatsache ist bisher allzu wenig berücksichtigt worden. Auch dieser Aufsatz kann nur als eine vorläufige Sichtung eines großen Stoffgebietes gewertet werden.

Uralt ist der südmährische Weinbau. Vielleicht haben ihn schon die Römer in das Land an der Thaya gebracht. Nach Norden vorgedrungene niederösterreichische Weinbauern waren es wohl, die zur Zeit der ostdeutschen Kolonisation Südmähren dem deutschen Volkstum erschlossen.

Das ganze Jahr hindurch begleitet der Volksglaube den Werdegang des Weines, wovon viele Winzerregeln Zeugnis geben. Schon im ersten Jahresmonat beginnt die Sorge des Weinbauers:

Vinzenz (22. I.) Sonnenschein
bringt viel und guten Wein.

Vinzenz Boch noß,
füllt Scheune und Foß.

Wie wichtig die Märzenwitterung für den Weinbau ist, geht aus zwei anderen Regeln hervor:

Märzenschnee
tut dem Weinstock weh.

Schneide auf Gertrauden (17. III.),
so baust du große Trauben.

Die hier zuerst mitgeteilte Regel wird noch auf andere Stichtage bezogen:

Um Georgi (24. IV.) Sonnenschein
bringt viel Frucht und guten Wein.

Medardi (8. VI.) Sonnenschein
bringt viel und guten Wein.

Der Zeitpunkt der Lese ist von der Witterung abhängig. Im allgemeinen kommen die letzten September- und die ersten Oktoberwochen in Betracht. Es folgen die Wochen der Mostgärung. Vielleicht glaubte man einst, in den Weinkellern trieben um diese Zeit Dämonen ihr Unwesen. Die Bedeutung einer bestimmten Nacht, der Martininacht, in der sich die Klärung zum Weine vollenden soll, spricht dafür. Ein altes Nachtwächterlied hat für diese Nacht eine eigene Strophe, die in derber Weise auf den sprichwörtlichen südmährischen Kinderreichtum anspielt:

Digitized by Google

Heut ist die heilige Martinsnocht,
do wird der Most zu Wein gemocht.
Do tan die Mona fein saufa
und die Weiwa brav taufa.
Trinkan die Mona a Maßl aus
und donn gengans erst zu der Frau nach Haus.
Schlafet ein in Gottes Namen!

Echte Winzerlieder gibt es aber ansonsten, von den Zufallsreimereien einiger Vierzeiler abgesehen, nicht. Erst vor wenigen Jahren entstand in Bratelsbrunn bei Nikolsburg das „Weinstock-Liad", dessen Verfasser (Johann Walter) es der Aufzeichnerin (Frau Prof. Else Neumann, Brünn) selbst vorsang:

Wos da Weinstock für a Plog braucht
bis dos Weimberl kimmt in d' Blüah,
jo dos Spritzen und dos Binden,
wos braucht dos für a Müah.

Es wird grauckert, daß ka Reif kimmt,
und wird gschossn, daß ka Schauer sollt,
jo da Wein wird müahsom hergstellt,
oba gsoffa is a bold.

Mannigfaltiger sind die Zusammenhänge zwischen Weinbau und Brauchtum. Der junge Weinbauer wurde ehemals von seinem Vater mit einem Rebsetzling dreimal auf die Schulter geschlagen und erhielt dadurch die Winzerwürde. Um das alte und nahezu vergessene Weinlesefest haben sich in den letzten Jahren unsere Volksverbände angenommen. Der „Buschenschank" ist ein Privileg der Winzer. Eine aus der Dachluke ragende Stange mit einem aus grünem Blech verfertigten, einen Buschen darstellenden Zeichen zeigt ihn an. Die Nachbarn und befreundeten Winzer kommen den Wein kosten, erzählen und singen Lieder.

Der Feldhüter, der zur Zeit der Traubenreife einen schweren Stand hat, ist für die Kinder eine mehr lächerliche als gefürchtete Figur. Ein beliebtes Kinderspiel zeugt davon. Einen aus ihrer Mitte wählen die Kinder zum „Földhüata", die andern sind die „Weimbadiab", die den Hüter mit dem Ruf „Földhüata, die Weimba san süaß" reizen. Der Feldhüter muß sein Amt so lange versehen, bis er alle Diebe gefangen hat.

Für Mundartkundige bieten die verschiedenen Bezeichnungen für die Arbeiten des Winzers und das Weinberggelände reichhaltigen Stoff zur Deutung. Die Sachvolkskunde endlich wird sich noch mit der Winzertracht, den Winzerwerkzeugen, der Bauform der Weinkeller u. a. zu beschäftigen haben.

Die drei glasernen Berge

Märchen aus Schmiedshau in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel,** Zeche

Es war einmal ein alter König, der war sterbenskrank und nicht einmal seine gescheitesten Doktoren konnten ihn gesund machen. Und da er schon sehr auf dem Hinweg war und auch das viele Messenlesen nichts geholfen hat, ließ er das älteste Weib seines Landes zu sich rufen, damit es

Digitized by Google

ihm Bescheid und Rat gebe, ob er noch Hoffnung habe gesund zu werden. Das Weib riet ihm, vom Wasser des Lebens zu trinken, das hinter dem glasernen Berge fließt; doch dürfe es nur von seinen Söhnen gebracht werden.

Der König hatte drei Söhne. Er ließ sie gleich alle drei zu sich rufen und bat sie, ihm jenen letzten Wunsch zu erfüllen. Da meldete sich gleich der Jüngste — und der war so dumm wie die Nacht — und sagte, er werde ihm schon das Wasser des Lebens bringen. Doch von diesem wollte der König nichts wissen und gab seinem Liebling, dem Ältesten und dem Thronfolger, den Auftrag, jenes Wasser zu bringen. Dieser zog sich nun die schönsten Soldatenkleider an — wie ein General — und zog mit einem goldenen Säbel und mit einem vollen Geldbeutel in die weite Welt.

Schon am ersten Abend kam er zu einem Wirtshause und dort drinnen war ein großer Rummel. Dahinein zog es ihn, denn das lustige Leben hatte er gern. Da ließ er auch gleich sehen, was er sei, und zahlte eine Runde nach der andern, bis auch das letzte Geldstück weg war. Der Wirt hätte jetzt auch noch den goldenen Säbel gern gewollt und fing ihn auszufragen, wohin er wolle. Der Königssohn gab ihm sein Reiseziel bekannt. No, mehr hat jener auch nicht gebraucht hören und sagte ihm, er hätte einmal von seiner alten Muhme gehört, daß jenes Wasser des Lebens hinter einem glasernen Berge fließt, und er hätte im Stalle drei Rösser, von denen ihn eines sicher hinbringen werde, bekäme er nur den goldenen Säbel. Der Tausch war auch gleich fertig und der Königssohn wählte sich das schönste schwarze Roß aus. Er flog auf diesem gegen Sonnenaufgang und kam am dritten Tage richtig zu einem glasernen Berge. Auf diesem Berg stand ein pechschwarzes Schloß. Das Schloßtor war fest versperrt, sodaß er anklopfen mußte. Zwei schwarzgekleidete Diener öffneten und führten ihn stumm in einen großen Saal. Die Wände waren mit schwarzen Tüchern behängt, in der Mitte standen in zwei Reihen je drei schwarzgekleidete Wachssoldaten, mit Spießen bewaffnet, und in ihrer Mitte war eine schwarze Marmortruhe und darin lag eine schwarzhaarige Jungfrau und rührte sich nicht. Wie der Königssohn sie nun betrachtete, da hörte er plötzlich hinter sich ein furchtbares Getöse, die Jungfrau machte die Augen auf, ihr bleicher Mund öffnete sich und sie reckte ihm die Arme entgegen und begrüßte ihn als ihren Erlöser, da er sie von einer Zauberei befreit habe. Jenes Getöse hatte ein Zauberer gemacht, der sie und ihr Schloß bis jetzt in seiner Macht hatte. Da führte sie ihn auch gleich in den Garten, und richtig! dort war eine Quelle und darin floß das Wasser des Lebens — so erzählte sie ihm. Er schöpfte sich ein Krüglein voll und kehrte mit diesem und mit seiner Braut zu seinem Vater nach Hause. Da war die Freude sehr groß, doch das Wasser des Lebens half dem kranken König nicht, denn der Zauberer hatte es verstohlen in gewöhnliches Wasser verwandelt.

Jetzt schickte jener König seinen zweiten Sohn aus -- dieser war aber nur ein Hauptmann -- und gab ihm auch viel Geld und einen silbernen Säbel mit auf die Reise. Er bat ihn, sich zu beeilen, um ihm bald das Wasser des Lebens zu bringen. Auch dieser kam schon am zweiten Abend zu jenem Wirtshause, wo sein Bruder eingekehrt war. Dort war wieder ein großer

Digitized by Google

Rummel. Auch ihn zog es hinein, denn auch er hatte Musik und einen guten Trunk sehr gern. Er ließ sich auch sehen, war er doch Hauptmann, und zahlte allen Gästen, bis das letzte Geldstück weg war. Der Wirt hätte noch gern den silbernen Säbel gewollt, er machte sich also an ihn heran, begann ihn nach seinem Reiseziele auszufragen und bot ihm auch gleich ein Roß an. Er erzählte viel von einem glasernen Berge, wohin ihn sein Roß sicher bringen werde, wenn er es nehme und ihm den silbernen Säbel gebe. Der Tausch war auch gleich gemacht und der Königssohn wählte sich das schöne rote Roß und flog auf diesem gegen Sonnenaufgang. Am sechsten Tag kam er richtig bei einem glasernen Berge an. Auf diesem Berge stand ein feuerrotes Schloß. Auch da war das Schloßtor verriegelt und wurde nach langem Klopfen von vier in roten Samt gekleideten Dienern aufgemacht. Diese führten ihn stumm in einen großen Saal, da waren die Wände mit rotem Samt und Purpur behängt und in der Mitte standen in vier Reihen je sechs rotgekleidete Wachsoldaten, mit Spießen bewaffnet, und in ihrer Mitte lag eine rote Marmortruhe und darinnen eine rothaarige Jungfrau. Wie er sie nun so bewunderte und zu ihr eilte, da vernahm er plötzlich hinter sich ein furchtbares Gekrach. Die Jungfrau erwachte und begrüßte ihn als ihren Erretter, weil er sie von der Zauberei erlöst habe. Jenes Gekrach hatte ein Zauberer gemacht, der sie und ihr Schloß bis heute in seiner Macht hielt. Jetzt führte sie ihn in den Schloßgarten, und richtig! auch da war eine Quelle und darin floß das Wasser des Lebens — so erzählte sie ihm. Er schöpfte sich nun ein Krüglein voll und kehrte damit und mit seiner Braut zu seinem Vater nach Hause. Da war die Freude wieder sehr groß, aber das Wasser des Lebens half auch diesmal dem sterbenskranken König nicht, denn auch dieses hatte der Zauberer verstohlen in gewöhnliches Wasser verwandelt.

Jetzt war jener König untröstlich, denn auf den jüngsten Sohn konnte er sich doch nicht verlassen. Aber dieser gab so lange nicht nach, bis er auch ihn ausschickte, das Wasser des Lebens zu bringen. Da dieser nur ein Fähnrich war, gab er ihm nur einen eisernen Säbel und auch wenig Geld mit auf die Reise. Aber der Sohn war auch damit zufrieden und so ausgerüstet machte er sich auf den Weg, jene Quelle zu suchen. Schon am dritten Abend kam er auch zu jenem Wirtshause, wo seine zwei Brüder eingekehrt waren. Da war wieder ein großer Rummel, und weil er müde und hungrig war, kehrte er ein. Er ließ sich da nicht sehen, denn er war nur ein einfacher Fähnrich; und da zahlten ihm andere das Abendessen und ein Glas Wein. Der Wirt wollte sich an ihn gar nicht heranmachen, doch im Gespräche kamen auch sie auf die Rede, warum er in die weite Welt zieht. Da bot ihm jener Wirt sein letztes Roß, einen verkrummten Schimmel, für seinen eisernen Säbel an und der Königssohn war mit diesem Tausch einverstanden. Jetzt bestieg er also jenen verkrummten Schimmel und hinkte und stolperte mit ihm in verkehrter Richtung, nach Sonnenuntergang und kam endlich mit ihm am zwölften Tage zu einem glasernen Berge. Auf dem Berge stand ein schneeweißes Schloß, aus reinstem Marmorstein aufgebaut, und funkelte nur so im letzten Sonnenschein. Da war schon das Schloßtor weit geöffnet und sechs in weiße Seide gekleidete Jungfrauen hießen ihn

Digitized by Google

willkommen. Sie führten ihn lachend und tanzend in einen großen Saal, da waren alle Wände mit reinster Seide und duftenden Rosen behängt, als sollte Hochzeit sein, und in der Mitte standen in acht Reihen je zwölf in blendend Weiß gekleidete Jungfrauen, mit Blumenkränzen geziert, und in ihrer Mitte stand eine goldene Truhe auf weißem Marmelstein liegend und darinnen lag eine goldhaarige Jungfrau, mit einem Brautkränzlein geziert und mit tausenderlei Edelsteinen geschmückt, und auch sie rührte sich nicht. Er aber konnte sich nicht mehr zurückhalten, er lief hin und küßte sie auf ihren roten Mund und streichelte ihr goldenes Haar. Da setzte im ganzen Schloß eine liebliche Musik ein, die Jungfrau machte die Augen auf und begrüßte ihn als ihren Bräutigam, auf den sie hundert Jahre hatte warten müssen, und dankte ihm, daß er sie und auch ihr Schloß heute einem Zauberer entrissen habe.

Wie sie dann ihren schönsten und glücklichsten Ehrentag erlebt hatten, da erzählte er ihr von zu Hause und von seinem sterbenskranken Vater, dem er das Wasser des Lebens bringen solle. Also sind auch sie hinunter in den Schloßgarten gegangen, denn auch dort war ein Brünnlein mit Wasser des Lebens, und was sie dorten sahen, das konnten sie ihr Lebtag nicht vergessen. Dort kämpften gerade zwei Rösser auf Leben und Tod miteinander, der verkrummte Schimmel mit einem anderen, großen, fetten Roß, das sieben Häupter hatte. Aus diesen Häuptern sprühte nur so das Feuer, denn es war ein Zauberroß, das der Zauberer als Hüter zu diesem Brünnlein gegeben hatte. Doch der verkrummte Schimmel ließ sich nicht unterkriegen. Er biß dem Zauberer einen Kopf nach dem andern ein und schlug sie mit den Füßen ab und machte so seinem Herrn den Weg zu dem Brünnlein frei. Dieser schöpfte sein Krüglein voll, setzte dann auch seine goldhaarige Braut auf seinen Schimmel, der jetzt schön voll war, weil er sich im Blute des Zauberrosses gebadet hatte, und ritt heim. Unterwegs ritten sie einen Bettler nieder, der sich ihnen in den Weg stellte. Das war gerade jener Zauberer, der in allen drei glasernen Bergen die Jungfrauen verzaubert gefangen hielt und auch das Wasser des Lebens in gewöhnliches Trinkwasser verwandelte. Noch von weitem hörten sie, von Sonnenaufgang und Sonnenrestgang her, wie beim letzten Atemzuge des Zauberers die drei glasernen Berge tschepperten, wie Glasscherben auseinanderfielen.

So brachte dann also der Jüngste, der so dumm wie die Nacht war, das Wasser des Lebens seinem sterbenskranken Vater, der davon gesund wurde. Mit Zustimmung seiner Brüder wurde der jüngste Königssohn zum Thronfolger eingesetzt. Vielleicht leben alle drei Brüder auch heute noch mit ihren Weibern glücklich und regieren ihr Land, wenn sie noch etwas vom Wasser des Lebens im Krüglein haben und noch nicht auf die drei glasernen Berge vergessen haben*).

✣

*) Erzählt im Sommer 1935 von der 72 Jahre alten Frau Maria Richter in Schmiedshau Nr. 303.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Eulenspiegels Lager.

Jungbauer bringt in seiner Schwanksammlung „Das lustige Buch" (Karlsbad-Drahowitz 1936), S. 107, Nr. 127, auch den folgenden, im Jahre 1918 von Dr. Ernst Jungwirth aus Römerstadt nach der Erzählung des Franz Hadwiger in Irmsdorf aufgezeichneten Schwank:

Als Eulenspiegel auf der Wanderschaft war, kam er einmal abends todmüde zu einem Gasthaus und bat um Nachtherberge. Aber der Wirt kannte ihn als einen Schelm und Schalksnarren und gewährte ihm nicht einmal ein Strohlager.

„Auch gut!" dachte Eulenspiegel, „dann muß ich mich eben auf die harte Bank legen. Um aber weicher zu liegen, will ich die Feder von meinem Hute nehmen und als Unterlage benützen." So tat er auch und schlief endlich ein.

Er schlief aber herzlich schlecht und erwachte voll Mißmut. Verdrossen steckte er seine Feder wieder auf den Hut und sagte: „Ist gut, daß mir der Wirt kein Federbett gegeben hat. Liegt es sich auf einer einzigen Feder schon so schlecht, wie schlecht muß es erst auf so vielen Federn sein!"

Ich kann durch zwei Parallelen nachweisen, daß dieser Schwank auch im Süden und im Osten verbreitet ist. Die erste steht in der von Milan Lang im Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena, XIX, Zagreb 1914, veröffentlichten Monographie über die Stadt Samobor (S. 91, Nr. 27):

Ein Zigeuner wunderte sich, wie die Herren auf so vielen Federn schlafen können. Er hatte sich nämlich eine Truthahnfeder unter den Kopf gelegt; als sie ihm fortgeglitten war, hatte er sie mit einem Nagel festgemacht, und sie hatte ihn sehr gedrückt. Wie würde es also die Herren nicht drücken, die auf so vielen Federn liegen?

Die andere Fassung, die mir bekannt ist, zeichnete W. B. Segel im Zbiór wiadomości do antropologii krajowej, XVII, Krakau 1893, Abt. 2, S. 305, aus dem Munde ostgalizischer Juden auf:

Chojzek legte sich einst auf eine nackte Bank schlafen. Als er morgens aufstand, schmerzten ihn alle Glieder. Er dachte sich: „Was hat mich denn auf der Bank so drücken können? Es ist ja nichts da!" Dann sah er näher hin und erblickte eine Gänsefeder, die auf der Bank lag. Er sagte sich: „Wenn eine einzige Feder schon so sehr drückt, um wie viel mehr muß erst eine ganze Federdecke drücken!" Und seit jener Zeit schläft Chojzek nie mehr auf einem Federbette.[1])

Olmütz. Otto F. Babler.

✤

Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied. Mit der nun erschienenen 7. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" ist der I. Band abgeschlossen, der 520 Nummern — bei den meisten Liedern sind außerdem mehrere Fassungen — enthält. Diesem Bande ist auf der letzten Seite ein Inhaltsverzeichnis beigegeben. Der II. Band, der 160 volkstümliche Lieder und 3049 Schnaderhüpfel — auch hier sind wieder bei den meisten Stücken mehrere Lesarten — bringt, wird nicht mehr in Lieferungen, sondern in zwei Teilen, allenfalls auch in einem Band, erscheinen. Wann dies geschehen wird, läßt sich derzeit leider noch nicht bestimmt angeben. — Den Einlauf für das Volksliedarchiv bringt unser nächstes Heft.

[1]) Vgl. Bolte-Polívka III., 238f., 332. Hier wird auf S. 239 bei diesem Schwank nicht bemerkt, daß er ein jüdischer Schwank Ostgaliziens ist.

Digitized by Google

Atlas der deutschen Volkskunde. Am 5. Juni fand bei der Berliner Hauptstelle eine von fast allen Landesstellenleitern besuchte Tagung statt. Nachdem Dr. Wildhagen, Dr. Peßler und Dr. Spamer über die Bedeutung und Entwicklung des Unternehmens gesprochen und auf zukünftige volkskundliche Gemeinschaftsarbeiten hingewiesen hatten, erstattete der Geschäftsleiter der Hauptstelle Röhr einen ausführlichen Tätigkeitsbericht, aus dem hervorging, daß die genaue und planmäßige Arbeit bereits bedeutende Ergebnisse verzeichnen kann, die auf den neuen, sehr übersichtlichen Karten trefflich zum Ausdruck kommen. Neben diesen Karten wurde den Teilnehmern der Tagung das umfangreiche Buch überreicht, welches alle Belegorte des 1. bis 4. Fragebogens verzeichnet.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Unsere Arbeitsstelle ist zunächst nach zwei Richtungen hin tätig. Erstens werden alle in seltenen Büchern, schwer zugänglichen Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und anderen Drucken veröffentlichten Volkserzählungen (Märchen, Sagen, Schwänke u. a.) gesammelt und in Abschriften der Berliner Hauptstelle übermittelt. Ein Durchschlag bleibt stets in unserer Arbeitsstelle. Bis Ende September d. J. wurden auf diese Weise über 1000 Volkserzählungen aufgezeichnet. Zweitens werden die noch im Volke verbreiteten Volkserzählungen unmittelbar aus dem Volksmunde gesammelt. Dabei sind Angaben über die Person des Erzählers, darüber, woher er die einzelnen Erzählungen hat und ob er an die Wahrheit des Erzählten, z. B. bei Gespenster- oder Hexensagen, glaubt, wie auch andere Angaben zu machen, auf welche der Vordruck der Aufnahme-Kopfblätter aufmerksam macht. Angaben über die Person des Erzählers sind auf besonderen Formularen der Erzählerkartei, zugleich mit dem Lichtbild, einzutragen. Kopfblätter und Formulare dieser Erzählerkartei werden jedem Mitarbeiter beigestellt.

Auf Grund eines Aufrufes in sudetendeutschen Zeitungen haben sich bereits eine Reihe von Mitarbeitern gemeldet. Bis Ende September sind folgende Einsendungen von echten Volkserzählungen — manche Einsender haben in irrtümlicher Auffassung selbst verfaßte volkstümliche Erzählungen geliefert — zu verzeichnen:

1. Fritz Böhm, Großwöhlen bei Bensen: Zwei Geistersagen (Erzähler J. Riedel, Landwirt in Voitsdorf) und die Nettersköppensage (Erzähler R. Laube, Gastwirt in Politz a. E.).

2. Rudolf Müller, Landwirt, Sonnberg bei Salnau im Böhmerwald: 24 Sagen (meist nach Erzählungen seiner verstorbenen Mutter).

3. Heinrich Gowarsch, Teplitz-Schönau: Pestsage (Entstehung des Ortsnamens Zwettnitz). (Nach mündlicher Überlieferung.)

4. Josef Stich, Oberlehrer, Neuhäusl bei Roßhaupt: Umfangreiches Mundartmärchen von der Prinzessin Zitterdella (Erzähler Johann Stich, Spiegelglasschleifer, 70 Jahre alt, aus Reichenthal bei Tachau).

In seinem Begleitschreiben bemerkt der Einsender: „Ich habe hier drei Erzähler mit einem größeren Schatze an Erzählungen. Neben dem Genannten ist noch Josef Graf, 76 Jahre alt, ein Scherenschleifer und Planetenleser, zu erwähnen, der längere Volkserzählungen kann, wie ‚Der Weinschenker von Moskau', ‚Karl Steger, der es durch sein schönes Zither-

Digitized by Google

spiel bis zum König gebracht hat', ‚Rinaldini' u. a. Endlich ist eine über 80 Jahre alte Frau, die nur ‚farchtige' Geschichten (Gespensterſagen) erzählt, die sie für wahr hält. Es ist nicht so, daß die Erzähler ausgestorben wären, bloß die Zuhörer sind verschwunden; die heutige Jugend hat andere Bedürfnisse."

5. Karl Samek, Eisenbahnangestellter, Erdweis bei Gmünd: 35 Sagen aus dem ehemals österreichischen Gebiet von Weitra, jetzt polit. Bezirk Wittingau. (Nach Erzählungen verschiedener Gewährspersonen.)

Der Volkserzähler J. Stich.

6. A. Wesserle, Deutsch-Proben (Slowakei): 10 Sagen, darunter auch solche von der Tödin.

7. Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya: 9 weitere Sagen vom Räuberhauptmann Grasel (vgl. unsere Zeitschrift, Jahrgang 1931 u. 1934).

J. J. Ammann-Gedenkstein. Dem Begründer der volkskundlichen Forschung im Böhmerwalde und Schöpfer der Höritzer Passionsspiele J. J. Ammann (geb. 1852 zu Hohenems in Vorarlberg, durch 28 Jahre Professor am Gymnasium in Krummau, gest. 1913 als Direktor der deutschen Realschule in Meran) wird zu Beginn August 1937 ein Gedenkstein in Höritz gesetzt werden. Mit der Feier wird sich eine Zusammenkunft aller ehemaligen Schüler des Krummauer Gymnasiums und aller geistig Werktätigen des Böhmerwaldes verbinden.

Digitized by Google

Das Scheibenschlagen beim Sonnwendfeuer. Wie Lotte Lehmann im Nachrichtenblatt des Deutschen Kulturverbandes „Volksdienst" (Folge 6 des laufenden Jahrgangs) ausführt, wird dieser Brauch auch heute noch von den Deutschen in Königsfeld (Karpathenrußland), deren Vorfahren aus der Gegend von Ischl und Gmunden in Oberösterreich stammen, geübt. Beim Schlagen der glühenden Scheibe werden Sprüche gesungen, z. B.:

Sunniwend, Sunniwend, Scheiberlschlägn,
dås hät jå der Franz Zauner g'schlägn.

Die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das Seminar für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag hatten im Sommersemester 1936 einen Stand von 377 Hörern. In der dreistündigen Vorlesung waren 203, in der zweistündigen 96 Hörer eingeschrieben und das Seminar zählte 78 Teilnehmer.

Antworten

(Einlauf bis 25. September)

326. Bei den deutschen Holzhackern in den Kleinen Karpathen wird die Frau in ihrem Hochzeitshemd begraben. (Prof. Dr. F. J. Beranek, Neuhaus.)

331. Zu den volkstümlichen Regimentsnamen ist noch auf den Namen „Brünner Deutschmeister" für das Inf.-Reg. Nr. 3 zu verweisen, das Aufschläge in der Farbe des wirklichen (Wiener) Deutschmeisterregiments (Inf.-Reg. Nr. 4) hatte. Für das Inf.-Reg. Nr. 99 (Znaim) wurde im Weltkriege wegen der gelben Aufschläge und seiner Tapferkeit gelegentlich der Name „Gelbe Teufel" verwendet. Schon vor dem Weltkrieg war bei den Tschechen der Spottvers auf die Landwehr üblich:

„Lontveráci, bačkoráci,
máte černé čepice."

Bei einer Gedenkfeier tschechischer Soldaten des ehemaligen Inf.-Reg. Nr. 75 in Neuhaus im Juni 1936 wurde ein Lied veröffentlicht, in dem es heißt: „Říkali nám smutní bratři" (Man nannte uns „die traurigen Brüder"). (Dr. F. J. Beranek.)

335. Beim Schmeckostern der deutschen Holzhacker in den Kleinen Karpathen ist das Bespritzen mit Rosenwasser üblich. (Doktor F. J. Beranek.)

342. Auch das Inf.-Reg. Nr. 99 (Znaim) besaß außer dem offiziellen Regimentsmarsch (Hoch Neunundneunzig, tapfres Regiment) noch ein Regimentslied, dessen Kehrreim stets die Worte „lustige Neunundneunziger" enthielt. Das Inf.-Reg. Nr. 3 (Brünn) hatte ein Regimentslied mit dem Anfang „My třetáci, my jsme kavalíři..." (Dr. F. J. Beranek.)

348. Ein Seitenstück zu den bei uns nicht belegbaren Beinbrechern vor Friedhofstoren, die das Eindringen von Schweinen und anderen Tieren verhindern sollten, ist ein Brauch in Modes bei Zlabings (Südmähren), wo jedes Grab ein dachartiges Drahtgitter hat, das es vor dem Scharren der Hühner schützen soll. (Dr. F. J. Beranek.)

Digitized by Google

349. Das Prager Jesukind, das auch in der Ballade „Die Glocke von Hadamar" von Börries Freiherrn von Münchhausen erwähnt wird, ist in Kolumbien sehr volkstümlich. Wie General Klecanda in seinem Buch über Kolumbien bemerkt, ist man dort der Ansicht, daß Jesus in Nazareth aufgewachsen, aber in Prag in die Schule gegangen sei. (Dr. F. J. Beranek.)

352. Eine Schere, die zwischen zwei Freunde fällt, zerstört diese Freundschaft. (A. Wesserle, Deutsch-Proben.)

354. Bei fast jedem Ausflug mit meinen tschechischen Schülerinnen in Neuhaus konnte ich folgendes beobachten: Sobald auf der Straße ein Heuwagen daherkam, stürzten alle darauf los und rissen eine Handvoll Heu heraus; denn dies soll Glück bringen. (Dr. F. J. Beranek.)

356. Zu einem, der einen Ausschlag um die Lippen bekommt, pflegt man neckend zu sagen, daß er dem Pater (Pfarrer) oder der Köchin des Pfarrers Griesen gestohlen habe. (A. Wesserle.)

361. Weitere sprachliche Neubildungen der Krisenzeit: Hier sind in den Gasthäusern Spieltische aufgestellt, die mit Löchern versehen sind, welche von 10 bis 100 bewertet werden. Das Loch mit 10 hat den Namen Krisenloch oder Krisentreffer. Eine hiesige Seidenwarenfabrik hat zwei Signalpfeifen, eine bei der Dampfmaschine und eine elektrische. Bei schwachem Geschäftsgang steht die Dampfmaschine. Es wird dann nur mit elektrischem Strom gearbeitet und bloß die elektrische Signalpfeife benützt. Diese heißt daher Krisenpfeife oder Kriesenpuz. (Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.)

363. Hier tragen Frauen Kleider, Männer den Anzug und Knaben und halbwüchsige Burschen das „Gewandla". (J. Thöndel.)

367. Auch hier soll früher der Brauch, Siebe zur Ausforschung von Dieben zu verwenden, üblich gewesen sein. (J. Thöndel.)

369. Der Spruch

„Gottes Aug' ist überall,
Stiehl mir nicht mein Lineal!"

ist auch in Nordmähren (J. Thöndel) und in der Sprachinsel Deutsch-Proben) (A. Wesserle) bekannt.

373. Drei Lieder beim Pilotenschlagen (ein ausführliches, wie es wahrscheinlich bei altösterreichischen Pionierregimentern üblich war, ein kürzeres deutsches und ein tschechisches aus Lundenburg) sandte Doktor F. J. Beranek ein; ein Lied, das Brückenarbeiter in Falkenau a. d. Eger im Jahre 1906 sangen, übermittelte mit der Singweise Franz Heidler, Falkenau a. d. Eger.

376. Nähere Angaben über die Weihnachts- und Neujahrsgebäcke in der Sprachinsel Deutsch-Proben lieferte A. Wesserle. Darnach wird am Heiligen Abend und zu Silvester ein Germgebäck namens Putschkala, in Schmiedshäu „Krohhape" genannt, gegessen. Es sieht aus wie eine längliche kleine Semmel und wird meist im Backofen gebacken, dann mit heißem Wasser abgebrüht, mit heißer Milch, in die man viel Butter eingetropft hat, begossen und mit gestoßenem, gezuckertem Mohn bestreut. Es sieht dann einem Krähenkopf ähnlich und wird daher „Krohhape" genannt. Viele essen auch „Loketschen", ein Hefegebäck, zu dem der Teig kipfeldick aus-

Digitized by Google

gezogen und in Form eines Ellenbogens — slawisch loket, daher der Name — gelegt und gebacken wird. Dieses Gebäck wird in Stücke geschnitten und ebenso zubereitet wie die Krohhape. Nach den Angaben der heute 82jährigen Witwe Johanna Bauer in Schmiedshäu aß man aber früher am Heiligen Abend die Krohhapala nie mit Mohn, sondern mit Käse. Denn man ist allgemein der Ansicht, daß derjenige, der am Heiligen Abend eine Mohnspeise ißt, das ganze Jahr über die Flöhe nicht los wird.

377. Am 5. September 1936 wurde in Grafseth bei Falkenau a. d. Eger ein 16jähriges Mädchen begraben, das an Diphtherie gestorben war. Bevor man das arme Dienstmädchen in das Krankenhaus schaffte, wurden ihm Umschläge mit Petroleum um den Hals gemacht und es hat auch Petroleum getrunken. (Adolf Horner, Königswerth.) Hier verwendet man Petroleum vorwiegend zur Bekämpfung des Ungeziefers, es soll aber auch als Abführmittel wirken. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.). Hier wird es als Heilmittel bei Halskrankheiten gebraucht. (J. Thöndel.) Rinder, die verlaust sind, betupft man mit Petroleum, das mit Harn verdünnt wird. (A. Wesserle.)

378. Man ist der Meinung, daß alle vierbeinigen Tiere weinen, bzw. einen Ausdruck für Schmerz haben. Bloß das Pferd macht eine Ausnahme, es wiehert vor Freude, vermag aber seinen Schmerz nicht auszudrücken. (J. Thöndel.)

380. Hier spricht man nie von hölzernen Glockentürmen, sondern stets von „Glockenhäuschen", die gewöhnlich im Oberort stehen. Das Häuschen ist ein Blockbau, über dem sich das mit Brettern verschalte Glockentürmchen erhebt. In Gajdel und Schmiedshäu sind die ehemaligen hölzernen Glockenhäuschen um das Jahr 1820 durch gemauerte ersetzt worden. (A. Wesserle.)

381. Der Name Paul, der heute beim Bauer überhaupt nicht und beim Arbeiter und bei Beamten sehr selten vorkommt, muß früher beliebt gewesen sein, weil er noch in Hausnamen erhalten ist. In Königswerth und Alberndorf gibt es den Hofnamen „Beim Paln" (beim Paul) und in Kohling den Hofnamen „Ban Taapaln" (beim Tonpaul). (A. Horner.) Hier ist der Name sehr selten, in Klein-Mohrau vererbt er sich bloß in einer einzigen Familie vom Vater auf den Sohn. Aber im 17. Jahrhundert tritt er nach Durchführung der Gegenreformation viel häufiger auf. (F. J. Langer.) In Deutsch-Proben ist der Name heute gegenüber früher sehr selten, dagegen kommt er in Schmiedshäu noch häufig vor. (A. Wesserle.)

382. Der Egerländer (73er) Marsch stammt von Wendelin Kopetzky, der Kapellmeister des Regimentes war und am 18. Mai 1899 in Smichow (Prag) im 55. Lebensjahre gestorben ist. Er hat zahlreiche bekannte Märsche, Tanzstücke u. a. verfaßt. (Karl Kaulfuß, Zahořan bei Leitmeritz.)[1])

[1]) Nach der tschechischen Aufschrift auf dem Grabstein am Wolschaner Friedhof in Prag — das Grab wird im nächsten Jahre aufgelassen — war „Vendelin Kopecký" Hausbesitzer in Wien.

Digitized by Google

383. Denselben Liebesbrief in Zahlen mit einzelnen Abweichungen, z. B. „mein Stab liegt in 5kirchen auf dem 6. Platz", sandte J. Thöndel ein. Er ist nach Mitteilung A. Wesserles auch in Deutsch-Proben bekannt.

385. Die Nachbarreime aus Königswerth, die nach der Anzahl der einbezogenen Höfe und nach den Hausnamen etwa aus dem Jahre 1840 stammen, übermittelte mit einer ausgezeichneten Karte A. Horner. Ortsneckereien und Spottlieder übersandte J. Thöndel.

386. Der Dienstboten-Spottreim ist auch in Königswerth bekannt. In diesem Zusammenhang sendet A. Horner folgenden Schwank:

Da war im Egerland droben einmal eine Bäuerin, die war zwar recht fromm, aber auch arg geizig. Da beratschlagten einmal die Knechte, was sie denn machen könnten, damit die Bäuerin nicht mehr so sehr mit dem Essen spare und „mehr in die Suppe einschneide". Der Großknecht sagte: „Das werde ich schon machen!"

Die Bäuerin ging jeden Abend um das Dunkelwerden in die vor dem Hofe stehende Kapelle, um ein kurzes Gebetlein zu tun. Nun schlich sich einmal der Großknecht vorher in die Kapelle und versteckte sich hinter dem geschnitzten Heiligen. Richtig kam auch bald die Bäuerin und betete: „Ach Herrchal, du bist ma(n)!"

Der Knecht aber rief mit zorniger Stimme: „Na(n), na(n), du bist neat ma(n), du schneid'st neat vül in d' Suppm a(n)!"

Voll Schrecken lief die Bäuerin aus der Kapelle und seither schnitt sie Brot in die Wassersuppe, daß der Löffel darin stand.

(Vgl. hiezu den ähnlichen Schwank aus dem Böhmerwald bei G. Jungbauer, Das lustige Buch, S. 92, Nr. 110).

Vier Spottreime der Dienstboten aus Luxemburg übersandte Professor J. Heß.

387. Der Scherenzauber ist nicht bekannt, dagegen wird der Dieb mit einem Erbschlüssel festgestellt. (A. Horner.) Hier heißt es, daß der Dieb keine Ruhe hat, wenn man mit dem beim Mahl des Heiligen Abends übriggebliebenen Honig das „Herz" (den Klöppel) der Aveglocke einschmiert. Sooft man mit der Glocke läute, zittere der Dieb und finde keine Ruhe, bis er das Gestohlene zurückgibt. (A. Wesserle.)

388. Am Karfreitag hängt man alle Kleider zum Lüften aus und öffnet alle Kästen und Truhen, Türen und Fenster. Selten hört man den Spruch: „Schaben und Millner (Motten) 'raus, Karfreitag ist wieder da!" (A. Wesserle.)

389. Das Trinken von Harn hilft gegen Gelbsucht. Auch hier sagt man, daß man einem Säufer Harn zu trinken geben müsse, wenn ihm der Schnaps brennend geworden sei. Als ich einem alten Bauer gegenüber Zweifel über den Gebrauch von Harn und menschlichem Kot als Heilmittel äußerte, sagte er, daß sie aber doch gut wären. Er habe ein altes Buch und da wäre das ganz genau beschrieben. Er gab mir das Buch: „Lustig- und Nutzlicher Zeit-Vertreiber usw." von Odilo Schreger, Benediktiner in Ensdorf (Oberpfalz), 6. Auflage, München und Stadt am Hof 1765. (A. Horner.) Auch hier wird das Eingießen von Harn bei schwerer Alkoholvergiftung angewendet. Wer unreine Gesichtshaut (Wimmerln, Mitesser) hat, soll sich im frischen Harn eines gesunden Menschen waschen. (J. Thöndel.) In Sebnitz in Sachsen gilt noch heute das Auflegen von „Schulläppchen" (in Harn getauchte Leinwandflecken) als Mittel gegen Augenentzündung, der Harn muß

Digitized by Google

aber von einem Kinde oder einer reinen Jungfrau stammen. (Prof. Doktor A. Meiche, Sebnitz, der betreffs des Harntrinkens der Kranken auch auf F. E. Pilz, Das Neue Naturheilverfahren, 25. Aufl., Leipzig 1895, S. 892, verweist.)

390. Das Glockenläuten bei einem Gewitter war in Grafseth noch vor etwa 40 Jahren Brauch. (A. Horner.) In einer Niederschrift über Bergstadt steht: „1839. Am 28. Juni ist durch Blitzschlag das Haus Nr. 169 abgebrannt; mit diesem Brande war auch das Ende des Wetterläutens verbunden." Es wurde aber bereits mit allerhöchster Verordnung vom 26. November 1783 verboten. (J. Thöndel.) Hier besteht der Brauch noch allgemein. Man läutet dem Gewitter entgegen, bevor es die Gemeindegrenze erreicht hat. In Schmiedshäu läutet man mit allen Glocken, in den anderen Ortschaften nur mit der Wetterglocke. Die berühmteste Wetterglocke hängt im Kirchturm zu Nickelsdorf. Man glaubt, daß alle Unwetter die Gemeinde meiden, sobald sie erklingt. In Gajdel hat der jetzige Pfarrer das Wetterläuten verboten, weil der Kirchturm keinen Blitzableiter hat. Allgemein heißt es, daß Glocken, mit welchen man Selbstmördern geläutet hat, keine abwehrende Kraft mehr besitzen. Im einzelnen herrscht hier folgender Wetterbrauch: Wie die Wetterglocke erklingt, schließt man Fenster und Türen, löscht das Herdfeuer aus, nimmt einige glühende Kohlen, streut darauf verdorrte Blumen und Kräuter vom Fronleichnamskränzchen oder geweihte Palmzweige, zündet die geweihte Kerze vom Maria-Lichtmeßtag an und betet den Wettersegen. In vielen Wirtschaften eilt die Hausfrau, oft im strömenden Regen, in den Hof, wirft dort die Ofenkrücke und den Besen in Kreuzesform in den Regen und spricht dabei den Gewitterbann. Sooft es blitzt, bekreuzigt man sich. In der Stube betet man bei der Kerze das Evangelium des hl. Johannes und die Litanei samt anderen Gebeten, die der „Große Myrrhen-Garten" von P. Martin von Kochem enthält. (A. Wesserle.)

Umfragen

391. Wo gibt es noch alte Hausinschriften? Sucht man den schönen Brauch zu erneuern?

392. Finden sich in der Volksdichtung (Lied, Sage usw.) noch Erinnerungen an die Robotzeit? Vgl. den obigen Beitrag.

393. Gibt es Volkserzählungen (Märchen, Schwänke, Sagen) mit Singweisen in der Art, daß eingestreute Lieder und Verse vom Erzähler gesungen werden?

394. Ist auf sudetendeutschem Boden das Wahrsagen aus dem Schulterblatt oder aus sonstigen Knochen von Tieren (Schafe, Schweine, Gänse u. a.) üblich?

395. Nach einer Mitteilung von A. Horner muß nach dem Volksglauben der Tisch abgeräumt sein, bevor man das Haus verläßt, um einen weiten Weg zu machen; sonst hat man kein Glück. Wo besteht derselbe Glaube?

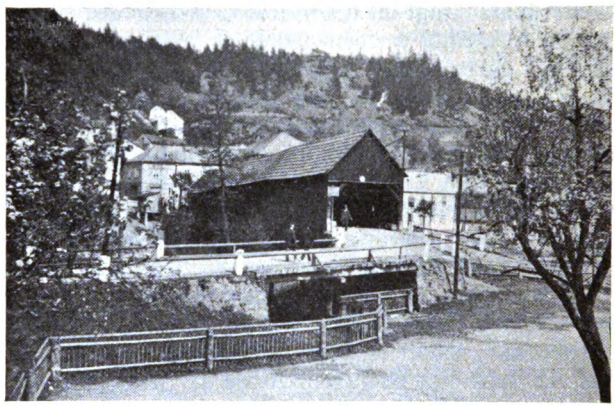
Digitized by Google

396. Nach einer Mitteilung von O. Zerlik (Litthwa) sollen die Brautleute am Hochzeitstage ein zerrissenes Hemd haben. Glaubt man auch in anderen Gegenden dasselbe oder herrscht umgekehrt die Ansicht, daß gerade die Brautleute ganz neue Hemden tragen sollen?

397. Gibt es noch alte Hausmittel gegen Kopfweh oder werden schon durchweg die Mittel der chemischen Industrie (Pyramidon, Aspirin u. a.) gebraucht?

398. War oder ist es Brauch, daß unter oder neben die Grenzsteine noch besondere geheime Grenzzeugen (Scherben, Kalk u. a.) eingegraben werden, die nur den Aufstellern der Grenzsteine bekannt sind?

399. Ist es üblich, zur Verscheuchung der Füchse dem Hahn oder auch den Hennen im Hühnerstall Schellen anzuhängen?



400. Das hier gebrachte, von R. Baumann (Chodau) übermittelte Bild zeigt die Holzbrücke, welche in Rodisfort (Bez. Karlsbad) über die Eger führt. Eine ähnliche Brücke bestand bis 1931 in Schweißing (vgl. Der Pilsner Kreis, 2. Jahrgang, 6. Heft). Wo gibt es sonst noch derartige seitlich verschalte und überdachte Holzbrücken?

Schrifttum

O. A. Erich und R. Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig 1936. 872 S. mit 158 Abb. Preis geb. 6 Mark 50.

Das rasche Aufblühen der deutschen Volkskunde hat eine Reihe von Handbüchern (Spamer, Peßler, Wagner) zur Folge gehabt, die den Stoff nur in großen Gruppen zusammenfassen. Daher kommt jedem volkskundlichen Arbeiter das obige Handbuch sehr gelegen, weil es über alle einzelnen Gegenstände — vom Aal bis zu den Zwölften — Auskunft gibt und das wichtigste Schrifttum verzeichnet. Am besten sind jene Stichwörter behandelt, für welche das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens eine bequeme Vorlage bot. Sonst ließen sich viele Einwände erheben, man hat offensichtlich allzu rasch gearbeitet, wodurch Fehler, Einseitigkeiten, Widersprüche und Lücken entstanden sind. Bei einer Neuauflage könnte vor allem manches, was über den engeren Rahmen der deutschen Volkskunde hinausgeht, weggelassen

Digitized by Google

und durch neue Artikel (wie z. B. Sprachinselvolkskunde, die gar nicht berücksichtigt wird, die auch der kurze Abschnitt „Auslandsdeutschtum" nicht beachtet) ersetzt werden. Das sudetendeutsche Schrifttum fehlt vielfach, so bei „Rätsel" das Buch „Sudetendeutsche Volksrätsel" von Otto-Hanika. Im Vorwort heißt es: „Wo volkskundliche Teilgebiete das besondere Forschungsziel einzelner Wissenschaftler waren und sind, waren uns deren Werke maßgebend (z. B. Hovorka-Kronfeld, Bargheer, Diepgen u. a. für Volksmedizin; Pritzel und Jessen, Marzell u. a. für Volksbotanik usw.)." Da erhebt sich wohl die Frage: „Welchem volksmedizinischen Werk verdankt es Bargheer, daß er vor Diepgen zu stehen kommt?"

E. Frhr. von Künßberg, Rechtliche Volkskunde. Band 3 der Sammlung „Volk". M. Niemeyer, Verlag, Halle (Saale) 1936. 194 S. und XIX Bildtafeln. Preis kart. 4 Mark 60. — Ders., Lesestücke zur Rechtlichen Volkskunde. Ergänzungsreihe Band 1 der Sammlung „Volk". Derselbe Verlag. 60 S. Preis kart. 1 Mark 40.

Wie es von Künßberg, dem ausgezeichneten Fachmann auf dem Gebiete der rechtlichen Volkskunde, nicht anders zu erwarten war, bietet er mit diesem Buch eine erschöpfende Darstellung des ganzen Stoffgebietes, wobei das gesamte einschlägige Schrifttum geschickt verwertet wird. — Der Ergänzungsband bringt eine Auswahl von Quellenstellen, die beitragen sollen „zu einer tieferen Erkenntnis von Recht und Sitte, Rechtsbrauch und Volksbrauch, Rechtsvorstellung und Rechtsüberlieferung." Bei einer zweiten Auflage könnten die Liedproben durch ein Bauernlied aus der Robotzeit vermehrt werden.

W. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. (Vgl. die Anzeigen im Jahrgang 1935, S. 184f. und im 1. und 2./3. Heft des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift.) Verlag Athenaion, Potsdam. Preis jeder Lieferung 1 Mark 80.

In der Zwischenzeit sind die 15.—22. Lieferung erschienen: 15. (I. Band, 7. Heft) mit den Beiträgen „Volkskunde und Erziehung" von L. Weismantel und „Volksglaube" von K. Bornhausen. — 16. (I. Band, 8. Heft) mit Beiträgen über „Katholische Volksreligiosität" und über „Evangelische Volksfrömmigkeit". — 17./18. (I. Band, 9./10. Heft und zugleich Schlußheft dieses Bandes) mit den Beiträgen „Volksmedizin" von A. Martin, „Rechtsbrauch und Volksbrauch" von E. v. Künßberg und „Gruß und Gebärden" von E. Grohne. — 19. (III. Band, 7. Heft) mit dem Schluß des Beitrages „Siedlungsformen" von W. Geisler, dem Beitrag „Bauerngarten" von H. Marzell und dem Beginn des Beitrages „Bauernhaus" von W. Peßler. — 20. (II. Band, 3. Heft) mit der Fortsetzung des Beitrages „Sitte und Brauch" von A. Spanner. — 21./22. (III. Band, 8./9. Heft) mit dem Schluß des Beitrages über das Bauernhaus — das sudetendeutsche Haus wird sehr oberflächlich behandelt, im Verzeichnis des Schrifttums stehen Zeitschriftenaufsätze, z. B. einer von J. Schramek, während Ausgaben in Buchform, wie z. B. Schrameks Buch über das Böhmerwaldbauernhaus, nicht angeführt werden — und dem Beginn des Beitrages „Sprachgeographie" von Fr. Maurer. Alle Lieferungen sind mit zahlreichen Textbildern und schönen Farbtafeln versehen.

Verzeichnis der Belegorte des Atlas der deutschen Volkskunde (ausgegeben für die Fragebogen 1 bis 4). 250 S. Berlin 1936.

Dieses Handbuch ist für jeden, der die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde verwendet, unentbehrlich. Es ermöglicht, wie der Leiter der Hauptstelle Erich Röhr in den Vorbemerkungen betont, jeden gesuchten Ort auf der Karte zu finden und den Namen jedes einzelnen Ortes der Karte festzustellen.

E. O. Thiele, Märkische Volksforschung. Berlin 1936. 19 S.

Diesen ersten Tätigkeitsbericht der Landesstelle Kurmark für Deutsche Volksforschung sollten alle jene lesen, welche irrtümlich glauben, daß in Städten und Industriegegenden kein volkskundlicher Stoff mehr zu holen ist. Beim Versand des fünften Fragebogens des „Atlas der deutschen Volkskunde", den die erst zu Beginn 1935 errichtete Landesstelle besorgte, hat sie auch Berlin einbezogen und Stoff zutage gefördert, der alle Erwartungen weit übertraf. Auch die von der Landesstelle allein

Digitized by Google

herausgegebenen Fragebogen (Fastnachts-, Ernte- und Osterbräuche) hatten ein gutes Ergebnis.

A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 3. Lieferung (Bogen 13 bis 20); 4. Lieferung (19 Karten) und 5. Lieferung (Bogen 21 bis 28). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936. Preis jeder Lieferung 5 Mark. (Vgl. die Anzeigen im Jahrgang 1935, S. 89 und 125, unserer Zeitschrift.)

Die neuen Lieferungen des großangelegten Werkes bringen den Schluß des Abschnittes „Die Kulturbewegungen der römischen Zeit" und behandeln im III. Kapitel „Die Germanen und die Gestaltung ihres Volkskörpers in alten und neuen Räumen", wobei unter anderm nachgewiesen wird, daß Ostalemannen den Grundstock zur Bildung des Stammes der Baiern geliefert haben, und der Name damit zu erklären versucht wird, daß eine markomannische Herrenschicht aus dem Lande Baia-Böhmen in dieses alemannische Gebiet kam, hier die Führung erlangte und dem Land und Volk den Namen gab. Das IV. Kapitel ist den „Lebensräumen und Zeitfolgen der Niederlassung und des Landesausbaues" in Deutschland und in Frankreich gewidmet und der in der 5. Lieferung stehende Beginn des V. Kapitels (Landergreifung und Landesmacht) beschäftigt sich mit der „Sippensiedlung und Grundherrschaft". Die Karten der 4. Lieferung sind deutlich und anschaulich.

Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde, in Verbindung mit der Görres-Gesellschaft hg. von Dr. G. Schreiber. Zweiter Band. Mit 26 Abb. Verlag J. Kösel & Fr. Pustet, München 1937. 380 S. Preis geh. 7 Mark 50.

Die zahlreichen Beiträge dieses Jahrbuches gehören vorwiegend in das Gebiet der religiösen Volkskunde und sind zumeist von katholischen Geistlichen geschrieben. Für die sudetendeutsche Volkskunde sind besonders wichtig die Beiträge „Wetterläuten, Wetterschießen und Wetterkerzen im südlichen Bayern", „Die Heiligenlegende im deutschen Osten" und „Volksschauspiele vom hl. Johann von Nepomuk."

Bibliographisches Handbuch des Auslanddeutschtums. Hg. vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart. Lieferung III. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1936. 63 S.

Diese Lieferung verzeichnet das Schrifttum der Tschechoslowakei. Der Abschnitt „Volkskunde" ist alles eher als befriedigend, er erwähnt z. B. Zeitschriftenaufsätze, aber nicht abschließende Bücher über den gleichen Stoff, so z. B. Nr. 621, wo doch das Buch von K. R. Fischer wichtiger ist. Von Kühnaus Schlesischen Sagen wird statt der großen Ausgabe nur die kleine zitiert, von E. Lehmann werden nur die „Neuen Volkssagen aus dem Schönhengstgau" angeführt, von den „Mitt. zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes" sind die Jahrgänge 1931—1936 unbekannt usw. Nr. 615 und 616 gehören nicht in den Teil „Böhmen, Mähren, Schlesien", sondern zur „Slowakei". Die „Sachvolkskunde" muß man sich erst aus den verschiedenen Abschnitten zusammensuchen, so entdeckt man z. B. Schiers „Hauslandschaften" (nicht „Hausbaulandschaften") zum Schluß des Abschnittes „Landeskunde" bei „Böhmen, Mähren, Schlesien".

Ernst Lehmann, Erziehung im Volke. Darstellung der volkhaften Erziehung auf volkskundlicher Grundlage. Verlag von Julius Beltz, Langensalza 1936. 224 S. Preis kart. 7 Mark.

Die bisherige Volkskunde hat nur vereinzelt, etwa wenn man bestimmte Volksüberlieferungen als „Pädagogischen Volksglauben" (vgl. etwa Jahrgang 1934, Seite 80 f. unserer Zeitschrift) bezeichnete, die im Volke geübte Erziehung berücksichtigt. Diese will der Verfasser, der hiezu namentlich auf sudetendeutschem Boden reichen Stoff gesammelt hat, zu einem Gegenstand der Volkskunde erheben. Denn bei der volkhaften Erziehung ist, wie er auf S. 32 richtig bemerkt, das Erziehungsziel und Bildungsleitbild im allgemeinen in Sitte und Herkommen verankert. Daher gehört die im Volke geübte Erziehung zu den volkhaften Lebensäußerungen, deren Erforschung Aufgabe der Volkskunde ist. Diese wird die Erweiterung ihres Stoff-

Digitized by Google

kreises, die sich durch das gehaltvolle Buch Lehmanns ergibt, besonders in der Gegenwart begrüßen, wo die Volkserziehung sich mehr als je auf die Ergebnisse der volkskundlichen Forschung stützt und diese daher verpflichtet ist, alle volkskundlichen Erscheinungen auch in der Richtung hin zu sammeln und zu erforschen, inwieweit sie mit der Erziehung im Volke zusammenhängen. Die praktische Verwertung des gewonnenen Stoffes obliegt allerdings nicht dem Volkskundler, sondern dem Volkserzieher. Das mit einem ausführlichen Schriftenverzeichnis versehene Buch hat der Verfasser seinem Vater gewidmet, dem verdienten sudetendeutschen Volkskundler und Volksbildner Prof. Dr. Emil Lehmann, der seit Mitte 1936 Professor für deutsche Volkskunde an der Hochschule für Lehrerbildung in Dresden ist.

G. Jungbauer, Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen. In: Handbuch für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei, hg. von E. K. Berndt, K. Eßl, G. Preißler. Dritte Reihe: Wissenschaftliche Handbücher für den Lehrer, 1. Band. Brünn, Prag. Reichenberg 1936. 253 S. Preis geb. 75 Kč.

Das mittlerweile erschienene Buch wird durch den Nordböhmischen Verlag (Franz Kraus) in Reichenberg vertrieben.

Handwerkslieder und Volksbrauch im Liede. Hg. vom Archiv Deutscher Volkslieder in Berlin. Verlag L. Voggenreiter, Potsdam 1935, 1936. 47 und 31 S. Preis 50 Pf.

Die von Mersmann mit einem Vorwort versehenen Hefte bieten einen gut ausgewählten Stoff. Zum Teil sind handschriftliche Fassungen der Lieder verwertet.

V. Kauder, Ostdeutsche Heimathefte: 5. Band: K. Lück—R. Klatt, Singendes Volk. Volkslieder aus Kongreßpolen und Wolhynien. Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen, Posen 1935. 154 S. 6. Band: Frida Beck-Vellhorn und Fritz Scharlach. Aus deutschen Gauen. Lieder der Deutschen in Galizien. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V. 1936. 180 Seiten. — 7. Band: Dieselben Verfasser, Schwäbische Dorfmusik. Dorfmusik der Deutschen in Galizien. Derf. Verlag. 1936. 52 S. — 8. u. 9. Band: Karl Horak, Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen, 1. u. 2. Heft. Derf. Verlag, 1936. Je 19 S. — Preis des 5. Bandes 3 Mark 50, des 6. Bandes 5 Mark, des 7. Bandes 2 Mark 50, des 8. und 9. Bandes je 1 Mark 80.

Diese Ausgaben bringen durchweg frisch aus dem Volke gesammelte Lieder und Tänze und geben daher ein getreues Bild des Bestandes in jenen Gegenden, deren Liedgut manches mit dem sudetendeutschen und insbesondere dem karpathendeutschen gemeinsam hat. Dies gilt namentlich vom 6. Band, der auch Lieder der aus dem Böhmerwalde und dem Egerland stammenden Siedler Galiziens enthält, ferner auch vom 7. Band, — die Bezeichnung „Schwäbisch" in der Überschrift wäre besser weggeblieben —, in dem z. B. die Tänze „Bojarisch Duadl" und „Huafnpolka" aus der Egerländer Siedlung Machliniez stehen. Vorbildlich ist durch die genaue Wiedergabe und durch wichtige Angaben und Bemerkungen der 8. und 9. Band, der zum Teil bisher unbekannte Tänze darbietet.

Lieder im Schritt! Liederheft Nr. 3 des Sängerbundes der Sudetendeutschen. Selbstverlag, Aussig 1936. 40 S.

Das neue Heft bringt ein- und mehrstimmige Lieder zum Wandern, darunter auch einzelne Volkslieder.

G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. I. Band. Lieferung 7. Vertrieb durch J. G. Calve, Prag 1936. S. 545 bis 648 des ganzen Bandes. Preis 27 Kč.

Diese Schlußlieferung, der ein Inhaltsverzeichnis des ganzen Bandes angeschlossen ist, enthält weitere Spott- und Scherzlieder und endlich den VIII. Abschnitt des Bandes „Trunk und Tanz" (Lumpen- und Tanzlieder, Volkstänze, Jodler, Rufe u. a.).

Digitized by Google

A. Wesselski, Klaret und sein Glossator. Böhmische Volks- und Mönchsmärlein im Mittelalter. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1936. 136 Seiten.

Der vielbelesene Verfasser liefert hier einen eingehenden Kommentar zu den Exempeln Klarets von Chlumetz — die in der Prager Kapitel-Bibliothek liegende Handschrift wurde 1928 von V. Flajshans im Druck veröffentlicht — und zu den erläuternden Geschichten seines Glossators. Es handelt sich vorwiegend um literarisches Gut. Eine Besprechung des Buches in der deutschen Zeitung „Bohemia" vom 27. September d. J. ist mit der Ueberschrift „Böhmische Volksmärlein im Mittelalter" versehen, während der Titel des Buches selbst „Böhmische Volks- und Mönchsmärlein" klar zu erkennen gibt, daß nicht bloß Volksgut in Betracht kommt. In dieser Besprechung wird der Volkskunde merkwürdigerweise empfohlen, sich mit Wesselskis Arbeitsgebiet und Arbeitsweise mehr vertraut zu machen. Jeder Fachmann weiß, daß die motivvergleichende Betrachtung des Volkserzählgutes schon lange vor Wesselski bei R. Köhler, J. Bolte u. a. in den besten Händen lag, bis sie in den letzten Jahren durch eine neue Richtung abgelöst wurde, die sich der wichtigeren Biologie der Volkserzählung zugewandt hat.

G. Jungbauer, Aus der Kinderzeit. Deutsche Märchen. In: Sudetendeutsche Bücherei, Volkskundliche Reihe Nr. 2. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1937. 125 S. Preis kart. 8 Kč 10, geb. 16 Kč 20.

Diese Sammlung enthält 37 deutsche Märchen aus der Tschechoslowakei, deren Auswahl nach landschaftlichen, geschichtlichen und erzieherischen Gesichtspunkten erfolgt ist. Zehn Stücke sind in diesem Buche zum erstenmal veröffentlicht.

Th. R. Seifert, Sagen aus Nikolsburg und Umgebung. Für Schule und Haus neu erzählt. Verlag A. Bartosch, Nikolsburg 1936. 28 S.

Neben einzelnen romantischen Geschichten bietet das Heft zum größten Teil echte Volkssagen, von welchen mehrere unmittelbar aus dem Volksmund geschöpft sind.

K. H. Henschke, Pommersche Sagengestalten. Verlag L. Bamberg, Greifswald 1936. 94 S. Preis 2 Mark 40.

Die als 2. Heft der von K. Kaiser herausgegebenen „Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern" erschienene Doktorarbeit ermöglicht einen guten Einblick in die besondere Eigenart der Sagengestalten Pommerns (Hexen, Werwölfe, Mahrt, wilder Jäger, Wassergeister, Unterirdische, Riesen, Schreckgestalten, Hausgeister).

W. Kalak, Der Wassermann im oberschlesischen Volksglauben. Mit drei Karten. Verlag A. Kaluppa, Ratibor 1936. 85 S. Preis 1 Mark 30.

Diese Arbeit ist für die sudetendeutsche Volkskunde besonders wichtig. Denn die Vorstellungen des Volkes über den Wassermann und die Wassermannssagen, die der Verfasser mit unermüdlichem Fleiß gesammelt und gründlich untersucht hat, finden sich in gleicher oder ähnlicher Weise auch bei uns, namentlich in Nordmähren und Schlesien. Und wie der Verfasser für Oberschlesien einen deutschen und einen polnischen Sagenkreis feststellt, die sich stark überschneiden, so ist auch in unserem Gebiet deutsches und slawisches Gut zu beobachten, wobei allerlei Bindungen und Mischungen vorkommen, die noch näher zu erforschen wären.

Joachim v. Trauwitz-Hellwig, Totenverehrung, Totenabwehr und Vorgeschichte. Verlag der Bayerischen Druckerei & Verlagsanstalt, München 1936. 129 S.

Das vorliegende Werk ist eine Fortsetzung des Buches „Urmensch und Totenglaube", das im Jahrgang 1929, S. 141f. besprochen wurde. Der Inhalt ist rein vorgeschichtlich, das volkskundliche Belegmaterial sowie die vorgeschichtlich-mythologischen Erörterungen werden erst in einem dritten Buche folgen, dessen Erscheinen die Volkskunde abwarten muß, um ein Gesamturteil zu fällen.

Digitized by Google

Fritz Heeger, Pfälzer Volksheilkunde. Ein Beitrag zur Volkskunde der Westmark. Verlag D. Meininger, Neustadt a. d. Weinstraße 1936. 144 Seiten.

Landschaftliche Volksheilkunden sind dringend notwendig als Vorarbeiten für eine „Geographie der deutschen Volksheilkunde". Daher ist das Buch Heegers freudigst zu begrüßen, zumal es auch viel neuen, bisher unbekannten Stoff darbietet. Neben anderm konnte der Verfasser den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters Georg Heeger benützen, der sich durch die Sammlung und Herausgabe der Pfälzer Volkslieder verdient gemacht hat. Unter den Ergebnissen des Buches ist besonders bemerkenswert, daß die kirchlichen Mittel in der Pfalz eine wesentlich geringere Rolle spielen als etwa in Oberbayern oder im katholischen Franken.

J. Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten. 1. Teil. In: Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, XXII. Band, 1. Teil. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Der über 310 Seiten umfassende erste Teil des mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerkes wird in nächster Zeit erscheinen. Er befaßt sich vor allem mit den Grundlagen der weiblichen Tracht und untersucht in einem Schlußteil die Beziehung zwischen „Kopftracht und Arttstil". Dieses Trachtenbuch — der 2. Teil wird auf die sudetendeutschen Trachten im einzelnen eingehen — ist für die deutsche und die allgemeine Trachtenforschung grundlegend und für alle künftigen Arbeiten auf diesem Stoffgebiet methodisch wegweisend.

J. Veichtlbauer, Ein Gang durch das Rieder Volkskundehaus. Sonderabdruck aus der „Rieder Volkszeitung". Ried o. J. 102 S. und 26 Seiten Bildtafeln.

Im Jahre 1932/33 wurde das „Pfarrer Johann Veichtlbauer Volkskundehaus der Stadt Ried" aus dem Wirtschaftsgebäude des Pfarrhofes erbaut und der Gemeinde in Pacht gegeben. Jeder Leser dieses Führers, noch mehr aber Besucher des Museums, das von Veichtlbauer selbst betreut wird, staunt über die umfangreichen und wertvollen Bestände, die Veichtlbauer in jahrelanger eifriger und selbstloser Sammeltätigkeit zustandegebracht hat.

L. Franz, Die älteste Kultur der Tschechoslowakei. Mit 10 Tafeln. — A. Liebus, Die fossilen Wirbeltierreste der paläolithischen Station in Krummau. Mit 3 Tafeln. In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, Neue Folge, Heft 2. Verlag der Gesellschaft, Vertrieb durch den Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Prag 1936. 107 S. und 13 Tafeln.

Die Abhandlung von Franz befaßt sich hauptsächlich mit dem so wichtigen Fundplatz bei Krummau, dessen Knochen — sie sind zum größten Teil im Böhmerwaldmuseum in Oberplan aufbewahrt — Liebus in seiner Untersuchung bestimmt. Die meisten Knochen stammen von Großtieren, namentlich von wollhaarigem Nashorn und Wildpferd. Nach Franz gehören die Funde bei Krummau, ebenso wie die kürzer besprochenen der oberen Tufnahöhle bei Neusohl in der Slowakei und die der Kotouchöhlen und des Lateiner Berges in Mähren, zu einer primitiven Jägerkultur, die mit der Veldener Kultur verwandt ist.

H. Weinelt, Probleme schlesischer Burgenkunde, gezeigt an den Burgen des Freiwaldauer Bezirkes. Mit 32 Abbildungen. In: Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Band 36. Verlag Trewendt & Granier, Breslau 1936. 135 S.

Ein bisher vernachlässigtes Stoffgebiet, das auch für den Volkskundler sehr wichtig ist, hat mit diesem Buch seinen ersten Bearbeiter auf sudetendeutschem Boden gefunden. In aufschlußreicher Weise versteht es der Verfasser, ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Burgen im Freiwaldauer Bezirke zu geben, wo den älteren Grenzburgen sächsisch-germanischen Stiles, die von den Breslauer

Digitized by Google

Bischöfen aufgeführt wurden, die fränkisch-normannischen Burgen der deutschen Ritter gegenüber stehen, die durchweg von deutschen Siedlern geschaffen wurden.

J. Ullrich, Geschichte der Stadt Wigstadtl. Verlag des Stadtamtes 1933. 611 S. Preis geb. 48 Kč, von 1937 an 60 Kč.

Die Geschichte einer alten Stadt zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Für die älteste Zeit ist wissenschaftliche Schulung und kritische Einstellung notwendig, wenn man nur einwandfreie Tatsachen bringen will, und für die neueste Zeit ist es wieder vor allem notwendig, wichtige Ereignisse von allen nebensächlichen Dingen scharf zu trennen. Auch das vorliegende Buch zeigt in dieser Hinsicht einzelne Mängel. So erhebt sich etwa zur S. 22 die Frage, wer mit eigenen Augen gesehen hat, daß auf dem Feneshübel der heidnische Priester unter einer uralten Eiche geopfert habe, während das Volk jenseits eines Bächleins auf einer Wiese der heiligen Handlung angewohnt habe. Oder auf S. 587 fragt man, ob denn Vorstellungen des Zirkus Kludsky so wichtig sind, daß man ihnen 7 kostspielige Druckzeilen widmet? Sonst ist in dem etwas zu breit geratenen Buch eine Fülle von Stoff verwertet, den nur ein Mann mit einer großen Arbeitskraft und unermüdlichem Fleiß bewältigen konnte.

Doris Kraft, Das untersteirische Drauland. Deutsches Grenzland zwischen Unterdrauburg und Marburg. Nr. 10 der Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und des Instituts für ostbayrische Heimatforschung in Passau. Verlag M. Schick, München 1935. 156 S. und 16 Kartenbeilagen.

Diese kulturgeographische Doktorarbeit, die nicht allein auf den literarischen Quellen, sondern auch auf eigener Beobachtung von Land und Leuten aufbaut, enthält auch volkskundlich wichtige Abschnitte, so besonders bei der Beschreibung des Hauses und der Siedlungen.

Südostdeutsche Forschungen. Hg. im Auftrage des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München von Fritz Valjavec. I. Band. Verlag M. Schick, München 1936. 311 Seiten.

Aus dem gediegenen Inhalt sei herausgehoben: R. Ruß, Bairische Unterlagerung und bayrischer Adel in Nordsiebenbürgen; Anna Loschdorfer, Dorfgemeinschaften und Volksliedpflege im Bakonyerwald; E. v. Bonomi, Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn). In den „Mitteilungen" entwickelt Valjavec den Plan einer großen Siedlungsgeschichte des bayrischen Stammes, wovon Band III/IV das bayrische Stammesgebiet der Oberpfalz, Böhmens und Mährens behandeln wird.

Dr. Berta Vorbach, Adalbert Stifter und die Frau. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1936. 205 S. Preis geh. 32 Kč, geb. 38 Kč.

Diese gründliche Münchener Doktorarbeit hat, wie Dr. Max Stefl in seinem Geleitwort sagt, „eine tatsächlich vorhandene Lücke in der Stifter-Forschung ausgefüllt und das Bild des Dichters, das wir in unserem Herzen tragen, um wesentliche Züge bereichert." Zu bestreiten ist aber, daß Amaliens Frauentum einen bedeutenden Einfluß auf den Dichter ausgeübt hat. Gegenüber Fanni (vgl. die Anm. auf S. 78) kommt sie als Vorbild der Frauengestalten Stifters nahezu gar nicht in Betracht. Bezüglich der „glücklichen" Ehe Stifters gibt es im übrigen Berichte von Augenzeugen auch aus den letzten Lebensjahren, die mit den Angaben M. Tengers voll übereinstimmen.

Ernst Frank, Deutsches Leben 1937. Ein Jahrbuch. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz. 112 S. Preis kart. 9 Kč 50.

Das von E. A. Potuczek mit prächtigen Monatsbildern geschmückte Jahrbuch bietet in Wort und Bild das Allerbeste. In einem Beitrag schreibt Bruno Brehm über A. Stifter: „Jahr für Jahr wächst nun dieses Werk des geheimnisvollen Mannes, seine gemessenen, verhaltenen, sich langsam enthüllenden Sätze werden immer eindringlicher, die Zauberkraft, mit der er eine Seele umstellt, aber sie bleibt

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

9. Jahrgang 1936 **5./6. Heft**

Zum Schönheitsideal des Volkes

Von **Gustav Jungbauer**

Schwärzaugat is sauber,
Schwärzaugat bin i;
Schwärzaugat is mei(n) Schätzerl,
Aber grad so wie r i.

Die deutsche Volkskunde befaßt sich mit dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit und in seinen Teilen, die Rassenkunde hat es dagegen mit übervölkischen Menschengruppen der ganzen Welt zu tun, deren Zusammengehörigkeit vorwiegend aus körperlichen Merkmalen erschlossen wird. Während das Volk eine kulturelle Einheit und die Nation eine politische Einheit darstellt, ist die Rasse eine zoologische Einheit[1]). Auf unserer Erdkugel gibt es eine beträchtliche Zahl von Rassen und Unterrassen. In Europa selbst sind nach Hans F. K. Günther 7 Rassen vertreten, die nordische, westische, dinarische, ostische (alpine), ostbaltische, fälische und sudetische. Daß von diesen Rassen die nordische die hochwertigste und kulturell schöpferischeste ist, hat zuerst der Franzose Graf Arthur Gobineau (1816—1882) erkannt und Günther hat dies in seinen nicht bloß stofflich anziehenden, sondern auch durch ihre klare und fremdwortreine Sprache ausgezeichneten Werken näher begründet, wobei er auf die Folgen der Entnordung hinweist und die Frage der Aufnordung des deutschen Volkes aufwirft.

Diese wichtigen Aufstellungen bleiben aber doch im allgemeinen nur Theorien, denn ihre Umsetzung in die Wirklichkeit ist in den meisten Fällen unmöglich. Während sich jeder einzelne Mensch klipp und klar in eine der Blutgruppen einreihen läßt, die Dr. E. Schröpl im 5./6. Heft 1934 unserer Zeitschrift anschaulich behandelt hat, läßt sich dies vom rassischen Standpunkt nicht so einfach durchführen, weil die Mischung der einzelnen Rassen zu groß ist, wie jeder bei sich selbst und innerhalb seiner Familie feststellen kann. Der Verfasser hat dies selbst beobachtet. Er kann seinen Stammbaum auf Jahrhunderte genau zurückverfolgen, weil alle seine Vorfahren bodenständige Bauern des Bezirkes Oberplan im Böhmerwald sind. Diese unterscheiden sich rassisch von der Bevölkerung des angrenzenden Oberösterreichs und Bayerns fast gar nicht und können als unverfälschte Angehörige der dinarischen Rasse bezeichnet werden. Die leiblichen Merkmale (braune bis schwarze Augen und Haare usw.) und seelischen Eigenschaften, die dieser Rasse nach Günther zukommen, finden sich tatsächlich bei allen Vorfahren väterlichseits. Aber die Mutter des Verfas-

Digitized by Google

fers, eine geborene Stifter, hatte wohl auch schwarze Haare, jedoch blaue Augen und ihre Ahnentafel zeigt gemeinsame Vorfahren mit Adalbert Stifter, der graublaue Augen hatte (vgl. J. Bindtner, Adalbert Stifter, sein Leben und sein Werk. Wien-Prag-Leipzig 1928. S. 64), aber körperlich und seelisch sonst mehr von der dinarischen Rasse aufweist. Bei Fritz Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten, (München 1927), wird auf S. 56 zu dem von Daffinger stammenden Gemälde des jungen Stifter (aus dem Jahre 1846) bemerkt „Rasse unbestimmbar" und zu der Lichtbildaufnahme des alten Stifter (um 1863) wird angegeben „Dalisch" (= Fälisch nach Günther). Wer die letzte, kurz vor dem Tode des Dichters gemachte Lichtbildaufnahme im Böhmerwaldmuseum in Oberplan betrachtet, kann an der Zugehörigkeit Stifters zur dinarischen Rasse nicht zweifeln, zumal dies auch die Schädelform — bei Öffnung der Gruft am Friedhof in Linz im Frühjahr 1936 wurden Aufnahmen gemacht — bezeugt.

Die nordische Rasse ist im übrigen in voller Reinheit innerhalb des deutschen Volkes nur spärlich zu finden, das verhältnismäßig reinste nordische Land ist Schweden und auch da ist die nordische Rasse am reinsten nur in einzelnen Landschaften bewahrt[2]).

Ist so die Rassenkunde in mancher Hinsicht mehr Theorie und durchaus noch nicht voll gesichert in ihren Grundlagen, so tritt uns in der Volkskunde die Wirklichkeit entgegen. Hier haben wir es mit Tatsachen und nicht mit Vermutungen zu tun. Und diese Tatsachen widersprechen nicht selten dem von der Rassenkunde Gelehrten und beweisen damit, daß eine Vermischung der beiden Wissenschaften untunlich ist, weil ihr Gegenstand — bei der Volkskunde das eigene Volk, bei der Rassenkunde eine Menschengruppe ohne Rücksicht auf Volkszugehörigkeit — verschieden ist. Dies soll an einem Beispiel dargelegt werden.

Für den Rassenforscher der Richtung Günthers ist nur der nordische Mensch mit seinen blauen Augen und blonden Haaren schön. In seinem Buche „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" (München 1935) schreibt Günther auf S. 74ff. über die hellen Augen und Haare der Germanen und meint auf S. 76: „Dunkle, ja schon bräunliche Haarfarbe muß unter den Freien aufgefallen sein, denn sie wird öfters besonders erwähnt und gilt auch bis etwa um 1600 bei allen Völkern germanischer Sprache als häßlich." Daß dies für das deutsche Volk bis 1600 zutrifft, ist zu bezweifeln. Denn auch das ältere deutsche Volkslied kennt, wie wir noch zeigen werden, ein anderes Schönheitsideal und ist weit entfernt von diesem Standpunkt, daß dunkles Haar häßlich ist. Vielleicht war dies Ansicht der obersten Gesellschaftsschichten vor 1600.

Andrerseits macht man es sich heute hie und da bequem. Wenn in einem Lande, in dem die nordische Rasse seit je keine oder nur eine geringe Rolle spielen konnte, Leistungen und schöpferische Taten zu verzeichnen sind, so ist man gleich mit der Begründung bei der Hand, daß eine nordische Oberschicht eben auch in diesem Lande in Betracht komme. So hat z. B. J. Nadler in einem Aufsatz „Rassenkunde, Volkskunde, Stammeskunde" im 35. Jahrgang des „Euphorion" behauptet, daß die schöpferische Oberschicht

Digitized by Google

des bayerischen Volksstammes vorwiegend nordisch ist. Das ist eine Behauptung, die erst bewiesen werden muß. Und sie kann doch nur in der Weise bewiesen werden, daß man bei jedem einzelnen Hochmenschen dieses Stammes, z. B. bei den Dichtern Grillparzer, Stifter u. a., die Zugehörigkeit zur nordischen Rasse einwandfrei nachweist. Da man dazu doch auch die körperlichen Merkmale und seelisch-geistigen Eigenschaften der Eltern, Großeltern und weiteren Vorfahren dieser Männer feststellen müßte, ist klar, daß sich jener Nachweis einfach nicht erbringen läßt. Und wenn es auch Tatsache wäre, daß auf bayerischem Stammesboden eine Oberschicht nordischer Rassenzugehörigkeit vorhanden war, so ist damit nicht ausgeschlossen, daß Angehörige dieses Stammes, die ganz oder vorwiegend der dinarischen Rasse zuzuzählen sind, auch Hervorragendes geleistet haben.

Man sollte nun, da doch eine führende Schicht für die Masse in jeder Hinsicht vorbildlich ist, erwarten, daß sie auch das Schönheitsideal für diese gewesen ist, daß der dinarische Mensch mit schwarzen oder braunen Augen und Haaren in dem blondhaarigen und blauäugigen nordischen Edelmenschen der führenden Schicht sein Ideal sah und dies auch in Wort und Tat zum Ausdruck brachte. Das ist nun in gar keiner Weise der Fall, wie die nachstehenden Darlegungen zeigen sollen.

Es ist selbstverständlich, daß dort, wo dunkle Augen und Haare eine große Seltenheit sind, ihre Träger als fremd und damit als unschön empfunden werden. In Ostfriesland und Oldenburg sind z. B. 84% Helläugige festgestellt worden[3]). Und von dem Schönheitsideal der Ostfriesen heißt es, daß braune und schwarze Augen für ihn leicht etwas Unheimliches haben, schon wegen ihrer verhältnismäßigen Seltenheit, und daß große, blaue Augen den Preis erhalten[4]).

Unter den Angehörigen des bayerischen Volksstammes, mögen sie in Bayern, in Österreich oder in der Tschechoslowakei leben, gibt es kaum 84% Dunkeläugige, da immer wieder nordische Beimischung[5]) in Betracht kommt. Es werden daher blaue Augen sicher nicht als fremd und unheimlich empfunden werden. Trotzdem entsprechen sie keineswegs dem Schönheitsideal des Bayern, der immer wieder betont, daß er nur die dunklen Augen schön findet.

Dies sprechen vor allem zahlreiche Schnaderhüpfel aus, die als Belege deshalb gut am Platze sind, weil sie ja eine urbayerische Dichtungsart darstellen, weil das bayerische Stammesgebiet ihr Kernland ist und man daher ruhig annehmen kann, daß die darin ausgesprochenen Gedanken und Meinungen gültig sind für die Gesamtheit und die Anschauung des ganzen Stammes wiedergeben.

Da gibt es zunächst eine Reihe von Vierzeilern, in welchen die schwarze Farbe der Augen[6]) oder Haare ohne weitere Bemerkung und ohne weitere Zusätze als etwas Bekanntes und Selbstverständliches angeführt wird[7]).

A kloa(n)s Schüwei[8]) Gäns
Und a schwarzaugats Mensch (Mädchen)
Und a bißl a Geld
Is a Freud af da Welt.
(Oberplan.)

Af Wean bin i gfoahrn,
Häb 's Radl verlorn
Und häb d' Achs' verschenkt
Für a schwarzaugats Mensch.
(Spitzenberg.)

Digitized by Google

I bin von da Hütt'n.
Wer wird mi kenna?
Wer wird mir mei(n) schwärzaugats
Büawei nehma?
(Plattetschlag.)

Dreimål um d' Hullerstau(d)n,
Dreimål um 's Haus;
Du schwärzaugats Dirndl,
Heut kimmst ma nit aus!
(Plattetschlag.)

Schwärzaugats Dirnei,
Du bist die meini;
Und du bist ma schon g'wächs'n
Ins Herzl eini.
(Krummau.)

Meine roitgscheckatn Oirn (Ochsen)
Gängan ohne Meina[9]):
Ma(n) schwärzaugats Dirnei
Hoißt Modaleina (Magdalena).
(Krummau.)

Mei(n) Dirnderl hoißt Liesl,
Schwarzaugat schaut s' aus;
In Tänz'n is s' Moasta
Im gänz'n Wirtshaus.
(Sturbenbach.)

über 's Wieserl bin i g'loss'n,
Mei(n) Schöichala han naß;
Wer wird ma 's denn trickern (trocknen)?
Ma(n) schwärzaugata Schätz.
(Schüttarschen.)

Sitz wirf i mein' Huat in Bach
Und schwimm eahm i aa glei(ch) nach,
Weil mi mei(n) schwärzaugats
Deandl net mag.
(Eisenstein.)

's Dirndl hät schwärzbrauni Augelen,
Nett wie a Täubal schaut's her...
Wenn i bei'n Fenstal an Schnaggla[10]) tua,
Kimmt sie ganz freundli daher.
(Tirol)[11]).

Nur in einem einzigen Schnaderhüpfel wird Schlechtes von den schwarzen Augen, die nicht treu bleiben, ausgesagt:

Grea(n) hant (sind) die Hollerstau(d)n,
Weiß hant die Blüah;
Schön hant die schwarz'n Aug'n,
Aber treu bleib'n toan s' nia[12]).
(Oberplan.)

Andere Vierzeiler, die ich ebenso wahllos aus eigenen und fremden Sammlungen herausgreife, preisen und begründen die Schönheit des schwarzäugigen Mädchens (oder Burschen).

Schwärzaugat is sauber,
Schwärzaugat is liab;
Hiatzt liab i schwärzaugat,
So schwärz äls i 's kriag.
(Heuraffl.)

Finster is 's in Wald,
Wenn 's friert, so is 's kält;
In die schwärzaugatn Dirndln
Verliabt ma si bald.
(Plattetschlag.)

Schwarze Aucherla, route Backerla,
Kloine Grüwala in G'sicht;
Wann i 's ånschau, mou (muß) i lach'n,
Weil s' gär sua schön is.
(Haselberg.)

Schwärzaugat bin i nit
Und a so taug' i nit;
Wenn i schwärzaugat war (wäre),
Taugat i aa (auch).
(Plattetschlag.)

Lusti und frisch,
Was åll' mei(n) Freud is:
A schwärzaugats Dirndl,
Döi routbackat is.
(Haselberg.)

Um a söida (solches) schöns Büawei
Tat mi aar a weng blånga[13]),
Wäs schön schwärzaugats is
Und schön roit in Wängan.
(Hinterstift.)

Drei schneeweißi Täuwaln
Fliagn üwa mei(n) Dåch;
An schwärzauga'n Dirndl,
Den renn' i gern nåch.
(Kalsching.)

Wenn i a Jaga war (wäre),
Schiaßat i a Taub'n,
Die roidi Röckl hiat (hätte)
Und brauni Aug'n.
(Oberplan.)

Rout's Fürterl, rout's Schürzerl
Steht an Moidlan schön ån;
Route Wangerl, schwarze Augerl
Schaun d' Buama gern ån.
(Hartmanitz.)

Schwärz san die Kerscht'n (Kirschen),
Leut, derfts ma's glaub'n!
Schwärz san dem Dirndl
Ihre liab'n Aug'n.
(Böhm.-Röhren.)

Digitized by Google

Schwärzäuglat und rundgoschet
Muaß mei(n) Büawerl sei(n);
Wänn i 'n ânschau, muaß er lâcha,
Sist (sonst) is 's net der mei(n).
(Freiung.)

Wänn da Mâ(n)ähnl[14]) scheint,
Scheint er überâll hi(n);
Die schwärzauga'n Dirndln,
Die war'n (wären) recht für mi.
(Höritz.)

Mei(n) Mensch (Mädchen) hât
schwârze Aug'n,
Stehn ihr quat â(n);
So oft i a schwârz' Kersch'n siag (sehe),
Denk i glei(ch) drâ(n).
(Lagau.)

Leg' di ner zuwa[15])
Und hâb mi hübsch gern!
Dânn wer'n unsri Kina (Kinder)
Schön schwârzaugat wer'n.
(Spitzenberg.)

In Linz und in Boarn (Bayern),
Dort wächst a schöns Koarn;
Weg'n an schwârzaugatn Dirndl
Bin i âwig'foahrn.
(Strodenitz.)

Du hearzigs schean's Dirndl
Tua nit a so woan';
Hâst schwârzbrauni Augal,
Kriegst glei' wieda Oan'!
(Tirol)[16]).

Wenn in Vierzeilern und Liedern des bayerischen Stammesgebietes von flachshaarigen Mädchen gesungen und ihre Schönheit gerühmt wird, so sind damit keineswegs blonde Mädchen, sondern braunhaarige gemeint, wie dies in dem folgenden Schnaderhüpfel deutlich ausgesprochen wird.

Du schwârzaugats Dirndl
Mit dem flâchsbrauna Hoar,
Wänn i di nâ(n) (noch) lâng ânschau,
So wiar (werde) i a Noarr.
(Wallern.)

Nicht bloß in Vierzeilern wird die Schönheit der schwarzen Augen gefeiert, sondern auch in den daraus zusammengesetzten Liedern, z. B. in den „Österreichischen Volksliedern" von Zifka und Schottky „Die schwarzen Augen", „Die schwarzäugige Schwaigerin" u. a.

Der Bayer kennt einfach andere Augen nicht. In einem verbreiteten Volkslied[17]) fragt der Bursch das Dirndl:

Dirndl, geh her zum Zaun,
Läß dir in die Auglein schaun!
Wâs d' für zwoa Augaln hâst,
Schwârz oder braun?

Von einem blauäugigen und blonden Mädchen oder Burschen weiß das bayerische Schnaderhüpfel nichts zu sagen. Man darf sich da nicht täuschen lassen. So lautet ein Vierzeiler:

A weiß's, a weiß's Leiwal,
A weiß', a weiß' Knöpf',
A weiß's, a weiß's Dirndal,
A schwârz's mâg i net.

Damit ist weder Haar- noch Augenfarbe gemeint, sondern Hautfarbe und wohl, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, Haut- und Körperpflege, kurz Reinlichkeit. In einem anderen Vierzeiler heißt es:

Mei(n) Dirnderl is weiß
Wia der frischg'fâlln Schnee;
Die dei(n) is so braun
Wiar a brennta[18]) Kaffee[19]).
(Kuschwarda.)

Digitized by Google

Während so vom blonden Haar fast gar keine Rede ist, ist dies in starkem Grade bei den roten Haaren der Fall. Hans F. K. Günther meint in seiner „Rassenkunde Europas" (3. Aufl., München 1929, S. 30): „Manches rote Haar, soweit es noch rötlichblond oder goldrot ist, wird man noch als nordisch bezeichnen können. Eigentlich fuchsrotes Haar muß aber als eine Erscheinung gelten, die (gleich dem Albinismus) bei allen Rassen möglich ist (Rutilismus, Erythrismus)."

Diese fuchsroten Haare, mit denen oft zugleich Sommersprossen auftreten, werden im Schnaderhüpfel durchaus schroff abgelehnt und ihre Träger werden alles eher als schmeichelhaft angeredet. Sie werden verspottet und verhöhnt.

Wäs schwârz is, is liabli,
Wäs rot is, is g'fuchst;
I schau mir um a Schwârzi,
Die Rot'n san nichts nutz.
(Plattetschlag.)

A Stieglitz, a Fink,
A Zeisl[20]) und a Spatz;
A routschädlats[21]) Dirndl
Mag i net für an Schatz.
(Buchwald.)

Du glaubst, du bist schön,
Is åber net woahr;
Du tuast a weng schiagln[22])
Und trägst roti Hoar.
(Gatterschlag.)

Gehn i affi, gehn i åbi,
Gehn i wanndawill für;
Dâ liegt da rotkoupfat Bua
Drinnat ban ihr.
Koa(n) Nâcht is eahm z'finsta,
Koa(n) Weg is eahm z'weit;
Drum hât er den rot'n Kopf,
Daß er eahm leucht'.
(Artholz.)

Geh weg von mein Fenster,
I mag di nimma;
Du hâst an roi'n Kopf,
Tat (Täte) mir 's Haus â(b)brinna.
(Krummau.)

Daß unsa Dirn[23]) schön is,
Das is jâ nit woahr;
Sie is gug'lg'scheckat[24])
Und hât roidi Hoar.
(Lagau.)

Neben der Farbe der Augen und Haare werden andere körperliche Eigenschaften im Schnaderhüpfel seltener erwähnt. Wie aus einigen oben angeführten Vierzeilern hervorgeht, werden — gewöhnlich zugleich mit den schwarzen Augen — die roten Backen oder Wangen gelobt.

Was die Körpergestalt anbelangt, entspricht das im Schnaderhüpfel ausgesprochene Schönheitsideal in keiner Weise den leiblichen Merkmalen der nordischen, sondern am ehesten denen der ostischen (alpinen) Rasse, die nach Günther kurz und gedrungen gewachsen und den Eindruck des Breiten und Runden macht, so auch in der breiten Handform mit ihren kurzen Fingern, in den kurzen breiten Füßen und in den starken kurzen Waden. Ganz ähnlich sind die Wünsche der bayerischen Burschen:

Schön rund und schön dick,
Schön röslat[25]) in G'sicht;
Und bouschat[26]) ban Mag'n,
Woll'n 's d' Buama gern hâb'n.
(Artholz.)

Oder auf Einzelheiten (Gesicht rund, Füße und Waden dick) bezüglich:

A Reh hat zwoa G'wichtl[27]),
A Jaga zwoa Hund';
Mei(n) Schatz hât a G'sichtl
Wiar a Semm'l so rund.
(Plattetschlag.)

's is a Dirndl a hübsch's,
Hât a Fuaßerl a dick's;
A Herzl a hoch's
Und a Fürterl a blâb's[28]).
(Krummau.)

Digitized by Google

Die N.Ner Menscha (Mädchen),
Die glaub'n, sie sind schön;
Sie hâb'n Wad'ln wiar a Stecka[29])
Zum Goaßkaff'n gehn.
(Krummau.)

Von Mädchen mit langen Beinen und dünnen Hälsen will man nichts wissen:

Von Krummau da umma[30]),
Dâ mâg i koa(n) Mensch (Mädchen);
Die hâb'n längi Hax'n
Und an Hâls âls wia d' Gäns'.
(Krummau.)

Ausnahmsweise wird in einem Vierzeiler aus dem oberen Böhmerwald ein Mädchen mit länglichem Gesicht gerühmt, also einem „langen" dinarischen Gesicht, das von dem „schmalen" nordischen Gesicht[31]) abweicht.

Mei(n) Dirnderl hoißt Marie.
A schöna Nâm' is 's;
Hât zwoa blutrote Wangan,
A längalats (längliches) G'sicht.
(Stubenbach.)

Um Einseitigkeit zu vermeiden, wollen wir auch einen Blick auf die Kunstdichtung werfen und feststellen, worin A. Stifter, der uns am nächsten stehende Dichter, sein Schönheitsbild sah.

Es überrascht gar nicht, daß sich dieser große, man kann sagen der größte Dichter des bayerischen Volksstammes, der sein ganzes Leben unter Menschen verbrachte, die vorwiegend Angehörige der dinarischen Rasse waren, gerade so verhält wie das Volkslied. Immer wieder spricht er von den großen braunen oder schwarzbraunen Augen oder von den schönen dunklen Haaren.

Bloß im „Condor" hat der junge Künstler und Maler blonde Haare und dunkelblaue Augen[32]), die Heldin aber hat große schwarze Augen[33]). In den „Feldblumen" hat Angela eine Last dunkler Haare und zwei ungewöhnlich große, lavaschwarze Augen[34]). Der Haideknabe im „Haidedorf" hat pechschwarze Augen und dunkelbraune Haare[35]), sein Vater hat ebenfalls dunkle Haare[36]), die Schwester aber hatte helle, blaue Augen[37]). Im „Hochwald" hat Johanna blonde Locken und dunkelbraune, fast schwarze Augen, Clarissa hat äußerst schwarze Haare und tiefschwarze Augen[38]). der Bruder Felix, noch ein Knabe, ist blond[39]), der alte Gregor hat schwarze Augen und seine jetzt grauweißen Haare waren früher dunkel[40]); ebenso hatte der Ritter und Vater der Mädchen und des Knaben früher braune Haare[41]). Den Schwedenjüngling kennzeichnen dagegen goldblonde Haare und dunkelblaue Augen[42]). In der „Narrenburg" hat Anna braune und Pia wilde, schwarze Augen[43]). Margarita in der „Mappe meines Urgroßvaters" hat braune Haare und braune Augen[44]). In „Das alte Siegel" hat wohl Hugo schöne blonde Haare und große blaue Augen[45]), aber Cöleste hat dunkelbraune Haare[46]), beider Kind ist blondgelockt[47]). Im „Hagestolz" hat Hanna sehr große, braune Augen[48]) und Victor hat braune Haare[49]). Im „Waldsteig" hat Maria dunkelbraune Haare und sehr große, sehr dunkle und glänzende Augen[50]). Die „Zwei Schwestern" Maria und Camilla, deren

Digitized by Google

Mutter aus Mailand stammt, haben große, glänzende, schwarze Augen und dunkle Haare[51]). Endlich hat auch Hanna in „Der beschriebene Tännling" dunkle Augen[52]).

Ähnlich wie bei diesen Stichproben in den „Studien" ist das Ergebnis einer Durchsicht der „Bunten Steine". Im „Kalkstein" hat der edle Pfarrer wohl blaue Augen, aber braune Haare[53]), die Augen der schönen Tochter der Wäscherin sind braun und die Haare dunkel[54]). Im „Katzensilber" hat eine Tochter die blonden Locken und blauen Augen des Vaters und die andere die schwarzen Haare und Augen der Mutter, während der jüngere Sohn mit seinen braunen Haaren und braunen Augen einen Ausgleich zwischen Vater und Mutter darstellt[55]). In „Bergmilch" hat Lulu braune Augen wie ihr Vater[56]).

Im „Nachsommer" haben Mathilde und ihre Kinder Natalie und Gustav große, schwarze Augen, die Kinder haben braune Locken, während die Haare der Mutter schon weiß sind[57]). Julie hat große, braune Augen und braune Haare, ihre Schwester Appolonia hat gleichfalls braune, aber lichtere Haare und blaue Augen, die nicht so groß wie die braunen der Schwester sind. Bemerkt wird, daß der Vater der Schwestern blaue und die Mutter braune Augen hatte[58]). Einen gleichen Gegensatz bringt der „Witiko". Dieser selbst hat eine Fülle schöner blonder Haare und blaue Augen, Berthas Augen aber sind groß und braun; braun sind auch ihre Haare gleich denen ihres Vaters und ihre Mutter hat ebenfalls braune Haare und Augen[59]).

Aus diesen Belegen ergibt sich, daß Stifter mit Vorliebe Gestalten zeichnete, deren Augen- und Haarfarbe nicht der nordischen Rasse, sondern der dinarischen Rasse entsprechen. Es mag hier vielleicht einwirken, daß Stifter in seinem Leben eigentlich nur mit zwei weiblichen Wesen zu tun hatte, die beide dunkle Augen und Haare hatten. Seine Frau Amalie hatte „wundervolles lichtbraunes Haar" und „gutmütig leuchtende, große, hellbraune Augen"[60]). Wichtiger aber ist die Jugendgeliebte Stifters, die ihm bei seinen Mädchen- und Frauengestalten immer wieder vorschwebte, Fanny Greipl. Von ihr singt der Dichter (1834)[61]):

Ich kannte zwei schwarze Augen
Und liebte sie gar so sehr.
Wohl hab' ich sie längst verloren,
Aber vergessen nimmermehr . . . .

Und in dem Gedicht „Ihr Bild"[62]) heißt es:

Und was der Frühling an Blüten gebar,
Ich flecht es zum Kranz für ihr dunkles Haar.

Nun entsteht die Frage: Ist der dunkeläugige und dunkelhaarige Mensch bloß für den Angehörigen des bayerischen Stammes das Hochbild der Schönheit? Wie sieht es bei den anderen deutschen Stämmen und beim gesamten deutschen Volke aus?

Auch hier wollen wir das Volkslied zur Unterlage nehmen [63]), aber betonen, daß es natürlich nicht für alle Stämme und Gebiete maßgebend sein kann, da der eine Stamm sangesfreudig und schöpferisch ist, der andere aber nicht. Und wenn etwa für die Friesen bodenständige, selbstgeschaffene

Digitized by Google

Volkslieder fehlen, so kann diese Lücke nicht durch Lieder ausgefüllt werden, die aus anderen Gebieten stammen und zufällig auch bei den Friesen erklingen. Doch genügen einige Stichproben, um die Tatsachen herauszufinden.

Wenn man zu diesem Zwecke den „Deutschen Liederhort" von L. Erk und F. M. Böhme durchblättert, so macht man die Entdeckung, daß auch im gesamtdeutschen Volksliede dasselbe Schönheitsideal gilt wie beim bayerischen Stamme. Nur einige Belege seien angeführt.

Aus dem I. Band:

S. 205 ff. Nr. 61. In allen Fassungen des Liedes vom „Schloß in Österreich" hat der gefangene Knabe schwarzbraune Augen, bloß in einer aus Pommern ist von blauen Augen die Rede.

S. 256 ff. Nr. 71 heißt es in einer Fassung des Liedes vom Reiter und der Graserin aus der Gegend von Frankfurt a. M. und Darmstadt:

Der Reiter breit't sein Mantel
Wohl in das grüne Gras,
Und bat das schwarzbraun Mädchen,
Bis daß sie zu ihm saß.

Und in dem unter den Lesarten dieses Liedes angeführten Volkslied aus Böhmen „Des Bergmanns Lieb" singt das Mädchen:

„Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Der erste der ist mein!
Der mit den schwarzbraun' Äugelein
Der soll mein Schatz schon sein!"

S. 279, Nr. 79. Während bei dem Liede „Die erlöste Sklavin" die Fassung aus dem Odenwald sagt, daß ein schönes Mädchen in dem fremden Schiffe saß, lautet dieselbe Stelle in einer Lesart aus Gießen:

Da saß ein schwarzbraunes Mädchen drein,
Da wünscht ich mir, bei ihr zu sein.

S. 317, Nr. 89 c. Die Verse

„Aus ihren schwarzbraunen Augen
Sie ihm das Weihwasser gab"

in der Ballade von der Nonne kehren in gleicher und ähnlicher Form auch in anderen älteren Liedern wieder. Vgl. etwa Deutsche Volkslieder, hg. vom Deutschen Volksliedarchiv unter Leitung von John Meier, I. Band, 1. Teil (1935), S. 63.

S. 395, Nr. 110 a. Die Fassung der Ballade vom Ritter und der Magd in Nicolai's Almanach I. (1777), Nr. 2 spricht von den schwarzbraunen Äuglein, die sich das Maidlein nach der Liebesnacht rot weint.

S. 454, Nr. 132 kehren in der schlesischen Lesart des Liedes vom bestraften Fähnrich die Soldaten bei einer Frau Wirtin ein, die ein schwarzbraunes Mägdlein hat.

Von schwarzbraunen oder braunen Mädchen ist ferner die Rede in den alten Liedern auf S. 456 ff., Nr. 133 ff. (Lieder aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert) u. a.

Digitized by Google

Aus dem II. Band:

S. 217, Nr. 406 (Es steht ein Lind in jenem Tal, 1556) singt von einem braunen Meidlein.

S. 249, Nr. 429 b begründet der Bursch in dem bekannten Liede „Wenn alle Brünnlein fließen" seine Liebe (Fassung aus dem Odenwald):

Warum soll sie mir nicht werden?
Ich seh sie doch so gern;
Sie hat zwei braune Äugelein,
Die glühen wie die Stern[64]).

Sie hat zwei rote Bäckelein,
Sind röter als der Wein;
Ein solches Mädchen findt man nicht
Wohl unterm Sonnenschein.

S. 260 Nr. 439 wird in einem alten Lied (Fl. Blatt, Straubing) das braune Mägdlein erinnert, daß die Zeit zum Rosenbrechen gekommen ist.

S. 263 Nr. 445 wird in dem Liede aus dem 16. Jahrhundert „Ich weiß mir ein Maidlein hübsch und fein" hervorgehoben, daß das Maidlein braune Äuglein hat. Ebenso in mehreren Lesarten des Liedes vom Reif und Schnee (ebd. S. 265 ff. Nr. 447), ferner in dem Liede „Brauns Mägdelein" (ebd. S. 270 f. Nr. 450 a) und in dem Gesange „Schöns Meidlein, wie bin ich dir hold" (ebd. S. 319 Nr. 500), beide aus dem 16. Jahrhundert u. a.

S. 324 Nr. 505 heißt es in dem Berglied vom Harz (vor 1777):

Deine schwarzen Augen
Die ha'n mich verführt.

S. 383 ff. Nr. 558 weist eine Fassung des schwäbischen Liedes „Das Lieben bringt groß Freud", das von dem schönen Schätzele mit zwei schwarzbraunen Äugele singt, aus der Lahngegend und vom Taunus die Verse auf:

Sie hat ein schwarzbraunes Haar,
Zwei Äuglein die sind klar[65]).

S. 385 Nr. 559 a betont ein Lied aus der Gegend von Frankfurt a. M.:

Dein zwei schwarzbraunen Äugelein,
Die gar so freundlich blicken,
Sollt dir daran geschehn ein Leid,
So spräng mein Herz in Stücken.

S. 442 Nr. 632, ein Lied aus Hessen, beginnt:

Schwarzbraunes Mägdelein, wo wendest du dich hin?

S. 530 f. Nr. 728 werden die kirschbraunschwarzen Augen des Mädchens in einem Liede gefeiert, das in Schlesien, Thüringen und am Niederrhein verbreitet ist.

Gegenüber diesen Stellen, die das schwarzbraune Mädchen feiern, sind jene, die dem blauäugigen und blonden Mädchen den ersten Preis geben, in verschwindender Minderheit. Zuweilen handelt es sich dabei überdies nicht um Volks-, sondern um Kunstlieder, die bei unserer Betrachtung auszuscheiden sind, weil wir nicht das Schönheitsideal der obersten Gesellschaftskreise, sondern das der Volksmasse feststellen wollen.

Wenn wir nun nochmals den „Deutschen Liederhort" durchblättern und Stichproben machen, so ist das Ergebnis sehr dürftig und zweifelhaft. Im I. Band ist bei dem Liede S. 261 Nr. 73 (A Diarndl geht um Holz in

Digitized by Google

Wald) das blaue Auge des Mädchens in einem Vergleich mit dem blauen Himmel verwertet. Schon dieser Umstand würde jeden Kenner des Volksliedes an der Echtheit dieses Liedes zweifeln lassen, das den Freiherrn A. von Klesheim (1845) zum Verfasser hat, was F. M. Böhme noch nicht bekannt war. Im II. Bande S. 452 Nr. 644 beginnen Fassungen des Liedes „Mädchen, hast du Lust zu trutzen" aus dem Odenwald und der Lahngegend mit den Versen:

Mädchen mit den blauen Augen, komm mit mir!
Laß uns Himmelswonne saugen, folge mir!

Da schon der zweite Vers zeigt, daß man es auch hier mit keinem Volkslied zu tun hat, können wir uns ein näheres Eingehen auf das Lied ersparen.

Andere Lieder endlich können nicht als Belege dienen, weil die einzelnen Fassungen in den Angaben über die Augen- und Haarfarbe der Geliebten schwanken. So das ebenfalls zu den Kunstliedern zu zählende, zum Teil aus Wanderstrophen zusammengesetzte Lied im II. Bande S. 519 f. Nr. 717 (vgl. F. M. Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen. Leipzig 1895. S. 328 f. Nr. 433). In einer Lesart aus der Gegend von Wetzlar heißt es:

Blaue Augen, blonde Haare,
Das hat mich verliebt in dich.

Dies ändert die Lesart aus dem Erzgebirge in:

Blaue Augen, schwarze Haare,
Haben mich verliebt gemacht.

Es dürfte aus diesen Ausführungen klar sein, daß nicht allein der bayerische Volksstamm, sondern die überwiegende Mehrheit der deutschen Volksmasse, insoweit sich ihr Schönheitsideal im Volkslied widerspiegelt, dies in Menschen sieht, die dunkeläugig und dunkelhaarig sind, aber nicht in den blauäugigen und blondhaarigen Angehörigen der nordischen Rasse.

Man könnte hier vielleicht einwenden, daß der sangesfrohe bayerische Volksstamm dadurch, daß seine Lieder das übrige deutsche Gebiet erobert haben, sein Schönheitsideal verbreitet und anderen Stämmen übermittelt hat. Man könnte auch einwenden, daß vor allem dort, wo das schwarzbraune Mädchen im Volksliede erscheint, nur eine literarische Überlieferung, eine Mode vorliegt, daß es sich hier um ein ständiges, schmückendes Beiwort handelt, wie ähnlich „fein" und andere verwendet werden, oder wie etwa in manchen alten Balladen stets das Beiwort „schneeweiß" bei Hand (Er nahm sie bei der schneeweißen Hand) gebraucht wird.

In beiden Fällen aber hätte man doch erwarten müssen, daß bei Stämmen und in Gegenden, die ein anderes Schönheitsideal besaßen oder besitzen, jene Volkslieder eine Umänderung hätten erfahren müssen, die sich leicht bewerkstelligen ließ. Denn gerade so wie etwa das Schnaderhüpfel einmal vom „schwarzaugâtn" und dann wieder vom „kreuzsaubern" Dirndl singt, hätte auch das Beiwort „schwarzbraun" oder „braun" durch ein dem eigenen Schönheitsideal angepaßtes anderes Beiwort leicht ersetzt werden können. Und da dies nicht geschehen ist, so bedeutet es eben eine Zustimmung.

Digitized by Google

Anmerkungen:

[1]) Vgl. E. von Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Stuttgart 1934, S. 11. — [2]) Vgl. H. F. K. Günther, Rassenkunde Europas. 3. Aufl. München 1929. S. 124. — [3]) G. Paul, Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. München 1935. S. 202. — [4]) Ebd. nach W. Lübkes, Ostfriesische Volkskunde. 2. Aufl., Emden 1925, S. 53. — [5]) Vgl. Paul a. a. O. S. 183, 263. — [6]) Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß es in Wirklichkeit nur dunkelbraune, aber nicht schwarze Augen gibt. — [7]) Vierzeiler, bei welchen keine Quelle angeführt wird, stammen aus der über 3000 Stück betragenden Sammlung des Verfassers. Wenn diese Vierzeiler auch im Böhmerwalde aufgezeichnet wurden, so sind sie doch meist nur wenig abweichende Lesarten der auf dem gesamten bayerischen Stammesgebiet verbreiteten und können daher als Belege für dieses benützt werden. — [8]) Schübel (kleine Menge). — [9]) Kleinknecht, der die Ochsen beim Pflügen zu „meinen" (leiten) hat. — [10]) Schnalzer mit der Zunge. — [11]) R. H. Greinz und J. A. Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln I. Leipzig 1893. S. 55. — [12]) Dasselbe ebd. II. S. 115. — [13]) gelüsten. — [14]) Mond. — [15]) herzu (ganz nahe). — [16]) Greinz und Kapferer a. a. O. II. S. 107. — [17]) G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald. I. Prag 1930ff., Nr. 181. — [18]) gebrannter. — [19]) Dieser Vierzeiler, der auch bei Greinz und Kapferer II. S. 22 und bei Blümml und Krauß, Ausseer und Ischler Schnaderhüpfel (Leipzig 1906), S. 109 (hier bezeichnenderweise „Wien" als Ort der Aufzeichnung) abgedruckt ist, scheint im übrigen städtischer Herkunft zu sein. — [20]) Zeisig. — [21]) Mitunter wird statt „rotschädlig" gesungen „rotg'schekat" = rotscheckig (sommersprossig). — [22]) schielen. — [23]) Dienstmagd. — [24]) sommersprossig. — [25]) rosig. — [26]) bauschig, voll. — [27]) Geweihstange. — [28]) ein blaues Fürtuch (Schürze). — [29]) einen (dünnen) Stock, den man trägt, wenn man Ziegen einkaufen geht. — [30]) herum. — [31]) Vgl. Hans F. K. Günther, Rassenkunde Europas. 3. Aufl., München 1929. S. 44. — [32]) Prager Stifter-Ausgabe I. S. 16. — [33]) Ebd. S. 25. — [34]) Ebd. S. 81f. — [35]) Ebd. S. 177. — [36]) Ebd. S. 189. — [37]) Ebd. S. 190. — [38]) Ebd. S. 218. — [39]) Ebd. S. 236. — [40]) Ebd. S. 239. — [41]) Ebd. S. 240. — [42]) Ebd. S. 284. — [43]) Ebd. II. S. 40 und 59. — [44]) Ebd. S. 259 und 273. — [45]) Ebd. III. S. 133f. — [46]) Ebd. S. 152. — [47]) Ebd. S. 181. — [48]) Ebd. S. 297. — [49]) Ebd. S. 300. — [50]) Ebd. IV. 1. S. 68f. — [51]) Ebd. S. 148. — [52]) Ebd. S. 268. — [53]) Ebd. V. 1. S. 69. — [54]) Ebd. S. 120. — [55]) Ebd. S. 267 und 275. — [56]) Ebd. S. 353. — [57]) Ebd. VI. S. 64, 76, 149, 230, 261, 265. — [58]) Ebd. S. 284. — [59]) Ebd. IX. 1. S. 24f., 33, 35. — [60]) J. Bindtner, Adalbert Stifter, sein Leben und sein Werk. Wien-Prag-Leipzig 1928. S. 118. — [61]) A. R. Hein, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Prag 1904. S. 86. — [62]) Ebd. S. 630. — [63]) Das Märchen, bei dem etwa Schneewittchen, das weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarzhaarig wie Ebenholz ist, zu nennen wäre, kommt in diesem Zusammenhang weniger in Betracht, da es als internationales Wandergut deutsche Auffassung und deutsches Wesen nicht in vollem Maße ausspricht. Wertvoll werden die Ergebnisse der auf die Augen und Haare bezüglichen Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde (5. Fragebogen) sein. — [64]) Vgl. ebd. S. 267 Nr. 447d. — [65]) Vgl. ebd. S. 413 Nr. 591.

Die ältesten Bauernnamen von Obermoldau

Von **Dr. Rudolf Kubitschek**

Das Dorf Obermoldau auf der alten Herrschaft Winterberg ist am mittleren Goldenen Steig gelegen, der aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt. Kurz nach seiner Anlegung siedelten sich da, wo der Steig die Moldau überschritt, in einem fruchtbaren Kessel einige bayerische Bauern auf verstreuten Höfen an. Hier war die böhmische Maut und wohl auch eine Säumerherberge. In nächster Nähe entstanden bald Glashütten, mit denen die Bauern aus dem Orte manche Verbindungen hatten. Zum ersten-

Digitized by Google

mal wird der Ort 1359 genannt: Na stare Wultauie, an der alten Moldau; meist heißt er Wultau — heute im Dialekt Wuída —, seit etwa 1600 Ober-Wultau; der heutige Name ist neueren Ursprunges.

Die folgenden Bauernverzeichnisse enthalten die ältesten Namen; die verwandtschaftlichen oder besitztümlichen Beziehungen in diese Zeiten zurück werden kaum oder nur sehr schwer aufgehellt werden können.

In dem ersten erhaltenen Urbar aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinen sieben Namen: Partl, Hanſl, Kaſpar, Sſlemar, Sygmundt, Kerspam und Wlcziek; ein wenig später: Pangracz, Hanzl, Sſlemar, Wlczek, Oczynarek, Kaſſpar und Zygmundth; ein Urbar von 1581 nennt gegenüber dem ältesten statt des Siegmund einen Motheizl Khleuber, dann noch einen Hanzl Tiſſlar (alle drei Urbare im Krummauer Herrschaftsarchiv).

Ein um 1624 verfaßtes Urbar (Herrschaftsarchiv Winterberg) führt, nach den Zinsungen geordnet, die folgenden Besitzer an: Martin na Wondrovie, Hayzl Khlayhar, Giřzik Sſtekpauer und Tomaſſ Magrl (zwei Glashüttenmeister), Martin Wlczek, Pawel Syttr, Parttl Hyller, Wondra Nobl, Gira na Lukaſſowie, Steffan Syttr, Teml Huebar, Michl Krynel, Partl Hyller; die letzten fünf zahlten geringe Zinsen.

Die Prager Steuerrolle von 1654 zählt die folgenden sieben Bauern auf: Giřzik Sſwab, Ondřzeg Nobl, Marek Nobl, Blazieg Pöſchel, Rzehořz Zelnar, Lorentz Tobiſſ und Giřzik Sſtebawr (Hüttenmeister), außerdem: Sſtiepan Röbl, Tomaſſ Holczynger, Jan Kubiſſ, Giřzik Fux, Mattauſſ Kregczj (Schneider), Jan Sſwaab. In einer gleichzeitigen Beschreibung der Katholiken aus dem Jahre 1651 (Herrschaftsarchiv Winterberg) erscheinen ungefähr dieselben Namen mit ihren Angehörigen und den Dienstleuten, zusammen 109 Seelen.

Von diesen alten Bauernnamen kommen heute nur einer oder zwei noch vor. Merkwürdigerweise haben sich aber aus dem 17. Jahrhundert drei Vornamen in der tſchechiſchen Form als Hausnamen erhalten; zunächst Jrko und Maſchko; beide Namen gehen wohl auf die zwei Bauern Giřzik Sſwab und Marek Nobl der Rolle zurück; der eine Name ist aus dem tschechischen Worte für Georg, der andere aus dem für Matthias oder Matthäus entstanden.

Da fast alle Bauernnamen — trotz des tschechischen Mäntleins der Urkunden — deutsch sind, können diese allgemein gebräuchlichen Hausnamen nicht anders denn aus dem eigenartigen Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen erklärt werden, das einmal überall bei uns viel inniger gewesen sein muß; Taufnamen in der tschechischen Form sind auch sonst nicht selten, wie zahlreiche Hausnamen in anderen alten deutschen Dörfern zeigen: vielleicht hielten sich die Bauern in ihrer Jugend einige Zeit in der tschechischen Gegend der Herrschaft Winterberg auf und brachten diese Namen mit; sie könnten aber auch die Namen von tschechischen Müttern, Dienstboten oder Herrschaftsangestellten bekommen haben; es ist endlich auch möglich, daß zeitweise tschechische Bauern ansässig waren, die

Digitized by Google

Namen sind ja in späteren Zeiten nicht immer ein Beweis für die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Volke. Für das Volkstum der alten deutschen Dörfer der Winterberger Herrschaft an den Goldenen Steigen ist einerseits der bayerische Einfluß groß gewesen, andererseits muß es hier in früheren Zeiten eine Art Zwiesprachigkeit gegeben haben wegen der vielen tschechischen Dörfer auf dieser Herrschaft.

Sonst ist freilich in Obermoldau nichts Tschechisches nachzuweisen; der Bergname Basum geht wohl wie der alte Name des Kubani, Boubin, in die Zeit vor der deutschen Besiedlung zurück.

Der Name Rzehořz (Gregor) Zelnar der Rolle lebt dagegen in der deutschen Form heute noch als Hausname: ba 's Grejgan. Von den Namen der übrigen Bauernhöfe ist der Hausname Janko, zu Johann gehörig — 1651 kommt ein Janek Kubeß vor —, wie Irko und Maschko tschechischer Herkunft. Die Hausnamen der übrigen heutigen Höfe: Scherer, Paulik und Kubisch gehen auf etwas später lebende Bauernfamilien zurück.

Das Wiener Revolutionslied vom Jahre 1918

Von **Alfred v. Klement**

Vom Belt bis zur Adria erklang in den heißen Sommer- und Herbsttagen des Jahres 1914 aus den Kehlen der jungen Kriegsfreiwilligen und altgedienten Soldaten wie eine Fanfare und ein Gebet das Lied vom Guten Kameraden mit dem angehängten Gloria-Viktoria-Kehrreim. Er feuerte die Ermüdeten auf dem Marsch an, bei der Rast rief er die Erinnerung und Sehnsucht an die Heimat wach, vor schwerem Kampfe gab er Mut und Ausdauer. Wie eine einzige gewaltige Stimme, die Freud und Leid über die Länder zu tragen und alle zu verbinden schien, die jeder verstand, deren Weise alle mitzusingen wußten, in Ost und West, in Nord und Süd:

Gloria, Gloria, Gloria Viktoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland.
Die Vöglein im Walde, die sangen, ach so wunder-, wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn![1])

Aber die Stimmen, die diese Weise zuerst so hoffnungsfroh und sehnsuchtsvoll gesungen, waren bald verstummt. Jahr um Jahr ging hin und 1918 war keine Zeit mehr zu frohem und gläubigem Sang. Mangel an allem, Elend und Not preßten die Kehlen zusammen und drückten auf die hoffnungslos gewordenen Herzen. Nur selten machten sich Verzweiflung und dumpfer Groll Luft mit ein paar Gesätzen, die aber keine Ähnlichkeit mehr mit den Weisen von 1914 hatten, Galgenhumor und Spott wurden

[1]) H. Tardel: Der Gloria-Viktoria-Kehrreim. Hessische Blätter für Volkskunde XVII. Marburg 1918. S. 1—14. — L. Gombert: Vom „Guten Kameraden". A. L. Gaßmann: Das neue Lied vom guten Kameraden. J. E. Wackernell: Uhlands „Guter Kamerad" und sein Gegenstück. Das deutsche Volkslied. Wien. XIX. 1917. S. 65/68; S. 89/91; XXI. 1919. S. 37/39.

Digitized by Google

zum Liede. Doch keine neuen Lieder entstanden, in der Volksseele erwachte und stieg ein Lied empor, das als Lied vom versoffenen Soldaten vor vielen Jahrzehnten aufgekommen ist. Von der Front brachten es die zurückkehrenden Soldaten in die Heimat mit, wo es durch Wort und Weise so recht die Stimmung aller in den trüben Herbst- und Wintertagen um die Jahreswende 1918/19 auszudrücken schien. Ein paar neue Gesätze wurden hinzugefügt und fanden schnell allgemeine Verbreitung. Noch im Sommer 1919 hörte ich es auf einem Donauschiff auf der Fahrt von Linz nach Wien und in den Schenken Oberösterreichs; in den Kasernen sang es die Volkswehr, die sich auch damals noch k. u. k. nannte, was aber nicht mehr kaiserlich und königlich, sondern Kisch und Koritschoner — dies waren die Namen der beiden Revolutionsführer — bedeutete, die Trambahnschaffner summten es, Betrunkene gröhlten es in den Nachtlokalen bei Sekt, in den Tschecherln beim Fusel. Der alte Sang war plötzlich zum Revolutionslied des Jahres 1918 geworden, nach dessen Weise das goldene Wiener Herz seine Orgien feierte, halbwüchsige Mädchen vor den Palästen der fremden Militärmissionen von den Eltern feilgehalten wurden und Bank- und Börsenhelden wie Bosel und Castiglione die Herrscher der Hauptstadt waren.

In einem verschollenen Künstlerroman[2]), der in der Umsturzzeit spielt, wird das Lied zweimal erwähnt:

1. „Wer wird denn die Straßen kehr'n?
Wer wird denn die Straßen kehr'n?
Die noblichen Herrn,
Mit die goldenen Stern,
Die werd'n die Straßen kehr'n."

ertönt es als Gassenhauer in den Straßen Wiens.

2. Der der Musik gespendete Beifall spornt sie zu einem neuen „Schlager" an:

Wann i mei Häuserl verkauf
Das Geld bei an Wirt'n versauf,
Da sagt's nur mein Bodan,
I bin a Soldat,
Der alles versoff'n hat.

Die Anwesenden brüllen tüchtig mit und alle freuen sich des „genußreichen" Abends.

Das Lied vom versoffenen Soldaten dürfte aus einem alten schwäbischen oder bayerischen Studentenlied hervorgegangen sein, von dem das 6. und 7. Gesätz lauten:

Wenn ich einst sterbe, so laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Hinunter in den Keller, wohl unter das Faß!
Lieg' gar nit gern trocken, lieg' allweil gern naß.

Auf meinem Grabsteine, da könnt ihr einst lesen,
Was ich für ein närrischer Kauz bin gewesen,
Beständig besoffen, zuweilen ein Narr;
Doch ein ehrlicher Kerl, und das letzte ist wahr![3])

[2]) L. Steiner: Mann über Bord! Ein Wiener Künstler-Roman. Wien—Zwettl—Leipzig. „VON" (Verlag Otto Reugebauer) Verlag (1925). S. 168 und 225.

[3]) 1824. Serigs Auswahl deutscher Lieder[2]. Leipzig 1827. — J. B. Weckerlin: Chansons populaires de l'Alsace II. Paris 1883. S. 288. — M. Friedländer: Com-

Digitized by Google

Die neue Fassung in fünfzeiligen Gesätzen wird um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen sein und alsbald eine große Verbreitung gefunden haben. Denn aus dem Jahre 1855 ist sie gleich in drei Fassungen, zwei aus Schwaben und einer aus Franken, überliefert; eine der ersten lautet:

Ein Testament

Jetzt will i a Testament macha,
Versoffa haun i meine Sacha,
Koan Kreuzer haun i,
Voll Schulda bin i,
Was übrig ist, g'hört em Pfaffa.

Und wenn i gestorben sollt sein,
So grabt mi in Keller hinein,
Wohl unter ein groß Faß,
Mei Gurgel hat gern naß,
Ein lustiger Friedhof ist das.

Und wenn i gestorben sollt sein,
So stellt auf mein Grab ein Glas Wein,
A Wurst und a Brod,
Ich bin a Soldat,
Der alles versoffen hat.

Und wenn i gestorben bin,
Woll mir der Herr Meßna singa:
„Du bist der Sauf-aus,
Mit dir ist's jetzt aus,
Du liegst in deim Grabe darinna!"[4])

Zwanzig Jahre später sind aus dem Vogtland[5]) drei Gesätze überliefert, von denen eines 1918 neu erstanden ist:

Wu kumme denn de Säufer hi?
— In Himmel nei,
Wu Petrus wörd sei,
Der schenkt mr a mol Kümmel,
A mol Nordhäuser ei.

Die anderen Überlieferungen sind:

Steiermark. Das Lied wurde viermal aufgezeichnet; im Jahre 1918, knapp vor dem Umsturz, erschien es als Lied vom Soldat, der alles versoffen hat, mit drei Gesätzen[6]).

---

mersbuch. Leipzig 1892. S. 26/27, Nr. 24, Anm. S. 151. — L. Erk und Fr. M. Böhme: Deutscher Liederhort III. Leipzig 1894. S. 89/91, Nr. 1167 und 1169.

[4]) E. Meier: Schwäbische Volkslieder. Berlin 1855. S. 245, Nr. 135. — Zum dritten Gesätz vergleiche einen alten Reim: Endlich kömmt ein Soldat / Der alls versoffen hat / In Luder. Neu-vermehrtes /vollständiges/ Berg-Lieder-Büchlein. [In Sachsen um 1700/10]. S. 31, Nr. 25. — Die beiden anderen Fassungen vom Jahre 1855: Meier S. 250/51, Nr. 141. Bei Wein und Bier, beginnend: Jetzt haun i mei Schimmela verkauft. 2 G. — Fr. W. v. Ditfurth: Fränkische Volkslieder II. Weltliche Lieder. Leipzig 1855. S. 271, Nr. 356. Zechbruders Testament. 4 G. mit Weise.

[5]) H. Dunger: Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Plauen 1876. S. 186, Nr. 1014b Säufers Ende. 2 G. und Nr. 1015 das hier wiedergegebene.

[6]) A. Schlossar: Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881. S. 242/43, Nr. 215. Der Bauer im Wirtshaus. 9 G. — K. Mautner: Steyerisches Raspelwerk. Wien 1910. S. 247. 5 G. aus Gößl, um 1895. — K. Mautner: Alte Lieder

Digitized by Google

Tschechoslowakische Republik. Aus sudetendeutschen Landschaften ist es erstmalig 1891 aus Senftowitz überliefert, dann aus dem Egerland, Schlesien und dem Böhmerwald[7]).

Tirol. Im ganzen Lande verbreitet. Mit einer neuen Einleitung, die hier dem Liede den Titel gibt, aus Kastelruth 1896 und in längerer Fassung in der Mundart des unteren Eisacktales[8]).

Erzgebirge. Als Saufslied unter dem Titel: Der Schnapshimmel; der Herausgeber hielt es für charakteristisch, weil es den Lumpenproletarier im Fuselrausch das Paradies finden läßt[9]).

Bukowina. In den deutschen Liedern aus Rosch[10]).

Schweiz. Früher im Rhottal und Lutherntal bekannt, heute selten gehört. Zwei Überlieferungen[11]).

Rheinpfalz. Hier erhielt das Lied eine Einleitung von drei Gesätzen, in der der Grund zum Saufen angegeben wird: das Mädchen läßt den Burschen draußen vor dem Fenster stehen, weil schon ein anderer bei ihr in der Kammer ist; er aber kränkt sich nicht, sondern bleibt ein lustiger Bursche[12]).

Die neue Fassung, die zum Revolutionslied des Jahres 1918 wurde, ist am ausführlichsten aus Kremsmünster in Oberösterreich überliefert, dürfte aber dorthin durch den Wiener Josef Burda gelangt sein; dieser war Oberleutnant im 59. Infanterieregiment und zog 1918/19 singend und Laute spielend im Kremstal von Schenke zu Schenke. Otto F. Babler hörte

---

und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergute. Wien 1918. S. 299/300. Gleichlautend und die 3 neuen G. — Das deutsche Volkslied XXII. Wien 1920. H. 7/8, S. 60, Fuhrmannslied. 4 G. mit Weise aus Kallwang in Obersteier, überliefert durch Hans Fraungruber.

[7]) A. Hruschka u. W. Toischer: Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891. S. 266, Nr. 297. 4 G. — G. Jungbauer: Bibliographie des deutschen Volksliedes aus Böhmen. Prag 1913. S. 311, Nr. 2080. — J. Hofmann (u. H. Nürnberger): Hausbochens Brout. Karlsbad 1914. S. 276, Nr. 55 Ban Krowotan. 2 G. mit Weise und Nr. 56 Der alte Soldat. 4 G., Weise S. 298. — W. Steller: Sudetenschlesische Volkslieder. Berlin und Leipzig 1934. S. 52. Nr. 41a. Jetzt hab' ich mein Häusel verkauft. 3 G. mit Weise; b. Der Bauer mit der Ziege auf dem Markt. 2 G. mit derselben Weise. — G. Jungbauer: Volkslieder aus dem Böhmerwalde I. Prag 1936. S. 587/89, Nr. 442 a—d. 4 Varianten mit Weise.

[8]) Fr. Fr. Kohl: Echte Tiroler-Lieder. Wien 1899. S. 225/26, Nr. 168. Göschtern hon i an' Söchser no' ghobt. 5 G. mit Weise. — Fr. Fr. Kohl: Heitere Volksgesänge aus Tirol [Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde I]. Wien 1908 S. 90/91, Nr. 55. Die „Versoffenen". 10 G. mit Weise. — Fr. Fr. Kohl u. J. Reiter: Echte Tiroler Lieder. Leipzig u. Zürich 1913/15.

[9]) H. Ostwald: Lieder aus dem Rinnstein II. Berlin [1904]. S. 38. 5 G. — O. Wiener: Das deutsche Fuhrmannslied und die Lieder der Landstraße. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 413. Prag, Februar 1913. S. 27. 5. G., gleichlautend.

[10]) R. Fr. Kaindl: Deutsche Lieder aus Rosch (Bukowina). Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XV. Berlin 1905. S. 270, Nr. 17. 4. G. — Ebenso im Sonderdruck: Deutsche Volkslieder aus der Bukowina. Berlin und Wien 1909.

[11]) A. L. Gaßmann: Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland. Basel 1906. S. 101, Nr. 123. 3 G. mit Weise; S. 189 Literatur. — S. Grolimund: Volkslieder aus dem Kanton Solothurn. Basel 1910. S. 73/74, Nr. 89. 4. G. mit Weise aus Grindel; S. 101 Literatur.

[12]) G. Heeger u. W. Wirth: Volkslieder aus der Rheinpfalz II. Kaiserslautern 1909. S. 184/85, Nr. 291. Ich bleib ein lustiger Bu. 6 G. mit Weise.

Digitized by Google

die Weise 1924/25 in Laibach und Marburg, wo sie von slowenischen Soldaten gesungen wurde und wahrscheinlich noch vom Kriege her lebendig geblieben ist.

Der versoffene Soldat

. . . Und wann i mein Schimmel verkaf,
Und wann i mein Schimmel verkaf,
Da schreibts halt mein Vodan:
I bin a Soldat,
Der alles versoffen hat[13]).

Wer hat mi zum Saufen verführt?
Wer hat mi zum Saufen verführt?
Der himmlische Wirt,
Der alles regiert,
Der hat mi zum Saufen verführt[14]).

Wo komm' ich mit'n Saufen denn hin?
Wo komm' i mit'n Saufen denn hin?
In Himmel hinein,
Wo der Petrus tuat sein,
Der schenkt uns an Sliwowitz ein.

Wer wird denn mit meiner Leich' gehn?
Wer wird denn mit meiner Leich' gehn?
Der Wein und das Bier,
Die Köchin, das G'schirr,
Frau Wirtin hatscht a no mit mir![15])

Was wird auf mein Grabstein wohl stehn,
Was wird auf mein Grabstein wohl stehn?
A Knackwurst, a Brot,
Das braucht a Soldat,
Der alles versoffen hat[16]).

Was wird denn beim jüngsten G'richt sein,
Was wird denn beim jüngsten G'richt sein?
Beim jüngsten Gericht,
Das waß i ganz gwiß,
Da sitz i am Bankerl und friß.

Was kriegn ma denn heut für Menage,
Was kriegn ma denn heut für Menage?
Polenta mit Kas! —
Ist das a Menage?
Der Teufel soll's holn, die Bagage!

Wer wird uns die Tramway dann führ'n,
Wer wird uns die Tramway dann führ'n?
Die jungen Herrn
Mit die hohen Gebühren,
Die werden die Tramway uns führ'n.

---

[13]) Tichy, mit Z. 1: Und wann i mei Häuserl verkauf; ebenso Molitor und Angenetter-Blümml.

[14]) Mautner 1918. — Das 2. Gesätz heißt bei Tichy, Molitor und Angenetter-Blümml:

[15]) Mautner 1918. — Tichy, G. 3. — Ebenso Molitor und Angenetter-Blümml.

[16]) Tichy, G. 5. — Ebenso Molitor und Angenetter-Blümml.

Digitized by Google

Wer wird denn die Straßen uns kehr'n,
Wer wird denn die Straßen uns kehr'n?
Die noblichten Herrn
Mit die goldenen Stern,
Die werden die Straßen uns kehr'n! Oje![17])

Das letzte Gesätz der neuen Fassung lautet aus Steiermark:

Was werden denn die Leutln aft sagn?
Was werden denn die Leutln aft sagn?
Das war a Soldat,
A fescher Krowat,
Der alles versoffen hat[18]).

Dann ist noch folgendes Gesätz anzumerken:

Wo wird denn mei Grab amal sein,
Wo wird denn mei Grab amal sein?
Ja, zwischen zwa Faß,
Die Gurgel hat gern naß,
Der herrlichste Friedhof is das[19]).

Schließlich bringe ich noch einen Anfang, den ich mir einmal irgendwo aufgeschrieben; leider kann ich nicht mehr bestimmen, ob es nach einer gedruckten Vorlage oder nach einem Vortrag war:

Wenn i mit meiner Alten nit guat haus',
Sauf' i alle Wirtshäuser aus,
Sag allweil: sei guat!
Das is a schöns Wort,
Und sauf halt den ganzen Tag fort.

Das Lied soll auch als Nr. 83 in der Arbeit von E. Hermann: Die Deutschen von Bataszek und ihre Volkslieder, enthalten sein. Diese Fassung blieb mir aber unzugänglich, so daß ich darüber nichts mitteilen kann.

✤

---

[17]) Molitor G. 6. — Fr. R. v. d. Trelde: Didldaitschek. Lieder aus dem Kremstal [Innsbruck-Kremsmünster] 1919. S. 20/21. — Und wann i mei Häuserl verkauf (altes Soldatenlied). Was wird auf meinem Grabstein steh'n? arrangiert von R. Tichy. Verlag J. Blaha. Wien [um 1919]. Fl. Bl., mit der Verlagsnummer 2448. 5 G. Tichy war Kapellmeister in Wien, komponierte unter anderem: Mein Kanari und den Derby-Marsch und wurde am 11. Februar 1919 in Wien eingeäschert. — Molitors Lieblingsliederbücher, Band 2. Wiener Liederschatz. Lyra-Verlag (H. Molitor). Leipzig-Wien [1919]. S. 37. Und wann i mei Häuserl verkauf? Ein Soldatenlied aus dem Weltkrieg. 6. G. Dieses Lied befindet sich nur in der ersten und zweiten Auflage des kleinen Büchleins, dann wurde es ausgelassen. — Au. Angenetter u. E. K. Blümml: Lieder der Einserschützen. Wien 1924. S. 103, Nr. 81, S. 158 Literatur. 5. G. — Das deutsche Volkslied XX. Wien 1918. S. 96. Wer kennt das Lied? Nur die Weise. — Das deutsche Volkslied XXXII. 1930. S. 137. Wiederholung des 1. Gesätzes mit der Weise bei Tichy.

[18]) Mautner 1918.

[19]) Tichy, Molitor, Angenetter-Blümml, G. 4. Tichy und Molitor haben als Z. 1: Wo wird dann mei Friedhof nur sein?

Digitized by Google

Sagen aus dem Weitra-Gebiet

Von **Karl Samek**

1. Die wilde Jagd

Unweit von Naglitz liegt die „Au". Es sind dies Felder und Wiesen, die sich der ehemaligen Landesgrenze[1]) entlang ziehen. Geht man zu bestimmter Abendstunde an einem bestimmten Tage den Waldsaum, der sich an den Feldern vorbeizieht, entlang, dann hört man auf einmal aus dem Walde ein eigentümliches Summen und Rauschen, das sich allmählich verstärkt, und kaum besinnt man sich, scheint es, als ob in den Wolken eine wilde Jagd vor sich gehen würde. Zuerst das gehetzte Wild, diesem unmittelbar nach die ganze Meute auf der Verfolgung und hinter dieser folgen unter Waldhornschall die Jäger zu Fuß und auf schnaubenden Rossen.

Wer einmal diese wilde Jagd mitgemacht hat, will sie ein zweitesmal nicht mehr mitmachen, denn es scheint ihm, als ob die ganze Jagd über ihn hereinfallen wollte, um ihn zu zerreißen. Gerade so rasch wie sie erschienen ist, verschwindet sie und wiederum herrscht im Gehege Stille und Friede[2]).

2. Das Schauergefecht

Nördlich von Naglitz in der Richtung gegen Jakole zieht sich ein Wald hin, den der Jakolebach durchläuft, welcher infolge seiner roten Färbung auch der Rotbach genannt wird. Die Röte soll von dem Blute der hier bei einem schaurigen Gemetzel getöteten Leute herrühren.

Um das Jahr 1619 standen an der Stelle des heutigen Waldes fruchtbare Felder, auf denen es zu einem schrecklichen Kampf, Mann gegen Mann, kam, so daß weder Freund noch Feind den Schauplatz verließ. Seit der Zeit kann man zu einer bestimmten Nachtstunde an diesem Platze das Schnauben und Fauchen der scheuen Kriegspferde und den Schall der aufeinander stoßenden Scharniere und Waffen der Krieger, sowie das Wehklagen der Verwundeten deutlich vernehmen.

Oft springen auch aus der Erde kleine Lichter empor, die immer nach kurzer Zeit ihren Standort wechseln. Es sind dies die Seelen der hier erschlagenen Helden, die bis heute die Ruhe nicht gefunden haben[3]).

3. Die Irrwurzel

An der Straße von Naglitz gegen Gratzen und auch in der nächsten Umgebung von Weißenbach wächst die sog. „Irrwurzel". Es ist dies eine Pflanze, die niemand kennt, die bis heute noch niemand gesehen, trotzdem schon mancher ihre Kraft am eigenen Leibe verspürt hatte.

---

[1]) Aus dem niederösterreichischen Gebiet von Weitra erhielt die Tschechoslowakei 11 Ortschaften zugewiesen, die auf die Bezirke Gratzen und Wittingau aufgeteilt wurden. Deutsche Mehrheit haben die Gemeinden Erdweis und Zuggers (Bez. Wittingau) und Naglitz und Weißenbach (Bez. Gratzen).

[2]) Erzählt von Erasmus Heher aus Erdweis, 77 Jahre alt.

[3]) Erzählt von Karl Schwingenschlögl aus Weißenbach, 65 Jahre alt, Kapellmeister i. R.

Digitized by Google

Tritt jemand bei Nachteinbruch auf diese Wurzel, so verirrt er sich derart, daß er erst nach langem Suchen und sehr oft auf der entgegengesetzten Seite, wo er ausgegangen, erschöpft und müde, erkennt, daß er das Opfer dieser Wurzel wurde[4]).

4. Vom Wunderstein bei Tannenbruck

An der Grenze der jetzigen Gemeinden Tannenbruck, Hrdlořez und Granitz steht heute noch ein Grenzstein, der im Jahre 1755 an der Stelle, wo die drei Herrschaftsgrenzen Weitra, Gratzen und Wittingau zusammenstießen, aufgestellt wurde. Dieser Stein, der die Jahreszahl 1755 und die Wappenschilde der Buquoy, Schwarzenberg und Fürstenberg trägt, diente in früheren Jahren und — wie mir vertraulich verraten wurde — auch noch in letzter Zeit dem Landwirt als Wunderstein.

Der Wunderstein

Wer die Macht des Steines versuchen wollte, mußte am Karfreitag vor Sonnenaufgang bei dem Stein ein gebührendes Gebet sagen und dann mit bedeckter Hand durch einen einzigen Hieb ein Stück des Wundersteines abschlagen. Das abgeschlagene Steinstück wurde dann bei Eiterbeulen der Haustiere mit Erfolg angewendet. Je größer das abgeschlagene Stück war, desto größer war auch die Wirkung[5]).

5. Der Hömann im Erdweiser Forst

Als noch dichter Wald die Umgebung von Erdweis bedeckte, wagten es wohl nur beherzte Männer, durch die finstere Waldeinsamkeit zu gehen; denn nicht nur schlimme Leute machten den Weg unsicher, auch böse Geister spukten dort herum.

Ein solcher Geist war der in einen großen Vogel verkleidete Hömann. Obzwar er den Leuten selbst nichts zuleide tat, leitete er sie durch sein klägliches Geschrei vom rechten Wege ab. Der nichts ahnende Wanderer wurde plötzlich durch den Ruf „Hö—Hö!" dazu verführt, dem Rufe in dem Glauben, daß ein Mensch rufe, zu folgen, kam gewöhnlich vom richtigen Wege ab und irrte oft stundenlang herum, bevor er den richtigen Weg wieder fand.

Narrte den Hömann jemand, seinen Ruf nachahmend, war er, wenn er nicht rechtzeitig eine Hütte fand, unter deren Dachrinne er Schutz suchte, für immer verloren, denn nur unter der Dachrinne war man geborgen

[4]) Erzählt von Karl Schwingenschlögl aus Weißenbach.
[5]) Erzählt von J. Klimenda aus Tannenbruck.

Digitized by Google

und sicher und der Hömann verlor seine Macht und mußte unverrichteter Dinge abziehen[6]).

6. Der Hömann und der Wilderer

In der Umgebung von Tannenbruck werden noch mehrere Begebenheiten über den Hömann erzählt, der sich hier als Waldgeist zu schaffen machte. Vor vielen Jahren, am Tage vor dem Herz-Jesu-Feste, ging ein zu damaliger Zeit als Wilderer in der ganzen Umgebung bekannter Bauer am Abend in den Wald, um sich einen guten Hasenbraten für ein Feiertagsmahl zu schießen. Seine Frau mahnte ihn zwar, er möge wenigstens vor einem so großen Feiertage sich und der Büchse Ruhe gönnen, aber vergebens. Im Wald setzte er sich auf einen von Dickicht dicht umgebenen Baumstrunk, um so ungesehen eine bessere Gelegenheit zum Abschuß abzuwarten.

Doch diesmal schien es nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Es wurde bereits 11 Uhr nachts und kein Wild kam ihm vor die Büchse. Da vernahm er auf einmal ein verdächtiges Geräusch, wie wenn jemand auf seinen Standplatz zugehen würde. Da er als gefürchteter Wilddieb bekannt war, meinte er anfangs, daß es Gendarmen seien. Vorsichtig drückte er sich zur Erde, um nicht entdeckt zu werden. Da erblickte er mehrere in lange Leichenröcke gehüllte Männer. Sie gingen knapp an ihm vorüber und er vernahm die geflüsterten Worte: „Gehts ner stad!" (Geht nur leise!) Dabei aber verursachten die Männer, obgleich sie den Waldboden mit ihren Füßen kaum berührten, infolge des Knochengeklappers der Gelenke einen Heidenlärm. Nun wußte der Wilderer, daß der Hömann mit seinen Kumpanen vorbeigezogen war. Als sie verschwunden waren, gewann er wieder seinen früheren Mut und blieb an Ort und Stelle.

Doch siehe da! Auch von der andern Seite näherten sich ähnliche Gestalten und aus der Ferne vernahm er das gefürchtete „Hö—hö." Jetzt verlor er aber doch allen Mut, raffte die Büchse auf und rannte schnell davon. Die Büchse brachte er nicht mehr nach Hause, sondern verbarg sie gut an einem gesicherten Orte und niemand brachte ihn mehr dazu, sie wieder in die Hand zu nehmen. Erst fünf Jahre nach diesem Erlebnis entnahm er die Büchse dem Verstecke, um sie als teuere Reliquie aufzubewahren[7]).

7. Der Hömann und der Heger

Niemanden scheint der Hömann so verfolgt zu haben wie den alten Schwarzenbergschen Heger Drnek aus Tannenbruck, dem er, wo er nur konnte, das Schlimmste anstellte. Fand der Heger im Walde das Holz zerworfen, wußte er, daß es niemand als der Hömann gemacht habe, und um dies nicht schuldig zu bleiben, ahmte er, aber erst wenn er gesichert unter der Hausrinne stand, meisterhaft den Hö—hö-Ruf nach, und wenn es ihm gelang, den Hömann heranzulocken, lachte er ihn aus.

---

[6]) Erzählt von Erasmus Heher (Erdweis).

[7]) Diese und die folgenden Sagen bis einschließlich Nr. 12 erzählt von Franz Saßmann aus Tannenbruck, 76 Jahre alt.

Digitized by Google

Einst ging der Heger gegen Abend vom Walde nach Hause, den Hömann, der ihm wieder einen schlimmen Streich gespielt hatte, im Geiste in die Hölle schickend, als er dessen Hohngelächter vernahm und sich vergessend, ihm sein „Hö—Hö" nachrief. Kaum jedoch erscholl aus seinem Mund der letzte Laut, als schon der Hömann nach ihm greifen wollte, um ihn zu erwürgen. Im letzten Augenblick schlüpfte ihm jedoch der Heger aus und eilte, was ihn die Füße trugen, nach Hause, wo er noch über die Türschwelle sprang und wie leblos zu Boden fiel. Lange dauerte es, bevor sich der Heger erholte, und nie mehr foppte er den Hömann, im Gegenteil, beide wurden später sogar gute Freunde, aber nie verriet der Heger, weshalb und sprach auch nie davon, wie der Hömann aussieht.

8. Die Bildeiche bei Tannenbruck

Hinter dem heute noch bestehenden Forsthause des Verwalters Legler bei Tannenbruck steht eine hohle Eiche, auf der ein altes Bild hängt, das einen Hirschen mit einem Kreuz zwischen dem Geweih darstellt, vor dem ein Jäger mit gefalteten Händen kniet.

Über dieses Bild erzählt die Sage, daß sich vor langen Jahren ein Buquoyscher Herrschaftsverwalter nur auf die Erlegung von Hirschen verlegte. Seine Gemahlin ersuchte ihn oft, er solle wenigstens an den Feiertagen dem Hochwild Ruhe gönnen, was der Verwalter jedoch immer überhörte. So ging er auch einmal am St. Peter- und Paulstage in den Wald und auf die abermalige Bitte seiner Frau hin, meinte er: „Auch wenn der Hirsch ein Kruzifix tragen sollte, werde ich auf ihn schießen."

Als er in den Wald hinauskam, schien es ihm gleich, daß er heute ein gutes Glück haben würde, denn schon von der Ferne sah er einen mächtigen Hirschen unweit der heutigen Bildeiche grasen. Vorsichtig pürschte er sich heran und wollte eben anlegen. Doch was war's? Der Hirsch wandte sich plötzlich um und ging auf den Verwalter zu, den Kopf stolz in die Höhe tragend und zwischen dem mächtigen Geweihe glänzte ein Kreuz. Die Waffe entfiel dem kühnen Jäger und machtlos erwartete er, was folgen würde. Da vernahm er — wie aus den Baumkronen heraus — die Worte: „So schieße doch, wenn du Lust hast!" Entsetzt faltete er die Hände, fiel vor dem Hirschen in die Knie und flehte um sein Leben. Der Hirsch trat bis zu ihm heran, dann aber verschwand er.

Nie wieder ging der Jäger auf die Hirschenjagd aus, auch anderes Wild verschonte er und, obwohl er oft versucht wurde, zur Büchse zu greifen, nie wieder nahm er sie in die Hand. An der Eiche, bei der ihm der Hirsch erschienen war, ließ er das Bild anbringen.

9. Eine Spukgeschichte mit gutem Ausgang

Vor mehreren Jahren machte sich der Sohn des Häuslers Wenzel aus Tannenbruck zu seinem Bruder auf, der Ziegelmeister in der Ziegelei in Tiergarten war. Da es schon ziemlich finster wurde, als er sich auf den Weg machte, kürzte er sich den Weg durch den Wald ab. Als er bereits mitten im Walde war, entstand auf einmal ein furchtbarer Sturm, die Bäume bogen sich, ja ganze Äste fielen zu Boden und ihm auf den Kopf. Alles hätte er übersehen, als ihn aber auch etwas Unheimliches über den

Digitized by Google

Kopf hieb und dabei ein Geplätscher erschallte, wie wenn unsichtbare Geister ihr Unwesen treiben würden, verlor er allen Mut, weiter zu gehen und eilte, so viel er konnte, aus dem Walde nach Hause, wo er das Erlebte erzählte.

Am nächsten Morgen gingen mehrere beherzte Burschen in den Wald, um nachzusehen, was der Grund des nächtlichen Vorfalles war. Sie fanden jedoch den Wald in bester Ordnung und mußten unverrichteter Dinge nach Hause gehen.

Da ihnen aber die ganze Begebenheit unglaublich vorkam, gingen acht Burschen am nächsten Abend um dieselbe Zeit wieder in den Wald und nahmen auch Handlaternen mit. Kaum waren sie in der Mitte des Waldes angelangt, als sich abermals ein furchtbarer Wind erhob und die Zweige der Bäume mit noch größerer Wucht auf die Köpfe der überraschten Burschen niederfielen und Geplätscher und Gesumme hörbar wurde, wie wenn der Teufel seine Hochzeit halten würde.

Alle Beherztheit verschwand und schon wollten sich die Burschen auf die Flucht machen, als einer von ihnen die Handlaterne anzündete. Beim Lichtschein gewahrten sie erst, daß im Walde eine große Menge von Dohlen lagerte, die von den Burschen aufgescheucht, immer aufflogen und in den Zweigen der Bäume Rettung suchten. Infolge der Flügelbewegung entstand der Wind und, da die Dohlen ihre vermeintlichen Verfolger bis auf fünf Schritte an sich heranließen, enträtselte sich auch das oftmalige Geplätscher und Gesumme. So klärte sich eine der vielen Geister- und Spukgeschichten auf natürliche Weise auf.

10. Die verwunschene Stadt bei Tannenbruck

Auf dem Platze, wo heute der Wunderstein steht, also an der ehemaligen Grenze des Besitzes der drei Herrschaften Fürstenberg, Schwarzenberg und Buquoy, soll vor langen und langen Jahrhunderten eine große Stadt gestanden haben, die infolge eines Zauberspruches im Erdboden verschwand. Diese Stadt solle aber, wie die Sage erzählt, wieder einmal zum Vorschein kommen, wenn an der Stelle drei Linden aufwachsen und sich ein wahres Glückskind findet, das in einer, aus dem Holz dieser drei Linden verfertigten Wiege aufgezogen wird. Dieses Glückskind komme dann bei der Hutweide auf einen Baumstrunk, mit dem es spielen und an ihm solange ziehen wird, bis es ein Kreuz herauszieht, das an der Spitze des ehemaligen Kirchenturms der verschollenen Stadt befestigt war, worauf nach und nach die ganze Stadt wieder zum Vorschein kommen wird.

Tatsache ist, daß an dem Orte vor noch nicht langer Zeit drei Linden standen, von denen eine bereits abgehauen wurde, daß ferner an diesem Platze die Erde beim Auftreten wie hohl dröhnt und daß endlich an dem Platze einst der Ort Puchek stand, der im Jahre 1304 von feindlichem Kriegsvolk vernichtet wurde.

11. Die rollenden Fässer

Der schon vor einigen Jahren als alter Mann verstorbene Gastwirt Josef Kowarsch aus Tannenbruck erzählte oft verschiedene Begebenheiten,

Digitized by Google

die ihm im Leben begegnet waren. Unter anderen erzählt er auch gerne die Geschichte, wie er als junger Bursche zu seiner Frau „Fensterln" ging, die im nahen Hrdlořez wohnte.

Der Weg führte am Rande des Waldes vorbei und auf der entgegengesetzten Seite waren Kornfelder. Als er wieder einmal auf dem Wege war, gewahrte er, beim Walde angekommen, daß ihm mitten im Fahrweg viele große Fässer mit großem Getöse entgegenrollten. Kaum hatte er noch genügend Zeit, in den Wald hineinzuspringen, waren die Fässer schon da, drehten sich aber auf einmal gegen das Kornfeld, um auf diesem weiterzurollen, wobei sie das ganze Getreide zermalmten. Ihm aber verging jede Lust, „Fensterln" zu gehen und er machte sich eiligst von dannen.

Am nächsten Tag sah er nach, was mit dem Kornfeld geschehen war. Zu seiner nicht geringen Verwunderung aber stand das Korn unberührt da und von den Fässern war keine Spur vorhanden. Am nächsten Abend ging er abermals an der Stelle vorbei, als wieder eine Menge von Fässern mit noch größerem Getöse als tags zuvor auf ihn zurollte. Unwillkürlich hob er die Hände gegen die Fässer und bezeichnete sie und sich mit dem Zeichen des Kreuzes, worauf die Fässer auf einmal stillstanden und dann mit einem fürchterlichen Krach in der Erde verschwanden.

Seit der Zeit konnte der Bursche ungestört „Fensterln" gehen.

12. Die Gründung der Kapelle in Tannenbruck

Jedesmal, wenn der alte Diwoky Josef ins Dorf ging, erwartete ihn beim Dorfbrückel stets ein schwarzer Hund, der ihn, solange er das Dorf nicht verließ, begleitete. Alles Wegjagen half nichts, denn wurde er weggejagt, verschwand er zwar, kam aber gleich darauf wieder zum Vorschein.

Der Bauer fragte eines Tages eine alte Bäuerin, die sich auf's Wahrsagen gut verstand, was das zu bedeuten habe. Sie antwortete ihm, daß der Hund ein böser Geist sei, der ihm nichts Gutes bringe. Tatsächlich, als der Bauer das Heu heimführte, brach der Zugochse am Brückel den Fuß und mußte geschlachtet werden. Und als er im nächsten Jahre das Getreide vom Felde heimführte, warf er um und abermals brach sich der Zugochse den Fuß. Nun erst sah der Bauer, daß doch etwas dahinter sein müsse und er fragte die Bäuerin abermals um Rat. Diese riet ihm, wenn er den schwarzen Hund loswerden wolle, an der Stelle, wo er ihm immer in den Weg komme, eine Kapelle zu bauen, denn es sei sicher die Seele eines Unglücklichen, der auf diese Weise um Erlösung bitte.

Auf diesen Rat hin ließ der Bauer eine Kapelle aufbauen und von der Zeit an traf er nie mehr wieder auf den schwarzen Hund und nie mehr verfolgte ihn das Unglück so wie in den früheren Jahren.

13. Die heilige Jungfrau am Gelsenberg

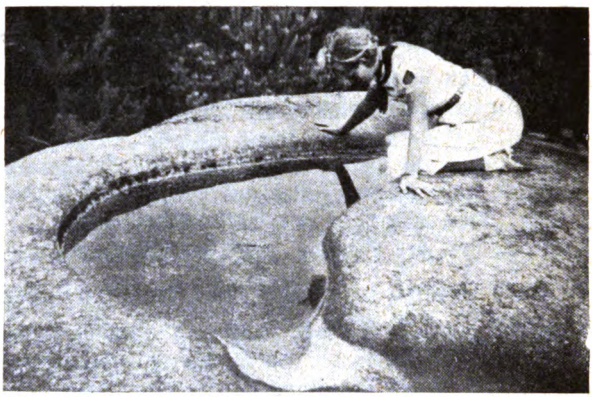
Da, wie ich aus glaubwürdiger Quelle erfahren habe, die ehemalige Staatsgrenze zwischen Böhmen und Österreich bis hinter den Gelsenberg reichte, wo sich auf den Feldern des jetzigen Bürgermeisters noch der alte Grenzstein befindet, erwähne ich auch die nachfolgende Sage als für Zuggers zugehörig. Denn obgleich heute die Staatsgrenze weit nach Böh-

Digitized by Google

men verlegt wurde, so gehören die Felder auf österreichischem Boden um den Gelsenberg noch gegenwärtig den Bauern von Zuggers.

Wenn wir den Gelsenberg besteigen, so kommen wir auf der Nordseite auf einen Schalenstein (Opferstein), der einer knienden Frauengestalt ähnelt. Die Fläche der Schale ist jahrein, jahraus, auch bei der größten Hitze, bis an den Rand voll Wasser. Die Sage erzählt, daß das Wasser in der Schale eine große Heilkraft haben soll und schon viele schöne Mädchen haben ihr Antlitz in diesem Wasser gewaschen.

Neben dieser Schale befindet sich eine kleinere rundliche Rinne, aus der das überflüssige Wasser abfließt. Von diesem Felsen wird erzählt, daß



Der Marienstein auf dem Gelsenberg

die Mutter Gottes, als sie mit dem Jesukinde in der Welt wanderte, hier auf dem Steine ausruhte und in der Schale das Jesukind täglich wusch. Da ihr die Gegend sehr gut gefiel, entschloß sie sich, hier zu bleiben. Erst als sich in späteren Jahren in der Umgebung heidnische Hirten niederließen und die Stille der Einsamkeit durch Peitschenknallen und Geschrei störten, entschloß sich Maria, wegzuziehen und übersiedelte nach Brünnl bei Gratzen, wo ihr zu Ehren eine Kirche erbaut wurde[8]).

14. Die „peckte Buche" bei Heinrichs

Geht man von Weißenbach seitlich den Lagerberg hinauf, kommt man, den Waldesrand entlang, unmittelbar an der Grenze, zu der „peckten Buche", von der erzählt wird, daß hier ein schwedischer und ein kaiserlicher Soldat, beide als die letzten ihrer Truppe, beschlossen, sich gegenseitig zu erschießen. Da nur einer bei dem Zweikampf fiel, befestigte der überlebende sein Schwert in der Buche und stürzte sich hinein. Beide führten auch die Kriegskassen mit, die sie vergruben.

Einst fuhr ein Bauer mit Wagen und Knecht um Spanföhrer in den Wald. Als er zu der „peckten Buche" kam, fand er dort drei „Boding"

[8]) Erzählt von Erasmus Heher aus Erdweis.

Digitized by Google

(Schaffel) „Linsat" (Leinsamen). Voll Habgier nahm er sich nicht mehr Zeit, sich näher von dem unverhofften Reichtum zu überzeugen, ließ Roß und Wagen stehen und eilte mit dem Knecht nach Hause, um vier Bretter und Säcke zu holen. Wie groß war aber das Erstaunen, als sie zurückgekehrt weder Wagen noch Gespann noch die Schaffel vorfanden! Alles war spurlos verschwunden. Jetzt erst erkannte der Bauer, daß er ein Opfer der in der Buche verborgenen Geister, die den unter derselben vergrabenen Schatz hüteten, geworden war.

15. Der Schlangenweg bei Sofienwald

Geht man von Erdweis über Sofienwald an dem Forsthause vorbei, so kommt man an den Schlangenweg. Vor vielen Jahren war dieser Weg ein unbedeutender Steig, mitten durch den Urwald, in dem außer Wölfen, Bären und Wildschweinen auch große Schlangen lebten. Vor einer ganz besonders großen Schlange hatte die Bevölkerung eine unbeschreibliche Angst, da sie sich namentlich an Menschenblut und -Fleisch recht gütlich tat und viele Leute verschlang. Diesen Weg mußte, jedesmal am Montag früh und Samstag abends, ein Zimmermann aus Zuggers machen, der zu seiner Sicherheit immer ein Breitbeil mittrug.

Als er wieder einmal am Samstag abends von Höhenberg nach Hause ging, sah er unter einer großen Eiche die Schlange schlafen. Nach dem ersten Schrecken faßte er Mut und hieb mit dem Breitbeil der Schlange den Kopf mit einem Hiebe ab. Dann aber ließ er das Breitbeil liegen und eilte nach Hause. Als er am Montag früh wieder an der Eiche vorüberging, sah er, daß ihre stärksten Äste wie Holzspäne abgehackt auf der Erde lagen, die der in den letzten Zuckungen liegende Schlangenkörper abgehauen hatte, und unter den Ästen sah er die tote Schlange tief im Boden eingewühlt liegen. Diese alte, fast astlose Eiche steht bis heute noch und an ihr war früher ein Gnadenbild befestigt. Die Straße nach Höhenberg über Fischerhäuser heißt noch immer der „Schlangenweg".

16. Das Wildschweinferkel

Eine zweite Sage über diese Bildeiche erzählt, daß einst der Maurer Michel aus Zuggers, der in Höhenberg beschäftigt war, als er am Samstag aus der Arbeit an der Bildeiche vorüber ging, unweit von dieser ein Wildschweinferkel sah, das er einfing und in den leeren Sack, in dem er gewöhnlich am Montag früh sein Essen für die ganze Woche mittrug, steckte. Als er zu dem Wegkreuze, wo heute die Wegkapelle bei Sofienwald steht, kam, rief ihm auf einmal das Ferkel aus dem Sacke zu: „Michel, laß mi aus!" Von Furcht und Schrecken gefaßt, ließ Michel das Ferkel, das ihm hiefür dankte, laufen.

Das ganze Jahr hindurch ging er ohne weiteren Zwischenfall in die Arbeit. Aber am Jahrestage seines Abenteuers mit dem Ferkel brach er um dieselbe Stunde, in der er das Ferkel befreit hatte, tot zusammen[9].

[9]) Nr. 14—16 erzählt von Karl Zimmel, Gemeindediener aus Erdweis, 73 Jahre alt, der alle Erzählungen von seinem Großvater erfuhr.

Digitized by Google

17. Die weiße Katze mit dem Roßkopf

Auf dem Waldwege von Georgental nach Tannenbruck steht ein einsames Kreuz, das früher in großen Ehren gehalten wurde und bei dem die Holzhauer und Besucher des Waldes stets ein Gebet verrichteten.

Einst gingen die zwei Brüder Blaha aus Tannenbruck von Schalmanowitz, wo sie sich im Gasthause aufgehalten hatten, heimzu. Obgleich sie Furcht hatten, schlugen sie doch den kürzeren Weg durch den Wald ein. Als sie zu dem Kreuz kamen, verrichteten sie ein kurzes Gebet. Kaum hatten sie das Gebet vollendet, da tauchte vor ihnen eine weiße Katze auf. Sie ließ sich aber nicht einfangen und lief immerzu vor den ihr nacheilenden Brüdern. Endlich gelang es einem, die Katze zu fangen. Bei näherer Besichtigung sahen sie, daß sie schneeweiß war und einen Pferdekopf hatte. Voll Ekel ließen sie die Katze zur Erde und wollten weitergehen. Aber die Katze blieb bei ihnen und ließ sich nicht verscheuchen. Aus Furcht gingen die Brüder nicht mehr weiter, sie kehrten um und eilten zum Gasthaus zurück, immer von der unheimlichen Katze begleitet. Im Gasthause ließen sie sich etwas zum Essen geben. Sie gaben davon auch dem Tiere, das aber nichts fraß.

Die Brüder blieben in dem Gasthaus über Nacht. Und da sie die Katze nicht loswerden konnten, entschlossen sie sich, sie zu erschlagen. Kaum aber hatten sie ihre Stöcke erhoben, da begann das Tier schrecklich zu winseln und verschwand.

Die gleiche Katze soll auch anderen Leuten in jenem Walde begegnet sein, aber seit Jahren hat sie sich nimmermehr gezeigt[10]).

18. Das weiße Schaf

Im Advent und überhaupt in der Fastenzeit begleitete die Bewohner von Beinhöfen gewöhnlich ein weißes Schaf, das sich aber niemals einfangen ließ, obwohl die Leute, oft in der guten Meinung, daß es ihnen aus dem Stalle entschlüpft sei, es einfangen wollten. Beim Kreuze an der Straße von Tannenbruck erschien es und ging mit den Leuten bis an den Steg nach Witschkoberg, wo es verschwand.

Einst ging der alte Anton Österreicher aus Beinhöfen nach Witschkoberg, als ihm das Schaf wieder in den Weg kam. Da er der Meinung war, daß es ihm aus dem Stalle entlaufen sei, lief er ihm nach, um es einzufangen. Als er aber keinen Erfolg hatte, wurde er wild und begann zu fluchen. Da verschwand das Schaf mit den Worten: „Du hast mir's jetzt gegeben!"[11]).

19. Die Rache des Wassermanns

Langsam zieht sich die Lainsitz, umrahmt von grünen Feldern und Wäldern, bei der Gemeinde Schwarzbach vorbei, wo sie mehrere Tümpel bildet.

Ein solcher Tümpel ist auch der Jousiktümpel, in dem ein altes Wassermanndl seine Wohnung hatte. Solange ihm die Leute Ruhe gaben und ihn

[10]) Erzählt von Franz Saßmann aus Tannenbruck.
[11]) Erzählt von Ignaz Porod, Gemeindediener aus Beinhöfen, 81 Jahre alt.

Digitized by Google

nicht belästigten, half er ihnen gerne und oft. Lange Jahre war Friede zwischen dem Wassermann und der Bevölkerung, als eines schönen Tages eine junge Dirn nach Schwarzbach zuheiratete, die sich mit ihm nicht vertragen konnte. In ständiger Zwietracht flossen die Jahre dahin.

Aus der jungen Dirn wurde eine hübschgewachsene Bäuerin und Mutter eines herzigen Töchterchens. Eines Tages bemerkte sie bei der Futtermahd am Wasser des Wassermanns Netz zum Trocknen ausgebreitet. Um ihn zu ärgern, riß sie das Netz herunter und wollte es verstecken. Kaum hatte sie das ganz zerrissene Netz heruntergeholt, wurde sie vom Wassermann bemerkt, der auf sie zueilte, um sich für die ihm angetane Schmach zu rächen. Nur mit großer Kraftanstrengung gelang es der Bäuerin, ihm zu entgehen. Der Wassermann gelobte ihr aber furchtbare Rache. Auch den andern Bewohnern gegenüber wurde er von dem Tage an feindlich gesinnt.

Eines Tages wollte die Tochter der Bäuerin im Wasser Seerosen pflücken, und stieg arglos ins Wasser. Da ergriff sie der auf sie lauernde Wassermann und gab sie nicht mehr frei. Nachdem er seine Rache vollbracht hatte, zog er aus und nie mehr kehrte er zurück[12]).

20. Der blutgierige Wassermann

Gleich beim ersten Ertönen der Osterschnarre in der Fastenwoche gewahrten durch viele Jahre hindurch brave Kinder unter der alten Linde auf dem Hoffmann-Felde in Zuggers in der Nähe der Lainsitz den Wassermann. Er saß unter der Linde, kämmte sein goldiges Haar und bot den entblößten, schuppigen Leib und sein entstelltes Gesicht der Sonne dar. In mondhellen Nächten saß er dort, die Mädchen des Dorfes mit seinem Gesang zum Tanze lockend.

Wehe aber der leichtgläubigen Dirn, die es gewagt hatte, mit dem Wassermann ein Tänzchen zu machen; nie wieder erblickte sie das Tageslicht. An ihrem warmen Körper wärmte sich der Wassermann, das warme Blut des Opfers trinkend. Selten nur schwamm ein entwischter Blutstropfen am Wasserspiegel, der ein deutliches Zeichen von der Raubgier des Wassermannes gab[13]).

21. Der uralte Jäger

Um die Zeit, als die Herrschaft Weitra noch viele Holzhauer im Walde beschäftigte, waren darunter auch zwei Holzhauer aus Witschkoberg, von denen der eine infolge seiner langen Militärdienstzeit den Spitznamen „Kompanist" führte. Um nicht immer nach Hause gehen zu müssen, errichteten sie sich auf der Gnöllingwiese einen Unterschlupf für die Nacht, den sie die Woche hindurch benützten. In rauhen Nächten schlüpften beide in einen festen Schlafsack, um sich so vor der Kälte zu schützen.

Als sie wieder einmal in einer rauhen Herbstnacht ihren gewöhnlichen Unterschlupf aufgesucht und sich zur Ruhe gelegt hatten, hörten sie um Mitternacht auf einmal leichte, schlürfende Schritte im Moos und das

[12]) Erzählt von J. Benischek, ehemaliger Postillon in Schwarzbach, 80 Jahre alt.

[13]) Nach Aufzeichnungen des Schulleiters Jg. Bauer aus Zuggers.

Digitized by Google

Knicken der Äste. Aufschreckend gewahrten sie einen Jäger von Riesengestalt auf sich zuschreiten, den ein schwarzer Hund begleitete. Da sie nicht mehr Reißaus nehmen konnten, drückten sie sich vor Angst aneinander.

Der Jäger kam heran, blieb stehen und besichtigte sie verwundert. Und da vernahmen die beiden Holzhauer die Worte: „Das ist sonderbar. Zwei Köpfe und ein Körper. Zwei Herrschaften habe ich schon überlebt, viermal sind schon die Bäume gewachsen, aber so etwas habe ich noch nie gesehen, da muß ich gehen und meinen Großvater fragen." Darauf verschwand der Jäger in der dunklen Nacht.

Seit dieser Zeit getrauten sich die beiden Holzhauer nicht mehr im Walde zu schlafen[14]).

22. Der Geist in der Steiglus bei Erdweis

Als einst der verstorbene Bahnwächter Eder gegen Mitternacht von einem Besuche in den Waldhäuseln nach Hause ging, sah er bei der Steiglus, wie ein Mann mit einer Egge belastet auf der Wiese herumlief.

Zuerst war Eder verwundert, als er aber näher kam, hörte er ächzende Worte: „Wo soll ich sie hintun? Wo soll ich sie hintun?" Kurz gefaßt antwortet Eder: „Dort, wo du sie genommen hast." Daraufhin bedankte sich der Mann mit den Worten „Vergelts Gott! Du hast mich erlöst" und verschwand.

23. Das Goldfaß

Nach der Erzählung alter Bewohner von Erdweis soll sich in einer mit Wasser gefüllten Schlammgrube, die sich hinter dem Braunsperger-Hause in Erdweis befindet, ein mit Gold gefülltes Faß befinden, das dem Heber des Schatzes einen unermeßlichen Reichtum einbringen würde; doch ist Bedingung, daß der Schatzheber in einer Wiege aus dem Holz eines wilden Birnbaums gewiegt wurde und bei der Hebung des Schatzes kein Wort reden dürfe.

Einmal soll es tatsächlich einem jungen Burschen aus dem Dorfe gelungen sein, das Faß bis unter die Dachtraufe zu wälzen, doch vergaß er die Bedingung nicht zu sprechen und nach seinen Worten „Gott sei es gedankt, daß ich es schon so weit habe!" entschlüpfte das Faß und rollte in die Grube zurück.

24. Der schwarze Hund von der Brennau

Vor mehr als 60 Jahren ging der bereits verstorbene Saßmann aus Tannenbruck mit seiner Schwester vom „in die Zeil gehen" nach Hause. Als sie sich der heutigen Brennau bei Weißenbach näherten, schloß sich ihnen ein großer schwarzer Hund an, der trotz aller Versuche, ihn wegzujagen, nicht zu vertreiben war. Schließlich hob Saßmann einen Stein auf, mit welchem er nach dem Hunde warf, den er auch traf. Der Hund begann sich nun unter großem Geheul und Geknurre im Kreise zu drehen. Die beiden Geschwister aber liefen davon, ohne sich umzudrehen. Als die Burschen des Dorfes am nächsten Tage nachsehen gingen, ob sie den Hund abermals treffen würden,

[14]) Nr. 21—23 erzählt von Josef Benischek aus Zuggers, 52 Jahre alt.

Digitized by Google

fanden sie die ganze Wiese verbrannt. Seit dieser Zeit heißt sie die Brennau[15]).

Die Sage vom Schloßberg bei Karlsthal in Schlesien

Von **Dr. Herbert Weinelt**

Auf dem Schloßberg an der Straße zwischen Karlsthal und Engelsberg stand eine Burg, von der nur mehr spärlichste Mauerreste und ein Ringgraben vorhanden sind. In Urkunden wird der Bergfeste nicht gedacht, auf einer Landkarte von 1579[1]) heißt der damals schon dachlose Bau Freidenstein. Durch Versuchsgrabungen[2]) wurde festgestellt, daß die Burg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erstand und schon im 14. Jahrhundert in Verfall geriet. Die Bergfeste war eine mährische Grenzburg gegen Schlesien.

Vom Schloßberg wird in Karlsthal folgende, nur mehr selten zu hörende Sage erzählt[3]):

Einst war der Herr der Burg in den Krieg gezogen, seine Gemahlin war mit nur wenigen Knappen allein in der Bergfeste geblieben. Eines Tages hörte sie vom Tal der Oppa her Hörnerschall und glaubte, es nahe ein feindlicher Heereshaufe. Der Schloßfrau war es unmöglich, mit den wenigen Knappen die Burg zu verteidigen. Sie wollte aber auch nicht in die Hände der Feinde fallen und zündete deshalb die in den Kellern befindlichen Pulvervorräte an. Die Burg mit ihren Bewohnern wurde in die Luft gesprengt. Es war aber kein feindlicher Trupp, sondern Hirten waren mit ihren Herden in das bis dahin unbewohnte Tal der Oppa gekommen und hatten hier ihre Hörner erschallen lassen.

Nun ist es bemerkenswert, daß O. Kloske in seiner „Chronik von Würbenthal"[4]) eine ganz ähnliche Begebenheit als geschichtliches Ereignis bringt. Auf Fürstenwalde, der ehemals landesfürstlichen Burg auf dem Schloßberg bei Würbenthal, lebte in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges Helena von Würben, die Waise nach dem hingerichteten und seiner Herrschaft verlustig gewordenen Protestanten Hans von Würben. Der neue Herr Freudenthals, der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Erzherzog Karl, hatte ihr und ihrer Mutter Agnes die Burg Fürstenwalde aus Gnade eingeräumt. Agnes starb schon 1631, ihre Tochter aber hauste weiter auf der einsamen Burg. 1641 kam der schwedische General Torstenson in die Gegend und errichtete bei Würbenthal ein befestigtes Lager. Die in dem Städtlein liegenden kaiserlichen Musketiere zogen sich daraufhin in die

---

[15]) Erzählt von Franz Saßmann aus Tannenbruck.

[1]) Im Liechtensteinischen Schloßarchiv in Jägerndorf in der Beilage zum Bündel F 12/138 d. Vgl. A. Peschke, Burg Freudenstein (Freudenthaler Ländchen 14 (1934) S. 37—42).

[2]) Zu den Grabungen siehe H. Weinelt, Burg Freudenstein (Freudenthaler Ländchen 15 (1935) S. 18—23); derselbe, Die Burgruine Freudenstein (Deutsches Jahrbuch für Böhmen, Mähren und Schlesien 1936 (Olbersdorf 1935) S. 89ff.).

[3]) Die Sage ist auch in einer Handschrift des verstorbenen Lehrers Blaschke verzeichnet, die sich im Besitze des Herrn Emil Fischer, Lehrer in Karlsthal, befindet, der sie mir in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte.

[4]) Erschienen in Würbenthal 1911 zur 300-Jahrfeier der Stadt Würbenthal.

Digitized by Google

Burg Fürstenwalde zurück. Helena von Würben, deren Vater für seinen protestantischen Glauben am Schafott gestorben war, hielt innerlich zu den Schweden und knüpfte auch insgeheim mit einem schwedischen Offizier ein Liebesverhältnis an. Anläßlich eines Gastmahles gelang es ihrem Geliebten, mit ihrer Hilfe die Kaiserlichen zu überrumpeln und die Burg zu nehmen. Als ein habsburgischer Kriegshaufe Fürstenwalde wieder zurückgewinnen wollte, kamen die protestantischen Bergknappen aus Würbenthal durch einen unterirdischen Gang der Burgbesatzung zu Hilfe. Diese aber glaubte an einen Verrat und Helena flüchtete mit einer Fackel in den Keller; dort kam sie einem Pulverfaß zu nahe und sprengte die Burg aus Unachtsamkeit in die Luft.

Diese recht gruselig ausgemalte Begebenheit taucht erstmalig als geschichtliche Tatsache in J. Lowags „Führer für Würbenthal und Umgebung" (Würbenthal 1888) auf, von hier ist sie fast wortwörtlich von Kloske in seine Chronik übernommen und weiterverbreitet worden. Ausführlich findet sie sich noch in dem nachgelassenen Aufsatz Lowags „Würbenthal, seine Entstehung und Schicksale"[5]). Bezeichnenderweise kennt A. Peter in seinen „Burgen und Schlössern im Herzogthum Schlesien" (Teschen 1879 und 1894) die ganze Zerstörungsgeschichte um Helena nicht. Sie hält auch einer kritischen Untersuchung nicht stand, denn die Burg Fürstenwalde ist bereits 1474 von dem ungarischen König Matthias Hunyadi auf seinem Rachezug nach Schlesien zerstört worden; ein Wiederaufbau hat nicht stattgefunden. Die Fabel um Helena und diese selbst sind freie Erfindung um die Sage, die wir in ihrer einfachen Form für den Karlsthaler Schloßberg feststellen konnten.

Die Sage soll aber auch noch in Dürrseifen auftauchen. In der Gemeindechronik ist sie etwa folgend verzeichnet[6]):

Den 11. 11. 1682 (!!) wurde im St. Barbarastollen ein Stück Goldes gefunden, das 39.2 Kilogramm wog und die Form einer Königskrone hatte. Die Bergleute wollten es der Fürstin Barbara zu ihrem Namenstage zum Geschenk machen und zogen am Vorabend des Festes mit Spielleuten zur Burg. Als die Fürstin den Lärm hörte, glaubte sie, die Schweden (?? 1682) erstürmen ihre Bergfeste. Sie floh in die Keller, setzte sich auf ein Pulverfaß und sprengte sich und die Burg in die Luft.

Nun war freilich 1682 der Dreißigjährige Krieg seit 34 Jahren vorbei und der Name „Barbara" stammt von einem bekannten Bergwerk, er ging dann auf den Wald in der Umgebung über. Es ist auch nicht wahr, daß dort eine Burg gestanden hat, der Flurname „Wüstes Schloß", der angeblich darauf weisen soll[7]), ist nicht zu erfragen gewesen und war auch kaum vorhanden, da er auch in den älteren Urkunden, Grundbüchern und Katastern nicht erscheint. Wenn man zum Beweis des Vorhandenseins eine Tabakdose (!!), einen geladenen (??) Mörser, Säbel, Sporen usw., die dort gefunden worden sein sollen, heranzieht, so wird die Sache nicht wahrscheinlicher, zumal keine Überreste eines Wehrbaues festzustellen sind.

[5]) Freudenthaler Ländchen 8 (1928) S. 73—76.

[6]) Siehe auch Freudenthaler Ländchen 9 (1929) S. 37. Der Schulleitung in Dürrseifen verdanke ich einen Auszug aus der Gemeindechronik und erneut die Bestätigung, daß der Flurname „Wüstes Schloß" nicht bekannt ist.

[7]) Freudenthaler Ländchen 9 (1929) S. 37.

Digitized by Google

Die angebliche Sage von der „Barbara" bei Dürrseifen spricht wie die Helena-Geschichte vom Würbenthaler Schloßberg von einem unterirdischen Gang und von den Schweden. Sie ist keine Volkssage, sondern wohl erst sehr spät hierher verpflanzt — nicht vom Volke übertragen — worden, denn das Volk weiß ja noch, daß der Wald „Barbara" seinen Namen vom Bergwerk hat. Das Volk weiß aber nichts von einem „Wüsten Schloß", das anscheinend erst erfunden werden mußte, um die Sage hierher verpflanzen zu können. Die Elemente: unterirdischer Gang und Schweden stammen offensichtlich aus der Helena-Geschichte vom Würbenthaler Schloßberg, die „Sage" wird von hier aus ihren Ursprung genommen haben.

Die Helena-Fabel wird heute nur mehr in ihrer literarischen Form erzählt, da sie die Jugend seit Jahrzehnten nur so in und außerhalb der Schule kennenlernt. Dennoch kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese Fassung, die besonders durch Kloskes „Chronik" verbreitet wurde, eine weitgehende Verfälschung einer Sage ist, deren einfache Form heute in Würbenthal nicht mehr feststellbar ist.

Eine Frage, die freilich nicht mehr eindeutig beantwortet werden kann, ist: Wäre es nicht möglich, daß die Sage in ihrer literarischen Verfälschung erst auf den Würbenthaler Schloßberg übertragen worden ist, daß die eigentliche Sage aber vom unfernen Karlsthaler Schloßberg erzählt wurde?

Wir können heute nur mehr folgendes feststellen: Von wem die ganz veränderte Fassung stammt, ist unschwer zu erraten, von J. Lowag, der sie erstmalig 1888 in seinem „Führer" brachte — und zwar gleich als geschichtliche Tatsache. Lowag, dessen Verdienst als Volks- und Heimatschriftsteller unbestritten bleiben soll, hat leider auch andere Sagen so weitgehend verändert[8]), daß seine Sagensammlungen für den Volkskundler unbrauchbar sind[9]). Seine Behandlung der Würbenthaler Geschichte ist ähnlich unverläßlich und bringt viele unbeweisbare, z. T. sicher falsche Nachrichten. Lowag behauptet nun, daß die Burg bei Karlsthal Alt-Fürstenwalde geheißen habe. Diese sei von den Mongolen zerstört worden und an ihrer Stelle habe König Ottokar II. von Böhmen auf dem Schloßberg bei Würbenthal eine neue Burg Neu-Fürstenwalde erbaut. Daran ist nichts Wahres, ein Alt- oder Neu-Fürstenwalde hat es nicht gegeben, nur eine einzige Burg Fürstenwalde, die wohl erst im 14. Jahrhundert erbaut worden ist. Da nun Lowag annahm, die ältere Burg bei Karlsthal sei durch die Mongolen zerstört worden, könnte er die Zerstörungssage mit der Pulverexplosion auf den Würbenthaler Schloßberg, d. h. auf die jüngere Burg übertragen haben. Das ist nur eine Annahme, die freilich, wenn man die Würbenthaler „Geschichte" und Sagenfassungen Lowags kennt, gar nicht so unwahrscheinlich ist. Möglich wäre es ja auch, daß die Sage in ihrer einfachen Form ursprünglich vom Würbenthaler und vom Karlsthaler Schloßberg erzählt wurde; sie ist aber in dieser Form, wie schon gesagt, in Würbenthal nicht mehr feststellbar.

[8]) Vgl. dazu u. a. die Feststellungen von Fr. Peschel in: Altvater, Festschrift zur 50-Jahrfeier des Sudetengebirgsvereines, (Freiwaldau 1931) S. 309ff.

[9]) Siehe besonders „Altvatersagen", bearbeitet von A. Weinhold (Freudenthal 1911).

Digitized by Google

Der Flachsbau in Nordmähren

Von Dr. Hans Englisch

Bis auf den heutigen Tag haben sich gewisse Bräuche beim Anbau und der Verarbeitung des Flachses in den wenig fruchtbaren Gebirgsgegenden Nordmährens erhalten. Früher mit der Hand gesät, heute schon mit der Maschine „gedrillt", kommt im Frühjahr der Leinsamen in die Erde. Dabei ist zu achten, daß ebenso wie beim Getreide, kein „Grab gesät wird", das heißt, Streifen oder Flecke unbesät bleiben, da sonst im selben Jahr noch jemand aus dem betreffenden Hause stirbt.

Am Fronleichnamstage bricht man von den bei den Umzugsaltären aufgestellten Birken lange Ruten ab und steckt sie in die Saat, damit der Flachs so lang wie die Reiser wachse. Bis zur Reife spricht der Bauer eigentlich nie vom Flachs, sondern stets vom „Lein".

Für die Ernte werden Arbeiterinnen, die sogenannten Flachsrauser, aufgenommen. Bis zum Kriege mußten diese Frauen und Mädchen stets zur „Vesperzeit" Schnaps erhalten. Die Arbeiter treten in einer Reihe nebeneinander an und nun wird ein Streifen nach dem andern, ein sogenannter „John", quer oder längs über das Feld gerauft. Wer nun an die Grenze gegen den noch stehenden Flachs kommt, muß darauf achten, daß er in einer schnurgeraden Linie vorwärtsschreitet, denn das Mädchen, das „den John schief macht", heiratet noch lange nicht. Die alten Frauen bestimmen dabei meist, wer „am John geht". Die ausgerauften Büschel werden kreuzweise übereinander gelegt zum sogenannten „Schranken", damit kein „Genanz"(= Gewirr) entsteht. Ist der Flachs kurz geraten, dann schimpfen die Weiber, weil sie sich mehr bücken müssen und sprechen von „Flachs für Kinderhemden".

Hinter den Arbeitern stellen meist zwei Männer den Flachs sofort dachförmig auf in sogenannte „Stauchen", damit er trocknet. Zum „Hanftelteilen" (= Handvoll-teilen) werden auch Kinder verwendet, die von den Schranken die einzelnen Büschel zureichen. Ist aller Flachs gerauft, so wird dem, der den letzten ausreißt, ein „Knottenhemd angemessen", d. h. er wird über den Acker gejagt und mit Flachsbüscheln geschlagen. Die runden Fruchtköpfe nennt man Knotten. Bemerkenswert ist, daß man auf dem Flachsfelde nie urinieren darf!

Ist der Flachs trocken und braun geworden, wird er eingeführt und durch Dreschen mit dem Flegel, durch Rollen einer schweren Walze oder Durchlaufenlassen durch eine Walzenmaschine (Flachsrolle genannnt) von den Knotten befreit und dann auf ein abgeerntetes Feld, meist einen Gerstestoppel, zum Rösten ausgebreitet. Solcher gerösteter Rohflachs wird heute meist verkauft, früher wurde er in den Brechhäusern (heute meist zu Wohnhäusern umgebaut) weiter verarbeitet.

Auch heute noch wird in manchen Bauernhäusern ein kleiner Teil Rohflachs zur Hausverarbeitung zurückbehalten und im Backofen gedörrt. Mittels der „Flachsbreche" werden die Leinfasern von den „Ennen", der äußeren Faserhülle, befreit. Diese Grobfasern werden dann „gehechelt", d. h. durch ein Gestell mit vielen engstehenden Nägeln gezogen, das man

Digitized by Google

auch „Raffel" nennt. Der Abfall, das Werg, wird zu Sack- oder Strohsackleinen versponnen und gewebt, aus den Feinfasern wird Wäscheleinen erzeugt.

Zum Spinnen wird das Werg als lockeres Bündel, Rocken genannt, auf eine Stange gesteckt und daraus durch Zupfen und Drehen mit dem „angenetzten" (befeuchteten) Finger ein Faden erzeugt, der durch die sich drehende Spindel des Spinnrades in grobes oder feines Garn, je nach dem Rohstoff, verwandelt wird. Diese Arbeit verlangt viel Übung und Geschicklichkeit. Zur Zeit unserer Eltern und Großeltern wurde am Lande noch viel gesponnen, man ging mit dem Spinnrad von Haus zu Haus und kam zum „Rockengang" zusammen. Dabei wurden Lieder gesungen und Geschichten erzählt. Die Maschine hat diese schöne Gewohnheit verdrängt und nur mehr selten kann man auf Dachböden wunderbar geschnitzte und verzierte Spinngeräte finden. Vom Spinnrad kam das Garn auf die „Wäse", eine Stange mit zwei senkrecht aufeinander stehenden Querhölzern, zum Trocknen; eine bestimmte Anzahl Fäden wurden dann zum „Gesätz" zusammengebunden. Dies wurde gebleicht und dem Handweber zur endgülligen Verarbeitung in Bündelform, dem sogenannten „Strähn", übergeben.

Der Kirchweihkuchen in der Luditzer Gegend

Von **Augustin Galfe**

Im Dorfe Nebosedl bei Luditz wird am Sonntage nach dem 16. Oktober, d. i. dem St. Gallustage, die Kirchweih gefeiert. In der Speisenfolge dieses Festes sind es die Festkuchen, deren Bereitung die ganze Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Hausfrau in Anspruch nehmen. Schon am Donnerstag vor dem Festtage beginnen abends die Vorbereitungen. Es wird der „Renü"-Käse, der schon im Sommer unter Zusatz von Kälbermagen aus der Milch hergestellt und am Bodenfenster an der Luft getrocknet wurde, der Lebkuchen und Zucker gerieben, die Rosinen und Weinbeeren verlesen, Mandeln geschält und zerkleinert, dann die Gewürze: Zimmt, Muskatblüte und Gewürznelken fein gestoßen. Dabei müssen die Helfenden fleißig plaudern oder singen, wohl um dem Naschen vorzubeugen. Am Freitag abends werden die Arbeiten fortgesetzt, das Weizenmehl gesiebt und vorgewärmt. Die Kuchenbretter, die das Jahr über am Boden verwahrt sind, werden in der Stube auf Bänken aufgelegt.

Am Samstag früh wird zeitlicher als sonst aufgestanden. Aus dem vorgewärmten Weizenmehle, aus Milch und Eiern wird unter Zusatz von Butter, Zucker, Gewürzen, etwas Salz und Hefe der Teig bereitet, „eingemacht". Nach etwa zwei Stunden, wenn der Teig gegoren, „gegangen", ist, werden daraus Laibchen geformt, auf vorher in Tellergröße zugeschnittene, mit Butter bestrichene Papiere gelegt und mit der besonderen, für diesen Zweck bestimmten Walze, die sich in einem mit einem Handgriffe versehenen Rahmen dreht, flach gewalzt, dann reihenweise auf den Kuchenbrettern aufgelegt. Indessen hat die Hausfrau auch die „Schmieren", die zum Bestreichen der Kuchen notwendig ist, angerichtet. Für die weiße

Digitized by Google

Schmiere wird schaumig gerührte frische Butter mit geriebenem „Renü"-Käse, Eidottern und Zucker verrührt. Mit dieser Schmiere wird ein Teil der Kuchen etwa fünf Millimeter dick bestrichen und darüber noch einmal geriebener „Renü"-Käse und gestoßener Zucker gestreut. In die Mitte der Kuchen werden die zerkleinerten Mandeln, Rosinen und Weinbeeren gelegt. Zuletzt werden die Kuchen mit Wasser, in dem Safran ausgelaugt wurde, bespritzt. Für die schwarze Schmiere wird Sirup mit geriebenem Lebkuchen und ein wenig Butter verrührt und damit werden die übrigen Kuchen bestrichen und geriebener Lebkuchen, zerkleinerte Mandeln, Rosinen und Weinbeeren daraufgestreut. Dann werden die Ränder der Kuchen mit am Herdfeuer zerlassener Butter bestrichen und mit einer Gabel mehrfach durchstochen, damit die Kuchen in der Backofenhitze nicht platzen und flach bleiben.

Endlich geht es ans Einschießen, „A'schejf'n". Die Kuchen samt der Papierunterlage werden mit der stählernen Küchenschaufel in den heißen Backofen gebracht und, erst wenn sie braun gebacken sind, herausgenommen. Das Papier wird entfernt und die Kuchen werden zum Auskühlen auf die Bretter gelegt.

In den meisten Familien war es früher Sitte, den schönsten Kuchen dem Lehrer zu verehren.

Solche Kuchen wurden auch für Hochzeitsfeiern gebacken. Sobald der erste Hochzeitskuchen in den Backofen gebracht wurde, wurde am Hofe ein Schuß abgefeuert.

Advent- und Weihnachtsbräuche im Bezirke Bischofteinitz

Von Ilse Drachsler

Die Adventzeit ist eine stille beschauliche Zeit der Dorfbewohner. Die Feldarbeit ist beendet und so bleibt Zeit für gesellige Zusammenkünfte und für das Ausüben der mannigfaltigsten Bräuche. In der Frühe geht alles in die Rorate und abends versammeln sich alle Erwachsenen in der „Hutschastubn". Diese bildet den Mittelpunkt aller geselligen Zusammenkünfte für den ganzen Winter, wenngleich sie von Haus zu Haus wandert. Mit Klöppelsäcken bewaffnet, kommen die jungen Mädchen und Frauen in der „Sitzweil" in den Hutschastubn zusammen. Hier erklingen die alten Volkslieder und werden die schaurigsten Gespenstergeschichten als wahres Erlebnis eines Anwesenden erzählt, der sich mit den heiligsten Eiden verschwört, diese Begebenheit wirklich erlebt zu haben. Besonders kurzweilig und rege wird es in der Hutschastubn an bestimmten Tagen.

Am 30. November, in der Andreasnacht, werden hauptsächlich Orakel aller Art befragt. Die Zukunft wird heute offenbar. Das bekannte und weitverbreitete Bleigießen ist auch hier sehr beliebt, nur das Pantoffelwerfen wird in den meisten Orten dieses Bezirkes (Plöß, Eisendorf, Muttersdorf u. a.) auf andere Weise durchgeführt. Ausdrücklich wird darauf geachtet, daß der Zukunftsbefrager den Pantoffel mit dem Ab-

Digitized by Google

satz in den Mund nimmt, wobei er mit dem Kopfe gegen die Türe gewendet liegt. Mit einem kräftigen Ruck des Kopfes wirft er den Pantoffel. Zeigt die Spitze gegen die Tür, so geht das Mädchen im kommenden Jahre als Braut, der Mann auf der Bahre aus dem Hause. Zeigt die Spitze nach innen, so bleibt alles beim alten. „Lusn" oder Horchengehen ist fast in ganz Westböhmen verbreitet. Der an den Fenstern Lauschende stellt sich selbst eine Zukunftsfrage, das im Zimmer zufällig gesprochene Wort bedeutet die Antwort. Ledige Mädchen gehen in den Stall: Brüllt das Vieh, heiraten sie, schweigt es, so bleiben sie ledig.

An den Barbaratag knüpfen sich keine besonderen Bräuche, trotzdem an diesem Tage die zahlreichen „Waberln" ihren Namenstag feiern. Auch der Nikolaustag wird in der Bauernstube nicht gefeiert.

Desto bemerkenswerter sind die Bräuche am 13. Dezember, dem Tage der heiligen Lucia, hier „Lucier" geheißen. An diesem Abend beten alle Hausbewohner den Rosenkranz. Plötzlich erscheint eine alte Frau, die Luzier, um den schlimmen Kindern mit einem Messer den Bauch aufzuschlitzen und ihnen Haferstroh hineinzustopfen. (Abweichend von dem übrigen Westböhmen, wo sie Ziegelsteine dazu verwendet.)

In der Thomasnacht wiederholen sich die Bräuche und Orakel der Andreasnacht.

Die zwölf Weihenächte gelten hier lediglich als Sinnbild der zwölf Monate des kommenden Jahres. Jeder einzelne Tag zeigt das Wetter des betreffenden Monats an.

Reich an Bräuchen ist die Weihnachtszeit. Am heiligen Abend ist strenge Faste. Wer nicht fastet, sieht kein goldenes Pferd. Kinder legen Hafer und Zucker in das Fenster für die Pferde des Christkindes. Das Vieh bekommt Salz und in den Stall wird Asche gestreut, damit keine Klauenseuche ausbricht. Beim Nachtmahl sitzt alles an einem Tische. Wessen Kopf keinen Schatten zeigt, der wird den nächsten heiligen Abend nicht mehr erleben. Das Essen ist in jedem Orte durch lange Ueberlieferung festgesetzt. Meist besteht es aus einer Tunke mit getrocknetem Obst (Hutzln) und gebackenen Knödeln. Nachher werden die im Sommer im Wald gesammelten Haselnüsse und aufgekochte, getrocknete Pflaumen gegessen. Nach dem Mahle wird der an der Decke hängende Christbaum angezündet und die Bescherung beginnt. Um zwölf Uhr geht alles in die Mette. Nur einer, meist eine alte Person, hütet das Haus. Burschen gehen von Haus zu Haus und foppen den Wächter mit den Worten: „Alte Flöten, gehst mit mir in d' Metten?" Wer antwortet, stirbt. Wer auf dem Gang zur Mette fällt, stirbt oder bricht ein Bein.

Am 28. Dezember, dem Tage der unschuldigen Kinder, geht die männliche Dorfjugend, um die Mädchen und jungen Frauen auszupeitschen. Sie sagen dabei folgenden Spruch: „Grejn, grejn unsere lejbe Frau!"

Silvester ist eine Los- und Orakelnacht. Es werden dieselben Bräuche geübt wie in der Andreas- und Thomasnacht. Außerdem zieht die Jugend die Dorfstraße entlang, bläst und schießt das neue Jahr an.

Dem Neujahrstag geben die verschiedensten Neujahrswünsche das Gepräge. Einer der besten und ursprünglichsten lautet:

Digitized by Google

„Wünsch eng an Staoll vuller Rinder,
a Stu(b)m vuller Kinner,
an Budn vuller Körnla
und an Staoll vuller Hörnla."

Am Dreikönigstag werden an die Türen des Hauses mit geweihter Kreide die bekannten Zeichen geschrieben. Die Grej (= der gepflasterte Gang an der Längsseite des Hauses), der Stall und das Dach werden mit Weihwasser zur Abwehr von Krankheiten und Feuersgefahr besprengt. Das Vieh bekommt geweihtes Salz und die Weihkessel bei der Tür werden mit frischem Weihwasser gefüllt. Der Christbaum wird zum letzten Male angezündet und dann entleert. Das sonst weitverbreitete und beliebte Dreikönigsingen findet sich hier nicht.

Der „Federhahn"

Von **Ignaz Göth**

Wenn der erste Schnee kommt oder wenn es beginnt, recht kalt und unfreundlich zu werden, dann kommen die „Weiber" zusammen, um Federn

Beim Federnschleißen

Beim „Federhahn"

zu schleißen. Die selbstgezüchteten Gänse mußten ja um die Kirchweih herum ihr Leben lassen, nachdem sie während des Sommers des öftern ihr Federkleid hergeben mußten, damit nur recht viel Federn für die Wirtschaft bleiben, gar dann, wenn sich heiratsfähige Mädchen oder Burschen im

Digitized by Google

hause befinden. Dann kommen oft 5 bis 10 Kilogramm Federn zusammen, die geschlissen werden müssen. Wer sich aber selbst keine Gänse (in manchen Häusern werden bis 25 gehalten) aufziehen kann, und Federn braucht, der kauft sich ungeschlissene, um sie während der Wintermonate zu verarbeiten und sie zu brauchbarer Fülle für die Betten zu machen. Da müssen viele Hände zugreifen und helfen, soll dieser Reichtum seinem Zwecke zugeführt werden. Da ist jede Hilfe willkommen. Man geht diese Arbeit gemeinschaftlich an. Mehrere Frauen und Mädchen helfen da aus. Ist die Arbeit in einem Hause beendet, dann geht es zum nächsten, bis man in der „Freundschaft" mit allen Federn fertig ist.

Ist man so weit, dann wird auch das Ereignis festlich begangen. Der Abschluß ist der „Federhahn"[1]). Nach dem „Schnitterhahn" kommt der „Weinhahn" und ihm folgt der „Federhahn", damit die Gründe zum Essen und Trinken nicht aufhören.

Es geht fast wie bei einer Hochzeit zu. Da gibt es, wenn alles bei allen Helferinnen verrichtet ist, zuerst ein gutes Essen. Allerlei Fleisch und Braten werden aufgetischt, dazu werden Kraut, Knödel und Kartoffelsalat herumgereicht. Selbstverständlich darf der Trunk nicht fehlen: Wein, warmer Wein, schwarzer und weißer Kaffee, Tee mit Wein kommen auf den Tisch. Auch die Bäckerei fehlt nicht. Zum Wein muß man „Süßes" haben für die „Weiberleut". Da sind: Gugelhupf, Kirtogstriezerln, Grammelbäckerei, Schneebälle, Ingwer u. dgl. Süßigkeiten.

Ist man angegessen und angetrunken, dann wird es lustig. Besser gestellte Familien nehmen oft eine Musik auf oder man tanzt zu Schallplatten oder Rundfunkmusik oder aber man hat ein Klavier im Hause, das nun seine Töne in den Dienst der Unterhaltung und des Vergnügens stellt.

Aber auch der Ulk fehlt nicht. Da wird das Licht ausgelöscht, wenn alle um den Tisch oder die Tafel sitzen und es geht „das Beichten" los oder ein ausgestopfter Hase geht herum, oft wird auch ein feuchter, voller Handschuh weitergegeben und der „Igel", aus Kartoffelscheibe und Zündhölzchen, macht die Runde. Außer der Hausfrau weiß niemand, was da herumgegeben wird und ein alter Knochen oder die oben genannten Dinge erregen nun Neugierde, bzw. Scheu. Daß viel gelacht und geschrien wird, ist wohl selbstverständlich.

Schließlich denkt man auch ans Heimgehen und ist erfreut, auch noch ein Geschenk mit nach Hause zu bekommen. Doch das erweist sich als trügerisch, denn der „Schneegugelhupf" zerrinnt tatsächlich zu Wasser wie die Freude am kommenden Genuß.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 246. Prof. Karl Friedrich, Salzburg: 84 Lieder mit 47 Singweisen, die im Hause seines Großvaters von mütterlicher Seite, des Bauern

[1]) Die zwei Aufnahmen stammen aus Hödnitz bei Znaim. (Der als Gast anwesende Geistliche hält einen Lautsprecher in der Hand.)

Digitized by Google

Karl Bayer (1812—1874) in Trupschitz bei Komotau, in den 60er und 70er Jahren gesungen wurden. Mehrere Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 247. Alois Milz, Budweis (Prag): Zwei Lieder aus Deutsch-Mokra (Karpathenrußland), 4 Lieder aus Saborsch (Budweiser Sprachinsel), ein Lied aus Strobnitz und eins aus Prachatitz, alle mit Singweisen. Ortslitanei von Saborsch. 14 Lichtbilder vom Christkindspiel in Stritschitz (Budweiser Sprachinsel).

Nr. 248. Richard Zeisel, Zeche bei Deutsch-Proben (Slowakei): 197 geistliche Lieder (9 Morgengesänge, 26 Fastenlieder, 44 Marienlieder, 34 verschiedene Kirchenlieder, 14 Leichenlieder und 70 Wallfahrtsgesänge) aus Deutsch-Proben. 12 Märchen, 37 Sagen und 11 Legenden (s. den Einlauf zum Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung).

Nr. 249. Adolf Horner, Königswerth: Neujahrswunsch, Beiträge zum Aberglauben und zur Volksmedizin, Ortslitanei von Königswerth mit Karte, Antworten auf frühere Umfragen. Außerdem zahlreiche Gebete, Neujahrswünsche, Wetterregeln, Kinderlieder, Sprüche und Reime aus Deutsch-Proben, mitgeteilt von Frl. Emmi Häneisch.

Nr. 250. Raimund Zoder, Wien: 4 Lieder aus Südmähren mit Singweisen, aufgezeichnet 1901 von H. Mras in Schattau; ferner 7 Lieder mit Singweisen und 2 Volkstänze aus Schlesien, aufgezeichnet von Oberlehrer Franz Siegel in Jauernig; ein Vierzeiler mit Singweise aus Freudenthal, aufgezeichnet von Anni Stöger (Wien), und 3 Lieder mit Singweisen aus Hegeholz (Bez. Dux).

Nr. 251. Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya: Weitere Sagen vom Räuber Grasel (s. den Einlauf zum Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung); ein Pilotenlied aus Piesling, die Nachbarreime von Holleschitz, Althart-Obergut, Urbantsch und Piesling; die Singweise zu dem Lied aus der Robotzeit (s. S. 108f. des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift). Ferner Hausinschriften.

Nr. 252. J. Hart, Lehrer, Mühlbach bei Eger (Prag): Zwei Lieder mit Singweisen.

Nr. 253. Dr. Anton Altrichter, Brünn: 5 Rösselsprungergebnisse der Satorformel.

Nr. 254. Toni Wesserle, Deutsch-Proben: Zwei Pilotenreime, gereimte Liebesbriefe, Blumensprache der Liebenden (aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, über 200 Blumen und ihre Ausdeutung, z. B. Eisenhut = Deine Liebe ist süß, aber dein Herz ist kalt; Wacholder = Bist du morgen allein, so werde ich kommen). Antworten auf Umfragen.

Nr. 255. Josef Maschek, Holeischen: Ein Pilotenlied.

Nr. 256. Adolf Gücklhorn, Untergodrisch: Heilsegen, Zaubersprüche, Feuersegen u. a. nach Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts.

Nr. 257. Johann Thöndel, Bergstadt: Zwei Spottlieder aus Hangenstein, Spottreim auf die Orte der Umgebung; Veränderungen im Brauchtum; 3 Lieder, die ehemals beim Inf.-Reg. Nr. 93 gern gesungen wurden.

Digitized by Google

Nr. 258. Dr. Anton Wallner, Graz: Liebesbrief, abgeschrieben um 1900 in Oberplan aus dem Liederheft eines Bauernknechtes, der Soldat gewesen war.

Nr. 259. Richard Baumann, Chodau: Lichtbilder von zwei Kapellen und schmiedeeisernen Kreuzen, ferner Beschreibung von zwei Votivtafeln aus Westböhmen.

Nr. 260. Franz Götz, Poschkau: Beiträge zum Aberglauben und Brauchtum. Drei Lichtbildaufnahmen.

Nr. 261. Hans R. Kreibich, Aussig: Kindergebet (Röslein rot usw.) aus Dessendorf, mitgeteilt von Fr. Direktor Martin, deren Großmutter es mit den Kindern täglich gebetet hat.

Nr. 262. Ernest A. Potuczek, Brünn: Drei Lieder mit Singweisen aus Gaidel bei Deutsch-Proben; Beschreibung (mit Zeichnung) des „Hillebogn", eines aus Stäben hergestellten Wagens, der den deutschen Kindern in Funeschhäu (Fančova) bei Oslany (Slowakei) als Spielzeug dient. Die gebogenen Stäbe sind bloß an einer einzigen Stelle gebunden. Ferner Volksreime.

Nr. 263. Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau: Beiträge zum Totenbrauch (Leistung und Entlohnung der Grabbitterin).

Nr. 264. Johann Worsch, Scheles: Sprüche und Redensarten aus der Tachauer Gegend, aufgezeichnet von Josef Schaffer.

Nr. 265. Georg Tilscher, Kornitz: Beiträge zum Volksglauben und Volksbrauch in Kornitz; Redensarten und ihre Entstehung aus Runarz.

Nr. 266. Dr. Heinz Friedrich, Schönlinde: Derbes Mundartgedicht „Seff und de Reese ei de Säksche Schweiz", das angeblich in der Gegend gesungen wird.

Nr. 267. Max Udo Kasparek, Deutsch-Proben: Verzeichnis alter Volkstänze; Ortsneckereien und Spottreime, Grußformen und andere Volksüberlieferungen aus der Kremnitzer Sprachinsel; Platschpolka und Faschingstanz (Musik und Beschreibung) aus Deutsch-Litta.

Nr. 268. Franz Heidler, Falkenau a. d. Eger: Pilotenlied mit Singweise, um 1906 gehört.

Nr. 269. Otto Zerlik, Uittwa: Sprichwörter, Inschriften von Kriegergedächtnisstätten u. a. Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 270. Dr. Franz J. Beranek, Neuhaus: Zwei deutsche und ein tschechisches Pilotenlied aus Lundenburg.

Nr. 271. Johann Schreiber, Grosse: Schlesisches Kirmeslied.

Nr. 272. Karl M. Klier, Wien: Prager Drucke (15 Andachtsbilder, 6 Gebete, Betrachtung „Das allerbeßte Herz Jesu" und ein Gebetbuch in französischer Sprache zu Ehren des hl. Johann von Nepomuk, gedruckt 1799 bei J. Diesbach in Prag. Ferner ein Brüxer Druck über den Ursprung des Bildnisses der Mutter Gottes „von Guten Rath, so in dem von Rom unweit entlegenen Ort Genazzano ... ausgesetzet ist" (mit Bild), der wahrscheinlich für Saaz bestimmt war, wo nach der Vorrede eine Abbildung dieses Wunderbildes in der Kapuzinerkirche ausgestellt wurde.

Nr. 273. Wenzel Hanisch, Rokitnitz: Weihnachts- und Osterbräuche.

Digitized by Google

Nr. 274. Josef Stich, Neuhäusl bei Roßhaupt: Bauernregeln und Sprüche.

Nr. 275. Herbert Horntrich, Nikolsburg: 5 Heilsegen aus Trestowitz, aufgezeichnet von W. Tittor.

Nr. 276. Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: Beiträge zum Volksglauben und Volksbrauch, Redensarten, Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 277. Albert Brosch, Eger: 74 Lieder und 59 Vierzeiler mit Singweisen, 90 Kinderreime, 14 Ortslitaneien und ein Stadelbrief, ein Schwank mit Singweise und ein Schlegellied (Pilotenlied) mit Weise.

Nr. 278. Karl Spitzenberger, Prag: Zwei Hausinschriften aus der Gegend von Deutschreichenau bei Friedberg.

Nr. 279. JUC. Anton Schön, Frankstadt: 12 Bilder (Andachtsbilder, Lichtbildaufnahmen zur kirchlichen Volkskunde u. a.).

Nr. 280. Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M. (Prag): Mehrere Hausinschriften.

Kleine Mitteilungen

Ein Heilsegen gegen die Englische Krankheit

Ich kenne eine über 70 Jahre alte Frau, die bisher gegen 50 Kinder von der Englischen Krankheit geheilt hat. Den Namen der Frau darf ich auf ihr Bitten nicht bekanntgeben. Bei der Heilung spricht sie den folgenden Segen, den sie mir erst nach langem Bemühen mitgeteilt hat:

Herzspür unterwachsen, Englische Krankheit,
Geh weg von dem Kind ihre Rippen!
Geh nach Ägypten,
Wo unser Herrgott gelegen ist in der heiligen Krippen!
Hilf uns Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist!

Dieser Segen wird dreimal gesprochen, wobei die Frau das erste Mal den Kopf, das zweite Mal die Brust und das dritte Mal die Beine des kranken Kindes anfaßt. Hernach muß man bis neun Vaterunser „aufbeten" und dann wieder neun Vaterunser „abbeten".

Oberplan. Franz Fischer.

Eine Egerländersiedlung in Slawonien

Auf einer Kundfahrt durch die deutschen Sprachinseln hatte ich heuer wieder Gelegenheit, die Egerländersiedlung Johannesberg bei Podravska Slatina zu besuchen. Dabei konnte ich über die Herkunft der Siedler genauere Feststellungen machen.

Sie stammen aus Netschetin bei Manetin (pol. Bezirk Kralowitz), einzelne aber aus drei deutschen Dörfern in der Gegend zwischen Marienbad und Karlsbad. Auch zwei tschechische Familien aus der Umgebung von Prag kamen hierher, die aber eingedeutscht wurden. Es kommen folgende Familiennamen vor: Frank, Schermaul, Zeschik, Nikl, Leis, Stepanossky, Peschka, Braun, Semann, Nowotny, Jerschik, Wilk.

Digitized by Google

Der Ort wurde im Jahre 1824 gegründet, aber es sind den ersten Einwanderern auch noch später — bis zum Jahre 1846 — Leute aus Böhmen nachgefolgt.

Wer kann nähere Angaben über die Herkunft dieser Siedler geben?[1])

Wien. Dr. Egon Lendl.

Volkskunde und kaufmännische Werbung

Es läßt sich wohl kaum etwas Überraschenderes denken als die Tatsache, daß sich auch der Handel, sogar der internationale Handel, der Volkskunde, also der zu tiefst im Volksbewußtsein wurzelnden Wissenschaft, bedient, um Käufer für seine Erzeugnisse zu werben. Wir sehen aber immer wieder, wie große Unternehmungen und Handelshäuser auf den Werbebildern und in den Werbeschriften, welche sie ihren Erzeugnissen beipacken oder sonst verbreiten lassen, alte Volkssagen, Volksbräuche und Volkstrachten lebendig werden lassen. Diejenigen Firmen, welche solches tun, finden mit dieser Form der Werbung gewiß ihren wirtschaftlichen Nutzen, sie erweisen mit ihr aber auch der Volkskunde einen ganz beachtlichen Dienst, und wäre es allein dadurch, daß sie durch solche Darstellungen die Öffentlichkeit auf das überkommene Volksgut aufmerksam machen. Von ganz besonderem Werte wird diese Unterstützung, welche die Wirtschaftsunternehmungen durch eine derart eingestellte Werbung der Wissenschaft leisten, natürlich dann sein, wenn es sich bei den Werbeschriften um künstlerisch oder wissenschaftlich wertvolle Werke handelt, wofür als ein besonders hervorragendes Beispiel die „Eduscho's Illustrierte Monatsschrift" genannt werden kann, welche dem Schreiber dieser Zeilen eben auf einer Reise durch Deutschland an mehreren Orten in die Hände kam. Der Herausgeber dieser Monatsschrift, eine Kaffee-Großrösterei in Bremen, ist den Volkskundlern hierzulande wohl ebenso unbekannt wie mir, für sie ist bemerkenswert nur der Umstand, daß hier in einer Zeitschrift in prächtigen Bildern und fesselnden Aufsätzen volkskundliches Wissen, edelstes Volksgut, kostenfrei ins Volk getragen, der Allgemeinheit geradezu aufgenötigt wird. Möchte dieses Beispiel nur recht viele Nachahmer finden, zu Nutz und Frommen unseres Volkes und unseres Volkstums!

Prag. Dr. Ernst Hoyer.

✣

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Von unserer Arbeitsstelle wurden der Hauptstelle in Berlin bis 1. November 1050 sudetendeutsche Volkserzählungen geliefert. Bis Jahresschluß dürften 3000 Stück in Abschrift vorliegen. An weiteren Einläufen ist zu verzeichnen:

8. Josef Stich, Neuhäusl bei Roßhaupt: 47 Erzählungen (Märchen, Sagen und Schwänke).
9. Ernest Potuczek, Brünn: 2 Sagen aus Gaidel (Sprachinsel Deutsch-Proben).

[1]) Bisherige Bemühungen der Schriftleitung unserer Zeitschrift sind erfolglos geblieben.

Digitized by Google

10. Franz Fischer, Bürgerschuldirektor i. R., Oberplan: 3 Sagen.
11. Josef Wagner, Lehrer, Georgswalde: 102 Sagen.
12. Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau: 7 Sagen.
13. Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.: 2 Schwänke vom hl. Leonhard.
14. Otto Zerlik, Bundeswanderlehrer, Uittwa: 6 Sagen aus dem Tepler Lande.
15. Georg Tilscher, Kornitz: 6 Erzählungen (Schwänke und Sagen).
16. Albert Brosch, Uhrmacher, Eger: 14 Sagen und Schwänke aus Reichersdorf.
17. Josef Löschner, Oberlehrer, Brüx: 47 Sagen.
18. Richard Zeisel, Zeche bei Deutsch-Proben: 12 Märchen, 37 Sagen und 11 Legenden.

Preis von jährlich 5000 Kč für Leistungen auf dem Gebiete der Volkskunde. Der Deutsche Kulturverband in Prag hat beschlossen, vom Jahre 1937 an alljährlich fünf Preise zu je 5000 Kč für Leistungen auf dem Gebiete des Schrifttums, der Musik, der darstellenden Kunst, der Volkskunde und der Volkstumsarbeit zu verleihen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt nicht im Wege eines Wettbewerbes. Sie werden von einem eigenen Prüfungsausschuß, der sich aus den fachzuständigen Vertretern der deutschen Hochschulen, dem Referenten der Volksbildungsabteilung des Deutschen Kulturverbandes und einem schaffenden Menschen des betreffenden Sachgebietes zusammensetzen wird, auf Grund einer unabhängigen und sachlichen Wertung der vorliegenden Gesamtleistungen verliehen werden. Es bleibt jedem Künstler und Wissenschaftler freigestellt, auf sein Schaffen aufmerksam zu machen, doch erfolgt die Preiszuerkennung selbstverständlich nach Beurteilung aller, auch der nicht vorgelegten Arbeiten, so daß der Preis auch ohne weiteres einem Künstler oder Wissenschaftler verliehen werden kann, der weder seine Arbeit eingereicht, noch auch sich eigens beworben hat. Vor allem sollen junge aufstrebende Talente gefördert werden. Für die Beteilung mit den Preisen kommen alle schaffenden Menschen sudetendeutscher Herkunft in Frage, wobei jene, deren Wirken für die Heimat besonders wertvoll erscheint, vorgezogen werden sollen.

Fachbeiräte bei der Hauptleitung des Deutschen Kulturverbandes in Prag. Durch die Einführung von Fachbeiräten bezweckt der D. K. V. eine engere Zusammenarbeit mit den Vertretern der Wissenschaft. Fachbeirat für Fragen der Volkskunde ist G. Jungbauer.

Literaturpreis von 5000 Kč des Bundes der Landwirte. Dieser Preis wird vom Jahre 1937 an alljährlich anläßlich des Erntedankfestes für die beste Arbeit auf dem Gebiete der sudetendeutschen Bauernliteratur verliehen. Es kommen in Betracht:

1. Romane aus dem bäuerlichen Leben, möglichst aus der sudetendeutschen Landschaft, die den Bauer in seinem wesentlichen Eigenleben zeigen, in seiner Verbundenheit mit Arbeit und Pflicht, Familie und Ge-

Digitized by Google

meinschaft, Heimat und Volk, also den Bauer im absoluten Sinne seiner Sendung. Jede parteipolitische Tendenz oder Betonung solcher Fragen ist auszuschließen. Lebensbejahende und beispielgebende Handlung, jedoch ohne Schönfärberei oder gar Verfälschung der wahren Verhältnisse und Eigenschaften des Bauers ist Grundbedingung.

2. Sammelbände von Novellen, Geschichten und Erzählungen in obigem Sinne.

3. Größere Sammlungen von überliefertem Bauernweistum, von Märchen, Schwänken usw.

4. Geschlossene erstmalige Sammlungen von ländlichen Liedern, Tänzen, Musik usw.

5. Dramen, Schauspiele, Lustspiele, Hörspiele, Freilichtspiele, Sammlungen von Einaktern in obigem Sinne.

Ausgeschlossen sind rein wissenschaftliche, volkskundliche und ähnliche Werke, besonders wenn sie sich — wie z. B. Heimatkunden — nur auf ein kleines Gebiet beschränken. Für diese Literatur sollen anderweitig Mittel aufgebracht werden.

Anrecht auf Verleihung des Preises haben Sudetendeutsche beiderlei Geschlechtes. Um die Verleihung ist zwischen dem 1. Juni und 1. August mit Vorlage eines Werkes (Vorlage mehrerer Werke nicht erwünscht) beim Bund der Landwirte, Prag II., Lützowova 40, einzureichen.

Dem Preisgericht gehören auch Nichtmitglieder des Bundes der Landwirte an, so z. B. als Vertreter der Volkskunde G. Jungbauer.

Zum „Semmelspiel". Wie R. Zeisel mitteilt, wurde dieses Spiel genau so, wie es auf S. 83 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift beschrieben ist, in seiner Jugendzeit in Deutsch-Proben gespielt, und zwar immer zu Frühlingsbeginn. In anderen Orten der Sprachinsel ist es unbekannt. Es wird ausschließlich von den Schulknaben gespielt, gewöhnlich immer in der Gassenmitte. Als Schlagholz verwendet man eine Schindel, die an einem Ende zu einem Griff zugeschnitten wird.

Zur „Beißzange". Zu diesem verbreiteten Schwank führt Dr. H. Kügler (Berlin) außer den Belegen, die J. Bolte in seiner Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst (Nr. 595 und 872) brachte, in einer Zuschrift an unsere Zeitschrift noch an: SAVk. 29, 260; ZfVk. 33/34, 99 Nr. 39; 35/36, 291 Nr. 94; Fox, Saarländ. Vk. S. 160f. und Anm. S. 447; Asmus-Knoop, Kolberger Volkshumor Nr. 65.

Unsere Muttersprache. Unter dieser Überschrift erscheint mit Beginn 1937 eine Zweimonatsschrift der deutschen Sprachvereine in der Tschechoslowakischen Republik, herausgegeben von G. Jungbauer. Die Verwaltung und den Versand besorgt der Deutsche Kulturverband, Prag VII., Postfach 20. Die Mitglieder der Sprachvereine, die einen Jahresbeitrag von 12 Kč einheben, erhalten die Zeitschrift als kostenlose Vereinsgabe. Bei Einzelbestellungen beträgt der Jahresbezug 18 Kč. Derzeit bestehen folgende Sprachvereine, deren Schriftenempfänger zugleich angeführt werden:

Digitized by Google

Aussig-Schreckenstein: Oskar Laurich, Direktor, Aussig, Masarykstraße 72.

Brünn: Karl Meixner, Bürgerschuldirektor, Brünn, Gerstbauergasse 8.

Brüx: Dr. Oskar Hackel, Gymn.-Prof., Brüx, Gorenzstraße 1870.

Budweis: Josef Taschek, Altbürgermeister, Böhm.-Budweis, Landstraße 21.

Eger: Josef Oskar Steidl, Gerichtsrat i. R., Eger, Gschierstraße 27.

Gablonz a. N.: Julius Streit, Büchereidirektor, Gablonz a. N., Rathausgasse 5.

Komotau: Josef Framing, Major i. R., Komotau, Plattnerstr. 20.

Leitmeritz: Max Schlegl, Bezirksschulinspektor, Leitmeritz, Schirmergasse 8.

Mähr.-Schönberg: Dr. Julius Kollar, Gymn.-Prof., Mähr.-Schönberg, Altvaterstraße 9.

Prag: Dr. Gustav Jungbauer, Univ.-Prof., Prag XII., Tylovo nám. 28.

Reichenberg: Dr. Viktor Lug, Prof. an der Handelsakademie, Reichenberg, Klotildenstraße 5.

Sternberg: Franz Lang, Fachlehrer, Sternberg, Bäckergasse 3.

Teplitz-Schönau: Alfons Cerfovsky, Kaufmann, Teplitz-Schönau, Masarykstraße 34.

Tetschen-Bodenbach: Karl Beutel, Gymn.-Prof., Tetschen.

Troppau: Dr. J. Neußer, Rechtsanwalt, Troppau, Olmützer Straße 13.

Warnsdorf: Dr. Arthur Herr, Stadtbuchwart, Warnsdorf, Hegerstraße 2301.

Kesmark (Arbeitsausschuß für die Slowakei und Karpathenrußland): Dr. Leopold Brixel, Gymn.-Prof., Kesmark, Grabengasse 3.

Antworten

(Einlauf bis 20. November)

344. Besuch kommt, wenn sich die Katze mit der Pfote den Rücken putzt. — Wenn man auf die Katze schaut, während sie sich wäscht, bekommt man Schläge. — Wenn die Katze am Holze kratzt, kommt anderes Wetter. — Wenn eine Katze über den Weg läuft, hat man Unglück; wenn man aber ausspuckt, hat man Glück. Wenn die Katze von rechts nach links über den Weg läuft, dann gelingt das, was man gerade vorhat; läuft sie von links nach rechts, dann nicht. — Wenn sich eine Katze vor dem Ofen wälzt, kommt schlechtes Wetter. — Wenn sie einen Buckel macht und sich immerfort krümmt, dann brennt es irgendwo in der folgenden Nacht. — Wenn man eine Katze im Hause tötet, gibt es sieben Jahre Unglück. (Dr. E. Jungwirth, Römerstadt.)

Digitized by Google

351. Das Plombieren der Zähne ist beim Bauer weniger üblich als beim Arbeiter, der durch seine Krankenkasse dazu angehalten wird. Man nennt es „die Zähne richten lassen". Eine Zahnprothese bekommen heißt „neue Zähne hineinmachen lassen". (A. Horner, Königswerth.)

352. Fällt eine Scherc zu Boden und bleibt sie stecken, so stirbt jemand aus der „Freundschaft" (Verwandtschaft). (F. Götz, Poschkau.)

356. Eine Blase auf der Zunge bekommt man, wenn die Leute Böses von einem reden. Eine Blase auf der Lippe bedeutet, daß man sich gefürchtet habe. Sie kann aber auch auf ein „vorbeigegangenes Schmatzel" deuten, also auf einen Kuß, den zu bekommen man eigentlich kein Recht hatte. Außerdem kann eine Blase auf der Lippe auch eine „Hitzeblase" sein, die darauf deutet, daß der Träger nicht ganz gesund sei und etwas Fieber habe. (A. Horner.) Mit den Worten „Du hast dem Pater die Griefen gestohlen" neckt man jenen, der auf den Lippen einen Ausschlag hat. (F. Götz.)

357. Polster aus Hühnerfedern sind hier unbekannt, dagegen kennt man Polster aus Entenfedern. Auf solche muß sich ein Rheumatiker legen, damit er in der Nacht keine Schmerzen habe; denn Gänsefedern erhöhen die Schmerzen. (A. Horner.)

361. Auch hier sind ernste und scherzhafte neue Bezeichnungen aufgekommen. In Grafferth heißt ein nach dem Kriege entstandener Ortsteil von Kleinsiedlungen „Auf der Not". In Königswerth benützen einige arme Leute ehemalige Eisenbahnwagen als Notwohnungen. Da sie im Süden und Norden des Ortes liegen, hat Königswerth nun einen „Süd- und einen Nordbahnhof". In Falkenau stehen die Arbeitslosen meist an der Ecke des Gasthofes „Herrenhaus". Die Ecke heißt nun „Das Arbeitslosenеck" oder „Das Politikereck". (A. Horner.) Vor einigen Jahren, zur Zeit des japanischen Überfalles auf Schanghai, wurde die Lundenburger Zuckerraffinerie aufgelassen und das Fabriksgasthaus damit zu einer schlechten Spelunke, in welcher Raufereien an der Tagesordnung waren, weshalb es den Spottnamen „Schanghai" erhielt. So heißt übrigens seit jener Zeit auch ein übles Stadtviertel von Brünn. Ungefähr um dieselbe Zeit vertauschte die Lundenburger Garnison ihr Barackenlager mit modernen Kasernen, das Barackenlager bezogen mehr oder minder schlecht beleumdete Familien, das deshalb den Namen „China" bekam. (Dr. F. J. Beranek, Neuhaus.)

363. Das Kleid ist der Anzug der Frau und des Mädchens, der Männeranzug ist das Gewand. Allgemein für Kleidung sagt man „Wesen". Das „Bauerswesen" ist die bäuerische Tracht. (A. Horner.) Hier tragen die Frauen Kleider und die Männer und Knaben „'s Gewond", „'s Gewandla" oder „dä Plaent", auch „dä Jack". Wenn man ausdrücken will, daß alles eins ist, sagt man „'s est a Jack (a Plaent)". (F. Götz.)

367. Das Diebssieb gab es früher, jetzt ist nur noch die Ausforschung des Diebes mit einem Erbschlüssel bekannt. Dies ist der Schlüssel einer Truhe oder eines Schrankes, die man geerbt hat. Man legt ihn auf den Tisch und er dreht sich dann in der Richtung, in der der Dieb wohnt. (A. Horner.)

369. Weitere Bucheignersprüche sandten ein A. Horner, Dr. E. Jungwirth und E. Potuczek, Brünn.

Digitized by Google

373. Beim Pilotenschlagen wird das nachfolgende Rammlied gesungen:

Einmål auf, zweie drauf, dreie hoch, viere noch,
Fünfe auf, sechse drauf usw.

Je nach der Schwere des „Hojers" (Rammbärs) wird nach 8, 12, 16 oder 20 eine Pause gemacht, in der gesungen wird:

Er muß hinein
Bis auf den Stein,
Wohl durch den Sand
Ins tiefe Land.

Nach zwanzig Schlägen hört man auch mitunter:

Und der Einundzwänzger
Und der Zweiundzwänzger usw.

Vor dem Krieg wurden in Karlsbad Piloten auf einem Platz geschlagen, auf dem ein Jude Häuser baute. Die Pilotenschläger sangen:

Und ehe noch
Ein Jahr vergeht,
Da hat der Jud
Drei Häuser stehn.

Mitunter geschieht das Pilotenschlagen auch nach dem Liede „Und a Nachtigall schlagt auf kein' Tannenbaum". (A. Horner.)

377. Petroleum wird auch heute noch mitunter gegen Halsweh (Diphtherie), Magenleiden, Brandwunden und gegen Läuse, Flöhe und Zecken verwendet. (K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau). In Gaisdorf erkrankte im März 1936 ein zehnjähriger Knabe an Diphtherie. Die Eltern holten keinen Arzt, sondern „kurierten mit Petroleum". Erst als es immer schlechter wurde, brachte man das Kind in das Krankenhaus nach Mährisch-Weißkirchen, wo es starb. Im April d. J. erzählte mir ein Lehrer, daß er in Jastersdorf bei Fulnek Leute kenne, die gegen Diphtherie frischen Pferdemist verwenden. Die Pferdeäpfel werden ausgedrückt und den Saft läßt man den Kranken trinken. Er selbst habe sich überzeugt, daß die Leute nachher gesund wurden. (F. Götz.) Frau Maria Richter aus Nr. 322 erzählte mir, daß sie ihrem an Diphtherie erkrankten Sohne Petroleum zu trinken gab; er sei aber trotzdem gestorben. (T. Wesserle, Deutsch-Proben.)

378. Weinen eines Hundes (man sagt „der Hund greint" oder „häint") bedeutet, daß jemand in der Richtung stirbt, nach der der Hund den Kopf wendet. (A. Horner.) Das Heulen der Hunde bei einer Feuersbrunst wird vielfach als Weinen bezeichnet. (K. Ledel.)

380. Einen ganz einfachen hölzernen Glockenturm gibt es in Zech bei Elbogen. (A. Horner.) Ein solcher befindet sich auch in Pirkelsdorf bei Mähr.-Trübau. (K. Ledel.) Hier gibt es solche in Punkendorf, Michelsbrunn und Prussinowitz. Der von Poschkau-Winkelsdorf wurde 1923 durch einen Steinbau ersetzt, ebenso der von Hermsdorf bei Groß-Dittersdorf. Aus dem Jahre 1408 stammt das Holzkirchlein in Lindenau bei Bodenstadt

Digitized by Google

(s. die Abbildung). Ein solches aus demselben Jahre hatte auch Poschkau, wo es aber schon 1429 durch die Hussiten zerstört wurde. Das ähnliche Holzkirchlein in Rudelzau fiel 1912 einem Blitzschlag zum Opfer. (F. Götz.)

382. Anläßlich des Ablebens der Witwe des Kapellmeisters W. Kopetzky, von dem der Egerländer (73er) Marsch stammt, veröffentlichte W. Biscan in der Beilage „Unsere Heimat" Nr. 10 und 11 des „Teplitz-

Holzkirche in Lindenau bei Bodenstadt

Schönauer Anzeigers" vom 14. und 28. Juni 1931 Erinnerungen an Kopetzky, der zuerst bei der Marine gedient hatte und dann zu den 73ern kam, die von 1873 bis 1882 in Theresienstadt in Garnison waren. Damals spielte die Regimentskapelle oft in Teplitz, wo Kopetzky die Konzertsängerin Konstanze Jäger kennen lernte und zur Frau nahm.

385. Eine große Anzahl von Nachbarreimen (Ortslitaneien) aus dem Egerlande übermittelte A. Brosch (Eger). Vgl. den Einlauf für das Archiv.

389. Um eine reine und schöne Haut zu bekommen, soll man das Gesicht mit Harn waschen. Dies sollen die Zigeunerinnen tun, die sich hernach mit Speck einreiben, wovon sich ihre von Unreinigkeiten (Wimmerln) freie Gesichtshaut und deren dunkle Farbe herschreibt. (F. Götz.)

390. Das Glockenläuten bei einem Gewitter war noch vor etwa 40 Jahren Brauch. Während eines Gewitters pflegte man auch einen geweihten Wachsstock anzuzünden. Bei jedem Aufleuchten eines Blitzes bekreuzten sich die Leute, was man, besonders bei Frauen, auch noch heute beobachten kann. In manchen Häusern wurde während eines Gewitters auf den Ständer der Röhrbrunnenleitung eine Hacke mit der Schneide nach

Digitized by Google

oben gelegt. Damit sollte die Blitzgefahr beseitigt oder der Blitz angezogen und in die Wasserleitung abgeleitet werden. Ein ehemaliger Besitzer des Hübelbauernhofes in Sonnberg verstand das „Wetterkehren", d. h. das Wegleiten des Wetters. Wenn ein starkes Gewitter im Anzug war, ging er hinaus und „kehrte" es auf den Plöckenstein hinüber, wo es sich dann austobte und keinem Menschen Schaden verursachte. Auf jener Seite des Hauses, wo er bei einem solchen Anlaß zu stehen pflegte, schlug der Blitz zweimal ein; doch waren es nur trockene Schläge, die nicht zündeten. (R. Müller, Sonnberg bei Salnau.) Die beim Wetterläuten verwendeten Glocken dürfen nicht „beschmutzt" sein, d. h. man durfte damit vorher keinem Selbstmörder geläutet haben. (F. Götz.)

391. Alte Hausinschriften sandten ein: Karl Spitzenberger (Prag) aus der Gegend um Deutschreichenau bei Friedberg, K. Ledel (Hinweis auf die aus dem Schönhengstgau veröffentlichten), R. Hruschka aus Zlabings (darunter eine aus dem Jahre 1547), F. Götz (eine heute nicht mehr bestehende Inschrift aus Schmiedsau) und T. Wesserle aus Deutsch-Proben.

392. Ein unvollständiges Robotlied aus Kunzendorf bei Mährisch-Trübau übermittelte K. Ledel. Dieses Lied hat A. Jenisch ergänzt und im Jahrgang 1905 der „Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes" veröffentlicht. Es ist auch im Egerland und Böhmerwald bekannt (vgl. Jungbauers Volksliedbibl. Nr. 1161: „Koa Baua, der will ich nimma bleib'm").

393. Einen Schwank mit Singweise aus dem Egerlande sandte A. Brosch ein.

395. Daß der Tisch abgeräumt sein muß, bevor man das Haus verläßt, ist hier gebräuchlich. Jedoch sagt man — vielleicht um die Kinder zur Ordnungsliebe zu erziehen —, der Tisch müsse vor dem Schlafengehen abgeräumt sein, damit die Engerln tanzen können. (A. Brosch.) Der Tisch muß vor dem Schlafengehen abgeräumt werden, auch darf in keinem Kaffeehäferl ein Löffel verbleiben; denn sonst findet die Hausfrau keinen Schlaf. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.) Hier wird der Tisch stets abgeräumt, nur zu Allerheiligen und am Heiligen Abend läßt man das Essen darauf stehen, unbedingt muß ein Topf Milch, eine Schüssel voll Äpfel, dann Kuchen und Brot auf dem Tisch bleiben; denn in diesen Nächten kommen die verstorbenen Verwandten zu Besuch. (F. Götz.) Auch hier darf der Weihnachtstisch in der Heiligen Nacht nicht abgeräumt werden. Man bindet über die Reste des Essens kreuzüber das Tischtuch. (T. Wesserle.)

396. Hier haben die Brautleute ganz neue Hemden. (A. Brosch.) Dies ist auch im Schönhengstgau üblich, wo noch vor 50 bis 60 Jahren die Braut dem Bräutigam das Hemd und dieser der Braut die Schuhe zu kaufen hatte. (K. Ledel.) Dies gilt noch heute in der Gegend von Bodenstadt, wo ebenfalls neue Hemden getragen werden. (F. Götz.) Auch hier tragen die Brautleute neue Wäsche, wobei die Braut dem Bräutigam das Hemd schenkt, das nach der Hochzeit gewaschen und nicht mehr gebraucht wird. Erst dem Toten wird es wieder angezogen. (Franz J. Langer.) Das-

Digitized by Google

selbe ist hier üblich. Bei der Hochzeit zieht die Braut oft ihr Hemd verkehrt an, um vor dem bösen Blick gesichert zu sein. (T. Wesserle.)

397. Hausmittel gegen Kopfweh sind: Trinken von Kräuterschnaps (Weinbrand oder schwarzem Kaffee), wenn es von einem verdorbenen Magen herrührt, Einbinden des Kopfes mit einem warmen Tuch, wenn die Kopfschmerzen durch Zugluft verursacht wurden. (Franz J. Langer.) Kalte Umschläge mit Wasser oder Essigwasser, Einreibungen mit Essig oder Franzbranntwein, Auflegen von Gurkenschalen und früher von „Krenplätschkern", d. h. von Blättern des Meerrettichs, die auch zur Umhüllung von Butter und Topfen verwendet wurden. (J. Göth, Iglau.) Hier sind vor allem Einreibungen mit Essig, Ameisengeist oder mit geriebenem und mit Wasser gemischtem Ingwer üblich. (K. Ledel.) Hier kennt man folgende Hausmittel: Kniezubinden; Essigumschläge; Einreiben von Stirn und Genick mit Weinessig; Auflegen von Kartoffeln, die in dünne Scheiben geschnitten und auf ein Tuch gelegt werden, das man um den Kopf bindet. Haben die Kartoffeln geholfen, dann werden sie ganz trocken und schwarz; bleiben sie aber naß und wässerig, dann hat dieses Mittel nicht geholfen. In diesem Falle darf man den Kartoffelumschlag durch keinen neuen ersetzen, weil es dem Körper schaden würde. Endlich wird auch frische, bisher nicht benützte Seife verwendet. Eine zweite Person muß diese Seife in laues Wasser tauchen und dann den Kranken vom Nacken gegen den Rücken fest streichen. (F. Götz.) Hier gibt es nachstehende Mittel: Man wasche sich in der Früh mit Harn oder im Bach abwärts. Man zerschneide Kartoffeln in Scheiben, lege sie auf die Stirn und binde sie mit einem Tuch fest an den Kopf. Man hole Wasser aus neun Quellen (oder aus drei Überfahrten) und wasche sich damit. (T. Wesserle.)

398. Unter Grenzsteine Glasscherben zu geben, war auch hier üblich und wird zuweilen noch heute gemacht. Beim Grenzsteinsetzen war es Brauch, dem „Hüterjungen" eine Ohrfeige zu geben. So geschah es, als der „Weiße Stein" bei Groß-Ditlersdorf als Grenzstein gesetzt wurde. Die Ohrfeige erhielt der Hirte plötzlich vom Gemeindevorsteher. (F. Götz.) In das Loch, in das der Grenzstein gesetzt wurde, warf man Trinkgläser, Kalk, oft auch kleine Münzen. War der Stein eingesetzt, dann legte man einen Knaben darauf und gab ihm drei ordentliche Hiebe auf den Hintern, damit er sich den Grenzpunkt gut merke. Hernach wurde er reichlich beschenkt. (T. Wesserle.)

400. Eine überdachte Holzbrücke gab es noch vor drei Jahren bei der Holzmühle über die Iglawa. Sie wurde durch eine moderne Betonbrücke ersetzt. (J. Göth.) In Lautsch bei Odrau in Schlesien führen zwei seitlich bis Brusthöhe verschalte und überdachte, ziemlich breite Holzsteige über die Oder. (K. Ledel.)

Umfragen

401. Wo kommt der hl. Nikolaus? Kommt er allein oder vom Krampus (Rupprecht, Zember u. a.) und Engel begleitet?

402. Nach westböhmischem Glauben soll man vor dem Nachtmahl am Heiligen Abend Brot essen. Wo ist dieser Brauch sonst noch?

Digitized by Google

403. Wie A. Horner mitteilt, soll nach dem Volksglauben im kommenden Jahr jemand im Hofe sterben, wenn am Heiligen Abend ein Stück Vieh im Stall ledig wird, d. h. sich von der Kette losmacht. Wo gilt dasselbe?

404. Wann hat sich der Weihnachtsbaum mit Lichtern eingebürgert? Wo war früher ein Baum ohne Lichter üblich?

405. Wo kennt man keinen Weihnachtsbaum und wo kommt nicht das Christkindl, sondern das goldene Rößl, um die Kinder zu beschenken?

406. Wo bringt nicht das Christkindl, sondern der Weihnachtsmann die Geschenke? Sieht er dem hl. Nikolaus ähnlich?

407. Werden außer Äpfeln, Nüssen u. a. auch Eier auf den Weihnachtsbaum gehängt?

408. Wo bilden Weihnachtsgeschenke eine feste Zulage zum Lohn der Dienstboten?

409. Wo heißt der Heilige Abend Mutternacht und wo heißen die folgenden Nächte Unternächte?

410. Wo ist das Ausschießen des Alten Jahres (Einschießen des Neuen Jahres) noch heute gebräuchlich?

Schrifttum

Deutsches Volkstum. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1936.

4. Band: Friedrich Pfister, Glauben und Aberglauben. IX und 161 S. Preis 3.80 M.

5. Band: Paul Geiger, Sitte und Brauch. VIII und 226 S. Preis 4.80 M.

Bisher sind bloß diese zwei Bände der ganzen Reihe erschienen. Der 4. Band bringt viel Wertvolles, besonders zur Geschichte des germanisch-deutschen Volksglaubens. Aber es fehlt auch viel, vor allem wird der Volksglaube und Aberglaube der Gegenwart zu wenig berücksichtigt. Von einem Buche, das in einer Reihe „Deutsches Volkstum" erscheint, erwartet man doch zunächst eine Darstellung dessen, was heute im Aberglauben des ganzen Volkes im Vordergrund steht, so etwa des Geister- und Totenglaubens von den einfachsten Formen bis zum modernen Spiritismus oder des im Osten noch sehr lebendigen Hexenglaubens und damit des Glaubens an den bösen Blick, an das Verneiden u. a. Man erwartet ferner statt einer allgemeinen und kurzen Feststellung, daß es Unterschiede der Gesellschaftsschicht, des Blutes (der einzelnen Stämme) und des Bodens gibt (S. 22f.), ein ausführliches Eingehen darauf, worin diese Unterschiede bestehen und was sie innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft bedeuten.

Diese Einseitigkeit vermeidet der 5. Band, der in einem allgemeinen Teil die Grundlagen des Brauchtums behandelt und in einem besonderen Teil die einzelnen Brauchgruppen vorführt, wobei die Beispiele aus der Gegenwart und aus der jüngsten Vergangenheit genommen werden und das ganze deutsche Siedlungsgebiet — wenn auch mit Bevorzugung der Schweiz, der Heimat des Verfassers — beachtet wird. Das Hauptgewicht wird auf die Entwicklung der Bräuche, auf das innere Verhältnis des Volkes zu den Bräuchen und auf ihre Bedeutung für das Volksleben gelegt.

Friedrich Behn, Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit. Mit 40 Bildtafeln und einer Karte. J. F. Lehmanns Verlag, München 1937. Auslandspreis 2.25 M.

Digitized by Google

Reiche Kunde über Nordgermanen, Elbgermanen, Goten, Burgunden, Wandalen, Ostgermanen, Langobarden, Sachsen, Angelsachsen, Alamannen und Franken bieten die 140 Bilder dieses Buches, die ein Beweis der hohen Kultur der germanischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung sind. Unter den abgebildeten Funden zeichnen sich namentlich einzelne Schmuckstücke (Spangen, Schließen, Ketten) durch ihre Formschönheit aus.

Matthes Ziegler, Volkskunde auf rassischer Grundlage. Voraussetzungen und Aufgaben. Verlag Franz Eher Nachf., München 1936. 13 S.

Diese Schrift soll jeder volkskundliche Arbeiter lesen. Sie räumt mit allen irrigen Meinungen der Vergangenheit auf und setzt der wissenschaftlichen Volkskunde ein festes Ziel: „Deutsche Volkskunde ist die Kunde von Wesen und Lebensbedingungen der arteigenen Überlieferungswelt des deutschen Volkes, die am reinsten in den Gemeinschaften lebendig ist, die den ewigen Bindungen an Blut und Boden am nächsten stehen." Es ist hier klar ausgesprochen, was die Volkskunde bei Grenzland- und Sprachinseldeutschen schon längst als selbstverständliche Aufgabe betrachtet hat, nämlich „die Scheidung in arteigene und artfremde Wesenhaftigkeit", allerdings nur in der Richtung, daß volkseigene und volksfremde Wesenhaftigkeit zu erkennen und zu scheiden gesucht wurde, wobei man sich mit der Feststellung der Tatsachen begnügte und nicht etwa „das Wertgefühl der nordischen Rasse" als Maßstab genommen wurde, wie Ziegler es fordert.

Robert Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes. 2., vermehrte Auflage. Mit 114 Abb. und 5 Tafeln. J. F. Lehmanns Verlag, München 1936. 280 S. Auslandspreis geh. 4.95 M., geb. 6 M.

Noch kurz vor seinem Tode — R. Mielke ist am 30. August 1935 gestorben — konnte der verdiente Siedlungsforscher diese neue Auflage druckreif machen, die das jedem Fachmann längst vertraute und unentbehrliche Buch beträchtlich erweitert und vertieft. Der gediegene Inhalt und die prächtig wiedergegebenen, anschaulichen Bilder empfehlen das Werk insbesondere auch für den Gebrauch in der Schule, wie überhaupt einzelne Abschnitte recht gut in unsere Schullesebücher passen würden.

Joseph Nießen, Rheinische Volksbotanik. Die Pflanzen in Sprache, Glaube und Brauch des rheinischen Volkes. 2. Band: Die Pflanzen im Volksglauben und Volksbrauch. Mit einer Kunstdrucktafel und 52 Abb. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1937. 341 S. Preis geh. 5.80 M.

Dem 1. Band, den wir auf S. 98 des laufenden Jahrgangs angezeigt haben, ist in kürzester Zeit dieser 2. gefolgt, der wiederum eine vorbildliche Arbeit darstellt. Es werden nicht bloß die Heil- und Zauberkräuter behandelt, sondern auch die Pflanzen als Wetterpropheten, die Orakelpflanzen, die Pflanzen in der Siedlungsgeschichte und im Wirtschaftsleben, die Pflanzen in der Kunst, ihre Verwendung im Kinderspiel und bei Kinderarbeiten, in Jahresfesten, in Sagen, Legenden und Ortsneckereien usw. Zum Schluß wird die Natursymbolik und ihre Beziehung zur deutschen Volksverbundenheit besprochen.

M. H. Boehm. ABC der Volkstumskunde. Der Begriffsschatz der deutschen Volkslehre für Jedermann. Verlag Volk und Heimat, Potsdam 1936. 95 S. Preis kart. 1.40 M.

Die Überschrift dieses Büchleins sollte richtiger lauten „ABC der Staats- und Gesellschaftslehre", denn unter den alphabetisch angeordneten und kurz erklärten Schlagwörtern stehen staatspolitische und soziologische im Vordergrund. Zu diesen gesellen sich solche der angewandten Volkskunde, die allerdings unsere mitten in der Volkstumsarbeit stehenden Schutzvereine beträchtlich vermehren könnten. Aber auch die wissenschaftliche Volkskunde, der Schlagwörter wie z. B. Autarkie, Bourgeoisie, Boykott, Dadaismus, Eintopfgericht, Föderalismus, Franktireur, Führungsprinzip, Klassenkampf, Kulturpropaganda, Legitimismus, Pacta, Plutokratie, Proletkult, Revolte (Putsch), Revolution, Sprechchor, Ständestaat, Wehrberechtigung, Winterhilfswerk u. a. zumeist sehr fernstehen, kann manches aus dieser Zusammenstellung gewinnen, die hie und da das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde" von Erich und Beitl ergänzt. Zum Schlagwort „Aberglaube" wäre zu bemerken, daß es da-

Digitized by Google

neben auch einen sehr gesunden, auf Erfahrung beruhenden „Volksglauben" gibt, mit dem sich gerade die praktische Volkskunde oder Volkstumskunde näher befassen sollte.

Adolf Meißner, Schlesisches Rahmensprachbuch. Selbstverlag, Neutitschein 1936. 23 S.

Das sehr sachverständig verfaßte Buch bietet einen Rahmen, den alle schlesischen Mundartsammler leicht ausfüllen können. Es ist vor allem als Leitfaden für den Lehrer gedacht, der daraus für die Anlegung seines örtlichen Sprachbuches Nutzen ziehen wird. Es zerfällt in folgende Abschnitte: A. Lautlehre. B. Formenlehre. C. Vom Wortschatze der schlesischen Mundart.

K. Adrian und L. Schmidt, Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg. Band 2 der „Texte und Arbeiten zur religiösen Volkskunde", hg. vom Salzburger Institut für religiöse Volkskunde unter Leitung von Dr. H. Koren. Verlag Anton Pustet, Salzburg und Leipzig 1936. 344 S. Preis geh. 7.80 M., geb. 9 M.

Das hübsch ausgestattete Buch, dem 12 Bildtafeln beigegeben sind, bietet in seinen 19 Stücken eine nahezu erschöpfende Darstellung der Salzburger Volksschauspiele mit Einschluß der Brauchspiele. Sie wurden von Adrian gesammelt, der jedes Stück mit einer kurzen Einführung versah. Für den wissenschaftlichen Arbeiter ist das von L. Schmidt Beigesteuerte hochwillkommen, vor allem die Einleitung, die das Wesen, die Geschichte und die kulturgeographische Stellung der Spiele behandelt, und die vergleichenden Anmerkungen.

Franz Basch, Zur Volks- und Volksbewegungsfrage im Banat (1717 bis 1867). Nr. IV der Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter. München 1936.

Der mannhafte Vorkämpfer des Deutschtums in Ungarn, der wegen angeblicher Schmähung der ungarischen Nation zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt wurde, die er seit 10. September d. J. in Fünfkirchen verbüßt, gibt in dieser fesselnden Schrift zunächst einen geschichtlichen und volklichen Umriß und dann eine Entwicklungsgeschichte der zwei wichtigsten Volksgruppen des Banats, der Serben und der Deutschen, wobei ihr verschiedenes Verhalten gegenüber der rücksichtslosen Madjarisierung klar gezeichnet wird. „Während das Serbentum in Wort und Schrift offen für Volks- und Volkstumsrechte eintrat, lehnte sich das schnell kampfermüdete deutsche Bürgertum an die (madjarische) konservative Partei an . . . . Die Hochburg deutschbürgerlicher Einstellung, das Stadthaus (in Temeschburg), führte 1840 die madjarische Amtssprache ein. Zwei Jahre darauf wurden auch in den Pfarrämtern statt der bisher üblichen deutschen oder lateinischen Sprache die schriftlichen Angelegenheiten nunmehr in der Staatssprache geführt . . . 1844 fand die Madjarisierung des Gymnasiums statt. Zu gleicher Zeit erfolgte auch die Einstellung der Pflegestätte deutscher Bildung und Gesittung, der seit 1789 bestehenden deutschen Lehrerbildungsanstalt."

Johannes und Käte Linke, Wälder und Wäldler. Ein Bilderbuch aus dem Bayern- und Böhmerwald. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1936. 127 S. Preis in Leinen geb. 4.80 M.

J. Linke ist ein ausgezeichneter Kenner seiner bayerischen Waldheimat und des angrenzenden Böhmerwaldes, er versteht es aber auch, Land und Leute anziehend zu schildern und das gesamte Volksleben lebendig vor Augen zu führen. Das mit wunderhübschen 80 Lichtbildaufnahmen der Frau des Dichters geschmückte Buch ist dem großen Maler des Waldes Reinhold Koeppel gewidmet.

Richard Klier, Das Deutschtum Prags in der Vergangenheit. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1936. 68 S. Preis kart. 19.80 Kč, geb. 31.50 Kč.

Mit der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik schieden die Sudetendeutschen aus dem Wiener Kulturkreis aus und an Stelle der alten Reichshauptstadt Wien trat Prag, das von den Sudetendeutschen wenig oder gar nicht geliebt

Digitized by Google

wird, aber für sie von Jahr zu Jahr wichtiger wird. Heute ist Prag nach Brünn die zweitgrößte deutsche Siedlung des Staates und bildet den politischen, wirtschaftlichen und geistigen Mittelpunkt für die Deutschen der Republik. Die Geschichte des Deutschtums dieser Stadt sollte daher jedem Sudetendeutschen bekannt sein und schon im Schulunterricht sollte man sie berücksichtigen. Dazu hat nun Klier eine handliche und volkstümlich geschriebene Unterlage geliefert, der weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Das Buch betont zum Schluß, daß der großen Zahl und Bedeutung des Deutschtums Prag ihre rechtliche Stellung nicht entspricht. „Wird diese einmal zufriedenstellender werden, dann wird die oft geforderte Bejahung Prags gern und freudig gegeben werden."

Hans Watzlik, Der Rückzug der Dreihundert. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1936. 260 S. Preis geh. 25.20, in Leinen geb. 37.80 Kč.

Dieser geschichtliche Roman aus der Endzeit der Hohenstaufen gleicht einem altdeutschen Heldenlied. Mannheit, Tapferkeit und Treue sind die großen Hochziele und über allem Elend der Einzelmenschen und des unterdrückten und leidenden Gesamtvolkes steht die Sehnsucht und Hoffnung auf die große Zukunft, der Glaube, „daß ein Volk durch alle Leiden schreiten müsse, um sich zu erhöhen und zu heiligen". Auch technisch ist der Roman ein Meisterwerk. Mit nie ermüdender Spannung verfolgt der Leser den mühseligen Rückmarsch der dreihundert Deutschen durch Italien hinauf nach dem feindlichen Hochgebirge Tirols, denn immer neue Bilder entrollen sich vor seinem Auge. Dazu kommt endlich die wunderbare Sprache, die sich jeder Lage, jeder Stimmung anpaßt, bald schwer und wuchtig erdröhnt wie das Hildebrandslied, bald weich und süß wie ein Frühlingsgesang erklingt. Die nicht gerade einfache Aufgabe, die Hauptgestalt des Romans, den Schmied Hans Grunelaub, der als wiedererstandener Konradin die Dreihundert in die Heimat zurückführt, psychologisch einwandfrei zu zeichnen, ist voll gelungen.

Rudolf Witzany, Der Bauer von Rauhenschlag. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1936. 313 S. Preis geh. 29.70, in Leinen geb. 43.20 Kč.

Mit diesem Bauernroman aus dem südlichen Böhmerwald ist das sudetendeutsche Schrifttum um ein wertvolles Buch bereichert worden, in dem Land und Leute lebendig gestaltet werden, das sich durch die klare und reife Sprache auszeichnet und durch seinen Stoff so recht geeignet ist, als völkischer Erziehungsroman zu wirken. Nur hie und da sieht der Verfasser, der ein Försterssohn ist, die Dinge etwas anders als das Volk, das z. B. im Wildern kein so schweres Verbrechen erblickt, wie es in dem Roman dargestellt wird. Aber dies sind Kleinigkeiten, die gegenüber der großen Gesamtleistung wenig besagen.

✤

Sudetendeutsche Monatshefte (Teplitz-Schönau). — Aus dem 6. Heft: Ein Fakultätsgutachten über die Sonnwendfeier. — Aus dem 7. Heft: Die Teßtaler Tracht (mit Bildern); G. Jungbauer, Das volkskundliche Arbeitsfeld. — Aus dem 8. Heft: W. Hensel, Streitlied und Ballade. — Zum 9. Heft: Hier ist auf S. 496 richtigzustellen, daß J. J. Ammann, der Schöpfer der Höritzer Passionsspiele, Begründer der volkskundlichen Forschung im Böhmerwald (nicht Böhmerwalddichter) war.

Beiträge zur Klaviermusik. Sudetendeutsche Monatshefte (Reichenberg). — Folge 7 und 8 bringen eine gute Auswahl von sudetendeutschen Volkstänzen. Die von Ernst Günthert geleiteten „Beiträge" erscheinen nunmehr im Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Der Jahresbezug kostet 43.20 Kč, das einzelne Heft 3.60 Kč.

13. Jahrbuch der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung" in Leitmeritz, 1937. — Aus dem Inhalt: J. Kern, Der Stand der Sagenforschung im Leitmeritzer pol. Bezirk; J. Hulinsky, Drei Heimatsagen: Zwergsagen; F. J. Melzer, Irrlichter und Gespenster; J. Kern, Das Sagenmärchen.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes (Mähr.-Trübau). — Aus dem 32. Jahrgang (1936): F. Appel, Wenzel Müller (Hoffmann-Prahl verzeichnet 12 volkstümliche Lieder, deren Weisen von dem Schönhengster Tondichter stammen, z. B. „Kommt ein Vogerl geflogen", „So leb denn wohl, du stilles Haus", „Ich bin der Schneider Kakadu", „Ich hab den

Digitized by Google

ganzen Vormittag auf meiner Kneip studiert", „Wer niemals einen Rausch gehabt"); F. Ebler, Geistliche Volkslieder; K. Ledel, Denksteine (Unfallsteine); G. Tilscher, Sagen aus der Sprachinsel Deutsch-Brodek.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). — Aus dem 5./6. Heft: R. Hruschka, Das „Pfingstkönigin-Singen" in Urwitz; J. Göth, Vom Iglauer Berghäuerzug. — Aus dem 7./8. Heft: A. Lang, Die alte Iglauer Bauernmusik; B. Heinz, Die Volkstracht der Deutsch-Brodek—Wachtler Sprachinsel; A. Kristen, Ein alter Hausfegen aus Nordmähren. — Aus dem 9./10. Heft: R. Hruschka, Die bildhafte Sprache des Volkes; A. Gücklhorn, Die Iglauer Mundart.

Deutsche Monatshefte in Polen (Kattowitz). — Aus dem Juliheft: E. Lendl, Die neuzeitliche deutsche Ostsiedlung. A. Karasek-Langer, Das Sagengut der Deutschen in Polesien. — Aus dem Augustheft: A. Karasek, Neue Beiträge zur Volksschauspielforschung in den deutschen Sprachinseln Galiziens.

Der Oberschlesier (Oppeln). — Aus dem 11. Heft: H. Weinelt, Die Burg Füllstein.

Neue Heimatblätter (Budapest). — Aus dem 3./4. Heft: A. Haberlandt, Das Gefüge der deutschen und magyarischen Volkskultur im westungarischen Grenzraum; K. Horak, Das weltliche Volkslied in Deutsch-Pilsen; A. Pfrenzinger, Mainfränkische Landsleute im Karpathengebiet (mit einem Verzeichnis der nach den Schönbornschen Besitzungen um Munkács und Szent-Miklós Ausgewanderten).

Geographischer Jahresbericht aus Österreich (Leipzig und Wien). — Aus dem 18. Band (1935): E. Lendl, Die jungen deutschen Sprachinseln im westlichen Slawonien und den benachbarten Teilen Kroatiens (vgl. die Beiträge desselben Verfassers im 5. Jahrgang unserer Zeitschrift über die Egerländer und Böhmerwäldler Siedlungen in Slawonien).

Das deutsche Volkslied (Wien): Das 7. und 8. Heft bringen Volkslieder aus Südmähren. — Aus dem 9./10. Heft: L. Schmidt, Reisebemerkungen zum bayrischen Volkslied.

Jahrbuch für Fränkische Landesforschung (Erlangen). — Aus dem Inhalt des 2. Bandes (1936): W. Schultheiß, Die Einwirkung Nürnberger Stadtrechts auf Deutschland, besonders Franken, Böhmen und die Oberpfalz. (Das Nürnberger Stadtrecht wurde von Eger u. a. übernommen und in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts vom böhmischen König der Stadt Prag verliehen. Dieses Prager Stadtrecht wurde wiederum vorbildlich für die Städte, die im 14. Jahrhundert gegründet wurden, namentlich in Mittel- und Westböhmen, denn im Norden wurde der Prager Stadtrechtskreis vom sächsischen oder Magdeburg-Breslauer, im Osten vom Iglauer, Brünner und Wiener Recht eingeengt. In Südböhmen, das von Bayern aus besiedelt worden war, wurde es durch Vermittlung der Stadtherrn eingeführt.)

✤

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

10. Jahrgang 1937

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben
von
Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1937
Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Walter Wolf, Aberglauben im Werden	1—13
Rudolf Hruschka, Graselsagen aus Südmähren	13—15, 55—59
Georg Tilscher, Hausmittel bei Krankheiten	16—17, 64—66, 161—166
Dr. Fritz Koberg, Der walachische Schäfer	18—20
Dr. Hans Englisch, Redensarten aus Nordmähren	20
Primus Lessiak †	21
Dr. Hubert Haßmann, „Kälberweil". Gesindetermine in der bayerischen Oberpfalz und in Westböhmen	33—48
Dr. Anton Wallner, Ein Lied aus der Robotzeit	48—52
Dr. Herbert Weinelt, Die Sage von der Sidonia Heidenreich	52—54
Lotte Lehmann, Fasching in Deutsch-Litta bei Kremnitz (Slowakei)	59—62
Franz J. Langer, Nordmährische Hochzeitsbräuche	62—64
Otto F. Babler, Anmerkungen zu sudetendeutschen Schwänken	66—69
Dr. Josef Hanika	69—71
Hans Watzlik, Zur Feier J. J. Ammanns	97—98
Dr. Otmar Bohusch, Volkskunde und Erziehung	99—103
Dr. Walter Wolf, Aberglauben — mißverstanden!	104—105
Franz Götz, Bauer und Dienstboten	106—107
Dr. Rudolf Fischer, Zur Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues	108—109
Dr. Dr. Ernst Lehmann, Neue Wege volkskundlicher Forschung	129—138
Hugrun Hintner, Geburt und Taufe im Ascher Ländchen	139—155
Adolf Glücklhorn, Volkstümliche Erziehungslehren aus Westböhmen	155—158
Richard Baumann, Weihnachten in Chodau und Umgebung	158—161
Richard Zeisel, Die Waldkönigin und die drei Schafhirten (Märchen)	166—169
Johannes Bolte †	170
Einlauf für das Archiv	170—172

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

	Seite
Hans Watzlik, Altes Reimgebet	21
Dr. Herbert Weinelt, Der Flurname „Kötzmannla" in Altvogelseifen, Schlesien	22
Josef Wagner, Schwänke aus Georgswalde	22—23
Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutschen Volkskunde	23, 176
Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung	23, 76, 115, 176
Franz Fischer †	23—24
Zur Wiederbelebung der Volkstracht	24
Rudolf Hruschka, Volksmäßige Deutung von Ortsnamen	72
Fanni Greipl, Urlaub (Leichenrede)	73—74
Georg Tilscher, Die Habsburger in der Volkserzählung	74
Dr. Kuhfahl, Neues zur Erforschung der alten Steinkreuze	74—75
Ernennung	75
J.-J.-Ammann-Gedenkstein	75
Dr. Erich Knoll †	75—76
Anton Günther †	76
Staatsanstalt für das Volkslied	76, 114
Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes	76
Die erste Egerländer Volksliedersammlung im Rundfunk	76
Böhmerwaldmuseum in Bildern	77
Albert Brosch, Zu den Gesindeterminen im Egerlande	109—110
Johann Schreiber, Wie ein Schmied seine Flechte los wurde	110—111
Ignaz Göth, Eine Butterwiege aus der Iglauer Sprachinsel	111
Ignaz Gürtler, Das Licht im Kohlengrund (Sage)	112—113
Fachschaft deutscher Germanisten und Volkskundler in Prag	113
J.-J.-Ammann-Feier	113
Atlas der deutschen Volkskunde	114—115, 176
Hausdurchsuchung im Böhmerwaldmuseum	115
Dr. Alois Milz, In Böhmen liegt ein Städtchen	172—173
Anton Schön, Das Spiel vom Kaiser und Tod	173—174
Tagung der Volkskundler und Heimatforscher in Olmütz	174—175
Ignaz Göth, Zum „Sudetendeutschen Krippenbuch"	175—176
Volkskundliche Vorlesungen	176

Antworten	24—27, 77—86, 116—121, 176—180
Umfragen	27—28, 86, 121—122, 180—181
Schrifttum	28—32, 86—96, 122—128, 181—188
Abbildungen	60, 69, 111, 113

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

Otto F. Babler (Olmütz). — Richard Baumann (Chodau). — Rudolf Beher (Reichenberg). — Dr. Franz J. Beranek (Pardubitz). — Dr. Alois Bergmann (Olmütz). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). — Dr. Otmar Bohusch (Iglau). — Josef Bradač (Winterberg). — Albert Brosch (Eger).

Karl Dittrich (Ploscha bei Postelberg).

Dr. Hans Englisch (Mähr.-Kotzendorf).

Josef Ficker (Mähr.-Schönberg). — Dr. Rudolf Fischer (Leitmeritz).

Ignaz Göth (Iglau). — Franz Götz (Poschlau). — Fanni Greipl (Friedberg). — Adolf Gücklhorn (Milikau bei Mies). — Ignaz Gürtler (Gajdel bei Deutsch-Proben).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Karl Hantschel (Tiefenbach a. d. Desse). — Doktor Hubert Haßmann (Trautenau). — Hugrun Hintner (Asch). — Franz Höfer (Böhm.-Krumau.) — Adolf Horner (Königswerth). — Rudolf Hruschka (Piesling a. d. Thaya).

Dr. Günther Jarosch (Komotau). — Dr. Gustav Jungbauer (Prag).

Oswald Kaller (Einsiedel bei Würbenthal). — Dr. Fritz Koberg (Prag). — Hans Kollibabe (Bergreichenstein). — Dr. Kuhfahl (Dresden).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Dr. Ernst Lehmann (Friedland i. B.). — Lotte Lehmann (Deutsch-Litta bei Kremnitz).

Josef Maschek (Holeischen). — Marie Maschek (Holeischen-Komotau). — Thomas Maurer (Adamsfreiheit). — Franz Meißner (Reichenberg). — Dr. Alois Mitz (Komorn—Budweis). — Rudolf Müller (Sonnberg bei Salnau).

Ernest A. Potuczek (Brünn).

Karl Samek (Erdweis bei Gmünd). — Trude Schnobl (Deutsch-Brodek). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Johann Schreiber (Neudek). — Josef Stich (Neuhäusl bei Roßhaupt). — Gustav Stumpf (Neutitschein).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Rudolf Volkmer (Haida).

Josef Wagner (Georgswalde). — Dr. Anton Wallner (Oberplan—Graz). — Hans Watzlik (Neuern). — Dr. Herbert Weinelt (Karlsthal in Schlesien—Prag). — Anton Wesserle (Deutsch-Proben). — Dr. Hertha Wolf (Teplitz-Schönau). — Doktor Walter Wolf (Freiwaldau).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben). — Otto Zerlik (Karlsbad). — Dr. Richard Zimprich (Olmütz). — Raimund Zoder (Wien).

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 **1. Heft**

Aberglauben im Werden

Von **Dr. Walter Wolf**, Freiwaldau

Die Frage: „Was ist eigentlich Aberglaube?" harrt noch immer ihrer Lösung. Rückt man sprachgeschichtlich an sie heran, so scheint es, daß das Wort Aberglauben eine Art Gegensatz zu Glauben andeutet. Sprachgeschichtlich wohl, begrifflich nicht. Denn Aberglauben ist nicht einfach „Unglauben" oder „falscher Glauben", Irrglauben oder Ketzerei; „abergläubisch" bedeutet auch nicht „heidnisch". Ja, „Aberglauben" hat zu „Glauben" (Religion) vielfach überhaupt keine Beziehung; die christlichen Bekenntnisse verhalten sich z. B. ganz gleichgültig etwa zu dem Glauben, daß die Zahl dreizehn Unglück bedeuten soll. Gegen diesen „Aberglauben" wendet sich der gebildete, aufgeklärte Mensch, die Wissenschaft. Bedeutet aber vielleicht „abergläubisch" so viel wie ungebildet, rückständig, veraltet, mit alten Vorurteilen behaftet, dumm, naiv oder primitiv usw? In vielen Fällen wohl! In vielen Fällen kann man eines dieser angeführten Wörter statt „abergläubisch" setzen. Aber damit ist die schwebende Frage keineswegs gelöst. Es kommt hier eben auf die noch restlichen Fälle an!

Der Wissenschaft ist ferner nicht restlos gedient, wenn man statt „Aberglauben" einfach „Volksglauben" setzt, oder zu Beginn eines Buches über „Hexenglaube und Hexenverfolgung . . ." (von Fritz Byloff, 1934) gleich auf der ersten Seite rät: „Man tut am besten, das Wort Aberglaube nach Möglichkeit nicht zu gebrauchen"! — Was heißt aber „nach Möglichkeit"? Mir scheint diese Einschränkung eines berufenen Fachmannes nichts anderes als ein Geständnis zu sein, daß hier noch eine grundsätzliche Frage offen blieb!

Man wird auf diesem Gebiet nie zu Klarheit gelangen, solange man sich nicht von den rein äußerlichen und äußeren Gegebenheiten des „Aberglaubens" frei macht und die Quelle des Aberglaubens sucht. Über die Ausgrabungen einer Burg kann man sehr Wertvolles schreiben, ohne sich genauer um das seelische Leben der ehemaligen Erbauer der Burg zu bekümmern. Doch das Wesen des Aberglaubens wird niemand ergründen, solange der dahinterstehende Mensch, der geistige Mensch, außer acht gelassen wird. Mit anderen Worten: Die Frage: „Was ist Aberglaube?" kann nur psychologisch gelöst werden. Es überschneiden sich in diesem Bereich eben zwei Wissenschaftszweige: Volkskunde und Psychologie, ähnlich wie die Volksmedizin sowohl vom Standpunkt der Geschichte der Medizin als auch von der Seite der Volkskunde her behandelt werden kann und soll.

Digitized by Google

Ehe ich nun meine Behauptung näher begründen will, möge einleitend noch ein Ausspruch über den Aberglauben angeführt werden. H. St. Chamberlain schreibt in den „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“: „An seiner Religion zweifelt fast jeder Mensch, an seinem Aberglauben keiner.“

Wie ist dies zu verstehen? Offenbar doch nur so, daß der Aberglaube etwas ganz Persönliches, ja Einmaliges darstellen muß, wenn er diese Zähigkeit bei jedem Menschen besitzen soll. Er ist deswegen fast unwiderlegbar, weil von seinem Bestehen andere oft gar keine Kenntnis gewinnen. Er gehört zur geistigen Erfahrung des Einzelnen, wie eben andere selbst gewonnene „Einsichten“ auch. Nur sind die Nebenumstände der Aberglaubenerfahrungen derart, daß man Grund genug hat, anderen davon nichts zu erzählen. Es ist vor allem die F u r c h t oder ein allzu mächtig aufgekommener W u n s c h, die den Menschen abergläubisch werden lassen. — Aber wer wird sich gern rühmen, daß er sich bei irgendeiner, vielleicht nichtigen Gelegenheit in F u r c h t fast verzehrte und sich dann zu dem erstbesten Ausweg verstehen mußte, über den andere möglicherweise lachen würden! Nur aus Kindern oder Dichtern kann man da die Wahrheit erfahren.

Bei einer Umfrage unter 62 Jungen und Mädchen zwischen 13 und 14 Jahren zweier sudetendeutschen Mittelschulklassen ergaben sich sehr aufschlußreiche Berichte. Sie sollen hier wörtlich angeführt werden. Man möge bei den Berichten besonders beachten, daß es sich da um völlig neuen Aberglauben handelt. So wird gleich die weitverbreitete Meinung widerlegt, als ob es sich beim Aberglauben nur um Reste aus alten Anschauungswelten handelte und diese das Wesentliche wären! Nein, der richtige Aberglaube ist immer „brühwarm“, auch wenn er durch noch so oft aufgekochte „Leckerbissen“ gespeist wird.

Nun die Beispiele.

Ein Junge schreibt:

„Als ich noch in die Volksschule ging und wir einst eine Rechenschularbeit machten, hatte ich ziemlich A n g s t, denn sie war sehr schwer. Zu Hause dachte ich immerfort nach, ob ich sie richtig haben werde. Auf einmal fiel mir ein, ich werde auf einem Bein die Stiege hinunterspringen und wie viel Stufen ich hinunterkommen werde, so viel Beispiele habe ich richtig. So begann ich zu springen; ich kam drei Stufen gut hinunter. Also hoffte ich, drei Beispiele richtig zu haben.“

Das Typische an diesem Fall sei hervorgehoben: Anlaß zu allem war eine quälende Ungewißheit. Ihrer Herr zu werden, hätte es doch nur ein vernünftiges Mittel gegeben, nämlich zum Lehrer zu gehen und ihn um Auskunft zu bitten. Natürlich ist dieser Weg für den Schüler geradezu ungangbar. Da erfindet er einfach selbst einen Ausweg — und wirklich beruhigt ihn die so gewonnene Entscheidung: Der Aberglaube hat seine Aufgabe erfüllt; das seelische Gleichgewicht ist wieder gewonnen, das Leben kann nun seinen gewohnten Gang weiternehmen!

Von dem eben dargelegten Aberglaubenerlebnis durchaus zu trennen ist die Frage, wie sich der Betreffende zu seinem abergläubischen Tun später verhalten wird. — In unserem Beispiel kann die Richtigkeit der getroffenen

Digitized by Google

Annahme verhältnismäßig bald überprüft werden. Nach einigen Tagen bringt der Lehrer die Hefte zurück, und der Schüler sieht nun, wie die Arbeit ausgefallen ist. Es bestehen nun zwei Möglichkeiten: Entweder die „Prophezeiung" war falsch, dann war das Ganze „Unsinn" oder „Aberglaube", wie der Betreffende sagen würde. Oder die „Prophezeiung" trifft zu, dann wird doch der Schüler über seinen „Kniff", über seine Erfindung, über die neu gewonnene Erfahrung froh sein und sie bei der nächsten Gelegenheit wieder anwenden, oder andern davon mitteilen. Da diese Erfahrung nun „im Aberglauben" gewonnen wurde, würde ich vorschlagen, in solchen Fällen von einer „Aberglaubenerfahrung" zu sprechen.

Ein anderer schreibt:

„Die vorige tschechische Schularbeit erwartete ich mit einer großen Angst. Ich lernte vorher nichts, denn immer, wenn ich viel gelernt hatte, fiel sie nicht besonders aus. Den Tag, an dem wir die Arbeit haben sollten, ging ich ängstlich auf den Bahnhof. Ich ging wie immer auf der verbotenen Bahnböschung. Wenn ich Glück hatte, konnte ich ungehindert auf den Bahnhof gelangen; wenn nicht, dann mußte ich wieder zurück und mußte auf einem großen Umwege den Zug erreichen und kam dabei schon einmal zu spät. Ich dachte mir: wenn ich heute wieder erwischt werde, dann habe ich den ganzen Tag Unglück und werde die Schularbeit verhaun. Ich war schon am Ende, als ich plötzlich eine Stimme hörte. Ich rannte, was ich rennen konnte, und kam so glücklicherweise davon. Ich hatte auch in der Schule nicht besonders viel Glück, aber ich war zufrieden (gemeint wohl: beruhigt) und machte die Arbeit auf vorzüglich."

Dieses Beispiel bringt eine kleine Neuerung. Der Junge hörte eine Stimme. Er weiß nun, daß sein „Schicksal" am Wendepunkt steht, und will ihm helfen: Er rennt, was er rennen konnte, um glücklich das sich selbst gesteckte Ziel zu erreichen.

Ähnlich liegt folgender Fall:

„Als wir Mittwoch die Mathematikschularbeit hatten, kam mir ein Gedanke auf dem Schulweg ein: Aufgeregt fuhr ich von Zuhause weg. Als ich ein Stück gefahren war, sah ich vor mir einen Radfahrer kommen. Auf einmal überkam mich ein Gedanke, ich muß noch fünf Straßenbäumchen ausfahren, bevor ich den Radfahrer treffe, sonst mißglückt mir die Schularbeit. Ich bemühte mich, schnell zu fahren, konnte aber nur vier von ihnen ausfahren. Als ich in die Schule kam, war ich noch aufgeregter und brachte bei der Schularbeit nur drei Beispiele fertig."

Hier hat der Aberglaube „versagt". Der Junge hat wohl die Auskunft erhalten, aber sie ist durchaus nicht zufriedenstellend und beunruhigt ihn noch mehr! Darauf führt er ja auch das schlechte Ergebnis der Arbeit zurück. Es ist daher anzunehmen, daß er für einige Zeit vom „Aberglauben" geheilt ist. Aber vielleicht nur für einige Zeit! Zu diesem Schluß wird man genötigt, wenn man den Bericht eines anderen Jungen liest:

„Wenn ich nach dem Bahnhof gehe, durchschreite ich auch einen kleinen Bauernhof und muß einen kleinen Graben überspringen, von welchem ein Bauernweg hinausführt. Da dieser Weg überhaupt nicht von andern Leuten begangen wird, habe ich ihn gern und dachte immer, so oft ich hier

Digitized by Google

gehe, werde es mir den selben Tag gut gehen. Doch zu bald wurde ich enttäuscht und verlor den Glauben daran. Nur manchmal, aus besonderen Gründen, gehe ich den alten Weg."

„Aus besonderen Gründen"! Das will doch heißen, daß der Schüler von ganz entscheidenden Fragen trotz allen Vorsatzes und besseren Wissens wieder „abergläubisch" wird!

Hören wir nun ein Mädchen:

„An meinem Geburts- und Namenstage habe ich immer das Pech, das Semestralzeugnis, bzw. das Schlußzeugnis zu erhalten. Da heißt es dann immer: ‚Wenn du ein gutes Zeugnis hast, darfst du dir etwas Hübsches wünschen!' Einmal hatte ich kein reines Gewissen, denn ich hatte auf den mathematischen Schularbeiten immer einen Dreier gehabt. Ich wollte gern wissen, was ich im Zeugnis haben werde. In meiner A n g s t wandte ich mich an meine Schwester um Rat. Irmgard sagte mir: ‚Komm, wir raufen uns! Wenn du zuerst am Boden liegst, bekommst du ein schlechtes Zeugnis, aber wenn ich die erste bin, so hast du Glück!' Ich war einverstanden. Und wirklich besiegte ich Irmgard. Aber als ich sie gerade auf dem Boden hatte, kam der Vati. ‚Was macht ihr denn hier?' schrie er uns an. Irmgard erhob sich und wir standen verlegen da. ‚Wer hat denn angefangen zu raufen?' — ‚Wir', sagten beide, denn wir konnten uns doch unmöglich verraten. ‚So', sagte Vati, ‚ihr seid beide schuld und so bekommt ihr diesen Monat kein Taschengeld, und es hängt übrigens ganz von deinem Zeugnis ab, Inge, ob du zu deinem Geburtstag etwas bekommen wirst!' Na, da hatten wir ja, was wir brauchten. Ich schwor, nie wieder einen solchen Unsinn zu machen, da man sonst doch nur zu Schaden kommt. Aber trotzdem hatte ich Glück. Aus Mathematik bekam ich eine Zwei, und da ich sonst auch gute Noten hatte, bekam ich eine hübsche Uhr geschenkt. Aber seit dieser Zeit versuche ich nimmer, in die Zukunft zu blicken."

Es ist begreiflich, daß Schüler vor allem von Angelegenheiten der Schule schreiben. Die folgenden Berichte, die nichts wesentlich Neues bringen, seien hier nur im Inhalt wiedergegeben:

Vor der Aufnahmeprüfung in die Mittelschule will ein Junge auf dem Wege zehn Schritte niemanden treffen, dann käme er durch. Ein anderer mischt Karten und bestimmt sich zwei Farben, die ihm gutes, bzw. schlechtes Ergehen verkünden sollen; damit nicht genug: Er geht trotz günstiger Auskunft in den Hof und bestimmt sich auf der Zielscheibe einen Kreis, den er mit dem Luftdruckgewehr treffen müsse. — Ein Mädchen will trockenen Fußes einen Bach überqueren, wo einige wacklige Steine herausschauen. — Vor einer Schularbeit springt ein Mädchen über einen Graben, erreicht ihr Ziel nicht und hat auch wirklich einen Dreier auf der Arbeit. Abfällig schreibt es wohl daher: „So trifft mit dem Aberglauben der Zufall öfters (!) ein." — Ein Junge balanciert auf einem Eisenbahngleis, fällt hinunter und tröstet sich: „Aber ich dachte mir: Es ist ja eh' nur Aberglaube." Eine halbe Stunde später versucht derselbe Junge, große Gehsteigplatten mit e i n e m Schritt zu überschreiten, was ihm wieder mißlingt. — Ein anderer versucht seine Gleichgewichtskunst auf einer 1.60 Meter hohen Wäschestange, die er viermal begehen will; beim dritten Male fällt er hinunter und sieht dem

Digitized by Google

kommenden Unheil gefaßt entgegen. — Beim Baden im Sommer warfen Jungen, berichtet einer, mit flachen Steinen gegen die Wasseroberfläche, und so oft der Stein bei dem einzelnen aufspringt und weiterfliegt, so viel Klassen wird „man" absolvieren, „ohne sitzen zu bleiben". — Vor der mathematischen Schularbeit, die aus drei Beispielen besteht, zielt ein Junge aus einer Entfernung von 20 Schritten mit einer Gummischleuder auf das Fenster einer alten Hühnerbaude. Er trifft erst beim dritten Schuß und hatte wirklich nur ein Beispiel richtig. Das war schon vor zwei Jahren. — Ein anderer trägt stets ein Stückchen eines zerrissenen Gummirings in der linken Hosentasche, nachdem es ihm in der rechten niemals Glück gebracht hatte.

Ein anderer Schüler ist von seinem Zweifel ganz zermürbt; er erfindet aber kein neues Rettungsmittel, sondern späht krampfhaft, um wahrscheinlich ganz sicher zu gehen oder weil er vielleicht ziemlich phantasielos ist, nach einem „altbewährten" Vorzeichen aus. Vielleicht hat er vor seiner Gemütserregung gar nicht geglaubt daran, nun ist es ihm willkommen:

„Der Tag war da, wo wir eine tschechische Schularbeit machen sollten. Da meine letzte kein schönes Ergebnis hatte, hatte ich ziemlich viel A n g s t vor ihr. Ich hatte zwar vorher auch gelernt, aber beunruhigt war ich doch. Während ich mit dem Rad in die Schule fuhr, kam mir ein abergläubischer Gedanke, denn ich wollte wissen, ob sie gut oder schlecht ausfällt. Ich sagte zu mir: Begegne ich einem Rauchfangkehrer, dann werde ich viel Glück haben, begegne ich einer Katze, dann wird sie schlecht ausfallen. Ich gab Obacht, ob ich nicht von den beiden was sehe. O, wie klopfte mir das Herz, als ich Rauchfangkehrer sah, nicht nur einen, sondern vier waren es gleich. Aber ein Stückchen weiter rannte mir eine Katze über den Weg und sie war dazu noch rabenschwarz. Das bedeutet noch größeres Pech als eine anders gefärbte. Da war ich wieder auf demselben Punkt wie vorher und wußte jetzt noch immer nicht, wie die Schularbeit werden wird. Aber zum guten Schluß fiel sie sehr gut aus."

Ein anderer will sich in einem Zirkus eine Prämie von 50 Kronen verdienen, wenn er stehend auf einem Pferde 8 Runden reitet. „Ich vergaß auch nicht das vierblättrige Kleeblatt", schreibt er, „als ich mich zu diesem Wagnis entschloß."

Diese Beispiele lassen uns ahnen, warum der „Aberglaube" ein so zähes Leben hat, wie manche Forscher bemerken. Ja, Julius Lippert erkennt, „daß der Aberglaube eine Lebenszähigkeit aufweist, die er allen Religionen voraus hat."

Bei dem alltäglichen Lauf der Dinge wird man einem Rauchfangkehrer, einer Katze, einem vierblättrigen Kleeblatt keine besondere Bedeutung beimessen. Anders ist es vor wichtigen Entscheidungen: Da kommen „Vorzeichen" auf einmal höchst erwünscht! Ich kann mir wohl vorstellen, daß z. B. auch ein Erwachsener, ein Großstädter sogar, bei dem Gang zu einer Versteigerung eines Hauses, das er mit seinem ganzen Vermögen erstehen will, sich durch solche, vielleicht sonst verworfene oder sogar bekämpfte Vorzeichen bestimmen läßt. Der Suggestion, die bei wichtigen Anlässen Vorzeichen ausüben, kann sich nur ein Stoiker entziehen. Die Unausrottbarkeit

Digitized by Google

des Aberglaubens findet in dieser ständigen Wiederbelebung ihre Erklärung. Aber Voraussetzung dazu ist die Gemütsbewegung! Ich sagte schon oben: Aberglauben ist stets „brühwarm", auch wenn er mit noch so oft aufgekochten Leckerbissen genährt wird. Sonst ist die Bezeichnung „Aberglauben" nicht am Platz! Wer heute noch, sozusagen ohne Anlaß, ohne innere Erregung auf der Straße umkehrt, wenn ihm eine Katze über den Weg läuft, der ist nicht „abergläubisch", sondern „rückständig", „ungebildet" usw.; ich habe die betreffenden Ausdrücke dafür bereits oben zur Auswahl vorgeschlagen.

Nun zu unsern weiteren Beispielen. Auch andere Sorgen als Schulfragen beschäftigen unsere Jugend. Da schreibt einer:

„Zu Hause habe ich einen Kinoapparat. Durch das Laufen des Elektromotors wurde jedesmal die Apparatur erschüttert, wodurch das Bild verschwommen war. Da, auf einem Nachhauseweg, fiel mir eine gute Verbesserung an der Linse ein. Ich dachte mir: Trifft dieser Stein bis an diesen Baumstamm, so gelingt es mir bestimmt. Ich warf. Wirklich hatte er sein Ziel nicht verfehlt. Zu Hause angelangt, wurde sofort herumgebastelt und es gelang wirklich vortrefflich."

Ein anderer berichtet:

„Ich hatte mir einen Bogen zum Pfeilschießen verfertigt. — Es war an einem schönen Nachmittag, als ich mich wieder im Schießen üben wollte. Einige Pfeile hatte ich schon im Wald verschossen. Nur einer blieb mir übrig. Plötzlich fand ich ein schönes Stück Holz und daraus gedachte ich, einen Pfeil zu schnitzen. O Schreck, was bemerkte ich da? Mein Messer war ja verschwunden. Alle Taschen suchte ich aus, aber vergebens. Jetzt ging ich traurig suchen. Abermals war es umsonst. Da wollte ich schauen, ob ich den Zapfen am Baum treffe, denn ich dachte mir, wenn ich hier Glück habe, finde ich bestimmt das verlorene Messer. Aufgeregt legte ich an. Schon schnellte der Pfeil los — und daneben. Der Pfeil aber blieb in den Ästen hängen. Ohne Hoffnung, das Messer wiederzufinden, machte ich mich auf den Heimweg. Da sah ich in den niedrigsten Ästen eines Baumes einen von meinen verschossenen Pfeilen. Einige Male sprang ich hoch, um ihn zu erreichen. Aber niemals gelang es mir. Da hob ich einen Stein auf und wollte nach dem Aste werfen. Wieder dachte ich daran, falls ich treffe, finde ich mein verlorenes Messer wieder; der erste Stein ging daneben. Jetzt holte ich mir gleich mehrere, um nach dem Aste zu zielen. Ich wollte loswerfen, aber ich kam nicht dazu, denn ein Windstoß bewegte den Ast so stark, daß mein Pfeil herunterfiel. Schnell holte ich den Pfeil und wollte mir ein Ziel suchen. Bald hatte ich auch ein Ziel gefunden. Ich wollte eine Tannenspitze treffen. Wieder zielte ich nach dem Wipfel. Noch aufgeregter als zuvor. Das Messer muß ich finden, dachte ich fest. Wieder der Windstoß. Wenn nur der nicht wäre, müßte ich eigentlich treffen. Koste es, was es wolle, jetzt schieße ich, dachte ich mir. Ein leises Zischen und der Pfeil schnellte von der Sehne ab! ‚Getroffen!' rief ich laut vor Freude, denn mein Geschoß traf genau die Spitze. Den Pfeil aber sah ich nie wieder. Es war mein bester. Deshalb hatte ich auch große Hoffnung. Aber wenn der Windstoß nicht gewesen wäre, hätte ich auch nicht getroffen. Er drückte den Wipfel so weit

Digitized by Google

nach links, daß der Pfeil an ihm abprallte. Ich wollte nach Hause gehen, da fiel mir das Messer ein. Ich kehrte um und suchte. Gefunden aber hatte ich nichts. Jetzt wieder untröstlich, trottete ich heim. Zu Hause angekommen, war ich so verstört, daß meine Mutter gleich nach dem Grund fragte. Ich erzählte das Vorgefallene und bekam tüchtig Schimpfe. Als ich mir dann Aufgaben machen wollte und in meine Schublade sah, lag mein Messer darin."

An diesem Bericht ist zu ersehen, wie der Junge vom Aberglauben geradezu besessen war. Versagt das eine Mittel, so versucht er ein anderes, bis er sein Ziel erreicht.

Furcht vor Strafe ist vielfach der Anlaß zu Aberglauben. Da wurde ein Junge in die Stadt geschickt, um etwas zu besorgen:

„Ich sah mir, statt gleich nach Hause zu gehen, die Auslagen an. Es hat 8 Uhr geschlagen, als mir plötzlich einfiel, du sollst ja schon um 7 Uhr zu Hause sein. Ich lief, was ich konnte, und kam ganz abgehetzt bis zum Schmidtweg, der sehr finster ist. Plötzlich befiel mich eine A n g s t, und ich kam auf folgenden Gedanken. Ich sagte zu mir: ‚Wenn ich jetzt da hinauf gehe und es liegt ein Betrunkener am Weg, so bekomme ich ein paar Ohrfeigen; liegt keiner am Wege, so läuft die Sache glücklich ab.' Als ich diesen Entschluß (!) gefaßt hatte, war mir etwas leichter zu Mute. Ich schritt also jetzt ohne Furcht voran. Aber o Schreck! Als ich noch gar nicht weit, auf nichts achtend, weiter gegangen war, trat ich auf etwas Weiches, das plötzlich aufsprang. Jetzt bekam ich doppelte Angst. Sollten wirklich die Ohrfeigen in Erfüllung gehen? Aber darüber hatte ich jetzt keine Zeit zum Nachdenken, ich mußte sehen, daß ich von dem Betrunkenen keine Prügel bekam. Ich lief, was ich nur konnte, und der Betrunkene hinter mir her. Aber kaum hatte ich den schützenden Garten erreicht, als mir schon der Vater mit der Rute entgegen kam. Ich bekam zwar nicht e i n paar Ohrfeigen, sondern drei Paar und als Nachspeise noch drei Tage Hausarrest. So ging mein abergläubischer Gedanke doch in Erfüllung."

Das Erlebnis, welches sich vor ungefähr fünf Jahren zutrug, blieb dem Betreffenden derart in Erinnerung, daß er noch heute von allen Einzelheiten berichten kann.

Ein anderer wieder möchte gern zu Pfingsten auf eine Wanderfahrt gehen; er überspringt einen Mühlgraben an der breitesten Stelle und gewinnt so die Sicherheit, daß sein „Betteln" bei den Eltern Erfolg haben wird. Ein Fünfzehnjähriger erinnert sich, daß er im Jahre 1930 ein paar Skier zu Weihnachten bekommen sollte; er schneidet sich lange und kurze Stäbchen und befragt sie, ob der Wunsch in Erfüllung gehen werde. Ein anderer — er besuchte damals die 5. Volksschulklasse — bemerkte zwei Hühner, die miteinander „zankten", und schlägt sie mit einer Rute lahm. Der Bauer droht, seinen Vater und den Lehrer zu verständigen. Da schießt der Junge einen Pfeil senkrecht in die Luft und ist beruhigt, als er, zu Boden gefallen, in der Erde stecken bleibt, wie er sich es vorher bestimmt hat. — Ein Mädchen, sie ging damals auch noch in die Volksschule, zählt ihre gefundenen Kastanien und hofft beim Ausgang auf eine gerade Zahl auf Straflosigkeit, weil sie zu lange spielte. „Während dem ganzen Zählen

Digitized by Google

zitterte ich", erinnert sie sich noch. Wieder ein anderes Mädchen freute sich vor zwei Jahren auf einen Ausflug, auf den sie anfangs nicht mit durfte. Dann pflückt sie Ebereschen und erfährt durch bestimmtes Abzählen der gesammelten Früchte, daß ihr „Betteln und Bitten" Erfolg haben wird, was auch zutraf.

Ein anderer Junge berichtet:

„Hatte ich einmal etwas angestellt und dachte, daß es der Vater zu wissen bekommt, dann sagte ich mir immer: Wenn ich eine bestimmte Strecke einen Stein werfe, so wird es dem Vater nicht gesagt, und es war auch so. Gelang es mir nicht, den Stein so weit zu werfen, so wiederholte ich es ein paarmal, bis es gelang. Da dachte ich immer, es hilft."

Wie schon bei einem früheren Beispiel begnügt sich der Betreffende nicht einfach mit der Deutung der Zukunft, sondern er glaubt durch sein Werfen selbst sein Schicksal zu bestimmen. — In dieser Beziehung Ähnliches berichtet ein Mädchen:

„In unserem Garten steht ein altes Sommerhaus, in und an welchem ich schon oft meine Zukunft deutete. So war es auch heuer zu Anfang der Ferien. Mein größter Wunsch war nämlich, mit der Schar auf Großfahrt zu gehen. Also stieg ich auf das Dach und wollte von dort auf den Apfelbaum, auf die Hofmauer und dann mit einem Sprung auf das Dach des Holzschuppens. Die Hofmauer ist vielleicht eineinhalb Meter und das Schuppendach zwei Meter hoch und einen Meter von der Mauer entfernt. Komme ich über das weg, darf ich mit auf Großfahrt, wenn nicht, na, dann eben nicht. Aber an das dachte ich erst nicht, denn ich war überzeugt, daß meine langen Beine mich nicht im Stich lassen würden. Es ging alles ganz gut bis zur Hofmauer, und jetzt mit recht viel Anlauf auch über diese schwierige Stelle weg — — aber o Schreck, meine langen Beine, auf die ich geschworen hätte, verließen mich doch, und schon lag ich in dem engen Hof. Einen blauen Fleck hatte ich davongetragen. Jetzt rief meine Mutter nach mir und sagte: ‚Ich habe mir es überlegt, du mußt heuer ins Tschechische!' . . . . So hatte sich mein künftiges Los durch diesen Fehlsprung bewiesen (!)."

Auch sportliche Fragen, Sorgen um die Ehre Deutschlands, können quälend sein:

„Am Anfang der Olympiade", — schreibt ein Junge — „stellte ich mir 40 zerschlagene Fensterscheiben auf ein Brett und dieses wieder auf einen Holzstoß. Jetzt nahm ich mir Steine und dachte mir, so viel Fensterscheiben ich treffe, so viel Goldmedaillen gewinnt Deutschland bei der Olympiade. Ich schoß zwanzig Fensterscheiben entzwei und glaubte, es wären viel zu viel. Deutschland gewann aber schließlich über dreißig Goldmedaillen."

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß gerade die Sorge um Gesundheit und Leben im Aberglauben eine große Rolle spielt. Auch bei unserer gesunden und lebenslustigen Jugend! Ein Mädchen gesteht uns:

„Voriges Jahr lachte ich immer Leute aus, die abergläubisch waren, doch heuer wurde ich es auch. Das kam so: An einem Freitag wurde mein Bruder krank; der Papa und ich fuhren nach N., um was zu besorgen. Auf

Digitized by Google

einer geraden Straße standen zehn Fuhrwerke. Der Papa wollte bremsen, aber die Bremse versagte, und wir lagen verkehrt im Graben. Aufgerissen und mit blauen Flecken kamen wir nach Hause. Einen Monat darauf wollten wir nach O. fahren. Da erkrankte meine Mutter. Zuerst wollten wir nicht fahren, aber dann entschlossen wir uns doch. Wir sausten derart, daß wir bald in einem Graben lagen. Seitdem weigere ich mich immer, wenn jemand krank ist, mit dem Auto zu fahren."

Man erkennt an dem Beispiel sehr gut, daß die Bezeichnung Aberglaubenerfahrung berechtigt ist.

Man wird da vielleicht einwenden, daß die gewonnene Erfahrung eigentlich recht vernünftig ist. Denn wer kranke Verwandte zu Hause zurückläßt, ist doch gerade auch während der (längeren) Fahrt mit ihnen im Geiste beschäftigt und wenig gesammelt für das Lenken eines Autos. Ein Unglück ist also wahrscheinlich, ja zu erwarten. Aber diese Überlegung führte unsere Schülerin keineswegs zu ihrer Erfahrung, sondern sie gibt selbst zu, daß sie abergläubisch geworden ist! — Wie das Beispiel lehrt, muß man an die Möglichkeit denken, daß im Aberglauben auch Richtiges erkannt und erfahren werden kann, und nicht alle Aberglaubenerfahrungen Unsinn sein müssen. (Auch ein blindes Huhn kann ein Körnchen finden!)

Ein Junge schließlich hat Folgendes erlebt:

„Eine Woche vor der ersten Schularbeit aus Deutsch — es war im heurigen Schuljahr — wurde meine Tante krank. Als jetzt der Tag der Schularbeit kam, wurde meine Tante noch mehr krank und mußte ins Spital. Da kam mir in den Sinn: ‚Wenn ich auf dieser Schularbeit ein Nichtgenügend habe, so stirbt meine Tante.' Dieses alles wurde auch der Fall. Der Herr Professor brachte die Schularbeit zurück, auf welcher ich ein Nichtgenügend hatte, und siehe da, meine Tante starb."

Man stelle sich einen ähnlichen Fall in irgend einem primitiven Volksstamm vor: Da würde es nicht einfach heißen: „. . . und siehe da, meine Tante starb", sondern der „Mörder" müßte büßen! Vielleicht werden uns diese Beispiele aus dem primitiven Leben unserer Kultur, dem der Kinder, das Leben und Denken der Naturvölker leichter verstehen lassen.

Das Problem des Todes ist bei unserem Jungen noch keineswegs erledigt. Im Gegenteil! Die Furcht vor dem Tode nimmt bei dem jungen und gesunden Menschen, durch sein erstes Erlebnis vielleicht hervorgerufen, ganz bedenkliche Formen an; er gesteht uns weiter:

„Auch wenn ich immer einkaufen gehe, und es kommt ein Auto gefahren, so denke ich mir immer, bis dorthin muß ich kommen, ehe mich das Auto eingeholt hat. Im Innern ruft es immer: Wenn du es nicht bis dorthin bringst, so mußt du sterben! Bis jetzt ist es mir immer gelungen. Ich habe mich noch nicht getraut, langsamer zu laufen."

Ich will nun mit den Schülerberichten hier abschließen. Von den 61 Befragten gaben 29 — also fast die Hälfte — zu, das „Aberglaubenerlebnis" zu kennen, sie setzten „im Aberglauben" eigenmächtig neue Kausalbeziehungen zwischen ihrem Schicksal und den von ihnen selbst gewählten Dingen; meist recht wahllos, wie ihnen eben die Gedanken kamen!

Digitized by Google

Aber das Aberglaubenerlebnis kennt nicht nur die Jugend. Freilich ist es schwer, sich Berichte (Geständnisse) von Erwachsenen zu verschaffen. Um so willkommener sind daher die Beispiele, die uns unsere Literatur bietet:

So kennt z. B. Schiller das Aberglaubenerlebnis. Im dritten Auftritt des zweiten Aufzuges in „Wallensteins Tod" lesen wir:

Wallenstein: Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaussah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch die Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen
Und setzen wie auf eine große Nummer
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese alle
Das Schicksal wieder auseinander streut,
Nur wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tötete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm.
Es war Octavios — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder", sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Tier, das ich dir ausgesucht.

Digitized by Google

Thu's mir zulieb, es warnte mich ein Traum."
Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Illo: Das war Zufall.

Wallenstein (bedeutend): Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
Versiegelt hab' ich's und verbrieft, daß er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!

Man kann diese Stelle nicht einfach abtun mit dem Hinweis auf die Schicksalsgläubigkeit Wallensteins; nein, Wallenstein ist hier richtig abergläubisch geworden; eigenmächtig — wie unsere Schüler oben — bestimmt er in seiner Erregung, wie und woran er seinen besten Freund erkennen will. Keinen Einwand Illos oder etwa selbst beobachteter Widersprüche läßt er gegen seine Aberglaubenerfahrung aufkommen: „Versiegelt hab' ich's und verbrieft . . . .!" In seine ganze Weltanschauung, in seinen Schicksalsglauben, hat er dann diese Aberglaubenerfahrung eingebaut! — Wir freilich müssen diese beiden Dinge hier genau auseinanderhalten! — Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß der Dichter, Schiller, um das Aberglaubenerlebnis aus eigener Erfahrung wissen mußte!

Dem Roman „Der ewige Wanderer" von Rudolf Stöwesand (Heimatverlag für Schule und Haus, Halle a. d. S., 4. Aufl., 1926) entnehme ich (S. 238) folgende Schilderung:

„Auf der Milchkannenbrücke vor Danzig stand Oskar Lorbeer, wog gedankenvoll den Lützener Turmschlüssel in der schwieligen Hand und spuckte kühnen Bogens in die Mottlau. Dann sah er aufmerksam zu, wie der Schaumklex abwärts wirbelte, der Weichsel und dem Meere zu. Was war er selber weiter als so ein Schaumklex, der im Strom des Lebens dahin fuhr, bald hier etwas aneckte, bald dort ein Weilchen blieb, dann wieder vorwärts trieb mit reißender Geschwindigkeit! Seit er Lützen verlassen, sechs Jahre war es her, war er immer unterwegs . . . Dem Meere zu trieb der Spuckklex, dem Meere zu trieb auch er. Der Vergleich war nicht fein, aber ein Schmiedegesell ist kein Poet und kein Ästhet, sondern ein Realist und nimmt die Menschen und Dinge wie sie sind . . . Ein weißes Pünktchen, wiegte sich der Spuckklex auf den Wassern der Mottlau schon ganz fern, bis es in einem plötzlichen Strudel verschwand. Vergeblich suchten die scharfen Augen des Schmiedes die ganze Strombreite ab, es tauchte nicht wieder auf. Beunruhigt schüttelte er den Kopf, denn er hatte sich eben so sehr mit dem Erzeugnis seines Mundes identifiziert, daß er in dessen Schicksalen ein Abbild seiner eigenen zu sehen glaubte, und hatte orakelt: würde das Klexchen unabgelenkt weiter und weiter treiben, bis es am Horizont verschwamm, so würde er selbst ein hohes Alter erreichen; aber ein plötzliches Ende würde sein Los sein, wenn es vorher unterginge. Nun war das letztere eingetreten . . . ."

Digitized by Google

Einen klassischen Beleg in jeder Hinsicht finden wir bei Gerhart Hauptmann. Der Dichter berichtet nach seinem Tagebuch (!) zum 7. Februar 1895 von einer Seereise mit der „Möwe" in dem „Buch der Leidenschaft" (S. Fischer, Verlag, Berlin 1930):

„..... Ich kann bemerken, daß ich, wie in meinem äußeren Leben, so auch innerlich die Zügel verloren habe. In mir sind völlig freie Mächte, die sich kaleidoskopisch darstellen. Das innere Auge zwar beobachtet kühl, aber sonst wird allmählich die Macht der Vernunft, die Macht des Verstandes ausgeschaltet. Zum Beispiel nimmt ein wachsender Aberglaube in mir geradezu köhlerhafte Formen an. Ich mache das Ja oder Nein, das Glück oder Unglück meiner Zukunft fortwährend und immer wieder von Kleinigkeiten abhängig: ob ein Streichholz brennt, ob sich meine Zigarette entzündet oder nicht, ob die Zahnstocher in einem Gefäß, die Knöpfe, die Buchstaben einer Zeile, die Zeilen einer Seite, die Glieder meiner Uhrkette eine gerade Zahl ergeben oder nicht, ob eine Spritzwelle, die entstehen wird, wenn das Vorderteil des Schiffes sich in den nächsten Wogenberg eingräbt, das viertel, das halbe, das ganze Schiff überfliegen wird oder nicht. In alledem und unzähligen andern Dingen möchte ich Zeichen des Himmels sehen, Zeichen einer göttlichen Macht, die mir im voraus den Gang meines Schicksals mit einem ungeheuren Anteil an meiner Wenigkeit mitteilen will." —

Es werden sich sicher noch viele ähnliche literarische Belege finden lassen, wenn man erst nach ihnen Ausschau hält. Der Aberglauben ist keine Domäne der Kinder oder alter Weiber oder afrikanischer Wilder! Wohl spielt er in unserem Kulturleben heute vielleicht keine große Rolle mehr, aber wichtig ist das Wissen um diese Dinge für die Beurteilung unserer weltanschaulichen Vergangenheit, namentlich aber für die Entstehungsgeschichte der Religionen und Kirchen, da den Kristallisationskern der Religionen die überall vorhandene Furcht vor dem Tode bildet — und diese kann oder konnte sich nur über den Aberglauben Luft machen; ein flüchtiger Blick in das Seelenleben primitiver Völker bestätigt diese Behauptung. Man wird sich daher nicht wundern dürfen, wenn das bisher wenig beachtete Buch von Dr. Friedrich Schleser, das im Jahre 1929 erstmalig auf diese Dinge hinwies, den Titel: „Vom Aberglauben zur Lehre Jesu"[1]) führt. Auf etwa 60 Seiten, sozusagen in der Einleitung, hat er die Entstehung neuen Aberglaubens ausführlich behandelt und vor allem mit Beispielen aus dem Leben der Naturvölker belegt. Es ergab sich u. a. dabei die wichtige Tatsache, daß Lévy-Bruhls Theorie vom „prälogischen Denken" der Naturvölker gänzlich verfehlt erscheint, da das Denken des primitiven Menschen nicht einfach als völlig anders geartet beurteilt werden darf als das des zivilisierten Europäers. „Prälogisch", sagt Schleser, „denken die Primitiven nur, wenn sie abergläubisch sind, und das tun wir dann auch!"

Es wird sich überhaupt als notwendig erweisen, „die Weltgeschichte des Aberglaubens" neu zu schreiben. Ein System in die Aberglaubenerschei-

[1]) Erschienen im Verlag Adolf Klein, Leipzig C 1, 150 Seiten, geb., Preis RM. 2.50.

Digitized by Google

rungen zu bringen, ist unmöglich. Ganz willkürlich verhalten sich z. B. unsere Schüler vor Schularbeiten oder der Zeugnisverteilung: Der eine hüpft mit einem Bein über Stiegen, ein anderer überspringt einen Graben, ein dritter wirft nach den Fensterscheiben eines alten Hühnerstalles, ein vierter turnt auf einer Wäschestange herum, ein fünfter, ein Mädchen, rauft mit der Schwester . . . usw. Hundert andere Schüler werden hundert andere Mittel für ihre Zukunftsdeutung erfinden. Wo bleibt da das System? Vielleicht führt der umgekehrte Weg zu einem Ziel, wenn man etwa fragte: „Welche Ereignisse waren bei einzelnen Menschen oder Völkern zu bestimmten Zeiten so erregend, daß sie Aberglauben auslösten?" Doch genügt uns wohl fürs erste die Einsicht, daß Aberglauben immer völlig neu entsteht.

Graselsagen aus Südmähren

Mitgeteilt von **Rud. Hruschka**, Piesling

(Durch die folgenden Sagen werden die in den Jahrgängen 1931 (S. 10—20) und 1934 (S. 164/165) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze ergänzt.)

Grasels Talisman

In der niederösterreichischen Stadt Drosendorf erzählt man, daß Grasel bereits als Kind im Alter von sechs Jahren den ersten Diebstahl begangen habe; er war mit seinen Eltern gegen Abend nach Böhm.-Rudoletz gekommen, wo vor dem herrschaftlichen Gasthaus ein vornehmes Gespann stand. Einen so schönen „Koblwagen" hatte der Knabe bisher noch niemals gesehen; daher besichtigte er ihn von allen Seiten und als er gewahr wurde, daß niemand im Wagen saß, öffnete er vorsichtig den Wagenschlag, durchsuchte auch das Wageninnere und fand schließlich in einer Tasche das auf Elfenbein gemalte Bild der heil. Jungfrau Maria von seltener Schönheit, das er rasch zu sich steckte.

Dieses Bild wurde, indem es Grasel von nun an stets an seiner Brust trug, zu seinem Talisman, der ihm viele Jahre hindurch Schutz und Glück brachte bei allen seinen verbrecherischen Taten. Eines Tages aber war das Bildnis verschwunden; es war ihm nämlich von einer eifersüchtigen Geliebten, die in dem Amulett die bildliche Darstellung einer Nebenbuhlerin vermutete, im Schlafe gestohlen worden. Über diesen Verlust war Grasel unsagbar traurig und eine lähmende Niedergeschlagenheit beherrschte von da ab bis zu seiner bald darauf erfolgten Verhaftung in Mörtersdorf alle seine Handlungen und sein sonst so heiteres Gemüt.

*

Diese Sage läßt deutlich die Beeinflussung der Überlieferung durch die frühzeitig entstandenen Graselromane, und zwar „Die beiden Grasel", historischer Roman in zwei Bänden von Eduard Breier, Wien 1861, und „Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmannes Johann Georg Grasel" von C. Ulf, Znaim 1862, erkennen; beide Werke (Breier I, Seite 36—46, Ulf, S. 4—20) schildern übereinstimmend den in obiger Sage

Digitized by Google

erzählten Diebstahl, den der sechsjährige Hansjörg im Jahre 1797 in dem niederösterreichischen Dorfe Straß begangen haben soll, mit der Abweichung, daß das gestohlene Bildnis ein „in Elfenbein gemaltes weibliches Porträt von einer Schönheit darstellte, die nur mit der eines Engels verglichen werden konnte", und lassen, indem sie den Vater als Anstifter des Diebstahles hinstellen, die Mutter als rechtschaffene, gottesfürchtige Frau hervortreten, die sie keineswegs war.

Grasel und der Handwerksbursche

Die „Haid" bei Piesling, ein heute noch ziemlich großer und dickichtreicher Wald, diente ehemals häufig lichtscheuem Gesindel als Unterschlupf. Hier hauste auch Grasel mit seinen Raubgesellen in einer Höhle, die heute noch erhalten und nach ihm benannt ist. — Diesen Wald durchwanderte einst ein Handwerksbursche in der Richtung gegen Weikertschlag; er ging sorglos und heiter seines Weges und fürchtete auch eine Begegnung mit Grasel nicht, von dem er wußte, daß er ein Freund der Armen sei und es nur auf das Gut reicher Leute abgesehen habe. Und reich war er sicherlich nicht, wenn auch in seinem Felleisen einige ersparte Gulden versteckt lagen. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, da verstellte ihm, plötzlich aus dem Dickicht tretend, ein wilder, blatternarbiger und rothaariger Kerl den Weg und beraubte ihn mit vorgehaltenem Pistol seiner ganzen Habe.

Auf seiner Weiterreise, die unser Handwerksbursche nun ganz traurig fortsetzte, begegnete er einem Jäger, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ und ihn fragte, was ihn denn bedrücke, daß er gar so mißmutig und verdrossen in die Welt schaue. Der Bursche erzählte nun sein Erlebnis mit dem Rotschädel, worauf ihm der Jäger befahl, mit ihm zu kommen. Bei einer „Plätzn" (d. i. Lichtung) angelangt, entnahm der Jäger seiner Tasche ein Hifthorn und blies dreimal hinein. Es dauerte gar nicht lange, da kamen aus allen Richtungen mehrere wildaussehende Kerle daher, die sich vor dem Jäger, in welchem wir bereits Grasel erkannt haben, aufstellten. Nun mußte der Handwerksbursche den Räuber seiner Habe bezeichnen; dieser wurde aufgefordert, sogleich die geraubten Sachen herbeizuschaffen und als dies geschehen war, sagte Grasel zu ihm: „Weil du deinen Schwur, die Armen zu schonen, so schändlich gebrochen hast, sollst du die gebührende Strafe empfangen." Der Handwerksbursche aber wurde mit einer Belohnung entlassen. Als er sich in einiger Entfernung umdrehte, sah er, wie die Genossen Grasels den Rotkopf dergestalt mit den Beinen auf einen Baum hängten, daß sein Kopf in einen Ameisenhaufen zu liegen kam.

*

Dieselbe Sage erzählt Pfarrer O. Schweizer in der „Kremser Zeitung", 1890/1, mit der Abweichung, daß sich die Begebenheit im „Mödringer Wald" zugetragen und Grasel den Roten zur Strafe erschossen habe. Franz Kiesling übernahm sie in der Fassung nach Schweizer in sein Werk „Frau Saga im n. ö. Waldviertel", Heft 1, S. 24/25.

Digitized by Google

Grasel und die Wallfahrer

Einmal ging, so wird in Piesling erzählt, eine Prozession von Neustift nach Dreieichen in Niederösterreich; mitten in der „Haid" trat plötzlich ein Jäger aus dem Dickicht, stellte sich vor die Wallfahrer mit schußfertigem Gewehr und befahl ihnen, stehen zu bleiben, die Schuhe auszuziehen und auf einen Haufen zu werfen. Dann ließ er sich von den jammernden Prozessionsteilnehmern das Geld ausfolgen und verschwand wieder im Walde.

*

Diese Sage ist eine verkürzte Nachbildung der Erzählung, die Breier im 2. Band seines Romanes auf S. 204/205 bringt, nur sind die überfallenen Personen nicht Wallfahrer, sondern jüdische Hausierer, die auf den Markt zogen. Vgl. diese Zeitschrift, 4. Jg. (1931), S. 20!

Ein mißglückter Einbruch Grasels

Auf dem Hause Nr. 3 in Piesling wirtschaftete zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Fleischhauer. Bei dem Gebäude lag damals dort, wo heute die Scheuer steht, ein von einem hohen Lattenzaun eingefriedeter Garten, der es „hintaus" abschloß; die Fleischbank befand sich diesem Garten gegenüber, linkerhand vom heutigen Toreingang. — Diesem Fleischhauer stattete einmal Grasel einen nächtlichen Besuch in der Absicht ab, um Selchfleisch und Würste zu stehlen. Er hatte bereits den Gartenzaun überstiegen und stand im Hof; da gewahrten die beiden großen Hunde des Fleischers den Fremdling und mit lautem Gebell stürzten sie auf ihn los. Sofort schwang sich Grasel auf den Zaun; doch ehe er ihn übersteigen konnte, hatten ihn die Tiere gefaßt und rissen ihm die Schaffellweste, mit der er bekleidet war, vom Leibe. Als der vom Lärm der Hunde geweckte Fleischer auf den Hof kam, war der Räuber längst verschwunden; die zurückgebliebene Weste aber nahm er zu sich und trug sie von da ab stets in der kalten Jahreszeit zur Erinnerung an den mißglückten Einbruch Grasels.

*

Der in der Sage erwähnte Fleischhauer hieß Johann Blach; gebürtig aus Thaya (N.-Ö.), heiratete er im Jahre 1811 die Witwe Anna Maria nach Adalbert Zach, die den Besitz von ihrem Vater, Paul Dunkler, am 29. Oktober 1804 eingeantwortet erhielt. Blach, der Urgroßvater des gegenwärtigen Besitzers Josef Blach, gelangte in den Mitbesitz dieser Wirtschaft am 8. Juni 1818 und erscheint auch in der Grundertragsmatrik des Jahres 1820 als Besitzer dieses Hauses; er starb am 25. Dezember 1851, sein Weib schon am 6. Mai 1844. — Grasel gestand übrigens im Strafverfahren, in Piesling zwei Einbrüche begangen zu haben, und zwar am 11. Juni 1812 und 13. Oktober 1813. (Fortsetzung folgt.)

*

Digitized by Google

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz

Die folgende Zusammenstellung von Hausmitteln bei Erkrankungen wird für das Dorf Runarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek gemacht. Der Ort ist mit Absicht gewählt. Einmal kann der Schreiber als Ortskind aus eigener Erinnerung schöpfen, dann hat sich hier infolge einer jahrhundertelangen Weltabgeschiedenheit, die erst in neuerer Zeit durch die Nähe einer Eisenbahn und durch eine Bezirksstraße gemildert wurde, mehr altes Volksgut erhalten als anderswo; darunter ein Schatz von Hausmitteln, da die Bewohner wegen ihrer Armut nur in sehr ernsten Fällen den Arzt holen und sich von jeher mit Hausmitteln behelfen. Die Zusammenstellung bezieht sich auf das letzte Drittel des vergangenen Jahrhunderts; doch sind viele der angeführten Mittel, obwohl sich inzwischen vielfach die Erkenntnisse über das Wesen der einzelnen Krankheiten und über die Säuglingspflege geändert haben, auch heute noch in Geltung aus alter Gewohnheit und, weil sie sich tatsächlich bewähren.

W u n d e n (Bietootn): Schnitt- und Stichwunden werden ausgesogen. In die frischen Wunden träufelt man Arnikatinktur oder Balsam, die für diesen Zweck vorrätig gehalten werden, und den Saft von Schafgarbenblättern. Man rollt einige Blätter so lange zwischen den Handflächen, bis sie Saft geben, träufelt diesen in die Wunde, legt die ausgepreßten Blätter auf und verbindet die Wunde. Das wirkt schmerzstillend, kühlend und beschleunigt die Heilung. Besonders bewährt ist das Mittel bei blutiggestoßenen Zehen.

Quetschwunden und Abschürfungen bestrahlt man mit dem eigenen Harn — eine Art Desinfektion. Je mehr es beißt, desto besser ist die Wirkung —, legt „oldn[1]) Schmäär" auf und verbindet sie. „Oldr Schmäär" ist Abfallfett beim Schweineschlachten. Die auf den Geräten haftenden und auf dem Spülwasser schwimmenden Fettbröckchen werden gesammelt und zu einer Kugel zusammengedrückt. Damit sie nicht auseinanderfällt, umspinnt man sie mit einem Bindfaden und hängt sie sodann wie ein Pendel auf die Ofenstange und später in der Kammer auf. Mit der Zeit wird das Fett schmierig und ist so gerade recht zum Gebrauch. Es wird auch bei Geschwülsten verwendet.

Noch vor 50 Jahren wurden zur Stillung des Blutes allgemein Spinngewebe (Spennbeebhait) verwendet. Durch den Einfluß der Schule ist man davon abgekommen.

Hat man sich einen Schiefer eingezogen und bekommt man ihn nicht heraus, gilt als unfehlbares Mittel Hühnerfett (Hienerfättes). Es zieht den Schiefer heraus. Bewährt ist frisches, weiches Herz. Das desinfiziert, verhindert die Entzündung und nach einiger Zeit läßt sich der Schiefer wie aus einer Scheide herausziehen.

Bei Prellungen und Stoßverletzungen verwendet man Hundsschmalz oder „Jarmetzr" Salbe, von der noch später die Rede sein wird, zum

[1]) o = geschlossenes o; o = offenes o.

Digitized by Google

Schmieren. Beulen auf dem Kopfe, durch Anstoßen entstanden, drückt man mit einer Messerklinge nieder.

In trockenen Sommern springen beim Bloßfüßiggehen gerne die Fersen auf, so daß sich tiefe, bis ins lebende Fleisch gehende Spalten bilden, oder es bricht die Sohlenhaut unter den Zehen. Solche Wunden sind für alle jene, die auf Stoppelfeldern oder in Stallungen, besonders Pferdestallungen beschäftigt sind, sehr unangenehm, weil Stiche in die Wunden heftig schmerzen und die Berührung mit Jauche, namentlich Pferdejauche, beißenden Schmerz hervorruft.

Verunreinigte Wunden werden „schbarndich"; Fußwunden nach der Volksmeinung, wenn man in Glasscherben oder auf etwas Giftiges — eine Kröte — tritt. Solche Wunden „änzindn", „ergötzn" sich, „reisn zusomm" und werden schließlich „zeitich". Nun können sie aufgestochen oder aufgeschnitten werden. Das Reifen beschleunigt man durch Auflegen von heißem „Leinkasch" (Leinsamen zerstoßen und in Milch gekocht), heißem Kartoffelbrei, sehr stark gesalzenem Teig, zerkautem Butterbrot, Speck und warmem Kuhfladen. Durch diese Mittel wird auch die Haut erweicht, so daß sich der Eiter (Ättr) selbst Bahn bricht und das gefürchtete Öffnen der Wunde erspart. Der Eiter muß ausgedrückt werden. Harzsalben, Wagenschmiere aus Harz, „Ronknkornbleetr" (Blätter der Braunwurz) ziehen zuletzt auch den „Ättrstock" heraus, worauf die Wunde unter „Krimmrn" (Jucken) heilt.

Aus verschiedenen Ursachen entstehen mitunter „Schbarn" (Furunkel) und Beulen, die wie „schwierig" (eitrig) gewordene Wunden behandelt werden. In der Nachbargemeinde Ölhütten hat noch vor 40 Jahren eine Frau Krankheiten besprochen und Eiterherde unter Zuhilfenahme eines „Dunrkeils" (eines Steinbeiles) geöffnet. Die Besprechungsformel konnte leider nicht in Erfahrung gebracht werden; auch der „Dunrkeil" ist nicht mehr auffindbar. In jüngster Zeit ist ein solcher in Wachtl zustande gebracht worden. Er ist im Besitze des dortigen Herrn Oberlehrers Karl Potschka.

Eine schwer heilende, eiternde Wunde ist eine „Peetsch". Sie entsteht, wenn der schützende Grind immer wieder weggekratzt wird[1]). Oft bekommen Kinder im Gesicht Grind, Ausschlag (Qsprqng). Man bestreicht die Stellen mit Fett. Kopfgrind darf aber nicht gewaschen werden.

Nässende Stellen hinter den Ohren oder in den Hautfalten bei kleinen Kindern bestreut man mit geschabtem „Taufstein" (Talgstein) oder mit Wurmmehl.

Wunde Mundwinkel (Binkl) sind ansteckend (qhängadich) und werden durch die Löffel weiterverbreitet. Man heilt sie, wenn man ein Stückchen des Hemdes, das man gerade am Leibe trägt, in eine scharfe Falte legt und diese durch den wunden Mundwinkel zieht.

Bei Mundfäule wendet man Absud von Erdbeerblättern und Alaunlösung zum Ausspülen an. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Derartige Wunden läßt man gerne von Hunden belecken; sie heilen dann angeblich sehr rasch. (Anklänge an das biblische Gleichnis vom reichen Prasser und armen Lazarus.)

Digitized by Google

Der walachische Schäfer

Von **Dr. Fritz Koberg**, Prag

In den Dörfern des Feistritztales in meiner nordmährischen Heimat, aber auch im anschließenden Odergebirge in Nordmähren und Schlesien weiß heute noch ein Teil der Bevölkerung[1]) von dem walachischen Schäfer zu erzählen, der vor ungefähr zwei bis drei Menschenaltern eine ebenso große wie geheimnisvolle Rolle als Berater und Helfer gespielt hat. Damals wanderten, wie ich mir von Bauern, Müllern und Holzhackern in verschiedenen Orten erzählen ließ, viele Leute mit ihren Sorgen und Nöten über das Odertal hinüber und durch das Kuhländchen in seine walachische Beskidenheimat. Das war zu Fuß ein starker Tagmarsch. Selten ging jemand ungetröstet, anscheinend nie einer ungläubig von ihm weg. Alle vertrauten seiner Zauberkraft. Wollte oder konnte er in keiner Weise helfen, so sagte er einfach: „Da bin ich machtlos." Sie senkten den Kopf und gingen und versuchten es ein nächstes Mal wieder bei ihm, und ein drittes und viertes Mal auch, mitunter nach Zeitspannen von zwei bis drei Jahrzehnten.

Der Schäfer wurde uralt und sein Ruf und Einfluß immer größer. Als er gestorben war und noch immer die Leute kamen, sich Rat zu holen bei seinen Söhnen, die doch auch etwas von seiner Kraft und Begabung haben müßten, da wurden die Hilfeflehenden weggeschickt, denn, so erklärten die Söhne erschauernd übereinstimmend: „Er hat so schwer sterben können! Wir versuchen daher nicht die Kraft. Er hat wohl immer nur das Gute gewollt, es ist aber doch Teufelswerk darin; sonst wäre er leichter gestorben."

So wuchs der Ruf des Zauberers aus der Walachei, des Hirten aus den Beskidenbergen, nach seinem Tode noch ganz besonders an. Das gelinde Grauen derer, die von ihm erzählten und ihm die alten sagenhaften Züge aus den Tagen des Hexenwahns und jene anderen der guten Geister anhängten, tönte mir aus gar manchem Munde entgegen. Scheu und still wurden sonst laute Menschen, als sie zu erzählen begannen, wie ihr Vater vor langen Jahren den Weg zum Schäfer in die Walachei gegangen sei und wie er getröstet und aufgerichtet von dort wiedergekommen. Unter denen, die mir so vor dreißig Jahren Kunde gaben von einer Sagengestalt, die noch das Maschinenzeitalter geschaut hat, wenngleich sie in der Abgeschlossenheit von Bergwiesen zwischen Wäldern Schafe weideten, war der eine erklärter Atheist, hatte jahrelang als Mühlenbauer weite Reisen gemacht und sich häufig als erfindungsreicher Bastler nicht ohne Geschick betätigt, andere waren nüchterne, weltoffene Bauern, die mit ihren beiden Füßen fest im Alltag standen und wirtschaftlich gut vorwärtskamen, zumal sie, wie man so sagt, stets mit der Zeit gingen. Und doch war überall im Hintergrund ihres Seelenlebens der walachische Schäfer, bei dem der Vater oder Oheim gewesen und von dem er in nachdenklichen Stunden andächtig und verehrungsvoll, ergriffen und ergreifend, im kleinsten Kreise

[1]) Gegenwärtig dürfte sein Andenken durch den Freiwaldauer Hellseher Nemec, um den sich ein ganzer Sagenkranz gebildet hat, verdunkelt worden sein.

Digitized by Google

der engsten Angehörigen, erzählt hatte. Stillschweigen, jahrelanges, mitunter auch jahrzehntelanges Schweigen hatte der Hirt in der Walachei jenen, die bei ihm Rat oder Hilfe holten, fast stets zur Pflicht gemacht — nur dann nicht, wenn er sie mit dem Bedeuten fortschickte, er könne ihnen nicht helfen. Nie hatte er jemandem gesagt, er möge wiederkommen, ja, im Gegenteil, er hatte Verborgenheit gesucht, wo er nur konnte. Um so stärker war sein Einfluß und seine Einwirkung auf die Gemüter — auch der Nachlebenden.

Daß dieser Schäfer nie Geld genommen und auch nie ein Geschenk begehrt hat, ja, unwillig werden konnte, wenn ihm Arme aus Dankbarkeit Geschenke aufdrängen wollten, erhöhte noch seinen Ruf.

Vor ungefähr sechzig Jahren hat der damalige Besitzer der Alten Mühle in Pohorsch bei Olmütz, Hübner mit Namen, in jenen Tagen, als noch am Windmühlberg seine Windmühle stand, die bis nach Olmütz zu sehen war, für diese Mühle lange vergeblich einen Käufer gesucht und sich endlich auf den Weg in die Walachei begeben. Der Schäfer trug ihm auf, in einer bestimmten Nacht nach Herausnahme eines Spans aus dem Mühlenrad sich in der Richtung gegen Olmütz dreimal zu verbeugen; innerhalb von drei Tagen würde sich dann der Käufer einstellen. Und richtig, es kam ein reicher Kaufmann aus Olmütz und kaufte vom alten Hübner die Mühle, die dem Erwerber übrigens auch nur Verluste brachte und die er daher dann abbrechen ließ.

Ein Bauer in Milbes bei Bodenstadt, unweit der Oderquelle, hatte viele Silbergulden und einige Golddukaten daheim in seiner Truhe verborgen aufgespart. Auf einmal war das Geld verschwunden, gestohlen. Er ging allen Spuren nach, nahm auch die Hilfe der Gendarmerie in Anspruch — alles vergebens. Da ging er zum Schäfer. Dieser ließ sich eingehend die Tageseinteilung und die Charaktere aller Insassen des Hauses schildern, soweit der Bauer dies vermochte, dann aber erklärte er: „Sieh im Strohsack deines Knechtes nach, dort steckt das Geld!" Der Bauer ging heim, sah nach — und hatte sein Barvermögen wieder.

Es gibt Geschichten über den Schäfer aus der Walachei, die seltsamer und abenteuerlicher klingen. Da sie aber lediglich altes Sagengut zu neuem Leben zu erwecken scheinen, so sei hier auf sie nicht näher eingegangen. Nur so viel sei davon erwähnt, daß selbstverständlich der gekrümmte Zauberspiegel und das vor ihm entfachte Feuer aus stark duftenden Kräutern darin eine Rolle spielt, jener Spiegel, der den Rauch der brennenden Kräuter für den Schäfer zu lebendigen, wechselnden Bildern geformt hätte, aus denen er dann abgelesen habe, was jeweilen irgendwo vorgehe — und dann habe er z. B. erklärt: „Den Dieb, der den Schmuck deiner Frau aus euerem Glaskasten entwendet hat, werdet ihr kaum mehr fangen, ich sehe ihn hier im Spiegel auf einem großen Schiff sitzen, das gerade übers Meer fährt."

Ob es noch möglich ist, die Urgestalt der Persönlichkeit festzustellen, die dann zum Held der Sage geworden ist, das muß ich dahingestellt sein lassen. Daß ein naturverbundener, instinktsicherer Mensch, der in langen Jahren und tausenden Fällen beim Vieh das Gliedereinrenken und bei sich Mittel

Digitized by Google

gegen das Gliederreißen erprobt und der auch die Kunst der Wetterbeobachtung und der Menschenbehandlung in der Schule der Schweigsamkeit und Nachdenklichkeit unglaublich fein ausgebildet hatte, auf die vielen Hilfesuchenden einen starken Eindruck machen und ihnen durch geheimnisvolle Vermittlung, Anleitung und Beratung als Wundertäter vorkommen mußte, scheint mir außer Frage zu stehen. Liebevolles Versenken in die Natur, die tausende Wunder und Hilfsmittel in sich schließt, war wohl der Hauptzauber des walachischen Schäfers.

Redensarten aus Nordmähren

Von **MUDr. Hans Englisch**

Wer aufmerksam das Volksleben studiert, findet heute noch eine Reihe trefflicher und urwüchsiger, manchmal auch derber Redensarten, die wert sind, aufgezeichnet zu werden. Diesem Zwecke soll nachstehender Beitrag dienen.

Wenn unverhoffter Besuch kommt, drückt man Überraschung und Freude aus mit den Worten: „Inne, do schlo ber doch ne Uofn ei! (Da schlagen wir doch den Ofen ein!)

Herausfordernde Spötter warnt man: „Doß der och nie's Spotheisle brienich wird!" (Daß dir nur nicht das Spotthäuschen brennend wird!)

Von eigensinnigen Menschen pflegt man zu sagen: „Er hat Kaprizen, mehr wie der Hund Flöhe!"

Beim Wiegen und Messen darf man nie zu pedantisch sein, denn: „Maß und Gewicht kommt vor Gottes Gericht!"

Allzugroße Fröhlichkeit dämpft man mit dem Spruch: „Wer Freitag lacht und Samstag singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt!"

Von jemandem mit schlechtem Aussehen heißt es: „Du siehst aus wie de griene Siebene!"

Von einer Frau, die schwanger sein soll, sagt man: „Es ist was mit ihr!" oder „Die ist in den Hefen!"

Neben dem bekannten Götzzitat hört man noch: „Such mich im Krautgarten!" oder „Kratz mich am Buckel!", auch „Rutsch mir den Buckel rauf und runter!" „Du kannst mir gestohlen werden!"

Von Frauen mit nie stillstehendem Mundwerk sagt man: „Sie hat eine Gosche wie eine Dreckschleider!"

Auf langsame und daher teuere Maurerarbeit hat das Volk die Scherzredensart: „Maurerschweiß und Apothekerware ist teurer Kram!"

Ein Pantoffelheld wird als „Der liebe Niemand bei ihr" bezeichnet.

Von ungeschickten und dummen Menschen sagt man: „Der ist auch nur 8 Jahre in die Baumschule gegangen."

Will man seiner Entrüstung Ausdruck geben, so sagt man: „Das ist doch ärger wie zu arg!"

Von Kleidungsstücken, Schmucksachen oder dgl., die nicht zum Träger passen, sagt man: „Das paßt dir, wie dem Schwein 's Schmiesla (Chemisette)!"

Digitized by Google

Primus Lessiak †

Am 26. Jänner ist Univ.-Prof. i. R. Dr. Primus Lessiak in St. Martin bei Klagenfurt-Pörtschach am Wörther See nach jahrelangem, schwerem Leiden im 59. Lebensjahr verschieden.

Lessiak war von 1911 bis 1920 ordentlicher Professor der älteren deutschen Sprache und Literatur an der Prager deutschen Universität. Als er nach Prag berufen wurde, stand es um die Mundartforschung nicht am besten. Seinem Vorgänger, Prof. Karl von Kraus, lag dieses Wissensgebiet sehr fern, das nur der titul. außerord. Professor Hans Lambel, der die „Beiträge zur Kenntnis deutschböhmischer Mundarten" begründet hatte, zu betreuen versuchte, soweit ihm sein Dienst an der Mittelschule und die Vorlesungen über mittelhochdeutsche Sprache und Literatur hiezu Zeit ließen. Hier hat nun Lessiak Wandel geschaffen und den Grund gelegt zu dem Aufblühen der Mundart- und Namenforschung auf sudetendeutschem Boden. Er ist ihr erster und eigentlicher Begründer. Die sudetendeutsche Wissenschaft und die sudetendeutsche Volksgruppe werden ihm stets ein dankbares Gedenken bewahren.

Kleine Mitteilungen

Altes Reimgebet

In Gottes Namen tritt ich,
meinen Herrn bitt ich
um liebe Engel drei:
der erst, der mich weist,
der zweit, der mich speist,
der dritt, der mich führt.
Wo führt er mich hin?
Ins himmlische Paradies.
Da steht ein goldener Tisch,
sitzt der liebe Herr Jesuchrist dabei,
er liest und schreibt für die ganze Welt
vom brennenden Brand,
von Adel und Eh,
daß ich dem bösen Feind entgeh.
Die erst Bitt für meine Eltern,
die zweit für meinen Freund,
die dritt für meine eigene Seel selber.
Amen.

Dieses Reimgebet stammt aus dem südböhmischen Ort Umlowitz bei Kaplitz. Mein Schwiegervater hörte es in den Jahren 1852 bis 1854 von seiner Mutter.

Neuern. Hans Watzlik.

Digitized by Google

Der Flurname „Kötzmannla" in Altvogelseifen, Schlesien.

Bei der Bearbeitung der Flurnamen des Freudenthaler Bezirkes stieß ich in Altvogelseifen auf den eigenartigen Namen „Kötzmannla", der für Äcker und Wiesen, die am Bache liegen, gilt. Nachforschungen über die Bedeutung des schwer deutbaren Flurnamens ergaben folgendes: Man erzählt, daß sich an dieser Stelle ein kleines Männlein gezeigt habe. Andere wieder berichten, daß der Name von einem früheren Eigentümer „Kauz" stamme, der wegen seines lasterhaften Lebenswandels hier nach seinem Tode herumirren mußte. Über das kleine Männchen war sonst nichts zu erfragen.

Der Flurname kann nicht zum Familiennamen Kauz gestellt werden, da Kauz in der Mundart dieses Gebietes nicht zu Kötz- werden kann. Wir haben also wohl einen späteren Erklärungsversuch vor uns. Der zweite Bestandteil ist sicher -männlein; es scheint, daß wir einen der in Schlesien sehr seltenen Fälle vor uns haben, in denen der Name einer Sagengestalt zum Flurnamen geworden ist. Bei Kötz- ist vielleicht an Gottes-, mundartlich göts- und dann verhüllend (besonders in Flüchen!) khöts- zu denken. Würde sich das Volk noch mehr von jenem Männlein erzählen[1]), dann könnte auch die Herkunft des Namens besser geklärt werden. Schließlich müßten wir auch noch andere Beispiele ähnlicher Flurnamengebungen haben, doch heute fehlt uns noch der Überblick.

Der Name wäre noch am ehesten zu verstehen, wenn man annimmt, ein zweiter Bestandteil, etwa -wiese, -feld, sei geschwunden. Derartiges findet sich im Freudenthaler Bezirke nicht selten, besonders bei Gewässernamen.

Prag. Dr. Herbert Weinelt.

Schwänke aus Georgswalde

Er merkte, wo es hinaus rauchte.

(Erzählt von Adolf Röttig, Neugeorgswalde 1.)

Der Ottobauer aus Königswalde hatte das Pferd verkehrt aufgezäumt, d. h. es ging in seiner Wirtschaft stark bergab. Um zu Gelde zu kommen, hatte er Wald abgeschlagen. Als er dieses wieder in der Tasche spürte, juckte es ihn so lange, bis es weg war. Tagelang saß er im Wirtshause und zechte. Ans Heimgehen dachte er in diesem Zustande überhaupt nicht. Einmal quetschte er schon den dritten Tag im alten Gericht zu Neugeorgswalde. Während er große Sprüche und kluge Reden führte, kam sein Freund, der Schenkfieber. Gelassen hängte er erst den Hut an den Nagel, dann setzte er sich an Ottobauers Tisch. Als der endlich einmal mit seinem Schwadronieren etwas aussetzte, fing Schenkfieber einen Diskurs an. Er erzählte vom Walde, dann bemerkte er so beiläufig: „Heute ging'ch de Wölprtstrouße eihindr, dou sogsch enn Mohn mit enner Laterne. Nanu, dochtsch dou bei mer, wos soll denn dos heißen, is denn dar Karle verrickt, doßr

[1]) Herrn Oberlehrer J. Dudycha danke ich für seine Bemühungen, die vorhandenen Sagen um den Flurnamen festzustellen, auch an dieser Stelle.

Digitized by Google

an hallelichtn Tage mit emnr Laterne rimlejft! Wie 'ch nehndr kohm, frut' ch'n: ‚Nu, wos fällt denn euch ei, bei Tage mit enn Lichte rimmzulaufn?' Dar mejnte druf: ‚Ich fuche ok die grußn Fichtn!'" Weiter erzählen konnte Schenkfieber nicht mehr, der Ottobauer ging kerzengrade in die Höhe, es regnete Sauluder und andere Kofenamen, aber die Lacher hatte er nicht auf feiner Seite.

(Anmerkung: Die Begebenheit foll fich wirklich zugetragen haben.)

Er bezahlt gleich fürs nächfte Mal.

(Erzählt von Jofef Dießner, Georgswalde, Werkmeifter. Soll wahr fein.)

Die ganz alte Buderbauerinne war eine bodenböfe Frau. Als fich ihr Mann nicht mehr helfen konnte, nahm er fie in die Kur und zerhieb fie ganz gehörig. Dabei wurde ihr ein Knochen ausgerenkt. Der Buderbauer fchaffte fie zum Doktor. Als der den Schaden wieder gut gemacht hatte, fragte der verföhnte Ehemann nach der Rechnung. Der Doktor verlangte einen Thaler, der Buderbauer zahlte zwei. „Damit ich 's gut ho, wenn 'ch wiederkomme!"

Die Leberwürfte.

(Ing. Anton Kade, Wiefenthal, erzählte die nachfolgende Begebenheit, die fich wirklich zugetragen haben foll.)

Ein Beichtkind geftand dem P. Storch, daß es an einem Freitage Leberwürfte gegeffen habe. P. Storch fragte: „Vom wem waren fie denn?" „Vom Formandlfleifcher!" „Da machen Sie fich nur nichts daraus, da war keine Leber drin, die hat nicht einmal bei der Leber gelegen!"

(Anmerkung: P. Storch ftarb in Georgswalde als Kanonikus.)

Georgswalde. Jofef Wagner.

* * *

Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutfchen Volkskunde. Auf das feinerzeitige Preisausfchreiben (vgl. unfere Zeitfchrift, Jahrgang 1934, S. 128) find 7 Arbeiten eingelaufen, darunter auch der „Verfuch einer Wiener Volkskunde". Über die Preiszuerkennung werden wir berichten.

Zentralarchiv der deutfchen Volkserzählung. An weiteren Einläufen ift zu verzeichnen:

19. Oswald Kaller, Einfiedel bei Würbenthal: 120 Sagen.
20. Otto Zerlik, Karlsbad: 2 Sagen aus Theufing.
21. Jofef Stich, Neuhäufl bei Roßhaupt: 2 Märchen.
22. Rudolf Müller, Sonnberg bei Saknau: 16 Sagen.
23. Jofef Wagner, Georgswalde: Mehrere Erzählungen über urwüchfige Volksgeftalten und Schwänke.
24. Georg Tilfcher, Kornitz: 5 Sagen.
25. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: 83 Schwänke.

Franz Fifcher †. Wiederum hat die fudetendeutfche Heimatkunde einen fleißigen Forfcher und unfere Zeitfchrift einen treuen Mitarbeiter und Förderer verloren. Franz Fifcher, der am 28. Jänner geftorben ift,

Digitized by Google

wurde 1867 zu Hennersdorf bei Hohenelbe geboren, kam schon in jungen Jahren als Lehrer in den Böhmerwald und war lange Jahre Fachlehrer und schließlich Direktor der Bürgerschule in Oberplan, bis er 1925 in den Ruhestand übertrat. In zahlreichen Aufsätzen, die vor allem in der „Südböhmischen Volkszeitung" und in der „Waldheimat" in Budweis erschienen sind, hat er heimatkundliche Fragen behandelt. Für Oberplan schuf er in der drei Foliobände umfassenden handschriftlichen Gemeindechronik ein vorbildliches Werk. Der Leitung des Vereines Böhmerwaldmuseum gehörte er seit der Gründung des Vereines an und machte sich hier insbesondere durch die peinlich genaue Führung des Inventarzuwachsverzeichnisses und durch die regelmäßige Berichterstattung über die Einläufe verdient. Vielen Verehrern A. Stifters ist er als ausgezeichneter Kenner des Lebens und der Werke unseres Heimatdichters und als kundiger Führer und Erklärer der Gedenkstätten des Dichters in bester Erinnerung.

Zur Wiederbelebung der Volkstracht. Der Bundesbezirk „Kuhländchen" des Bundes der Deutschen in Neutitschein hat unter der umsichtigen Leitung seines Führers Dr. Ernst Schollich eine „Anleitung zur Herstellung der zeitgemäßen Kuhländler Tracht" mit zum Teil färbigen Vorlagen nach Entwürfen von Otto Liewehr herausgegeben. Dieses Beispiel verdient überall dort, wo man sich mit der Erneuerung der Tracht beschäftigt, Nachahmung.

Richtigstellung. Im 5./6. Heft 1936 gehört auf Seite 150 die dritte Strophe des Liedes „Der versoffene Soldat" zur Anmerkung 14.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

326. Auch im Weitraer-Gebiet wurden die Frauen früher in ihrem Hochzeitshemd begraben. (K. Samek, Erdweis bei Gmünd.)

342. Als Regimentslied der ehemaligen Dragoner in Wels (Oberösterreich) wird in einer Einsendung von K. Samek das verbreitete Lied „Im Böhmerland, so weit und breit", das aus 1866 stammen soll, bezeichnet und zugleich eine Fassung mit 5 Gesätzen mitgeteilt.

356. Hat ein Kind einen Ausschlag um die Lippen, so sagt man auch hier zu ihm: „Du bist üwan Speckgräibalan g'west!" (Du bist über den Speckgriesen gewesen!). (O. Zerlik, Karlsbad, für Uittwa bei Theusing.)

357. Nach Mitteilung einer Schülerin aus Hunschgrün bei Elbogen vertreiben Entenfedern im Polster, auf dem man schläft, das „Reißen". Bei der Großmutter des Kindes soll dieses Mittel geholfen haben. (R. Baumann, Chodau.) Auch nach Mitteilung von Marie Maschek (Holeischen) lindert das Liegen auf Entenfedern die Schmerzen der Rheumatiker.

363. In Runarz trägt die Frau ein Kleid und der Mann einen Anzug oder ein Gewand. Er hat aber auch eine gute oder schlechte „Mun-

Digitized by Google

dur" und ist gut oder schlecht „gemundiert". Das Arbeitskleid heißt zum Unterschied vom Sonntagsgewand „'s G'boot". (G. Tilscher, Kornitz.)

372. Das Schreiben gereimter Liebesbriefe war hier unter den Dienstboten besonders in den ersten Nachkriegsjahren im Schwunge. (O. Zerlik.)

373. Beim Pilotenschlagen zum neuen Wehr der Eisenwarenfabrik C. Stölzle in Erdweis wurde nach Mitteilung von K. Samek gesungen:

Einmål hoch und zweimål noch,
Dreimål auf und viermål drauf!
Jetzt woll'n wir 'n fråg'n,
Wås er will häb'n:
Recht hoch aufschlåg'n,
Recht hoch auf d' Höh
Wie vorn und eh!

377. Petroleum wird zum Waschen verlauster Köpfe verwendet, es dient aber auch als Brechmittel. (O. Zerlik.) In der Sprachinsel Deutsch-Brodek wird es allgemein gegen Kopfläuse gebraucht. Ein Kaufmannsgehilfe in Olmütz will es in den 80er Jahren mit gutem Erfolg bei Wunden verwendet haben. (G. Tilscher.)

381. Der Taufname Paul kommt hier bei jungen Leuten nur mehr vereinzelt vor, muß aber früher häufiger gewesen sein, wie aus Hausnamen, z. B. „bam Paln" in Döllnitz, hervorgeht. (O. Zerlik.)

385. Nachbarreime hat fast jedes Dorf. Überdies gibt es aber auch Ortsgesänge, z. B. in Mirodit (Bez. Luditz), in welchen von jedem Hause ein Vierzeiler gesungen wird, und endlich hie und da auch Bachlitaneien, welche die an einem Bach liegenden Mühlen kennzeichnen. Eine solche besteht z. B. von den Mühlen an der Schnella. (O. Zerlik.)

391. Eine wenig bekannte, noch gut lesbare Hausinschrift findet sich über dem Toreingange des Hauses Nr. 71/3 in der Meißner Gasse, heute Mišeňská, auf der Prager Kleinseite. Sie lautet nach Mitteilung von Dr. Hertha Wolf:

Wir bauen hier veste
und seind nur fremde gesde.
Wo wir solen ewig sein,
bauen wir gar wenig drein.

In Sattl bei Theusing war, wie O. Zerlik mitteilt, früher auf einem Bauernhause folgende Inschrift:

Als ich glücklich war auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden.
Als ich aber kam in Not,
Waren alle meine Freunde tot.

In den Bezirken Elbogen und Falkenau gibt es keine Hausinschriften mehr. (A. Horner, Königswerth.)

393. In Sagen und allgemeinen Volkserzählungen finden sich noch oft Erinnerungen an die Robotzeit. So übermittelte Dr. Hertha

Digitized by Google

Wolf eine längere Erzählung von einem Vorfall, der sich auf den Gütern des Grafen Kinsky in Bürgstein zugetragen haben soll.

396. Auch hier tragen Brautleute stets neue Wäsche und Kleider. (K. Samek.) Braut und Bräutigam mußten ein neues Hemd haben. Sie beschenkten sich damit gegenseitig. (A. Horner.)

397. Ein erprobtes Hausmittel gegen Kopfweh sind Wasserrüben — wenn diese fehlen, auch Kartoffeln —, in Scheibchen geschnitten, die auf ein Tuch gelegt werden, das um den Kopf gebunden wird. (K. Samek.) Auch hier werden Kartoffelscheiben („Arplpretschlän") auf die Stirn gelegt und mit einem Tuche festgebunden. (G. Tilscher.)

398. Das Legen von Geheimzeichen unter den Grenzstein ist auch hier Brauch. Meist sind es Scherben, Schmiedschlacken und Kieselsteine. Vermesser pflegen bei der Berichtigung von Grenzsteinen gewöhnlich zu fragen, ob „etwas drunter liegt". (O. Zerlik.) Man legt Glasscherben, Schmiedschlacken u. a. unter die Grenzsteine und hat dafür auch besondere Ausdrücke, z. B. Schmiedzunder, Weisel, Splint. (K. Samek.)

399. Das Anhängen eines Glöckchens ist zur Vertreibung der Ratten üblich. Man fängt eine Ratte, hängt ihr ein Glöckchen um und läßt sie wieder aus. Dadurch werden alle anderen Ratten verscheucht. Es heißt auch, daß man der gefangenen Ratte den After versiegeln soll. Dann beißt sie so wild und wütend unter den anderen Ratten um sich, daß alle fortziehen. (O. Zerlik.)

401. In unserer Gegend kommt der hl. Nikolaus meist allein, sehr selten begleitet ihn der Krampus. (R. Baumann.) Hier kommt er allein oder vom Krampus begleitet. Dieser trägt dann den Sack und die Rute, während der Nikolaus nur den Bischofsstab in der Hand hat. (J. Wagner, Georgswalde, der zugleich ein kurzes Nikolausspiel übermittelt.) Gegenüber diesen freundlichen Nikolausgestalten ist der „Nekko" oder der „schwarze Mann" um Klein-Mohrau in Nordmähren ein Schreckmittel. Dieser wild aussehende Mann kommt mit einem Sack am 5. Dezember abends und macht mit einer Pferdeglocke und einer Kette viel Lärm. Er fragt mit tiefer Baßstimme, ob die Kinder folgsam waren, läutet dabei kräftig mit der Glocke und schlägt mit der Rute auf den Tisch. Diese bleibt zum Gebrauch für die Eltern im Hause zurück. War das Kind brav, dann erhält es zum Schluß einen Papiersack mit Nüssen, Äpfeln, Orangen und Zuckerwerk. War es aber besonders schlimm und ungehorsam, so gibt es nur einen Sack mit verfaulten Erdäpfeln und Rüben. (F. J. Langer, Prag.) In Runarz wird der „Neckl" vom Teufel und von einem Engel, der den Korb mit den Gaben trägt, begleitet. (G. Tilscher.) In der Iglauer Sprachinsel wird er vom Krampus und in den südmährischen Orten Hödnitz, Oblas, Naschetitz außerdem noch von einem Engel begleitet. In Znaim kommt er oft auf Bestellung mit und ohne Krampus, bzw. mit und ohne Engel. (J. Göth, Iglau.)

402. Bei uns muß am Heiligen Abend stets ein frisches, unangeschnittenes Brot auf den Tisch kommen. Nach dem Tischgebet macht der Hausvater mit dem Messer drei Kreuze auf das Brot und schneidet es an. Das Anschnittel bekommt die Hausfrau, hierauf erhalten die übrigen je ein

Digitized by Google

Stückchen Brot. (Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau.) In Hödnitz bei Znaim ißt man vor dem Nachtmahl am Heiligen Abend Brot. (J. Göth.)

405. Ähnlich wie im oberösterreichischen Mühlviertel und früher im angrenzenden Südböhmen das goldene Rößl zu Weihnachten kam, kommt nach Mitteilung von J. Göth in Südmähren das goldene Lamperl und in der Iglauer Sprachinsel das „goldene Wängl" (Wagen.)

407. Noch vor 30 bis 40 Jahren pflegte man vor Weihnachten Eier auszublasen und für den Christbaum aufzuheben. Sie wurden mit Sägespänen und Sand gefüllt, mit Rauschgold und Papierstreifen überzogen und zuweilen auch mit Bildchen beklebt. (J. Göth für die Iglauer Sprachinsel.)

408. Weihnachtsgeschenke erhalten Dienstboten und Personen, welche regelmäßig, z. B. täglich, bei der Arbeit helfen. Sie bestehen in Stoff zu Kleidern oder fertigen Kleidungsstücken, Wäsche u. a., zum Teil auch in Geld. (R. Baumann.) Hier bilden die Weihnachtsgeschenke zwar nicht einen Teil des Lohnes, es wäre aber eine sehr grobe Ungehörigkeit, wollte ein Dienstgeber keine Geschenke geben. (J. Wagner, Georgswalde.) Hier ist das Weihnachtsgeschenk an Dienstboten allgemein üblich. Es besteht in Wäsche- und Kleidungsstücken, einem Striezel und einer Tüte mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten. (F. J. Langer für Klein-Mohrau in Mähren.) In der Iglauer Sprachinsel und in Südmähren bilden die Weihnachtsgeschenke einen Teil des Lohnes. Die Knechte erhalten einen Anzug, die Mägde meist Stoff auf ein Kleid oder Bettwäsche. Wegen des Geschenkes wechselt ein Dienstbote höchst selten den Dienst vor Weihnachten. Geschieht es doch, dann erhält er nur den entsprechenden Bruchteil. (J. Göth.)

410. Das Ausschießen des Alten Jahres und das Einschießen des Neuen Jahres ist in den Orten um Znaim sehr gebräuchlich. Die alten Leute geben eine Spende für das Pulver, damit es recht knallt und das Neue Jahr würdig empfangen werde. (J. Göth.)

Umfragen

411. Wer kennt ähnliche Flurnamen wie Kötzmannla (vgl. oben „Kleine Mitteilungen"), die Namen von Personen (oder Flurgeistern) zu sein scheinen?

412. Der Berg Slawitschken bei Bürgstein soll seinen Namen (deutsch: kleine Nachtigall) davon erhalten haben, weil sich bei einer bestimmten Windrichtung von seinem spitzen Basaltgipfel Töne, die Orgelklängen ähnlich sind, vernehmen lassen. Wo gibt es andere singende Felsen?

413. Wo sind Bach- oder Flußlitaneien (vgl. die Antwort auf Umfrage Nr. 385) üblich?

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind spielt im Volksglauben und Brauch eine besondere Rolle. Was darf man mit ihm nicht tun? Nach O. Zerlik darf man es in keinen Spiegel schauen lassen, sonst wird es eitel; man darf es nicht im Regen umhergehen lassen, weil es Sommersprossen bekommt, usw.

Digitized by Google

415. Das Volk glaubt, daß ein Versehen der Mutter vor allem in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft von Folgen für das Kind ist. In Retlendorf bei Königinhof a. d. E. soll sich vor einigen Jahren der folgende Fall tatsächlich ereignet haben. Zu einer im zweiten Monat der Schwangerschaft stehenden Frau kam bei einem Fest ein Bettler, der ihr bittend seine Hände, denen sämtliche Finger fehlten, entgegenstreckte. Die Frau, die ohnehin von einer schwachen Gesundheit war, erschrak so, daß ihr übel wurde und sie heimgeschafft werden mußte. In der Folgezeit mußte sie oft an den häßlichen Anblick der verstümmelten Gliedmaßen des Bettlers denken. Und als sie dann niederkam, gebar sie ein Kind, dem ebenfalls alle Finger fehlten. Außerdem besaß das Kind keinen Mund und mußte daher verhungern. Wer kennt ähnliche bezeugte Fälle? Und wieweit mischt sich Aberglaube in die Tatsachen hinein?

416. Nach Mitteilung von Dr. Hertha Wolf erzählte ihr zu Weihnachten 1936 eine Häuslerin in Niklasberg (Erzgebirge), daß sie ein gutes Hausmittel gegen die Grippe besitze. Sie koche Holzäpfel und ausgefrorenen Kuhmist, das trinke man und es habe noch stets geholfen. Wo kennt man dasselbe Mittel?

417. Nach einem Berichte von O. Zerlik besteht der Glaube, daß man in einer Kirche, die man zum erstenmal betritt, drei Wünsche äußern könne, die in Erfüllung gehen. Nur darf man sich in der Kirche nicht umdrehen und man muß rücklings aus der Kirche hinausgehen. Wo findet sich derselbe Glaube?

418. Hält man jede Kröte für giftig? Wie begründet man es?

419. Wo läßt man kranke Augen von heilbeflissenen Frauen auslecken?

420. In manchen Gegenden und Ländern wurden seinerzeit von der Obrigkeit (Regierung, Herrschaftsbesitzer u. a.) besondere Gesindeordnungen erlassen, durch welche vor allem die Zeit des Dienstwechsels geregelt wurde. Wer kann für unser Gebiet solche Gesindeordnungen namhaft machen?

Schrifttum

Karl Kaiser, Atlas der Pommerschen Volkskunde. Textband mit 333 Seiten u. 40 Abbildungen und Kartenmappe mit 50 Karten. (Band 4 und 5 von „Pommernforschung, Reihe II. Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern".) Verlag der Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1936.

Mit diesem ausgezeichneten Werk liefert Pommern ein Vorbild für andere Länder. Benutzt wurden die fünf ersten Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde" und ein besonderer pommerscher Fragebogen, der mit dem 5. Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde" im Jahre 1935 ausgeschickt wurde. Die von Frl. Dr. Dora Lämke entworfenen und gezeichneten Karten sind sehr anschaulich und übersichtlich. Sie werden in dem Textband ausführlich besprochen. Von besonderer Bedeutung ist der Abschnitt des Buches, der die Ergebnisse zusammenfaßt. Denn hier wird die volkskundliche und volkstumsgeographische Gliederung Pommerns gründlich besprochen, hier wird die Verknüpfung Pommerns mit nordgermanischen Ländern aufgedeckt und hier wird nachgewiesen, daß das slawische Gut in der Volksüberlieferung Pommerns keineswegs so stark ist, als man bisher an-

Digitized by Google

genommen oder erwartet hat. Bei der Gebäckbezeichnung „Kollatsch" im Stolper Land wird man allerdings kaum an eine unmittelbare Entlehnung aus dem Lateinischen (collatio) denken können, seiner Form nach ist es — wie der „Tollatsch" genannte Blutkuchen — dem Slawischen entnommen.

Adolf Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. 6. Lieferung (Bogen 29—36). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1936. Preis 5 Mark.

In dieser Lieferung wird der Abschnitt „Sippensiedlung und Grundherrschaft" mit dem wichtigen Ergebnis über den Hergang der Niederlassung abgeschlossen, daß sich Sippen schwarmartig in Kleinsiedlungen aufgelöst niederließen und nicht, wie man bisher geglaubt, in Form von geschlossenen Dörfern. „Die Sippenmark ging über die Dorfmark hinaus, sie war ein Gebiet von mehreren Dörfern mit aufgeteiltem Lande, zwischen denen unaufgeteiltes lag." Hieran schließt sich der Abschnitt „Grundherrschaft und Landesmacht", in dem nachgewiesen wird, daß „die Herrschaften, die aus grundherrlicher Basis erwachsen waren, die Vorformen der Landeshoheit sind und daß sie ihren Ursprung auf dem Boden des Neulandes haben". Endlich enthält die Lieferung den Anfang des 6. Kapitels „Die Herrschaft der Ideen" (1. Urfeudalismus, Urgemeinde und Urstaat).

Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund. 2. Lieferung. Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Diese Lieferung bringt den Schluß des Abschnittes über die geographische Verbreitung des Schwerttanzes und die Abschnitte: 7. Der Stil des Schwerttanzes. 8. Die Bedeutung des Schwerttanzes. Älteste Quellen. (Magisch-symbolische Bestandteile unter den Schwerttanzfiguren. Tänze bei den Germanen. Mittelalterliche Schwerttanzspuren, Fechttänze, Tacitus' Schwerttanznachricht). Beigegeben sind die Tafelabbildungen 22—36. Die Untersuchung der räumlichen Verbreitung beweist, daß der Kettenschwerttanz, wenn er auch in Norwegen wie in Frankreich ganz fehlt, vor allem auf dem germanischen Volksboden daheim ist. Denn 241 Erwähnungen von Kettenschwerttänzen in heute noch germanischen Ländern stehen bloß 41 Kettenschwerttänze der anderen Völker gegenüber. Und im Osten Europas reicht der Tanz nicht weiter als das deutsche oder deutsch durchsetzte Gebiet, „um dann sofort abzureißen und gänzlich anderen Formen Platz zu machen" (S. 155). Man würde daher auf S. 148 statt der Überschrift „Der slawische Osten" richtiger erwarten „Der deutsche und slawische Osten", denn es werden hier auch die Schwerttänze im südlichen Böhmerwald, in Eger, in Iglau und in den deutschen Sprachinseln der Karpathenländer besprochen. Daß die Slowaken ihren „Fašančarský tanec" von dem „Faschingstanz" der Deutschen in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel übernommen haben, zeigt der Name selbst, aber auch der Umstand, daß der Schwerttanz bei den Deutschen dieser Gegend schon früh belegt ist. Wie Wolfram anführt, wird unter den schwerttanzenden Messerern zu Nürnberg schon im Jahre 1560 ein Meister Anthoni aus Kremnitz genannt.

Dr. Viktor Karell, Aus Böhmens Sagenschatz. Verlag der Buchhandlung „Egerland", Eger 1936. 168 S. Preis geh. 30 Kč, geb. 36 Kč.

Diese Ausgabe muß leider als völlig verunglückt bezeichnet werden. Stofflich bietet sie dem Fachmann nichts Neues, weil sie keine einzige neu aus dem Volksmunde aufgezeichnete Sage enthält, sondern nur Stücke aus bereits gedruckten Sammlungen bringt. Dabei wurden die Quellen ziemlich einseitig benützt. So wurden Sagensammlungen des Mieser und Aschers Gebietes, Nordostböhmens, der Iglauer Sprachinsel u. a. nicht herangezogen, wodurch sich große Lücken für einzelne Landesteile ergeben. Manches, das die Bezeichnung Sage nicht verdient, wurde kritiklos übernommen. Aber dies und noch viel anderes, das hier aus Raummangel nicht besprochen werden kann, bedeutet nichts gegenüber der sonderbaren, wissenschaftlich ganz unhaltbaren Einstellung des Verfassers, der in dem Bestreben, mit seinem Werk ein christliches Erbauungsbuch zu schaffen, unser Sagengut einfach als christliches Erzeugnis ausgibt. Das kann nur jemand tun, dem die allgemein menschlichen Wurzeln und Voraussetzungen des Volksglaubens und der Sage unbekannt sind, der nichts davon weiß, daß dieselben und ähnliche

Digitized by Google

Sagengestalten und Sagenmotive schon da waren, als es noch kein Christentum gab, und daß sie auch dort vorhanden sind, wo andere Religionen herrschen. Sein Vorhaben gelingt dem Verfasser auch nur dadurch, daß er Nebendinge zur Hauptsache macht und so alles auf den Kopf stellt. So will er in dem Vorwort, das mit einer Verherrlichung der Kirche und des katholischen Priesters abschließt, die „gewaltige sagenbildende Kraft des Christentums" an der verbreiteten Sage von der Mutter und dem Kind im Schatzberg darlegen. Zu diesem Zwecke muß er das Nebenmotiv, daß der Schatzberg am Palmsonntag, wenn in der Kirche die Passion gelesen wird, offen ist, zur Hauptsache machen. In Wirklichkeit fehlt dieses Motiv bei einzelnen Fassungen und ist auch entbehrlich. Denn das Hauptmotiv der Sage (Sucht nach Reichtum), — heute meist überdeckt durch das Motiv, daß die Mutterliebe höher steht als Geld und Gut —, ist auch in anderen Sagen vorhanden und kann überall für sich allein stehen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie der Verfasser die allgemein menschlichen Grundlagen und die bei nicht wenigen Sagengestalten und Sagenzügen unwiderlegbar nachgewiesene germanische, vorchristliche Wurzel glatt übersieht und aus oft rein zufälligen Nebenumständen alles und jedes in sein christliches Erbauungsgut einreiht. Was hat der wilde Jäger und das wilde Heer mit dem Christentum zu tun? Daß man sich durch ein Kreuzeszeichen oder die Anrufung Gottes vor Gefahren bewahrt, hat doch mit dem Kern der Sage nichts zu tun, ganz abgesehen davon, daß es zahlreiche — in diesem Buche nicht verwertete — Sagen vom wilden Jäger gibt, welche nicht den geringsten Zusammenhang mit der christlichen Lehre und dem christlichen Kult haben. Dasselbe gilt vom Wassermann, von der Tödin, vom Wechselbalg, vom Weiterleben der Seele in Tiergestalt, von den ruhelosen Toten usw., wo man vergebens nach einer christlichen Grundlage sucht. Und wenn der eine ruhelose Tote durch ein „Helf Gott!" erlöst werden kann, so gibt es daneben wieder viele andere Formen der Erlösung, die nichts mit dem Christentum zu tun haben, z. B. durch eine Mutprobe, durch einen Kuß usw. — Von den zwei Teilen des Buches kann man den 2. Teil überhaupt nicht als christliches Gut bezeichnen, er gehört sachlich in das Stoffgebiet der Volksreligion, die keineswegs mit der offiziellen christlichen Lehre übereinstimmt. Und vom 1. Teil, der Legenden bringt, gehört ebenfalls sehr viel zur Volksreligion. Bei diesen Legenden ist es überdies vielfach fraglich, ob sie überhaupt im Volksmunde leben. Viele sind rein literarische Erzeugnisse. Überdies passen manche nicht gut in ein christliches Erbauungsbuch. Die Geschichte von der heiligen Zdislawa, die in ihrer Mildtätigkeit den Bettler in ihrem Bett versteckt und ihrem Mann vorlügt, daß sie ein Kruzifix ins Bett gelegt habe, hat keinen erzieherischen Wert, wenn sie auch mit dem Wunder abschließt, daß der Mann wirklich ein Kruzifix im Bette findet.

Franz Andreß, Kulturgeschichtliche Skizzen sowie Denkmäler und Sagen aus dem Bezirke Mies. 2. Auflage. Selbstverlag 1936.

Das um einige Stücke vermehrte Büchlein bringt leider auch diesmal zu vielen Geschichten der ersten Ausgabe keine Quellenangaben, die über gar manches aufklären könnten, z. B. warum bei der Sage von der Waisenmarter der Eingang fehlt, der die Veröffentlichung im Jahrgang 1871 der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen kennzeichnet. Auch das wissenschaftliche Schrifttum der letzten Jahre wird nicht berücksichtigt. Sonst hätte doch zu den Prophezeiungen Fuhrmanns bemerkt werden müssen, daß sie mit dem Inhalt des in Drucken und Abschriften verbreiteten Büchleins „Die Prophezeiungen der Sibylla" fast wörtlich übereinstimmen (vgl. Jahrgang 1926 der Planer „Deutschen Heimat"). Unnötig ist, daß der Verfasser statt Dobrzan nunmehr Dobřany schreibt und dies damit begründet, daß die amtliche Schreibweise seit 1923 so lautet, ferner daß er nun statt Chotieschau Chotěschau, statt Hrobschitz Robčice schreibt. Der letzte Ortsname wird übrigens amtlich auch mit deutscher Endung (Robčitz) geschrieben (vgl. S. 334 des Statistischen Gemeindelexikons I. Böhmen, 1935), was der Verfasser nicht zu wissen scheint. Nach der Volkszählung von 1930 hat Dobrzan 2699 deutsche (3676 tschechische), Chotieschau 2065 deutsche (715 tschechische) und Hrobschitz 59 deutsche (211 tschechische) Einwohner. Die amtliche Schreibung muß selbstverständlich im Verkehr mit den Behörden und in Schulbüchern und Büchern, die der behördlichen Genehmigung bedürfen, verwendet werden. Aber sonst gebraucht kein Deutscher Ortsnamen mit Buchstaben, die dem deutschen Alphabet unbekannt

Digitized by Google

sind. Die 3½ Millionen Sudetendeutschen können doch nicht Laute und Buchstaben einführen und gebrauchen, von denen die übrigen 90 Millionen Deutschen nicht einmal wissen, wie sie auszusprechen sind. Hoffentlich findet dieses schlechte Beispiel keine Nachahmung.

Heimatkunde des Karlsbader Bezirkes. Herausgegeben vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. 1. Heft: Die Landschaft. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereins, Karlsbad 1937. 120 S. mit zahlreichen Lichtbildern, Federzeichnungen und Karten. Preis des Heftes 15 Kč.

Wie diese erste Lieferung beweist, ist die Karlsbader Heimatkunde in den besten Händen. Ihr weitblickender und zielbewußter Leiter Dr. Theo E. Hutter schrieb eine grundlegende Einführung „Zur Geschichte der Karlsbader Heimatkunde", der eine Reihe von landschaftlichen Schilderungen folgen, die ihre schöne Ergänzung in prächtigen Lichtbildern und Wegkarten zu Wanderungen finden. In dem großzügigen Aufbau der Karlsbader Heimatkunde sind folgende Bände, die wieder in mehrere Lieferungen zerfallen, geplant: I. Die Landschaft. II. Volkskunde. III. Geschichte. IV. Schrifttum. Wir wünschen diesem vorbildlichen Unternehmen besten Erfolg.

Dr. Karl Kühn, Das steinerne Bürgerhaus in Stadt und Land Reichenberg. Eine baugeschichtliche Studie. Mit 23 Abbildungen, darunter 4 doppelseitigen Kunstdrucktafeln. (II. Teil, 4. Heft der Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg.) Reichenberg 1936. S. 313—398 des II. Teiles.

Das Buch behandelt: 1. Allgemeine Bauverhältnisse, Holz- und Steinbau, Stadtbaukünstlerische Entwicklung der Stadt. 2. Das Haus und sein Schmuck. 3. Grundherrliche Fürsorge als Antrieb zu baukünstlerischer und städtebaulicher Entwicklung. 4. Die Bauzünfte Reichenbergs. Ihre Gründung und Entwicklung. 5. Die Meister. — Streng wissenschaftlicher Geist und zugleich volkstümliche Klarheit sind ein besonderer Vorzug dieses ausgezeichneten Werkes, das auch einen bedeutenden erzieherischen Wert hat. Denn es soll „alle Kunst- und Baubeflissenen und die, die über das Bauen zu wachen haben, anregen, im Sinne der Alten künftighin wahr, ehrlich und neuzeitlich zu bauen, damit in der Zukunft auch ihre Bauten als dauernder und vorbildlicher Zeitausdruck gewertet werden".

Dr. Coriolan Petranu, Noui Cercetări şi aprecieri asupra arhitecturii în lemn din Ardeal. (Neue Untersuchungen und Würdigungen der Holzbaukunst Siebenbürgens). Bukarest 1936. 48 S.

In dieser Schrift, der eine Zusammenfassung in deutscher Sprache beigegeben ist, werden folgende Bücher besprochen: H. Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur. Berlin 1934; O. Szönyi, Régi magyar templomok (Alte ungarische Kirchen). Budapest o. J.; Ilona Balogh, Magyar fatornyok (Ungarische Holztürme). Budapest 1934. Beim ersten Buch wird die Behauptung des Verfassers, daß das rumänische Bauernhaus gepidischer und daher germanischer Herkunft sei, von Petranu abgelehnt. Bei dem hauptsächlich aus Abbildungen bestehenden Buche von Szönyi wird getadelt, daß er sein Land und Volk mit fremden Federn schmückt, indem auch deutsche und slowakische Kirchen abgebildet werden, alles aber als „ungarisch" bezeichnet wird. Zum Buche von Ilona Balogh wird bemerkt, daß für die Verfasserin „das Suchen der Belege für die patriotischen Behauptungen Szönyi's" am wichtigsten zu sein scheine, wodurch sie zu „Ergebnissen" kommt, die „höchstens Mitleid oder Lächeln erwecken". So behauptet sie allen Ernstes, daß die Ausbildung des mit vier Ecktürmchen und mit einfachem Wehrgange gezierten Helmtypus eine „individuelle Schöpfung der ungarischen Holzbaukunst" ist, aus der dieses Motiv in die späteren rumänischen und ruthenischen Denkmäler übergegangen sei. Petranu macht sie auf die geschichtliche Tatsache aufmerksam, daß dieses Motiv die deutschen Sachsen nach Siebenbürgen gebracht haben, von denen es sowohl die Ungarn (Madjaren) als auch die Rumänen übernahmen.

Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Geschichte. Zweite Auflage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 94 S.

Digitized by Google

Die gegenüber der ersten Ausgabe stark vermehrte und durch Einfügung von acht prächtigen Bildtafeln auch bildlich wirksam ausgestattete Schrift dürfte weiterhin noch mehr Verbreitung als bisher finden, weil sie dem Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommt. Denn die heutigen Verhältnisse zwingen den Sudetendeutschen, sich mit der Vergangenheit, der geschichtlichen Entwicklung und den sich daraus ergebenden Rechten seiner Volksgruppe eingehend zu befassen und darin nicht bloß Trost, sondern auch gute Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu suchen.

Adalbert Stifter, Erzählungen. Mit 40 Federzeichnungen von Max Geyer. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1936. Preis geb. 3.75 Mk., in Halbleder 4.80 Mk. 400 S.

Diese Ausgabe, die den Hochwald, Brigitta, den Waldsteig, Granit und Bergkristall bietet, wird jedem Stifterverehrer, aber auch jedem Bücherliebhaber, der auf eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung Wert legt, höchst willkommen sein, zumal die Dichtungen durch die vortrefflichen Zeichnungen unseres sudetendeutschen Landsmannes M. Geyer ungemein belebt werden.

Pankraz Schuk, Adalbert Stifters Liebestraum. Geschichte einer Dichterliebe. 2. Auflage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 103 S. Preis geh. 12 Kč, geb. 16 Kč.

Ein genauer Kenner der Tatsachen und dabei ein feinfühlender Dichter zaubert in diesem fesselnden Büchlein ein wunderbares Bild der Liebe Stifters zu Fanny Greipl vor unsere Augen, das auf dem Hintergrund der meisterhaft geschilderten Landschaft die Gestalten des jungen Mannes, der noch nicht mit den Wirklichkeiten des Lebens zu rechnen vermag, und der lieblichen Friedbergerin, die ihm entsagen mußte, weil er ihre Liebe mit einer anderen betrogen hat, mit eindrucksvoller Klarheit hervortreten läßt.

Hugo Scholz, Welt des Bauern. Mit Bildern von Fritz Stonner. Bergstadtverlag Breslau, 1936. 117 S.

Zur Kennzeichnung des empfehlenswerten Buches, das mit einer beispiellosen Wärme und Lebendigkeit in die Welt und in das Seelenleben des Bauern einführt und sich daher besonders für Vorträge, aber auch für die Schule eignet, sei der Eingang des Abschnittes „Das Feld" hier wiedergegeben: „Was für Bonität? In welcher Klasse? Höhenlage? — So fragen meist die Herren Ökonomen, mögen sie dazu gleich auch Rat oder sonstwie heißen. Für den Bauer aber ist der Boden kein Kapital, für ihn ist der Boden ein Gotteslehen, mit dem er nicht zu rechnen, sondern das er zu betreuen hat. Boden ist keine Ware, die man taxiert. Damit entehrt man ihn, denn der Boden ist lebendig und heilig, ein Stück von Gott. Boden steht über dem Menschen; er war vor dem Menschen da, er wird nach dem Menschen noch sein. Aus Erde ist der Mensch geworden, zu Erde muß er wieder zerfallen."

Unsere Muttersprache. Zeitschrift der deutschen Sprachvereine in der Tschechoslowakischen Republik. Herausgegeben von Dr. Gustav Jungbauer.

Auch an dieser Stelle sei auf das eben erschienene 1. Heft aufmerksam gemacht. Es enthält eine Fülle von Beiträgen in den Abschnitten: Rückblick. Ziel und Weg. Wortschatz. Das Fremdwort. Sprachunarten. Zeitungsdeutsch. Übersetzungsfehler. Rechtschreibung. Vereinsnachrichten usw. Der Preis der Zeitschrift ist sehr niedrig. Sie erscheint sechsmal im Jahre und kostet bei Bestellung durch den Deutschen Kulturverband (Prag VII., Šimáčkova 16) 18 Kč im Jahre, den Mitgliedern der Sprachvereine, die einen Jahresbeitrag von 12 Kč einheben, wird sie als kostenlose Vereinsgabe geliefert. Für Schulen ist der Preis des Einzelheftes bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 10 Heften auf 1 Kč — sonst 3 Kč 50 — ermäßigt worden.

✣

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 2./3. Heft

„Kälberweil"

Gesindetermine in der bayerischen Oberpfalz und in Westböhmen

Von Dr. Hubert Haßmann, Trautenau

Der um die Heimatkunde Westböhmens verdiente Karlsbader Stadtarchivar Dr. Ludwig machte mich mit Karte vom 15. April 1930 auf den Ausdruck „Kälberweis" aufmerksam. „Im Egerlande wird damit die einwöchige Ruhepause der Dienstboten nach dem Abziehen bezeichnet." In einer zweiten Karte vom 19. Mai desselben Jahres schrieb mir Ludwig: „Betreffs des Wortes „Kälberweis" erhielt ich in Eger die Erklärung, daß das Wort soviel bedeutet wie ‚die Kälber sind verwaist, weil die Dienstboten abgezogen sind und die Zurückgebliebenen nur die allernotwendigste Arbeit verrichten'." Es blieb bei einem kurzen Kartenwechsel. Im nächsten Jahre starb Ludwig.

Bei der Durchsicht der Neuerscheinung „Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen" von Winkler im Herbste 1936 kam ich auf Ausführungen, die mich veranlaßten, mich eingehender mit den Gesindeterminen im Egerland und in der Oberpfalz zu befassen. Das sehr verdienstvolle Werk von Winkler ist nicht rein wissenschaftlich gehalten. Es stellt sich nach dem Vorwort dar als eine „schulpraktische Zusammenfassung einschlägiger Literatur" für die Hand des Lehrers. „Gedacht ist das Buch als eine schulpraktische Handreichung für die Lehrerschaft des ganzen altbayerisch-oberpfälzischen Sprachgebietes, das ja im Nordwest bis an die Tore Eichstätts und Nürnbergs reicht und zu dem im Norden noch das Kernstück des Fichtelgebirges zählt, das Sechsämterland." Es wäre vollständig verfehlt, das Buch wegen seiner praktischen Einstellung zu unterschätzen. Es wurde über Auftrag der Deutschen Akademie in München „durch einen Fachgelehrten der bayerischen Mundart- und Volkstumskunde" überprüft und über dessen Empfehlung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zur Gewährung eines Druckkostenbeitrages empfohlen. Durchaus richtig wird betont, daß „den ganzen noch lebenden Wortschatz unserer Mundart ja doch nur der kleine Kreis von Fachgelehrten kennt, der an der Neuausgabe eines bayerisch-österreichischen Wörterbuches arbeitet. Es vergehen aber noch Jahre, bis das Werk fertig vorliegt". Auch ein besonderer Bayerischer Mundartatlas ist geplant. Wer weiß, wie lange oft die Beendigung großangelegter wissenschaftlicher Werke auf sich warten läßt, z. B. des Deutschen Wörterbuches der Brüder

Digitized by Google

Grimm, wird die Herausgabe von Winklers Heimatsprachkunde begrüßen, mag sie auch manchen Wunsch nach genaueren dialektgeographischen Angaben und lautgerechteren Schreibungen der Mundartwörter offen lassen. Einen besonderen Wert erhält das Buch Winklers dadurch, daß sich der Verfasser der Mühe unterzog, den gesamten sehr umfangreichen handschriftlichen Nachlaß (über 40 Bände) des bayr. Ministerialrates von Schönwerth, welcher sich im Besitz des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg befindet, zu sichten und für seine Darstellung zu verwerten. Sehr anziehend dargestellt, sowie ergebnisreich ist der II. Hauptabschnitt des Buches: „Eine Auswahl von Stoffeinheiten", der Handwerk, Gewerbe, Hausbau, Bauernhof, das „gleitende Jahr" im Menschen- und Naturleben behandelt und nicht bloß ein Wörterbuch, sondern vor allem viel Sach- und Volkskunde bietet. Dieser Teil des Buches entspricht der von Jungbauer vor kurzem in seiner „Volkskunde" nach Fritz Stroh wiederholten Forderung „die sprachlichen Mittel auch in ihrem inhaltlichen Zusammenhange, ihrer Sinnverwandtschaft anzuordnen und zu betrachten".

Winkler verzeichnet den Ausdruck „Kälberweil" = die freien Tage der Dienstboten um Lichtmeß. Ferner: 2. Februar, Lichtmeß. Unser Frauen Lichtmeß, Lichtltag. Das Bauernjahr beginnt. Die neuen Ehalten stehen ein. Zeit der „Schlenklweil" oder „Kälberweil" d. h. einige freie Tage für die Dienstboten.

Die abziehende Magd spricht:

Heut ist der liebe Lichtmeßtag.
Da setz i mi hintern Tisch.
Ei Bäurin, ruf den Bauern rein!
Ei Bauer zahl mi aus,
na kum i aus dei'm Haus!
Dei Sauerkraut und Buttermilch
Die hoben mi vertrieben.
Hättst ma Kraut u Knödl kocht
nau wär i wieder blieben!

Aus Wirnsricht bei Sulzbach.

(In der sprachlichen Form umgangssprachliches Hochdeutsch.)

Man vgl. mit dieser Klage über das Essen das mir aus der Knabenzeit in Maria Kulm vom eigenen Hören bekannte Hüterbuben-Schnadahüpfl:

Ålawal mou e höi(t)n af da Bråuch (Brache),
Kröich kåa(n) Stickl Buttrabråut.
Ålawal no(n) Kas u Kas (nur Käse...),
Ich trei(b) nimma as (aus).

Oder:

Wåu bist gwest, wåu bist gwest?
Z'Palaz (Palitz) af da Kirwa.
Wos häust kröigt, wos häust kröigt?
Stinkats Fleisch u Knia(d)la.

Winkler setzt fort: Der auf den 2. Februar (Lichtmeß) folgende Tag heißt Zudientag, er wird noch hinzugedient, der nächste ist der Abziehtag. Der Lichtmeßabend ist der erste Sommerabend, wie der

Digitized by Google

Jakobitag der erste Wintertag. (Gemeint ist: zu Lichtmeß ist der Abend bereits hell, zu Jakobi = 25. Juli werden die Tage zusehends wieder kürzer.)

Auch anderswo bekannte Sprüche in der Oberpfalz und im Egerland weisen auf den wachsenden Fortschritt in der Länge des Tages hin.

Nach Winkler:

Der Tag wächst an Neujahr um einen Hahnenschritt,
auf Dreikönig um einen Hirschensprung.
auf Lichtmeß um eine Stunde.

Ähnlich im Egerland. Alois John (Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen) verzeichnet aus Bärringen im westlichen Erzgebirge: Zu Neujahr wächst der Tag um einen Hahnschrei (Hahntritt), zu Dreikönig um einen Hirschensprung, am Tage Namen Jesu um eine Stund und zu Maria Lichtmeß um zwei Stunden.

In das Gebiet unserer Betrachtung fallen noch folgende Aufzeichnungen von Winkler:

„Der Januar sagt zum Februar: Hätt ich Gewalt wie du, erfriert das Kalb in der Kuh." — Unter dem Stichwort Rind: „der Kalbarstich = Zeit von Lichtmeß bis Ostern, in der die meisten Kälber gestochen werden; — Kälberheu = feines, zartes Heu; Leckerbissen für älteres Vieh, auch für Kälber. Die Dienstboten bezeichnen damit auch das bessere Essen, das ihnen die Bäuerin aufsetzt."

In einem Gedichte des bayerischen Mundartdichters Josef Anselm Panghofer, das wir in Winklers Anhang von Mundartgedichten finden. werden die Herzen der Dirndeln, volkstümlichen Redensarten entsprechend, mit Kälberschwänzen verglichen.

„Deandla, wie wead enk denn
Segt's so an Kammawog'n?
Gelt's tuan wia d' Kälberschwanz
D' Hearzeln enk schlog'n."

(Den „Kammawogn" sah ich um 1900 noch öfter in Maria Kulm, eine ausführliche Beschreibung gibt Alois John in „Sitte, Brauch und Volksglaube" in dem Abschnitt über die Hochzeit.)

Man vgl. die unter Rind von Winkler angeführte Redensart: „Mei Herz hod gschlogn (auch gwacklt) wöi a Keiblschwanzl" = vor Freude, weil das Kalb aus Vergnügen mit seinem Schwänzchen „wurld" (schlägt). Von der sprachlichen Form „Kaibl (Kaiwl)" wird später die Rede sein; auch egld. gebraucht man „wurld".

Die ausführlichen Belege bei Winkler erlauben, folgende Schlüsse zu ziehen:

1. Lichtmeß gilt als Frühlingsbeginn (Vorfrühling), als Anfang des bäuerlichen Jahres überhaupt.

2. Es beginnt die Kälberzeit, die Kälberweile („Kälberweil"), der Kälberstich.

3. Es ist der in der Oberpfalz übliche Gesindetermin.

4. Die Dienstboten, Ehalten, werden häufig mit Kälbern verglichen. Sie sind ja meist junge Leute, bei denen dieser Vergleich nahe liegt.

Digitized by Google

5. Es ist anzunehmen, daß alte Dienstboten, auf die der übertragene Ausdruck „Kälberweil" weniger paßt, weniger häufig den Dienst wechseln als junge.

6. Im Egerlande wurde der Ausdruck verdorben zu „Kälberweis", da man ihn nicht mehr verstand. Die Erklärung, die Ludwig in Eger erhielt, hat höchstens volksetymologischen Wert. Sie ist ein Beweis dafür, daß man die Zusammenhänge nicht mehr übersah. Waise heißt übrigens in der nordbayerischen Mundart Westböhmens „Wäisnkind", da altes ei, nicht mhd. î vorliegt; verwaist = „vawäist".

* * *

Im Egerland gilt heute Neujahr als Gesindetermin. Es ist anzunehmen, daß hier das Ergebnis einer jüngeren Entwicklung vorliegt. Diese Annahme läßt sich durch Zeugnisse aus dem Egerer Archiv einwandfrei beweisen.

In den Sommerferien 1935 standen wir, eine kleine Schar seiner Freunde, am offenen Grabe des Altmeisters der Egerländer Volkskunde A. John. Seinem Hauptwerk „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" verdanken wir die folgenden ausführlichen Hinweise über den hier behandelten Gegenstand.

Im Abschnitt über Neujahr:

Zu Neujahr ziehen die Dienstboten ein. In Nürschan drei Tage vor Neujahr, in Schüttarschen bereits am Neujahrstage . . . . Gedingt werden die Dienstboten bereits vor Neujahr und erhalten dann ein Angeld, das sogenannte „Haftlgeld". Im Egerlande findet nach Neujahr eine vierzehntägige Ruhepause in der Arbeit statt, in der auch der Dienstbotenwechsel vor sich geht. Man heißt diese Ruhezeit „Kälba weis". Knecht und Magd bekamen beim Ausziehen je einen „Kälberleib" mit.

Im Abschnitt über die Dienstboten (Dienstwechsel, Dienstvertrag):

In den früheren guten Zeiten der Landwirtschaft waren auf jedem Hofe mindestens sechs Dienstboten („Ehalten" in Silberberg), und zwar: der große Knecht, der kleine Knecht, der Bub, die große Magd (Großdirn), kleine Magd (Kleindirn), Mädl (Kindsdirn). Die Einstehzeit, d. h. die Zeit, in der die Dienstboten vom Bauer (oder Inmann) gedingt („gestiftet" Neuern) wurden, war verschieden, entweder zu Neujahr oder Lichtmeß. In Nürschan ziehen die Dienstboten drei Tage vor Neujahr ab und drei Tage nach Neujahr ein. In Schüttarschen, Deschenitz, ziehen sie am Neujahrstage ein. Im Egerlande um Neujahr. In Haselberg, Silberberg, Rothenbaum ist der Dienstbotenwechsel zu Lichtmeß . . . . Die Zeit, in der der Wechsel vor sich geht, ist eine Ruhezeit, gewöhnlich acht Tage dauernd und heißt im Egerlande: „Die Kälberweis", „'s Kälberplärrn" (Silberberg), „Kälberweile". In dieser Zeit arbeiten die Dienstboten für sich, stricken, bessern ihre Kleider aus, spinnen, und fragen sich oft scherzweise: „Häust schon kälba(r)t? Häust a Rubenkraut a braucht?" (Silberberg; wenn eine Kuh kälberte, erhielt sie Rübenkraut mit Linsel.) . . . manche blieben zeitlebens auf einem Hofe oder als Taglöhner (Häusler, Inleute, Inmann, Inweib) im „Häusl".

Digitized by Google

Im Abschnitt über Lichtmeß:

In Grafenried ziehen zu Lichtmeß die Dienstboten ab und wurden neu „gedingt", ebenso in Haselberg. In Eger bekamen die Dienenden am „Kolbeltage" vom Rat der Stadt jährlich ein Geschenk (seit 1445). Um Lichtmeß soll ein ordentlicher Bauer noch die Hälfte der Winterfütterung besitzen (Schüttarschen).

Soweit John. Hinzu kommt noch die kurze Bemerkung in „Oberlohma, Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes" (1903). In die Neujahrszeit fiel auch der jährliche Dienstbotenwechsel. Diese etwa 14 Tage währende Ruhezeit hieß die „Kälbaweis" und ist heute noch üblich.

Hier spricht John über die Verhältnisse in seinem Geburtsorte, die er aus jahrzehntelanger eigener Anschauung und Erfahrung besonders gut kennt. Den nicht minder wertvollen Angaben aus Orten außerhalb des engeren (geschichtlichen) Egerlandes liegen Antworten auf Fragebogen zugrunde, die Hauffen im Jahre 1894 ausschickte. Die geschichtliche Angabe über die Geschenke am „Kolbeltage" dürfte auf Ratsrechnungen zurückgehen, wie sich solche in großer Anzahl im Egerer Archiv erhalten haben und gelegentlich vom früheren Archivar, Regierungsrat K. Siegl, veröffentlicht wurden. In dem hübschen Büchlein von Siegel „Alt-Eger in seinen Gesetzen und Verordnungen" (1927) findet sich folgende aufschlußreiche Stelle. Siegl druckt die Ratsverordnungen der Stadt Eger ab, und zwar: die Pergamenthandschrift von 1352 bis 1400, beinhaltend die Stadtgesetze in erster Fassung aus dem Jahre 1352 und die Stadtgesetze in zweiter Fassung aus dem Jahre 1400, und anschließend die Papierhandschrift um 1460 mit den Stadtgesetzen in dritter Fassung vom Jahre 1460. Die letztere enthält ein Kapitel „Von den Dienstboten". Danach galt für beide Teile schon 1460 vierwöchentliche Kündigung. Ferner heißt es:

„Auch so sollen die selben Dienstboten zu der zeit umb lichtmeß vnd sie kolbeln, nit wenn einen tag kolbeln vnd furbas in iren Dinst geen."

Die Dienstboten sollten also um Lichtmeß herum und nicht an einem beliebigen Tag wechseln. Den Ausdruck „kolbeln" versieht Siegl mit folgender Anmerkung: Den Dienst wechseln, „zur Kolbelweis, Kelbelweis", ein heute noch vom Landvolk für den Dienstwechsel gebräuchlicher Ausdruck.

Wir ersehen:

1. Es bestätigt sich, daß „Kälberweis" aus „Kälberweil" entstanden ist. In einzelnen Orten des Egerlandes wurde noch 1894 „Kälberweil" gebraucht. Dieser Ausdruck ist üblich in dem südlichen Übergangsgebiet des Nordbayrischen. Man kann damit Erscheinungen aus der Wortgeographie vergleichen, wenn z. B. in diesem südlichen Übergangsgebiet Erta(g) statt Dienstag noch üblich ist. Im „Nordegerländischen" gebraucht man heute nur „Döi(n)sta". Doch belegt Heinrich Gradl noch 1895 („Die Mundarten Westböhmens") „Erta" im Egertal. Ernst Schwarz verdanken wir den schönen Nachweis (in „Wünschelrute" 1930), daß Ertag in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Eger neben Dienstag noch allgemein geläufig

Digitized by Google

und auch in der Elbogener Chronik anzutreffen ist. Selbst „Pfinztag" für Donnerstag ist 1428 in Eger noch bekannt.

2. Ähnlich ist im südlichen Übergangsgebiet um 1894 noch Lichtmeß Gesindetermin. Im geschichtlichen Egerland ist Lichtmeß als solcher seit dem 15. Jahrhundert bezeugt, aber um 1900 vor dem Neujahrstag bereits vollständig zurückgewichen. Bis 1807 gehörte das historische Egerland kirchlich zu Regensburg. Seit es zum Prager Bistum geschlagen wurde, scheint sich der volkskundliche und sprachliche Zusammenhang mit der Oberpfalz gelockert zu haben. Eger wurde im 19. Jahrhundert Eisenbahnknotenpunkt und inmitten der aufstrebenden Bäder dem gesteigerten Verkehr erschlossen, während das südegerländische Sprachgebiet entlegen ist und nahe an der tschechischen Sprachgrenze liegt, welche im 19. Jahrhundert, in der Zeit des erwachenden Nationalbewußtseins, schärfer trennend und konservierend wirkte.

* * *

Eine genauere sprachliche Untersuchung ergibt: Lichtmeß heißt egerländisch: „Löichtmaß" (der Selbstlaut in der zweiten Silbe ist schwach betont und wird „indifferent" ausgesprochen. In volkstümlicher Umschrift ist hierfür die Schreibung a in unbetonter Silbe üblich). Man sagt: „'s gäiht affewääts" (es geht hinauswärts), wie ja im Bayrischen und darüber hinaus der Frühlingsbeginn so bezeichnet wird. Winkler verzeichnet: „Der Auswärts"-Frühling. — Die Tage werden wesentlich länger. Wie wir gehört haben, kann man die zweite Hälfte der Winterfütterung nun getrost angreifen.

Für „Kalb", Junges vom Rind, sind heute folgende Ausdrücke im Umlauf, wie ich aus meinen Jugendjahren in Maria-Kulm und Eger weiß, aber auch für die Karlsbad-Buchauer Gegend feststellen konnte:

1. „des Kolb!", dieses Kalb; meist Schimpfwort für einen halbwüchsigen Rohling, besoffenen Mann u. dgl., selten für das männliche Tier gebraucht (man sagt „Ekśl" Echslein). Der Selbstlaut o ist entstanden, wahrscheinlich um 1300 und unter ostfränkischem Einfluß, durch Dehnung aus å für gemeindeutsches a und in einsilbigen Wörtern namentlich vor Doppelkonsonanz üblich, man vgl. olt (alt), kolt (kalt), Wold (Wald). Bezeichnenderweise heißt die von Winkler verzeichnete Redensart: „Daostöin (dastehen) und dreinschaua wöi's Kalb ans neu Dur (Tor) = verwundert und unentschlossen" im Egerland: „wöi da Oks voa'n naia Täua."

2. „d' Käl", die Kalbe (Kalbin) ist allgemein üblich für das weibliche Tier, für eine junge Kuh, und wird nicht als Schimpfname gebraucht. John („Sitte usw.") sagt: Eine Kuh, die das erstemal trächtig ist, heißt „Kälberkuh" oder „Käl" (Kälm in Haselberg). — Der Selbstlaut wird lang gesprochen; å wurde gedehnt, blieb aber auf seiner Lautstufe stehen. Ähnlich im Südvogtländischen (der Zipfel Adorf, Markneukirchen, Schönberg gehörte ursprünglich zum Regensburger Bistum); dagegen „Schdärgn" (md. Sterke) in Pößneck.

3. „'s Kaiwl", das Kälbel (Kälblein), das junge Tier, gleichgültig, welchen natürlichen Geschlechts. Als Schimpfwort häufig gebraucht für aus-

Digitized by Google

gelassene, übermütige Kinder, Halbwüchsige und junge Leute, namentlich Männer. — Im Südvogtld. „Kaib" nach Gerbet, Gramm. d. Mda. des Vogtlandes (1908). Im Zwielaut ai ist a Sekundärumlaut von mhd. a, vom mundartlichen Standpunkt aus Umlaut von å. Der zweite Bestandteil des Zwielautes entstand durch Verselbstlautung von l zu i. Diese Vokalisierung findet sich in mittelbayrischen Sprachgebieten sehr häufig, ist aber im Kern-Egerländischen nur in wenigen Wörtern anzutreffen. Außer in „Kaiwl" noch in „haitfln" (in Eger für gleiten auf vereistem Wege) zu „hal" (a ist lang) glatt vom Eise, mhd. haele; vgl. Winkler (die Kälte in ihren Wirkungen) „hal (schlüpfrig bei Glatteis, glatt)". In Maria-Kulm sagt man wohl „hal", gebraucht aber das Zeitwort „tschinan", mit langem i (=tschindern); Winkler verzeichnet „rantschen" nach Schlappinger, Bilder und Vergleiche des niederbayrischen Volkes (1919/20). Ferner in „Vaichal" (statt *Välcherl) neben „Valal" und in „Gschoi", Geschalle, Lärm, älter geschol, das oft in den Akten des Egerer Archivs vorkommt (H. Gradl, Die Mdaa. Westböhmens). Kennzeichnend für die Randlage im Ausstrahlungsgebiet der Lauterscheinung ist der durch Sprechunsicherheit hervorgerufene entgegengesetzte „Lautwandel" von i zu l, allgemein egerländisch in „gålfan" (aus *gåifan=geifern) und in „Gålfalatfl"=Geiferlätzchen für Kinder. — Die (verstärkte) Verkleinerung zu „Kaiwl" ist „Kaiwal" (Kälberl).

Hinzu kommen die folgenden, heute üblichen Zeitwörter:

4. „kålm", kalben (ein Kalb bekommen); Mittelwort der Vergangenheit „kålbt" gekalbt.

5. „kaiwln" zu „Kaiwl" (als Schimpfwort), also = *kälbeln, bedeutet: sich in roher Weise vergnügen, lärmen.

6. Bei John erwähntes Mittelwort „kälba(r)t" (gekälbert) aus Silberberg (südlich der tschechischen Sprachgrenze von Taus—Klattau), mitgeteilt von Josef Blau, führt zu einem Zeitwort „kälbern" dieser Mundartgegend in der Bedeutung kalben (ein Kalb bekommen), übertragen: den Dienst wechseln.

7. Die von Siegl veröffentlichte Stelle aus der Papierhandschrift von 1460 bezeugt für Eger ein früher üblich gewesenes Zeitwort „kälbeln" oder „kolbeln" (Abteilung mit — eln von Kalb oder mit — n von Kalbl) in den unter 6. angeführten Bedeutungen.

Nach Wilmanns kommen Verba mit r-Suffix sowie solche mit l-Suffix, die zunächst Nomina solcher Bildungsgruppen voraussetzen, schon im Gotischen vor. Beide Ableitungsweisen konkurrieren schon im Althochdeutschen in Ableitungen vom selben Stamme, für das Neuhochdeutsche vgl. man: wandern und wandeln.

Über die räumliche Verteilung von kalbeln und kälbern im Oberdeutschen und Mitteldeutschen gibt das Grimm'sche Wörterbuch gute Auskunft nach Belegen aus dem Schrifttum. Karl von Kraus bemerkte in Prager Vorlesungen und Übungen um 1910 mit Recht, daß die einzelnen Bände des großen Werkes, an dem solange gearbeitet wurde (und noch wird), naturgemäß verschieden gehalten sind je nach den Bearbeitern. Be-

Digitized by Google

sonders gute Arbeit habe Rudolf Hildebrand geleistet. Von diesem ausgezeichneten Gelehrten stammt der Band K. Daselbst finden wir:

kälbeln, schweiz. wie kalben, tir. österr. kalbeln. — kälbern (Stierkalben), bayr. auch kalbern, schweiz. kalbeln und kalbern. — Kälberkuh, das John bringt, findet sich bei Lessing. — kälbern im Sinne von „Mutwillen treiben" (vgl. egld. kaiwln) kommt vor bei Hans Sachs, was sehr begreiflich ist, da ja Eger (1061) elf Jahre nach Nürnberg zum erstenmal urkundlich genannt wird, Nürnberger Recht hatte und die nordbayrische (oberpfälzische) Mundart „bis an die Tore Nürnbergs reicht"; man vgl. Gebhard, Grammatik der Nürnberger Mda. 1907. — Diese Bedeutung hat sich weiter entwickelt über die von „saufen, schlemmen", vgl. nei(n)mål gfressn u zeahmål gspeit" im Egerländer Lied von der Kirchweih („Kiawa"), zu der von „speien" im Rhein., Sächs., Lauf., in Posen (also im Mitteldeutschen) wozu sich noch ndl. kalveren (= speien, sich übergeben) stellt. E. Borchers „Sprach- und Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Kolonien im Oberharz" (1929) verzeichnet: „kälvern" = ausgelassen sein: obersächsisch, nd.

Zu Kalb bemerkt Hildebrand: das Kalb ist sprichwörtlich wegen seines ausgelassenen und doch unbehilflichen Springens auch in der Freude. Von einem Menschen, der noch grün ist, in dem kindischer Übermut noch zu stark wirkt, besonders in plumper Weise, sagt man: er ist noch ein Kalb, ein rechtes Kalb, ein geil kalb. Es folgen Zitate aus Murners Narrenbeschwörung und Ayrers Fastnachtspielen. Das Kalb gilt als dumm, das Wort wird als Schimpfwort gebraucht. Kälbertanz ist wild, ausgelassen (Uhland Volkslieder), nd. kalverdanz (Voß). Bei Kälberdienst (17. Jh.) spielen biblische Vorstellungen vom Dienst des goldenen Kalbes mit. Wieland gebraucht die Wendung: „mit den Mädchen allerlei Muthwillen und Kälberei treiben." Im Simplizissimus ist von Kälbergeschrei die Rede = Saufen in den Wirtshäusern. (Man kann damit den Ausdruck Kälberplärrn aus Silberberg bei Taus vergleichen, der wörtlich verstanden werden kann, aber auch übertragen als laute Unterhaltung der jungen Leute in der auf Lichtmeß folgenden Fastnachtzeit. Man nennt eine laute Wirtshausunterhaltung auf egerländisch: „des Geplärr" = dieses Geschrei!) Man spricht im alten Schrifttum von geilem Kälbermut, von kälbernen Gebärden, Kälberstreichen und verwendet die Eigenschaftswörter kälberhaft und kälberhaftig, kälberisch, kälbernärrisch (bayr. österr. kälbernarrisch). Albertinus, „Der Welt Tummel- und Schauplatz München (1612)" hängt dem Zeitwort kälbern (Mutwillen treiben), dem Geschmacke des Jahrhunderts entsprechend, ein fremdes Schwänzchen an und spricht von „kalberieren", womit man auch ähnliche Bildungen der Studentensprache vergleichen kann. Kälberjahre sind Jugendjahre (anni juveniles), die Jugendliebe heißt nld. kalverliefde. Poser „Taschenwörterbuch: Holländisch" (1906) übersetzt: erste Liebe, Liebelei und bringt außer kalveren = sich erbrechen noch: kalverachtig = dumm, albern — kalfachtig = dumm, unbeholfen — een kalf maken fig. vulg. = sich erbrechen, speien — kalven = kalben; fig. fam. = erbrechen — kalfkoe = trächtige Kuh (vgl. „Kälberkuh" bei A. John). Das niederländische Sprachbild, das an Derbheit und sinnlicher Lebensfreude das des bayr.-österr. Stammes übertrifft, findet in der Geschichte der bildenden

Digitized by Google

Kunst seinen anschaulichen Ausdruck in den Bildern des „Bauernbrueghel": Peter Brueghel der Ältere (um 1522 bis 1569), z. B. „Fasching und Fasten" (1559) und „Kinderspiele" (1560) in Wien, „Bauernhochzeit" in München. (Vgl. Woermann, Gesch. d. Kunst, 1927, Bde. IV. u. V.)

Dem Wort die „Kalbe" kommt deutlich eine Sonderstellung zu. Es ist von der ganzen Wortsippe als ältestes bezeugt, got. kommt nur kalbô vor (ahd. chalbâ, mhd. kalbe). Egld. Kål ist schon besprochen worden. Im Grimm finden wir die Erklärung: weibliches Kalb, das über ein Jahr alt ist und noch nicht gekalbt hat, also in der Mitte zwischen Kalb und Kuh, bucula; österr. Kalm, bei Castelli, aus Kalbn (d. h. mit Eindringen des Endungs-n der schwachen Biegung in den Nominativ; man vgl. Kålm in Haselberg im südegerländischen Übergangsgebiet zu den mittelbayrischen Böhmerwaldmundarten); schweiz. auch im groben Scherze „ein Mädchen in der Entwicklungsperiode". Letztere Bedeutung ist aber kein Schimpfwort. Man sagt im Egerländischen durchaus anerkennend: „Des is a schöi(n)s Töia" (dieses ist ein schönes Tier) = das ist ein stattliches Mädchen, Weib. Dagegen wird selbst „ålta Kouh" (alte Kuh) zuweilen als Schimpfwort gebraucht.

Schließlich verzeichnet das Grimm'sche Wb. noch: Kalbszeit, die Zeit wo die Kühe gewöhnlich kalben; auch kalbezeit, kalbenzeit; bei den Jägern von den Hirschkühen. Sprichwort: Man muß der Kalbzeit ihr Recht lassen (Simrock), wohl zu kälbern im Sinne von: Mutwillen treiben. Vgl. egld. „döi mou na askaiweln låua", die muß man austoben lassen.

Damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkt: „Kälberweil" zurück.

Nach unseren bisherigen Ausführungen ist anzunehmen, daß „Kälberweil" ursprünglich nicht als Zeit der Kälber, sondern als Zeit des „Kälberns", des Kalbens, zu verstehen ist (man vgl. heutige Wörter wie Lieferzeit = Zeit des Lieferns, um zu liefern). In dieser Zeit wurde der Dienstwechsel vollzogen. Man konnte leicht zu der Meinung kommen, auch den Antritt des neuen Dienstes, der ja ein neues Leben bedeutete und den zahlreiche im Volksglauben verwurzelte Bräuche (vgl. John „Sitte usw." Bräuche beim Dingen) begleiteten, als ein „Kalben" zu betrachten, wie aus der scherzhaften Wendung von Silberberg hervorgeht: „Häust schon kälb(r)t? Häust a Rübenkraut a (= auch) braucht?" In Grafenried (knapp an der Grenze von Bayern, westlich von Taus) erhält die Kuh vor dem Kalben ein Stück Brot mit geweihtem Salze (nach A. John „Sitte usw." Maria Lichtmeß). Damit kann man den „Kälberlaib" vergleichen, den im Egerland die Dienstboten beim Einziehen bekommen. Zwischen Bauer und Haustier herrscht ein inniges Verhältnis. „Gewöhnlich wird, wenn ein Kind zur Welt kommt und am gleichen Tag ein Füllen oder ein Kalb geworfen wird, diesem der Name des Kindes gegeben." (Jungbauer „Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen" 1936, S. 75.)

Der Nebensinn von kälbern = Mutwillen treiben braucht nicht notwendiger Weise mit kälbern, kälbeln im Sinne von: den Dienst wechseln verbunden sein. Heutiges egld. „kaiwln" bedeutet nur: Mutwillen treiben, ist von „Kaiwl" abgeleitet und hat Sekundärumlaut, während altes kolbeln

Digitized by Google

von Kalb oder Kalbl mit nicht umgelautetem a (mundartlich å) gebildet ist. Wenn man aber bedenkt, daß auf den ursprünglichen Termin zu Lichtmeß die Fastnacht folgte (allerdings in verschiedenem Abstand, da das Datum der letzteren von dem beweglichen Fest Ostern abhängt), so liegt die Vermutung nahe, daß bald eine Vermengung der beiden Begriffe stattfand, um so mehr als in den früheren „guten" Zeiten der Landwirtschaft, vor Städteflucht und Verdrängung vieler Dienstboten durch landwirtschaftliche Maschinen mit Gelegenheitshilfskräften, die jüngeren Dienstboten ein zahlenmäßiges Übergewicht hatten. „Beim Dingen erhalten sie (die Dienstboten) sogleich ihr Angeld (Dienstgroschen, Haftlgeld), es beträgt 1 bis 5 fl. im voraus (John „Sitte usw." Dienstboten)." Im Abschnitt: Bräuche beim Dingen führt A. John an: Wenn eine Magd (am Tage des Einziehens) beim Abfegen eines Schaffes den Boden nicht mit abfegt, so bekommt sie keinen Tänzer (Schüttarschen bei Hostau). Gemeint kann natürlich nur sein: in der kommenden Fastnachtszeit. In Waier bei Ronsperg besagt ein Vierzeiler (bei John als Zweizeiler gedruckt) ganz deutlich:

Lusti san d' Bauanknecht,
Hobn sie Göld, saffns recht,
Hobns koan Göld, san's vull Näut,
Fressens schwärz Bräut.

In diesen Zusammenhang stellt sich noch der Ausdruck „Kälbaplärrn" in Silberberg, auf den schon hingewiesen wurde, und „Schlenklweil" in der Oberpfalz (nach Winkler). „Schlankl (mit Sekundärumlaut von mhd. a) bedeutet egld. einen Bruder Liederlich, mit „Stodschlankl" bezeichnet man in Eger und Umgebung scherzweise einen „Egerer Weckn", ein längliches keilförmiges Gebäck von gröberem Semmelteig. Vgl. die Zeitwörter „imschlankan" = als Schlankl herumziehen und „d'Boi(n) schlänkan = die Beine schlenkern; schlenkern gehört zu schlingen = drehen, dazu (Schlinge und) Schlingel, livländisch Schlunk und (aus der Studentensprache) Schlunkus, leipzig. Schlunks.

Als ich 1930 aus sprachlichen Erwägungen die Vermutung äußerte, „Kälberweis" dürfte irgendwie mit „kawln" = sich lärmend vergnügen zusammenhängen, wurde mir aus Sachgründen entgegengehalten, daß im Gegenteil zur Zeit des Dienstwechsels zu Neujahr die Dienstboten in ruhiger Zurückgezogenheit leben, ihre Kleider ausbessern usw., wie das auch A. John schildert. Doch kann sich das nur auf die weiblichen Dienstboten beziehen, wenn es heißt: sie bessern Kleider aus, stricken, spinnen; letzteres ist heute nicht mehr üblich. John spricht ausdrücklich von der früheren „guten" Zeit der Landwirtschaft. Die vorliegende Untersuchung hat uns gezeigt, daß früher, im 15. Jahrhundert urkundlich bezeugt, Lichtmeß auch im geschichtlichen Egerland Ziehtermin war. Das aus „Kälberweil" umgedeutete egerländische „Kälberweis" wäre leicht zu verstehen als (Art und) Weise, in der Zeit des Dienstwechsels zu kälbern, zu „kawln" in der Bedeutung übermut treiben; man vgl. den Vierzeiler aus Waier. Die Gegend von Ronsperg bis Neumarkt und die Oberpfalz haben die älteren Verhältnisse besser bewahrt. Man kann an die Zeiten von Neidhart von Reuental,

Digitized by Google

von Wernher dem Gartenaere („Meier Helmbrecht") bis Hans Sachs und Dürers Holzschnitt „Tanzende Bauern" denken, wenn auch die realistischen Schilderer des bäuerlichen Lebens, Ritter und Städter, manche Übertreibung und Verzerrung vorgenommen haben mögen.

* * *

Nach unseren sprachlichen und volkskundlichen Nahbetrachtungen wollen wir einen flüchtigen und vorläufigen Blick in die Ferne tun. Bisher konnten nur einzelne sprachliche Streiflichter über das Gebiet des bayrischen Stammes hinausgeworfen werden. Es erscheint wünschenswert, die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in einen größeren Zusammenhang zu stellen.

Den zweiten Jahrgang des „Teuthonista, Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte" (1925/26) eröffnet Th. Frings mit Ausführungen über „Kulturmorphologie", welche wegweisend und richtunggebend wurden für die deutsche Mundartengeographie des nächsten Jahrzehnts und die volkskundliche geographische Betrachtungsweise weiter führten. Der Blick ist nunmehr „frei geworden, um die Geschichte der deutschen Sprache an die Kulturgeschichte der Landschaften und Landschaftsverbände anzuschließen". Nach ähnlichen Bestrebungen in Marburg und Hannover wurden volkskundliche Stoffgebiete in den Rheinlanden erkundet durch einen Fragebogen, den Müller entworfen hatte. Die eingelaufenen Antworten wurden von Assistenten des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität in Bonn kartographisch dargestellt. Frl. Dr. Tille hat einzelne Fragen näher behandelt und geschichtlich dargestellt, u. a. für die Gesindetermine. „Aus dem heutigen Bild deckt sie, durch Restformen geleitet, den älteren Zustand ab. Für ein ursprünglicheres kartographisches Bild, das sie erschließt, und für die Bewegungen, die von einem älteren zum heutigen Zustand geführt haben, finden sich schließlich in der Sprachgeschichte die deutlichen Parallelen. Historische Zeugnisse zur Geschichte der Gesindetermine stützen und festigen ihre Beobachtungen." — Es folgt ein knapper Bericht von Edda Tille über ihre Forschungsergebnisse, welcher sich mit den „Gesindeterminen" in den Rheinlanden befaßt. Diese Termine sind „zum mindesten teilweise nicht modern". Die übersichtliche Kartenskizze S. 9 (Teuth. 2 Jhg.) ermöglicht ein Zurechtfinden in den sehr verwickelten Verhältnissen mit ihrer großen Mannigfaltigkeit der Gesindetermine. Wie in der Mundartengeographie zeigen sich auch in diesem Sachgebiet die Folgen der früheren territorialen Zersplitterung der Rheinlande. Am meisten fällt der große, zusammenhängende weiße Fleck der Gegenden mit Lichtmeßtermin auf. Zwei Verordnungen des Kurfürsten von Köln lassen den Zeitpunkt der Verallgemeinerung dieses Termins als Gesindetermin erkennen. Im Jahre 1718 wird angeordnet: „Die Dienstboten auf dem Lande sollen ferner . . . während des künftig jedesmal mit Lichtmeß zu beginnenden Mithjahres ihre Brotherrschaft nicht verlassen dürfen." 1751 heißt es: „Zufolge Vereinbarung mit Churpfalz soll . . . in den wechselseitigen an- und übergrenzenden erzstiftischen und Jülich-Bergischen Landen kein während des Dienstjahres austretender Dienstbote von einem in den gegenseitigen Gebieten wohnenden Brotherrn . . in Dienst genommen

Digitized by Google

werden." Von Köln aus gesehen hat der Lichtmeßtermin mehr südlichere als nördlichere Geltung, trotzdem dieses südliche Gebiet von obrigkeitlichen Grenzen durchzogen ist. „Das widerspricht allen unseren Erfahrungen über die wesentlich nördlich gerichtete Expansion Kölns." Um Köln herum sind „durch ganz moderne Entwicklung die vorauszusetzenden alten Verhältnisse zerstört" worden. — In einer anschließenden Schlußbetrachtung vergleicht Frings im Gebiete Bernkastel-Mainz die Kirchengrenze Trier/Mainz mit der Mundartgrenze trei/trocken (hd. trocken) und der Gesindetermingrenze Lichtmeß/Johannes (27. XII.). „Die Kölner Lichtmeßregelung, die an alte Gewohnheit anschließt, gleichviel woher sie stammt, erweist den Kölner Kulturkreis hier wie in der Sprachgeschichte als ausgesprochenes Sprenggebiet." Auf die „schwierige Frage" der Lichtmeßtermine im Gebiete des „Maifeldes, südlich der Kölner Kulturperipherie", geht Frings nicht ein. Der Nordbogen der Lichtmeßtermine wird als ein „Parallel- und Unterstück des Benrather (maken/machen) Linienbogens" bezeichnet und mit Diözesan = (Lüttich/Köln), Archidiakonats- und Patronatsgrenzen verglichen. — Ein besonderes Gewicht muß auf folgende Ausführungen Frings in der Einleitung über „Kulturmorphologie" gelegt werden. „Die Durchbrüche, die von Baiern ausgehend die Main- und dann die Rheinstraße erreichen, und z. B. in den Fällen der neuhochdeutschen Diphthongierung oder der ê-Paradigmen bei ‚gehen' und ‚stehen' bis vor die Tore von Köln ausstrahlen, sollte man nicht ohne die rheinisch-bairischen Beziehungen betrachten, die uns die deutsche Kulturgeschichte aufdrängt: das Problem Baiern und die Rheinlande z. B. in der Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts, das K. Wagner zunächst an dem einen Fall des Eilhartschen Tristrant so nüchtern-scharf, und darum so überzeugend dargestellt hat, das aber vom Annolied bis zum Servatius immer wieder anklingt. Es ist zugleich die Linie, die Köln mit dem Levantehandel verband — die Straße Köln—Venedig mit ihren Etappen und Anschlußorten: Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Mainz, Frankfurt —, aber auch die Richtung, in der die Wittelsbacher sich bewegen vom Anfang des 13. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Am Nordwestflügel des Westgermanischen verharren die Niederlande, am Südwestflügel Alemannien in Reliktlage: das ê-Paradigma im Falle ‚gehen', ‚stehen' hat die alemannisch-niederrheinisch-niederländisch-niederdeutsche â-Gemeinschaft in der Richtung der Mainstraße bis zur romanischen Sprachgrenze auseinandergestoßen." (Bayr. u. frk. gên. sonst gân.) Auf die Geschichte der Wittelsbacher Erwerbungen wird noch zurückzukommen sein.

In dem Buche „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden" von H. Aubin, Frings und J. Müller (1926) behandelt der letztgenannte Verfasser als Vertreter der Volkskunde die „rheinischen Wechseltermine des Gesindes" (Gesindetermine) sehr eingehend. Der Verfasser führt aus: In der Zeit der Ackerbestellung und der Ernte war die Einstellung eines mit den besonderen Verhältnissen des Hofes nicht vertrauten Gesindes nicht ratsam. Gewechselt wird am Schlusse des Wirtschaftsjahres (Oktober bis November), in anderen Gegenden im Vorfrühling und Frühling und schließlich im Winter (Weihnachtstermine). Die Verknüpfung mit

Digitized by Google

Heiligenfesten ergab sich aus der bäuerlichen Art der Zeitbestimmung. Der Bauer rechnet auch heute lieber nach bestimmten Festtagen anstatt nach den Monatsdaten. Es ist Überlieferung, das Gesinde auf ein Jahr zu dingen. Das wird noch bedingt durch die Art des Lohnes, z. T. in Naturalbeigaben. Wenn eine Magd für sich eine Ecke des Flachsfeldes erhielt, konnte dieser Teil des Lohnes nur einmalig, als Teilentgelt für eine Jahresleistung gegeben werden Auf den Kündigungstag und den darauffolgenden „Bündelches- oder Wanderschdag" folgt ein „Spieldag" oder mehrere im ganzen Süden und im Südwesten der Provinz. Das ganze große Mittelstück bis tief hinein ins Südniederfränkische weist den Lichtmeßtermin auf; das „Kerngebiet bildet ohne Zweifel die Kölner Kulturlandschaft". Der Lichtmeßtag ist nicht nur gekennzeichnet durch die kirchliche Lichterweihe, sondern „im Volksbrauch auch durch Schutzmaßnahmen gegen böse Gewalt". Alteinheimische Bauernregeln betonen das Beginnen neuer wirtschaftlicher Tätigkeit. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein galt diese Zeit des Vorfrühlings als besonderer Jahresabschnitt und wurde Usselt (Aushalt), Usbert (Ausfahrt), Uterjohnstit, Utgangstit genannt. Die kurkölnische Verordnung von 1718 kann gedeutet werden, daß kleine örtliche Abweichungen abgeschafft oder böswillige Außerachtlassung des schon früher in Kurköln geltenden Termines gerügt wurden. Der Kölner Lichtmeßtermin kann bis zur südlich der Ahr liegenden Kölner Diözesangrenze oder bis zur Südgrenze des kurkölnischen Amtes Andernach vorgedrungen sein, und „wenn einmal bis zum Nordrande des Maifeldes ein vom Norden kommender Durchbruch stattgefunden hatte, so ist bei der engen Verflechtung der übrigen Teile des Maifeldes und der untern Mosel eine weitere Ausdehnung leicht möglich gewesen." Acht Orte des Kreises Neuwied im Westerwald geben den Weihnachtstermin als früher herrschend an, heute gilt im ganzen Kreis der Lichtmeßtermin. Rheinfränkischer (kurmainzischer) Kulturstrom scheint „den Weihnachtstermin über die untere Mosel hinaus über das Maifeld, das Neuwieder Becken und den Westerwald hinauf getrieben" zu haben. Ein nach Süden getriebener kölnischer Stoß hat dann das Weihnachtsgebiet im Westerwald und Siegerländischen „mit Lichtmeßterminen überflutet". Soweit J. Müller.

Nun haben wir eingangs dieser Darlegungen, angeregt durch Winklers „Heimatsprachkunde", die enge sprachliche und volkskundliche Verflochtenheit des Lichtmeßtermins mit der bayrischen Oberpfalz erkannt. Eine genauere Betrachtung der Geschichte der Wittelsbacher Erwerbungen im Rheingebiet, auf die schon Frings hingewiesen hat, ergibt ein überraschendes Ergebnis. Rascher und verläßlicher Erkundung dient die Einsicht in Putzker „Historischer Schulatlas. Große Ausgabe" (49. Aufl. 1929), Karten: Bayern I—III, und Hans Ockel: „Bayerische Geschichte" (1914), daselbst weitere Literatur.

1180 war der bayrische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach durch Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden nach Ächtung Heinrich des Löwen. 1214 belehnte Kaiser Friedrich II. den Wittelsbacher Ludwig und seinen Sohn Otto (II.) mit der Pfalzgrafschaft am Rhein. 1329 teilte Ludwig IV., deutscher König (er hatte 1322 das reichsfrei gewor-

Digitized by Google

dene Egerland an Böhmen verpfändet), im Hausvertrag zu Pavia seine Hausmacht und übergab den Söhnen seines Bruders Rudolf die Rheinpfalz und den größeren Teil der wittelsbachischen Besitzungen im Nordgau, welches Gebiet von nun an Oberpfalz genannt wird. (Sudetendeutsche Z. f. Vk. 1930 habe ich ausgeführt, wie die Scheidung der Oberpfalz von Altbayern in dem Sinne wirkte, sprachliche Unterschiede zu erhalten, die sich auf dem Gebiete des bayr. Nordgaues, zu dem ursprünglich auch das geschichtliche Egerland gehörte, ausbildeten.) Die pfälzische (ältere, rudolfinische) Linie des Hauses Wittelsbach scheidet sich nun von der bayrischen (jüngeren, ludwigschen). 1346 wurden von Ludwig die niederländischen Grafschaften: Holland, Seeland und Friesland erworben, welche 1433 an Burgund abgetreten wurden. Wir verfolgen zunächst die Geschicke der bayrischen Linie, soweit sie für unseren Gegenstand in Betracht kommen.

Nach verschiedenen Teilungen vereinigte Albrecht IV. die bayrischen Lande (ohne Oberpfalz) 1505. Maximilian von Bayern gründete 1609 die „Liga" der katholischen Fürsten gegen die „Union" der protestantischen Reichsstände, welche von dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich IV. geführt wurde. 1777 starb die bayrische (ludwigsche) Linie aus.

Wichtiger ist für unsere Betrachtung die Geschichte der pfälzischen Linie wegen der Verbindung von bayr. Rheinpfalz und der seit 1559 zersplitterten Oberpfalz einerseits und der Herzogtümer Jülich und Berg am Niederrhein (von 1614 bis 1801, bzw. 1803) andererseits.

Jülich wurde 1799, förmlich wiederholt 1801, mit dem gesamten linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und kam 1815 wie auch Berg mit der Provinz Rheinland an Preußen. Berg verblieb 1803 noch bei Bayern. Damals kam Mannheim und Heidelberg, die kurpfälzisch waren, an Baden. Auf Berg verzichtete Bayern am 26. Dezember 1805. Die neue, heutige Rheinpfalz wurde 1814 auf dem Wiener Kongreß geschaffen, aus Bestandteilen der alten Kurpfalz (ohne Mannheim und Heidelberg), des Herzogtums Zweibrücken, des Hochstiftes Speyer und anderer Herrschaften.

Die von E. Tille zuerst veröffentlichten kurkölnischen Verordnungen von 1718 und 1751 gewinnnen neues Licht. In der zweiten wird ausdrücklich von Vereinbarung mit der Kurpfalz gesprochen und ich setze eine solche auch für 1718 voraus. Damals besaß die auch in Jülich und Berg regierende Linie Pfalz-Neuburg Besitzungen um Burglengenfeld und Schwandorf, Gebiete, welche die ältesten Teile der Mark auf dem bayrischen Nordgau ausmachen und noch heute zur Oberpfalz gehören. (Das Diedenhofer Kapitulare von 805 gibt als nördlichste Grenze deutschen Lebens eine Linie an, die von den Zollstationen Forchheim über Premberg bei Burglengenfeld nach Regensburg sich hinzieht, 905 war über Nabburg schon die Luhe erreicht.) 1742 erbt die Linie Pfalz-Sulzbach (letzteres liegt nordwestlich von Amberg) die Kurpfalz, Neuburg, Jülich und Berg. Man ordnete damals anscheinend die Rechtsverhältnisse in der neuen Gebietsgruppe, glich aus und trat mit Kurköln in Verbindung, was dort den Erlaß von 1751 auslöste. Da der Lichtmeßtermin in der Oberpfalz, wie wir gesehen haben, sehr alt ist, dürfen wir annehmen, daß er von dort nach Jülich und Berg in der Zeit nach

Digitized by Google

1614 übertragen wurde. Eger, das den Lichtmeßtermin schon 1460 urkundlich bezeugt, holte gewöhnlich von Nürnberg Rechtsbelehrung. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Gegend von Nürnberg in ihrer ältesten Geschichte mit dem bayr. Nordgau zusammenhing. Die Mundart der einheimischen Handwerkerschichten beruht auf nordbayrischer (oberpfälzischer) Grundlage, wenn auch mit ostfränkischen Einschlägen. Eigentliches Ostfränkisch wird erst in Fürth gesprochen.

Das Herzogtum Jülich reichte im Süden bis in die Gegend südlich der Ahrmündung, Berg griff in einem ziemlich breiten Streifen auf das Südufer des Unterlaufes der Sieg über. Das läßt die Ausdehnung der Lichtmeßtermine in diesem Südstreifen der früheren Herzogtümer Jülich und Berg durchaus begreiflich erscheinen. Ob auf dem schmalen Streifen von Kurköln, das zu beiden Seiten des Rheins von Jülich und Berg umschlossen war, der Vorfrühlingstermin ursprünglich war oder von Jülich und Berg her vor oder um 1700 der Lichtmeßtermin auf Kurköln übergriff, soll hier nicht entschieden werden. Eine gewisse Zurückhaltung scheint geboten, solange nicht der Atlas der deutschen Volkskunde vorliegt. Genauere Kunde von der Verbreitung der Lichtmeßtermine im gesamten deutschen Sprachgebiet, namentlich im Oberdeutschen sowie der Verbreitung von Ausdrücken wie „Kälberweil, Kälberweis" für die Zeit des Dienstwechsels könnte viel Aufklärung schaffen. Allerdings müßten, wie unsere Ausführungen gezeigt haben, geschichtliche Zeugnisse gesucht werden, da vielfach mit Verwischung der ursprünglichen Verhältnisse zu rechnen ist.

Im Jahre 1929 wurde von der Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin eine Probebefragung vorgenommen und ungefähr 12.000 Stück eines absichtlich bunt zusammengestellten Fragebogens in verschiedene Länder und Provinzen des Reiches gesandt. U. a. wurde auch Auskunft über den Dienstbotenwechsel verlangt. Über die nach den Antworten auf den Probefragebogen erweiterte, vorläufige Karte berichtet Th. Frings in „Deutsche Forschung" (Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft): „Aus dem Forschungsgebiete der Volkskunde." Im rheinischen Norden wechselt das Gesinde im Frühjahr (1./V.) und Herbst (1./XI.), aber auch zu beiden Terminen. Im Anschluß daran bedecken die Frühjahrs-Herbsttermine das Gebiet von Westfalen und Hannover bis zum Jadebusen; es ist „trotz vieler Abstufungen der große niederdeutsche Block", den Frings schon beim Osterfeuer herausarbeitete. „Ihm gegenüber deutet sich in östlicher Fortsetzung des Trierischen Weihnachtstermins ein mitteldeutsches Gebiet an, das über Mainz und Hessen nach dem Freistaat Sachsen weist, der einheitlich Weihnachtstermin hat." (26. Dezember bis 2. Jänner.) — In diesen Zusammenhang stellt sich der Scherzspruch:

„Heute ist Stephanitag,
Eß dich satt und pack dich wag!"

In schöner Übereinstimmung stehen die volkskundliche Erscheinung und die sprachlichen Ausdrucksmittel des Mitteldeutschen: der Reim Tag zu „wag" für weg und die Befehlsform der Einzahl „eß!" — dagegen oberdeutsch „iß" und (abgesehen vom oberdeutschen Fränkischen, nach Behaghel)

Digitized by Google

ich gib, ich nimm, ich brich. — Weiter Frings: „Gegenüber dem zersplitterten Rheingebiet tritt das Kolonialgebiet des Freistaates Sachsen als geschlossener Raum auf. Auch Ostpreußen... erscheint einheitlich mit Martinitermin."

Die alte nördliche Abgrenzung des Lichtmeßtermins, der „Kälberweil", ist gegenüber dem Raume Oberpfalz-Geschichtliches Egerland durch das mitteldeutsche Teilgebiet Hessen-Obersachsen (und dessen Einflußgebiet in Böhmen) gegeben. Warum aber der bayrisch-süddeutsche Lichtmeßtermin über den Mainz-Trier'schen Raum hinweg auf Kurköln, Jülich und Berg übergesprungen ist, wurde in den obigen Zeilen zu ergründen versucht.[1])

Ein Lied aus der Robotzeit

Von **Dr. Anton Wallner,** Graz (Oberplan)

Im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift (IX 108) hat Rud. Hruschka ein altes Lied mitgeteilt, das er im Zlabingser Ländchen gerade noch erhaschte, ehe es gänzlich verscholl: die Zwiesprache eines Bäuerleins mit Seiner Gestrengen dem Herrn Pfleger. Dieses Lied war vor hundert Jahren auch in der Steiermark im Umlauf, denn es findet sich in der Sammlung des Landesarchivs, die um 1820 der volkstümliche „Prinz Johann" angeregt hat. Aus dieser Quelle hat es Ant. Schlossar (nicht ohne Fehler) in seinen Deutschen Volksliedern aus Steiermark (Innsbruck 1881) als Nr. 221 samt der Singweise abgedruckt. Der Sammlung des Erzherzogs entstammen auch die Nachbarnummern Schlossars „Der lustige Bauernknecht" (212), „Der verzweifelte Bauer" (218) und „Des Bauers Noth" (222), während Nr. 220 („Der verdrießliche Bauer") einem alten Druck entnommen ist. Die Nummern 221, 218 und 222 stehen zusammen in dem undatierten Folio-Heft, das den Titel führt „Lippel-Bauers Lieder". Diese fünf Stücke zeigen nun so auffällige Familienzüge, daß man sie alle einem Verfasser zuweisen möchte, und der könnte dann niemand anderer sein als Maurus Lindemayr.

---

[1]) Von der Hauptstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin wurde die Umfrage über die Gesindetermine noch nicht verarbeitet. Im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität in Prag wurde diese Umfrage bereits auf Karten übertragen. Danach ist der Lichtmeßtermin in folgenden Gegenden daheim: In den Orten Roßbach, Thonbrunn (hier neben Neujahr) und Niederreuth des Bezirkes Asch, in Stein bei Eger, früher auch in Schönbach bei Eger, ferner in der Umgebung von Königsberg a. d. Eger, in Werth und Hartenberg-Josefsdorf (Bezirk Falkenau a. d. Eger), in Leimgruben bei Tepl und — als äußerster Punkt im Osten — früher auch in Brunnersdorf bei Kaaden. Weiter nach Südosten findet sich der Lichtmeßtermin dann in früherer Zeit in Muttersdorf bei Hostau, ferner heute noch in Grafenried bei Bischofsteinitz und endlich in allen deutschen Ortschaften des Bezirkes Taus (Wasserluppen, Philippsberg, Neumark, Fürthel, Donau u. a.) und des Bezirkes Neuern (Rothenbaum, Hadruwa, Chudiwa, St. Katharina, Freihöls u. a.). Ganz ausnahmsweise gilt der Lichtmeßtermin noch in Deutsch-Reichenau bei Friedberg, dem Hauptorte des kleinen „G'richt" benannten „Gebietes", das seinerzeit ein Bestandteil des Haslacher „Gerichtes" und damit des oberösterreichischen Mühlviertels war. Der Lichtmeßtermin in Brunnersdorf bei Kaaden erklärt Dr. Haßmann in einer brieflichen Mitteilung sehr richtig damit, daß viele Dörfer dieser Gegend Gründungen des Klosters Waldsassen sind. G. J.

Digitized by Google

Die Nr. 218 steht nämlich, was Schlossar entging, auch in Lindemayrs „Sämtlichen Dichtungen", die Pius Schmieder 1875 herausgegeben hat.

Lindemayr, den die reichblühende Dialektdichtung Oberösterreichs, zumal die in Pfarrhäusern heimische, als ihren Begründer verehrt, wurde 1723 zu Neukirchen am Hausruck geboren und wirkte dort von 1759 bis zu seinem Tode (1783) als Seelsorger. Der gelehrte Benediktiner redet als Poet seine urwüchsige Dorfmundart und malt das Landleben mit niederländischem Pinsel. Lindemayrs Bauernklagen (über Steuerdruck, Soldatenplage und behördliche Schurigelei) sind Anklagen gegen das System, aber seine Pfleger und Profoßen sind bei aller Grobheit keine Unmenschen und seine Bauern sind keine Unschuldslämmer. Heute haben diese Dichtungen auch ihren kulturhistorischen Reiz und sind eine Fundgrube für Mundartforschung und Volkskunde.

Erst vier Jahrzehnte nach Lindemayrs Tode, im Jahre 1822, erschien eine (recht lückenhafte) Sammlung seiner „Lieder und Komödien" im Druck. Aber schon zu seinen Lebzeiten hatten die Lieder ihren Weg ins Volk gefunden und wurden mündlich und handschriftlich weithin verbreitet, ohne daß man nach ihrer Herkunft fragte. Als Volkslied wurde das „Hirtenlied in der hl. Nacht" in verschiedenen Gegenden Oberösterreichs von Sammlern aufgezeichnet, bis es durch die von Lindemayrs Neffen angelegte Lambacher Handschrift mit anderen herrenlosen Stücken als sein Eigentum erwiesen wurde. Auch Schlossar bringt, ohne den Autor zu ahnen, dieses Hirtenlied, das er im oberen Murtal fand, als „Gang zur Krippe" (Nr. 46). Anonym steht unter den „National-Liedern", die Gabriel Platzl zu Sulzau für den Erzherzog sammelte, als Nr. 97 das Stempel-Lied Lindemayrs (Schmieder, S. 280) und in dem Liederheft des Math. Liebenwein aus dem J. 1803 (gleichfalls im steirischen Landesarchiv) stoßen wir gleich eingangs wieder auf einen Bekannten, den „Klagenden Bauer" (Schmieder, 275). Selbst der „allwissende Schmeller" zitiert im Bayrischen Wörterbuch Gedichte Lindemayrs gelegentlich als „Volkslieder". Es ist also kein besonderes Wagnis, wenn man für die fünf oben aufgezählten Bauernlieder, die sichtlich aus Lindemayrs Zeit stammen und die sein Gepräge tragen, auch seine Autorschaft in Erwägung zieht.

Ein und das andere dieser Musenkinder würde freilich ihr Vater kaum wiedererkennen, so übel hat die Wanderschaft von Mund zu Mund ihnen mitgespielt. Auch das Pflegerlied ist nicht gut weggekommen. Das läßt in den beiden überlieferten Texten schon der wechselnde Wortlaut erkennen und noch mehr der zerrüttete Reimbestand. Zwar wird hie und da der Fehler der einen Fassung durch die andere berichtigt, aber noch öfter kommen beide in einer billigen Assonanz überein, mit der sich der formstrenge Lindemayr schwerlich begnügt hätte. Die beiden Aufzeichnungen gehen also entweder auf eine gemeinsame, schon arg zersungene Vorlage zurück, oder Lindemayr kommt als Verfasser nicht in Betracht. Aufschlußreich ist bei diesem Dilemma die Überlieferung eines anderen Liedes, der „Bauernnoth". Sie liegt uns in der authentischen Fassung bei Schmieder (S. 270) und in der Vulgata bei Schlossar (Nr. 218) vor. Das Original weist mit einer Ausnahme (Vämögn: göbn) durchaus reine Reime auf;

Digitized by Google

die Kopie aber ersetzt sie an sechs Stellen durch Assonanzen. Sie hat außerdem von den ursprünglichen acht Strophen zwei eingebüßt und bringt die übrigen in verworfener Abfolge. Und sie verkehrt schließlich zweimal den guten Sinn des Originals in hellen Unsinn. So ähnlich mag es auch dem Pflegerlied ergangen sein in dem halben Jahrhundert zwischen seiner Entstehung und der steirischen Niederschrift, die ich nun buchstabengetreu folgen lasse. Die Vorschläge der Fußnoten suchen den Reim dort herzustellen, wo er beiden Fassungen fehlt.

Vom Bauernstand.

1.

Itz hon ich mir schon grod gnu ghaust,
I hätt a Lust zu wondern.
Es is mein Treu schon völlig aus,
Was muß ich jetz anfongen?[1])
Drhausen laßt sich a nix mehr,
Es ist schon alls vergeben,
Doch sogt zu mir mei gstrenger Herr,[2])
Mir hätten's beste Leben.

2.

Danägst sagt mir der Diener an,
Sollt a die Steur hobn geben.
Ma hobn anonda freundlich gtröst,
Ich hon ihm klagt mei Leben.
Ma hobn anonda recht zugeschneitzt,
Er huast mich gleich an Lumpen.
Auf d'lezt bin ich ihm gworden zu gscheidt,
Er hot an mir nix gfunden.

3.

Wie ich bin kömma in d' Kanzley,
That mich der Pfleger frogen.
Wo ich a wollt gebn d'alte Steur?[3])
Do that ich na drauf sogen:
Hon jetz kuan Geld, mei gstrenger Herr,
Hon noch nit gor ausdroschen.
Do denk ich mir gleich in der Still,[4])
Er schlogt mir schon in d' Goschen.[5])

4.

Wos is der Diener, schreit er gleich,
Laß dich in Koter stecken;
Do zittert mir mei gonzer Leib,
That mich nit wengerl schrecken.
Doch denk ich mir gleich in der Still:[6])
Wird wohl'n Hals nit gelten;
Bin i nur stat und loos a weng
Und that mich enda(!)melden.

5.

Zum Schlapperment, mei gstrengr Herr,
Es huaß nit glei in Kotter[7]),
Geht mir mein Treu nur gor so sper,
Mei Weib will mir nix kochen.
I hon oft a Suppen, ich sags fein rund[8]),
Möcht Oan sich schier vergessen;
Gstrengen Herrn sein Pudelhund
That gwiß kuan Bissen fressen.

6.

Da jo, mei lieber gstrenger Herr,
Wo sollt a Geldl klecken?
Wo sollt m'r olles nehma her?
Bold muß m'r loffen decken.
Pflüg und Arn muß m'r hoben[9]),
Wagen und andre Sochen;
Wonn i gdenk an d' ganze Wirtschaft,
Vergeht mir wohrlich 's Lochen.

Digitized by Google

7.

Und is a Krieg wohl in dem Land,
Muß a d'r Baur herholten,
Soldaten ſtelln, dos was m'r ſchon[10]),
M'r nimmt a kan kan olten.
Und Fürſponn ſtelln und Liefering gebn[11]),
Dös kon i mir a wohl denken,
M'r därf dazu ka Wörtl ſogen[12]),
Si thaten an glei aufhänken.

8.

So ſey nur ſtill und hör bold auf[13]),
Mir gwährt ſchon zlang dein Predgen,
A zeitlang will ich noch warten aus,
Ich will dir etwas geben.
Do hoſt vir Zwanzger, geh nach Haus,
Thu zu der Wirtſchaft ſchauen;
A Zeit long will ich dir noch warten aus,
Mußt aber dein Fleiß a brauchen[14]).

9.

A jo, mein lieber gſtrenger Herr,
Dofür thu ich Dank ſogn,
Is mir mein Maul a gor ſo ſpeer,
Zween Zwanzg'r will ich wogn.
Ins Wirtshaus is mei erſter Gang
Will ich mei Herz erquickn,
Wonn ich dos Geldl beinonder hon,
Wir ichs ſchon fleißig ſchickn.

Dieſe halb ſteiriſche, halb ſchriftdeutſche Faſſung ſteht dem Original erheblich ferner als die aus dem Zlabingſer Ländchen. Doch hat ſie eine Strophe mehr bewahrt, die urſprünglich vielleicht das Lied abgeſchloſſen hat. Jedenfalls iſt ſie an der überlieferten Stelle ganz müßig, während ſie als Schlußſtrophe den Steuerſtreit vollends zu Gunſten des Bäuerleins entſcheiden würde: der Büttel, der das verſprochene ‚Geldl' eintreiben ſoll, muß mit leeren Händen abziehen und die neue Steuer hat eigentlich der Pfleger dem Bauer entrichtet. Die Herſtellung der heillos verderbten Strophe muß aufs Geratewohl erfolgen:

Dánägſt hat mi dá Deanä büeßt,
Sollt eh die Steur habm göben.
Mir habm ánandá freundli grüeßt,
I han eahm klagt mei Löben.
Er hat mi aber recht angſchneizt[15]),
Haißt mi án ſchlechten Kunten.
Aſ d'lößt wär gleiwohl i dá Gſcheidtſt:
Er hat án mir nix gfunten!

Von der Schlußſtrophe muß ich noch einmal auf die Eingangsſtrophe zurückgreifen. Sie enthält in der mähriſchen Verſion eine rätſelhafte Zeile, die auch in der 4. und 5. Strophe wiederkehrt: M e i o a c h l M ü a h, d a B u g l g r a u. Überall verdirbt die Zeile den Reim. Dieſer fordert in der 1. Strophe ‚grauſt' (:ghauſt), was dann die verſtändlichere Wendung ergibt: M e i O a c h l, m i r d e r B u g l g r a u ſt ‚bei meinem Eid, mir ſchaudert der Rücken!' Die Beſtätigung für dieſen Wortlaut liefert uns wieder Lindemayr, bei dem es einmal heißt (in der Komödie ‚Der ernſthafte Spaß': Schmieder 69):

Schau, Hanns! das hilft nöt h a u ſ e n.
Des ſolt dá wälläti ja ſelbn d á B u g l g r a u ſ e n[16]).

Digitized by Google

Auch die Beteuerung m e i n A i c h e l (sprich: Oachl) — es ist die beim Schwören und Fluchen übliche Verhüllung für ‚mei Oad' — begegnet bei Lindemayr, und zwar auf Schritt und Tritt[17]). Den steirischen Schreiber befremdete der Ausdruck, denn er hat ihn durch ‚mein Treu' ersetzt, hier und in seiner 5. Strophe, wo also zu bessern ist: Geht mir, mein O a c h l, gar so sper[18]). Nicht anders verfährt dieser steirische Schreiber in Nr. 222: ‚Es ist ja, mein Treú, ka Wunder; Und dás is, mein Treú, nit récht', wo der Rhythmus beidemal ‚mein Oachl' verlangt. Im Hirtenlied (Nr. 46, 4) aber ist das authentische Mein Aichl (Schmieder 266) gar zu N a M i c h e l umgedeutet worden. Überhaupt war wohl auf bairischem Sprachboden diese Beteuerung von eng begrenzter Geltung, denn auch Schmeller führt sie nur aus Lindemayr an. Dem 19. Jahrhundert überliefern nur noch Weihnachtslieder (vgl. Lexer, Kärnt. Wbch. 81) den veralteten Ausdruck, der selbst dem großen Landsmann Lindemayrs, Franz Stelzhamer, nicht mehr geläufig war.

Die Sage von der Sidonia Heidenreich

Von **Dr. Herbert Weinelt**, Prag

Unsern des Dorfes Reschen im nordmährischen Bezirk Römerstadt liegt auf einem Bergrücken über dem Zusammenfluß des Pürkauer Wassers mit dem Hangensteiner Bach die spärliche Ruine einer mittelalterlichen Burg, von der keine Urkunde berichtet und die kaum über die nächste Umgebung hinaus bekannt ist. Das Volk nennt die Burgstelle „Wüstes Schloß", während in der Umgebung der anscheinend sehr unfeine Flurname „auf der Hur" gilt. Wer nach der Herkunft dieses Namens und

---

[1]) ‚Weil koana hilft den andern'? Vgl. Schmieder 280: Hilft kain Bitten, hilft kain Bethen, Richt mit Schelten á nöt vil. Das wird mih áf d'längst no nethen, Wir grads durchgehn in der Still. [2]) ‚Und gleiwohl sagt m. g. Herr', muß es wohl heißen; denn dies ‚gleichwohl' gehört mit w a h r l á (6, 8), s t a t t l á, á r t l á (‚seltsam'), w á l l á t i (‚nachgerade') und i e z u n d r zu den Kennwörtern für Lindemayrs Sprache. [3]) ‚Wo i wolltgeb n die Steur, die neu'. Vgl. Schmieder 275 d' Stoiern wernd allö Jahr m e h r; 280 á n i o i Maut; 270 Sán d' Rüstgeldá kám zán dáschwingá, Und gleiwohl höbns N o i r i n g á an. [4]) ‚glei hinterher'. [5]) Vgl. Schmieder 112, 180, 70. [6]) V. 5—8 richtig bei Hruschka 3, 5 ff. [7]) ‚Ös hoaßts mi glei einlocha!' [8]) V. 5—8 richtig bei Hruschka 4, 5 ff. [9]) ‚Pflüg und Arn (‚Eggen') kriegst nit gschenkt: bedenkt' (Hruschka)? [10]) ‚das ist bekannt.' [11]) Vgl. Schlossar Nr. 218 und Schmieder 244. [12]) ‚redn'. [13]) ‚So sei nur still, es is scho recht; Scho z'lang daurt mir dei Predi. Und weils dir geht halt gar so schlecht, laß i di heint no ledi'. [14]) Der bei Lindemayr nicht seltene Reim lautet natürlich: schauá: brauhá. [15]) d. i. angeschnauzt. [16]) Ähnlich im Altdeutschen: do ward im grausen aller seiner gelider (Gesta Romanor. ed. Keller, Nr. 40). — Sonst gebraucht Lindemayr für das Gruselgefühl, das er auffällig oft betont, eine gewöhnlichere Wendung: Es schaurt má d' Haut (175); so schaurt má d' Haut (122); Wann i dran denk, schaurt má d' Haut (28). [17]) Mein Aichel: S. 266, 290, 296, 316, 317, 335, 338; mein Aich: S. 114, 277, 283, 309, 318, 232, 354. [18]) Der mährische Gewährsmann stopft offenbar hier und in der nächsten Strophe nur eine Gedächtnislücke mit der Wiederholung seiner unverstandenen Zeile.

Digitized by Google

nach der Bedeutung der einstigen Burg Erkundigungen in der Umgebung einzieht, erfährt folgende Volksüberlieferung:

Sidonia Heidenreich, eine junge Adelige aus Tirol, wurde wegen einer nicht standesgemäßen Liebschaft mit einem Diener verstoßen und aus der Heimat gewiesen. Die Reschner Gegend sei ihr als Aufenthaltsort bestimmt worden und hier habe sie sich eine kleine Burg, das heutige „Wüste Schloß" erbaut. Nach ihr aber wurde die Gegend „auf der Hur" benannt, wenngleich sie in späteren Jahren ein gottergebenes Leben geführt habe.

Diese „Sage", die in etwas breiterer, nicht immer logisch ausgeschmückter Form in der Bezirkskunde[1]) und mit mehreren Zudichtungen in zwei verschiedenen Fassungen im „Römerstädter Ländchen"[2]) wiedergegeben wurde, ist indes kein Machwerk F. A. Hebers — dem wir auch einen ganzen, immer wieder als Sage aufgetischten Ritterroman über die nahe Burg Rabenstein verdanken —, sondern eine sehr alte, fest im Volk verwurzelte Überlieferung, der ein geschichtliches Ereignis zugrunde liegt. Sie wird m. W. erstmals auf der riesigen Landkarte der Herrschaft Rabenstein-Janowitz von Sourgaut[3]) aus dem Jahre 1759 erwähnt. Es heißt dort: „Rudera eines jemaligen Schlosses. Wüste-Schlos-Berg. Allda soll eine Sydonia Heyderin adelichen Herkomens, aus dem Römis. Reich (wegen ihren begangenen jungfräulichen Fehlers) ihre Lebens Zeith zugebracht haben. Ruht in St. Wenceslai Kürchen zu Hangenstein, aber ihr Grabstein anfangs der Kirchen. Sie wahre jedoch sollte evangelischen Martin Luthers Religion gewesen seyn. Und dörfte ihr Reschen unterthänig gewesen seyn, weil alldortige Waldung der Kürchen und Pfarabey gewidmet worden, dann so hätte fromm gelebt ut dicta."

Die Sidonia Heidenreich hat aber wirklich gelebt, sie war die Besitzerin des Hofes im nahen Dorf Hangenstein und liegt in der dortigen Kirche begraben. Der noch erhaltene Grabstein zeigt ihr Bild mit der leider nicht mehr vollständig zu entzifferndenden Inschrift: „Anno domini 1572 den 23. Oktober... die edle... Frau Siedonia Heidenreichin... von Fells ... dem ... Gott Entschlafen ... das Gott genedig sei hie u. dort in Ewigkeit Amen."[4])

Der Versuch, Näheres über Sidonia Heidenreich zu erfahren, scheitert, weil die zeitgenössischen Schriften darüber schweigen. K. Berger[5]), der die

[1]) Der politische Bezirk Römerstadt. Ein Beitrag zur Heimatkunde. — Römerstadt, 1885. S. 51 f.

[2]) 6. Jahrg. (1927), 78 ff., 14 (1936), S. 69 ff.; es wird eben leider die Forderung, die Sagen so aufzuzeichnen, wie sie das Volk erzählt, noch zu wenig beachtet.

[3]) Im Schloßarchiv Janowitz. Die Abschrift besorgte in dankenswerter Weise Herr Cand. phil. Wilhelm Friedrich.

[4]) J. Thöndel bringt im Römerstädter Ländchen 14 (1936), S. 69, folgende Lesung: „Anno domini 1572 Jahr den 23. Oktober, die Ehrenfeste Frau Sidonia Heidenreichin von Fels aus dem Etscheanot Gott entschlafen, das Gott gnädig sei, hier und dort in Ewigkeit, Amen." Etscheanot (?) scheint wirklich auf Tirol (Etsch) zu deuten.

[5]) Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 12 (1908), S. 231.

Digitized by Google

Burgstelle „Verwunschenes Schloß" nennt — wohl eine Erfindung älterer Römerstädter Lokalchroniſten — und daneben ein Schloß Hora im Anſchluß an andere kennen will, berichtet o h n e Quellenangabe, Sidonia habe als Lehen der Herrſchaft Rabenſtein die zwei Höfe in Hangenſtein ſamt Waldbeſitz auf Lebenszeit erhalten. Sie ließ auf ihre Koſten ein hölzernes Kirchlein erbauen und ſtiftete dazu um 1540 eine proteſtantiſche Pfarrei. Den Fehltritt bringt Berger als geſchichtliches Ereignis, die Faſſung klingt dem Text der alten Landkarte recht ähnlich. Nun teilt Thöndel[6]) eine im Landesarchiv in Brünn aufbewahrte Nachricht abſchriftlich mit, die Berger benützt zu haben ſcheint, in der aber andererſeits als Gewährsmann wieder nur ein alter Mann aus Reſchen angeführt wird; zudem beſteht eine teilweiſe wörtliche Übereinſtimmung mit der Angabe auf der Landkarte von 1759, ſo daß auch hier ein gewiſſer Zuſammenhang beſteht. Als hiſtoriſche Nachricht iſt deshalb auch die Mitteilung Thöndels nicht zu werten; es heißt außerdem, Sidonia ſei um 1500 nach Hangenſtein gekommen. Sie hätte alſo, da ihr Tod für 1572 feſtſteht, ein wahrhaft bibliſches Alter erreicht.

Zuſammengefaßt ergibt ſich, daß allen dieſen Nachrichten kein Quellenwert zukommt.

Als Sidonia Heidenreich lebte, war die Burg, das heutige „Wüſte Schloß", ſchon lange eine Ruine, erſt ſpäter iſt vom Volk Sidonia mit der Burg in Verbindung gebracht worden. Auch beſteht kein Zuſammenhang mit dem Flurnamen „auf der Hur", denn der Berg heißt in älteren Berichten Hora, das iſt nichts weiter als das tſchechiſche Wort für Berg, das ſich mundartgerecht zu „Hur" weiterentwickeltete. Es entſteht nun die Frage, ob nicht die Erzählung vom Fehltritt der Sidonia erſt durch den Flurnamen ausgelöſt wurde; das könnte aber erſt geſchehen ſein, nachdem ihre Perſon in Verbindung mit der Burg gebracht worden war.

Es iſt wohl heute kaum mehr möglich feſtzuſtellen, woher Sidonia Heidenreich wirklich kam und welcher Familie ſie entſtammte. Zur Genüge aber wurde aufgehellt, daß in der „Sage" ein hiſtoriſcher Kern ſteckt, wenn er auch nicht in wünſchenswerter Klarheit herausgeſchält werden konnte. Daß es ſich um keine Volksſage handelt, war von allem Anfang an klar. Es ſollte indeſſen verſucht werden, an einem Einzelbeiſpiel zu zeigen, daß manchen Volksüberlieferungen, die als erſt ins Volk gedrungenes literariſches Gut anmuten, eine wenn auch mannigfach verdeckte und oft ſchwer erkennbare geſchichtliche Begebenheit zugrunde liegt.

✤

[6]) A. a. O. S. 68.

Digitized by Google

Graselsagen aus Südmähren

Von **Rud. Hruschka**, Piesling

(Durch die folgenden Sagen werden die in den Jahrgängen 1931 (S. 10—20) und 1934 (S. 164/165) dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze ergänzt.)

(Schluß.)

Grasels Decknamen für Pieslinger Quartiergeber und Hehler

Grasel liebte es, nicht nur selbst unter falschem Namen aufzutreten, sondern auch für seine gelegentlichen Quartiergeber und Hehler in den verschiedenen Orten Decknamen zu wählen. So soll er in Piesling öfter in dem Bauernhaus Nr. 38 genächtigt haben, für welches er den zum Hausnamen gewordenen und heute noch von alten Leuten gebrauchten Namen „Losch" geprägt hat. Ebenso gewährte ihm der jüdische Familiant Prinz, den Grasel mit geraubter und gestohlener Ware belieferte, in seinem Hause häufig Unterkunft. Weil ihm dieser hiefür immer nur Schleuderpreise bezahlte, war der Jude „bald reich" geworden, weswegen ihn Grasel nur den „Baldreich" nannte. Nach einer andern Fassung soll Prinz jenes Häuschen bewohnt haben, das später einem Baldreich gehörte. Ein anderer Pieslinger Jude, namens Singer, war Fleischhauer und Pferdehändler; dieser kaufte dem Räuber die gestohlenen Pferde und Schafe ab, weswegen er ihm den Namen „Michl Fleischmann" gab.

*

Im Strafverfahren gegen Grasel wurde einwandfrei festgestellt, daß trübe Elemente des Judentums in Piesling, Hafnerluden, Schaffa u. a. Orten insoferne Nutzen zogen aus den Einbrüchen Grasels, als sie ihm Kleider, Stoffe, Tisch- und Bettwäsche, Leinwand, Goldhauben usw. um Schleuderpreise abdrückten; unter ihnen befanden sich die Handelsleute Lazar und Esther Prinz aus Piesling, gegen die das Kriminalgericht in Znaim die Untersuchung führte. Das Urteil ist unbekannt; sicher ist, daß Lazar Prinz, der nach dem gerichtlichen Grundbuch der Stadt Zlabings mit Löwy König zu je einer Hälfte im Werte von 80 fl. Eigentümer des Judenhauses Nr. VII a und VII (heute Nr. 111 und 110) war, als Familiant abgestiftet und sein Besitz laut Lizitationsprotokolles am 27. August 1819 dem Aron Salzer um 410 fl. W. W. verkauft wurde. Es ist daher die in der Sage überlieferte Angabe, das Prinz'sche Häuschen hätte später einen Besitzer, namens Baldreich, gehabt, unrichtig. Familien dieses Namens siedelten sich wohl später in Piesling an, doch besaßen sie andere Häuser, und zwar kaufte Josef Baldreich aus Gdossau am 25. September 1863 das Judenhaus Nr. XIV und Laurenz Baldreich aus Kurlupp am 5. Mai 1874 das Judenhaus Nr. IV (heute Nr. 107) — Juden mit dem Familiennamen Singer gab es im Jahre 1820 in Piesling sechs, und zwar bewohnten sie die Häuser Nr. 9, 22, 27, 30 und 33 der Judengemeinde; ihre Berufe sind jedoch aus dem Häuserverzeichnis nicht ersichtlich. Der Name „Fleischmann"

Digitized by Google

war übrigens der Mädchenname seiner aus Böttau stammenden Mutter Regina, den sich Grasel selbst beilegte; er nannte sich aber auch Franz Schönauer und Frey. — Der heute noch gebräuchliche Hausname „Losch" der Bauernwirtschaft Nr. 38 in Piesling ist der Name einer Familie, die hier um 1750 seßhaft war, und stammt von Elisabeth, Tochter des Johann Losch, her, die im Jahre 1766 den Besitzer der Wirtschaft Nr. 38, Laurenz Irschitz (1739—1815), heiratete.

Grasels Flucht aus Piesling

Gelegentlich eines Pieslinger Kirchweihfestes lernte Grasel auf dem Tanzboden ein bildhübsches Mädchen kennen, in das er sich sterblich verliebte; es war die Tochter des damaligen Besitzers des Bauernhauses Nr. 38, die gleichfalls Gefallen gefunden hatte an dem schmucken Jägerburschen, der von nun an öfter zu Pferd nach Piesling kam und bei der Familie des Mädchens abstieg. Niemand im Orte wußte, wer eigentlich der vornehme Fremdling war und auch das Mädchen und ihre Angehörigen konnten oder wollten keinerlei Auskunft geben über ihn. Da beschloß der Pieslinger Amtmann, Licht in dieses Geheimnis zu bringen. Als wieder einmal Grasel in Piesling weilte, beauftragte er einen Beamten des Kriminalgerichtes, sich mit dem Gerichtsdiener in das Bauernhaus zu verfügen und ihm den jungen Mann vorzuführen. Die beiden entsprachen dem Auftrag und trafen Grasel gerade auf dem Hof, ohne Hut und Rock. Als sie ihm den Zweck ihres Erscheinens mitgeteilt hatten, ersuchte er sie, sich eine kleine Weile gedulden zu wollen, da er noch nach dem Pferde sehen wolle. Es dauerte auch wirklich nicht lange, da kam Grasel aus dem Stalle zurück, aber hoch zu Roß, mit dem er, da das Tor geschlossen war, die heute noch stehende, ungefähr zwei Meter hohe Hofmauer übersetzte und auf Nimmerwiedersehen verschwand. Jetzt erst wußte der Amtmann und der ganze Ort, wer der Jägerbursche war.

Nach einer in der Familie Androsch, Piesling Nr. 22 und 40, erhaltenen mündlichen Überlieferung soll ihr Großvater, Lorenz Androsch (1780 bis 1846), den Räuber Grasel einmal nach einer Tanzunterhaltung von Piesling über die Haid nach Ranzern gefahren haben, ohne zu wissen, wer sein Fahrgast war. Erst beim Verlassen des Wagens gab sich dieser zu erkennen und entschädigte den Fuhrmann mit einer reichlichen Belohnung.

*

Grasel war, wie aus den gegen ihn erlassenen Steckbriefen hervorgeht, ein bildungsloser Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte; er gab sich entsprechend seiner Unbildung als Pferdehändler, Viehtreiber, Schweinehändler u. dgl. aus, wohl aber niemals als Jäger und es dürfte daher auch nur eine aus übertriebenen Vorstellungen von Grasels Persönlichkeit erklärliche Erfindung sein, daß er zuweilen auch als Herr zu Pferd auftrat. Merkwürdigerweise war diese Meinung schon bei Lebzeiten des Räubers verbreitet, wie der Inhalt der 6. Strophe des aus dem Jahre 1817 stammenden „Graselliedes" erkennen läßt:

„Dann breiteten sie sich aus
bis an die österreichische Grenze,

Digitized by Google

allwo sie in einem Schinderhaus
verbrachten ihre Tänze.
Geputzet wie ein großer Herr,
tat er zuweilen reiten,
von Postwägen, hin und her,
Kisten mit Geld abschneiden."

Grasel und der Kurlupper Müller

Zur selben Zeit, als Grasel seinen Einbruch beim Branntweinjuden Jelinek in Ungarschitz verübte, befand sich der Kurlupper Müller, Josef Beer, gerade auf dem Heimwege nach seinem Dorfe. Er war in Geschäften in Fratting gewesen und hatte sich dort gegen seine Gewohnheit etwas länger verhalten, als ihm lieb war. Er näherte sich in Ungarschitz gerade dem Hause des Branntweinjuden, da hörte er einen kurzen, schrillen Pfiff, den ein Aufpasser zur Warnung Grasels ertönen ließ. Sogleich kam dieser aus dem Hause des Juden heraus, um Nachschau zu halten, ob ihm eine Gefahr drohe. Als er jedoch sah, wer der Herannahende war, sagte er laut: „Ach! Das ist ja der Kurlupper Müller, der wird mich nicht verraten!" Dann kehrte er wieder ins Branntweinhaus zurück und ließ den Müller unbehelligt seines Weges ziehen.

Von demselben Müller erzählt man in Kurlupp auch, daß er einmal an einer im „Alten Hof" zu Jamnitz veranstalteten Tanzunterhaltung teilnahm, an der sich auch Grasel beteiligt habe. Dieser sei damals besonders durch seine Eleganz allen Besuchern des Festes aufgefallen und als flotter Tänzer ein Liebling der Frauenwelt gewesen. Außer dem Müller kannte ihn jedoch niemand und auch dieser hütete sich, sein Geheimnis zu lüften!

*

Der Einbruch in Ungarschitz wurde von den beiden Grasels (Vater und Sohn) und den drei Gall aus Drosendorf im Fasching 1812 verübt; der Branntweinjude hieß aber nicht, wie die Sage angibt, Jelinek, sondern Matthias Kraus.

Der Graseltisch in Drosendorf

Im Gasthause des Franz Mandl in Drosendorf, Hauptplatz Nr. 36, steht in einer Ecke ein uralter Tisch, dessen Platte im Ausmaß von 127 cm mal 90 cm aus zwei Eichenbrettern von je 30 mm Dicke angefertigt ist. Er bildete schon zur Zeit, als noch der Urgroßvater des jetzigen Besitzers die Gastwirtschaft betrieb, einen Bestandteil des Inventars dieser alten Gaststätte und wird Graseltisch genannt, weil nach der mündlichen Überlieferung bei diesem Tische der Räuber Grasel häufig mit der schönen „Schinderhanni" (nach einer anderen Fassung auch „Schindernettl") aus Autendorf gesessen sein und gezecht haben soll. Der Wirt ahnte wohl, wer sein Gast war, dem das Geld so lose in der Tasche saß, hütete sich aber trotz des hohen, auf die Ergreifung Grasels ausgesetzten Kopfgeldes, denselben zu verraten, weil er die Rache des Räubers fürchten mußte.

Digitized by Google

Diesem Graseltisch kommt übrigens auch deswegen ein Seltenheitswert zu, weil er bei dem großen, in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1846 ausgebrochenen Brand, der von den damaligen 92 Häusern der Stadt 80 in Asche legte, neben einem henkellosen Steinkrug und einem bronzenen „Herrgott" als einziges Möbelstück dieses Gasthauses vor der Vernichtung durch das Feuer verschont blieb.

*

Die zur Zeit Grasels in Autendorf jenseits der Thaya gelegene Drosendorfer Wasenmeisterei gehörte mit jener in Stallek bei Zlabings zu den Lieblingsaufenthaltsorten des Räubers; die Hauptanziehung bildeten jedenfalls die heranwachsenden Töchter der Schinder: in Drosendorf die „Reserl" (Theresia Hamberger), in Stallek zuerst die falsche Thekla Swoboda, die Grasel bestahl, und später die „Salerl" (Rosalia Eigner), die am 20. September 1814 ein Kind von Grasel gebar, das in Zlabings auf den Namen Johann Georg getauft wurde. — Die in der obigen Sage als „Schinderhanni", bzw. „Schindernettl" bezeichnete Geliebte Grasels ist jedenfalls mit der am 9. Oktober 1797 in Autendorf geborenen und in den Strafakten ausdrücklich als Grasels Geliebte genannten Theresia Hamberger, Tochter des am 19. Mai 1810 in Autendorf Nr. 19 verstorbenen Wasenmeisters Johann Paul Hamberger und seines Weibes Anna Maria, geb. Traxler aus Nespitz, identisch. Sie hatte drei Schwestern, die gleichfalls in Autendorf geboren und in Drosendorf getauft wurden, und zwar Katharina (geb. 25. November 1787), Antonia (geboren 20. März 1800) und Josefa (geb. 13. März 1805). Erstere wird im Strafverfahren gegen Grasel überhaupt nicht und letztere nur unter dem Namen „Anna" (im Volksmund „Nettel") erwähnt; diese kam aber wegen ihrer Jugend für ein Liebesverhältnis mit dem Räuber ebensowenig in Betracht, wie ihre Schwester Antonia, weil Grasel erst im Herbst 1812 die Familie Hamberger (in den Matriken auch „Hainberger" geschrieben) kennengelernt hatte und im November 1815 bereits gefangen wurde. Theresia Hamberger, die trotz fast einjähriger Gefangenschaft und harter Züchtigung im Drosendorfer Arrest Grasel nicht verriet, bis man ihr durch List das Geheimnis entriß, wurde am 2. September 1816 nur zu sechs Wochen Kerker verurteilt, während ihre Mutter mit Urteil vom 2. Oktober 1816 fünf Jahre Kerker erhielt, aus welchem sie jedoch schon anfangs Jänner 1820 entlassen wurde. Von ihren Brüdern, die nicht in Drosendorf geboren wurden, war Johann ein Dieb, der im September 1815 aus dem Drosendorfer Arrest entsprungen und nicht wieder zustande gebracht worden war, und Ignaz ein Räuber, der seine mit Grasel begangenen Verbrechen mit einer zwölfjährigen Schanzarbeit in schweren Eisen auf der Festung Kufstein büßte. — Es sei schließlich noch angefügt, daß Breier in bezug auf Grasels Liebesleben drei Geliebte erfindet: Marie, die Tochter des Halters von Oberhöflein, die Ehgartner Nandl aus Horn und eine Kathi, die mit Grasel gleichzeitig verhaftet wird.

Digitized by Google

Die Sage von der Verwendung der auf Grasels Kopf ausgesetzten Prämie

In Drosendorf erzählt man, daß das vom Staate für die Ergreifung Grasels ausgesetzte Kopfgeld im Betrage von 4000 fl. dem herrschaftlichen Bediensteten Schopf aus Autendorf zufiel, der sich hiefür das am Stadtplatz liegende Haus Nr. 60 gekauft habe.

*

Die Ergreiferprämie in der von der Sage angeführten Höhe erhielt nicht Schopf, sondern der Jude David Mayer, der ein Vertrauter der Brünner Polizeibehörde war. Dieser gab sich, um das Vertrauen Grasels zu erwecken, als „Einbrecher Michl" aus und „befreite" nach einem behördlich genehmigten Plane und mit Hilfe des Justiziärs und Kriminalgerichtsverwalters von Drosendorf, Franz Josef Schopf, am 7. November 1815 die Resi Hamberger aus dem Drosendorfer Arrest, die dann in Unkenntnis der mit ihr gespielten Komödie das für Grasel so verhängnisvolle Zusammentreffen mit seinem vermeintlichen Freund Michl herbeiführte. Neben der Ergreiferprämie erhielt Mayer auch noch 2509 fl., die er an Barauslagen aufrechnete. — Der Drosendorfer Justizverwalter Schopf bekam aus der Staatskasse nur seine wirklichen Ausgaben im Betrage von 215 fl. vergütet, wurde aber „in Rücksicht seiner angerühmten Verwendung" bei der Ergreifung des Räubers vom Kaiser mit der „mittleren Zivilverdienstmedaille mit Oehrl und Band" ausgezeichnet. — Neben dem bereits ausgewiesenen Betrage von 6724 fl. erhielt noch der Brünner Polizeidirektor von Okacz seine aufgerechneten Auslagen mit 601 fl. ersetzt, die Penkhart, welche als angebliche Vagabundin und Geliebte Michls zur Resl Hamberger in den Drosendorfer Arrest gesperrt worden war, 400 fl., der Kanonier Vollmost, der bei der Gefangennahme Grasels in Mörtersdorf werktätig mitgeholfen hatte, 130 fl. und vier Mörtersdorfer Bauern zusammen 120 fl., so daß den Staat die Ergreifung Grasels 7975 fl. kostete.

Fasching in Deutsch-Litta bei Kremnitz (Slowakei)

Von **Lotte Lehmann**

Wenn die Faschingszeit kommt, da geht in Deutsch-Litta alles drunter und drüber. Da vergißt man auf alle Not und alles Elend und begeistert sich am „Woschong". Schon einige Zeit vorher kommen die Littner, die das Leben von ihrer Heimat entfernt hat, wenn es ihnen nur einigermaßen möglich ist, wieder zusammen. Die Saisonarbeiter, Dienstmädchen usw., die in der Fremde, in den Sudetenländern, in Österreich, Frankreich oder Deutschland in Arbeit waren, wollen beim Faschingstanz wieder daheim sein. Denn der Littner hängt zäh an seiner steinigen, kargen und doch so schönen Bergheimat. Unter den Burschen, die in einer Burschenschaft zusammengefaßt sind, der der selbstgewählte Burschenrichter voran-

Digitized by Google

steht, herrscht Hochbetrieb. Mädchen und Burschen sind wie ausgewechselt und denken nur mehr an den Tanz. Vorm Fasching werden die Stuben geweißelt, denn während der Faschingstage darf man nicht weißeln, auch nicht nähen, sonst werden die Finger „schwürig". Die Hausfrauen backen, wenn es der Geldbeutel noch erlaubt, „Krop'n" und „Pelschen" (Germteigkuchen mit Mohn oder Topfen gefüllt) und das Schweindl wird abgestochen. Die Männer suchen ein paar Kronen für Schnaps zusammen. Eine übermütige Stimmung herrscht im ganzen Dorfe. Das kleine Tanzhaus ist an den letzten drei Faschingstagen mit Menschen vollgestopft. Entlang der Mauer sitzen die Weiber und Männer, um sich zu unterhalten und zuzuschauen. In der Mitte tanzen Mädchen und Burschen. Ein buntes Bild geben die schönen Trachten der Mädchen ab. Die

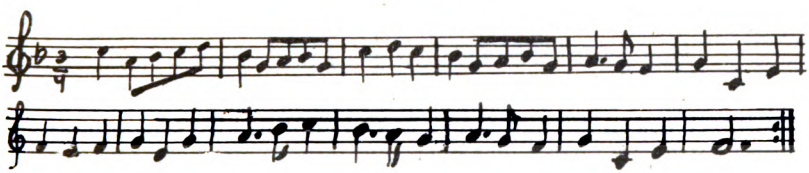
Die „Brücke" beim Faschingstanz, einer Abart des Schwerttanzes.

Burschentracht ist leider schon abgekommen. Die Mädchen tragen über dem weißen „Miederla" (Hemd mit großen gebauschten Ärmeln) den roten, schön verzierten „Brouskfleck" (Leibchen). Über dem gefältelten schwarz-grün gemusterten „Kittel" ist das weiß-rot gestreifte „Pendelhemd" sichtbar. über den Kittel wird das „Färberschürzl" (Blaudruckschürze mit weißen Mustern, unten mit rotem Streifen eingefaßt) getragen. Kittel und Zöpfe, an deren äußerstem Ende eine bunte Masche hängt, fliegen im Rhythmus des Tanzes. Da geht es nun freilich oft recht wild zu, bricht ja doch alle urwüchsige Kraft bei dieser Gelegenheit aus Burschen und Mädeln heraus. Zweischritte, Walzer und Märsche sind nicht so beliebt wie der Tschardasch, der aus den Menschen eine wirbelnde, drehende und taumelnde Menge macht. Wer da beizeiten nicht Zehen, Schienbeine und Rippen versorgt, kommt ohne blaue Flecke nicht heim. Im Vorjahr wurden Volkstänze eingeführt, die mit Begeisterung getanzt werden. Auch die „Littner Platschpolka" wurde wieder ihrer Vergessenheit entrissen. Am Faschingsonntag um Mitternacht kommen die Burschen

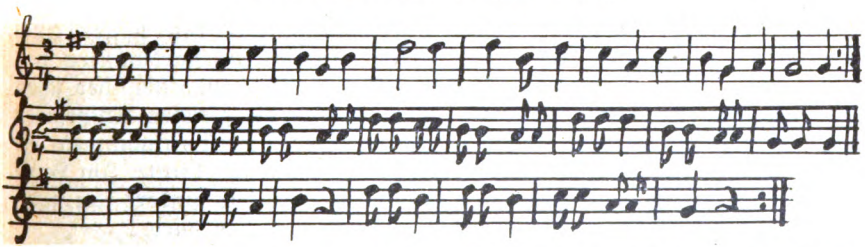
Digitized by Google

herein und eröffnen mit dem „Woschongstanz" den Fasching. Ist dann die Nacht zu Ende, haben die Musikanten 2 bis 3 Stunden geschlafen, dann beginnen 8 Burschen mit ihrem Burschenrichter den „Woschongstanz" auch durch das Dorf zu tanzen, von der Musik begleitet. Hemdärmelig, die Hüte mit bunten Bändern und Rosmarin geschmückt, in der Hand schlanke Gerten, hüpfen und springen sie vor der eifrig blasenden Musik von Haus zu Haus. Eine endlose Kinderschar begleitet sie natürlich. Bei jedem Hause fragt der Burschenrichter an: „Ich möchte recht schön bitten, wenn sie uns möchten erlauben, den ehrlichen Woschong zu tanzen. Wir haben den Brauch nicht aufgebracht und wollen ihn nicht lassen abkommen!" Darauf lassen die Hausleute die Burschen mit folgenden Worten ein: „Wenn's ihr den ehrlichen Woschong wißt's zu tanzen, dann kommt's herein." Da tanzen sie ihren alten schönen Faschingstanz, zuerst hüpfen sie im Kreise und schwingen mit den Gerten. Dreimal verlassen sie die Stube, um wieder hereinzukommen. Das dritte Mal kommen sie mit einem hohen Sprung hereingehüpft, damit der Hanf im nächsten Jahr höher wächst. Zum Schluß machen sie mit den Gerten die Brücke, unter der alle andern durchtanzen müssen. Nachher spielt die Musik einen Walzer, wozu die umstehenden Frauen und Mädchen schnell zum Tanze erwischt werden. Leider spielt die Musik nicht mehr die alte schöne Weise des „Woschongstanzes", sondern lehnt sich an die slowakische Fassung dieses Tanzes an. Hier sei die alte deutsche Weise und die neue slowakische wiedergegeben:

Die alte Weise.



Die neue Weise (slowakisch).



Nach dem Tanze sammelt der Burschenrichter Spenden in eine eiserne Kasse ein. Jedes Mädchen muß 10 Kč zahlen, dafür darf es dann drei Tage lang den Fasching durchtanzen. Denn mit diesem eingesammelten Gelde veranstalten die Burschen jeden Abend den Tanz. In früherer Zeit

Digitized by Google

war es üblich, die Faschingstänzer mit Speck, Eiern oder Würsten zu entlohnen. Heute gibt man nur Geld. Am Faschingsmontag gehen die Faschingstänzer in den Oberort. Dann machen auch die Leute aus dem Unterort Besuche. Sie „gehen in die Zeil" zu Verwandten und Bekannten. Dann wird Fleisch, Gebackenes, manchmal auch Schnaps aufgetischt. Am Faschingsdienstag gehen die Tänzer in den Unterort, dann werden auch Besuche im Unterort gemacht. Außer den Faschingstänzern geht der „Hüter", der Dorfhirte von Haus zu Haus. Er trägt einen Spieß und einen Korb. In jedem Hause singt er ein Faschingslied (leider slowakisch) und bekommt dafür Eier oder Speck. Den Speck spießt er auf den Spieß auf und geht wieder weiter. Auch die Zigeuner ziehen mit Musik im Dorfe umher und wollen sich verschiedene Nahrungsmittel erbetteln.

Am Faschingsdienstag läuten um 9 Uhr abends die Glocken den Fasching aus. Der Dorfrichter (Gemeindevorsteher) klopft mit dem Stock an das Tanzhaus und vermeldet, daß mit dem Tanze jetzt Schluß sei. Nun wird er von den Burschen bestürmt und bedrängt, auch ins Wirtshaus zum Trunke eingeladen, währenddessen Burschen und Mädeln den Tanz bis zur 12. Stunde verlängern. Nach 12 Uhr wird nicht mehr getanzt, denn dann ist Fastenzeit angebrochen. Mit glühenden Köpfen geht alles heim. Aschermittwoch früh läuten die Glocken zum Hochamte und zur Einäscherung. Dann ist es mit aller ungebundenen Lustigkeit und Fröhlichkeit vorbei. In der Fastenzeit darf man nicht tanzen, sonst „tritt man im Sommer in die Dornen." Aber abends versammelt sich in jedem Hause dann die Familie um den Hausvater zum Rosenkranzgebet.

Nordmährische Hochzeitsbräuche

Von **Franz J. Langer,** Prag (Klein-Mohrau i. M.)

Nicht nur daß die Hochzeitsbräuche meistens örtliche Abweichungen aufweisen, es finden sich auch Fälle, daß in einzelnen Familien und Sippen bestimmte Bräuche einen besonderen Platz einnehmen oder eine wesentlich abweichende Gestaltung gegenüber den gleichen Gepflogenheiten am Orte erfuhren.

Meistens wird dies dadurch veranlaßt, daß sich in der betreffenden Sippe jemand befindet, der es als Ehrenamt ansieht, den Posten eines Sprechers einzunehmen. So wird in einer Familie in Nordmähren von einem heute schon 80jährigen Verwandten dies Amt ausgeübt, der schon seit Jahrzehnten, ja seit seiner frühesten Jugend die gleichen Ansprachen hält. Nach seinen eigenen Angaben sind sie einer Schrift entnommen, die er sich in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts kaufte. Im Laufe der Zeit ist sie ihm zwar abhanden gekommen, aber das hindert ihn nicht, daß er seiner Aufgabe in fließender Sprache stets gerecht wird.

Die Brautübergabe bietet die erste Gelegenheit und die Hochzeitstafel eine weitere Möglichkeit, bei welcher er entweder zur Erbauung oder zur Unterhaltung Ansprachen hält. Die Brautübergabe vollzieht sich folgendermaßen. Es versammeln sich der Bräutigam mit seinen Eltern und

Digitized by Google

Anverwandten, und die Braut, geführt von ihren Eltern, schließt sich dem Kreise an. Nun tritt der Sprecher vor und hält nachstehende Ansprache:

„Geehrter Herr Bräutigam! Im Namen des Allmächtigen übergebe ich Ihnen die von Ihnen auserkorene und von Gott bestimmte, ehrsame und tugendhafte Jungfrau Braut, geschmückt mit dem Jungfraukranz und guten Tugenden und stelle sie Ihnen vor Augen.

Geehrtes Brautpaar! Die Zeit und Stunde naht heran, wo Sie die Hand des Priesters mit dem Bande des heiligen Sakramentes der Ehe verbindet. Durch diese heilige Verbindung, meine Lieben, sollen Sie die beiderseitigen Schicksale und Fügungen Gottes miteinander ertragen, die Lasten des Lebens einander erleichtern, mit Rat und Tat einander unterstützen und mit Liebe und Sorgfalt, Hand in Hand durch das Leben wandeln. Dadurch werden Sie Ihr eheliches Glück befördern und der liebe Gott wird Sie segnen.

Geliebte Eltern! Es stehen nun vor euch eure lieben Kinder. Sollten sie euch durch jugendlichen Leichtsinn irgendwie beleidigt haben, so bitte ich statt ihrer um Verzeihung.

Bevor Sie aber hier, geehrtes Brautpaar, das elterliche Haus verlassen, so bitten Sie nochmals um den elterlichen Segen, denn an Gottes und der Eltern Segen ist alles gelegen.

Und Ihnen, Herr Bräutigam, überreiche ich nun die Rose der Liebe. Pflücken Sie sie aber nicht ab, sondern ehren Sie sie, schmücken Sie sie und wahren Sie sie Ihr Leben lang. Amen."

Hierauf erteilen die Braut- und Bräutigamseltern dem Brautpaare ihren Segen und der Bräutigam bedankt sich für das Vertrauen und die Ehre, die ihm dadurch zuteil wurde, daß ihm die Braut anvertraut wurde. Nachher folgt der Gang oder meistens die Fahrt zur Kirche, wo die Trauung, verbunden mit einer Brautmesse, stattfindet.

Nach der Rückkehr aus der Kirche versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft bei Tisch. Meistens sind noch neue Gäste, die der Trauung in der Kirche nicht beigewohnt hatten, dazugekommen. Im allgemeinen bietet eine Hochzeit Gelegenheit dazu, daß sich die Verwandtschaft zu einem Familienfest zusammenfindet und nicht selten sind die Kranzelpaare bereits die Anwärter für die nächste Hochzeit.

Wenn dann der Hunger gestillt ist und die ernste Stimmung ins Gemütliche, ja Lustige übergeht, dann tritt wieder der Sprecher auf, um ein Loblied auf die Frauen zu singen. Die Ansprache hat folgenden Wortlaut:

„Geehrte Hochzeitsgäste! Gestatten Sie, daß ich mir das Wort erlaube. Daß ich kein Redner bin, das weiß ich und bevor werden fünf Minuten verflossen sein, werden Sie es ebenfalls wissen. Ich verlange daher keinen Beifall für mein Talent, sondern für das von mir gewünschte Thema. Mein Thema ist eines der gefährlichsten auf der Welt, das schon so mancher, der es nicht vorsichtig behandelte, mit seinem Kopfe, mit seiner Hand und mit seinem Herzen gebüßt hat. Mein Thema ist ein altes Märchen, für das sich aber die jungen Leute am meisten interessieren. Mein Thema ist ein Glück ohne Anfang, eine Liebe ohne Ende und ein Rätsel, das noch keiner

Digitized by Google

gelöst hat. Kurz gesagt, mein Thema, das sind die Damen. Und wie der Soldat nicht gern von seiner Tapferkeit, der Gelehrte von seiner Weisheit und der Reiche nicht gern von seinen Schätzen spricht, so verhält sich's auch mit diesem schönen Geschlechte.

Denn sie sind alles, haben alles und geben nicht alles. Aber man spricht nicht gerne davon. Ich aber will heute davon sprechen. Denn solange sich der Himmel wie eine blaue Riesenkreoline[1]) über uns wölbt und solange die Erde mit einem zarten Pantoffel betreten wird, besteht ein Glaubensbekenntnis in folgenden drei Paragraphen: Alles mit den Damen, alles durch die Damen und kein Vergnügen ohne die Damen. Es geht ein dunkles Gerücht hervor: Als Adam das erstemal die Eva erblickte, daß er sich da überglücklich schätzte und zugleich an den Herrn die Bitte richtete: Ach Herr, nimm mir meine Rippe raus und mach mir lauter Even draus!

Geehrte Versammelte! Hat nicht Vater Adam ganz aus seiner Seele gesprochen? Möge die Bibel mehrmals erzählen, daß Adam unglücklich war, weil er das Paradies verlor. Ich aber glaube es nicht recht. Denn Madame Eva begleitete ihn, folglich nahm er sein Paradies mit sich.

Nun, geehrte Versammelte! So befinden wir uns hier in einem Paradies. Um uns her blühen die Rosen der Liebe, der Schönheit in der Gestalt der Frauen und Damen. Nun ein jeder, der jemals eine zarte Frauenhand drückte, ein jeder, der jemals von den rosigen Lippen einen glühenden Kuß erhielt, und jeder, der jemals die Pfade im Irrgarten Ibidas[2]) wandelte und dessen Herz als Meisterwerk der Liebe schlägt, der lasse sein Glas erklingen und seine Stimme im begeisterten Trinkspruch erschallen: Unsere Frauen und Damen leben hoch!"

Unter allgemeiner Heiterkeit schließt sich die Hochzeitsgesellschaft den Hochrufen an. Es werden dann meist noch andere heitere Vorträge gehalten, vielfach necken sich die Gäste gegenseitig, indem sie sich Papierknäuel, Korkstöpsel, auch Erbsen und Bonbons zuwerfen. Eine kleine Tanzerei, die das Brautpaar einleitet, darf natürlich nicht fehlen, und wenn dann gegen neun Uhr abends die Kinder zu Bette gebracht werden, ist die Stimmung oft schon recht gehoben, ohne daß man an einen baldigen Schluß denken möchte, der gewöhnlich erst nach Mitternacht gemacht wird.

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz

(Fortsetzung)*)

Zahnweh: Die ersten Zähne, die sogenannten „Zitznzehn" fallen heraus. Sie fangen an zu wackeln und werden von den Eltern oder auch von den Kindern selbst oft mittels eines Bindfadens herausgerissen. Kranke Zähne beginnen zu „modern" und werden, falls nicht rechtzeitig eingegrif-

[1]) Verderbt aus Krinoline (Reifrock). — [2]) Wahrscheinlich verderbt aus Armida. Nach der Gestalt in Tassos „Befreitem Jerusalem", die unter anderen den tapferen Rinaldo in ihren Zaubergarten lockt, hat Armida überhaupt die Bedeutung „verführerisches Weib" erlangt. Anm. d. Schriftleitung.

*) Zu S. 17 des vorigen Heftes ist nachzutragen, daß man die aufgesprungenen Füße mit aus Kienholz gebrannter Wagenschmiere bestrich.

Digitized by Google

sen wird, ausgefressen, daß nur Schalen von ihnen übrig bleiben. Solche Zähne erzeugen das schmerzvolle Zahnweh. Mittel dagegen sind zahlreich: kaltes Wasser, Salz, Pfeffer, Tabak, Rum, alle möglichen Zahngeister, heiße Fußbäder, Krenpflaster auf den Nacken, Hasen- oder Otternschmalz u. v. a. und, wenn sie alle nicht helfen, als letztes Mittel kaltes Eisen in Form einer Zange oder eines „Pelikans", wie solche die dörfischen Zahnreißer benützen. Zur Stillung des Blutes verwenden sie Salz. In hartnäckigen Fällen legen sie eine Silbermünze auf die Wunde, die angeblich sicher hilft. Stellt sich Beinhautentzündung ein, wobei die betreffende Wange aufschwillt, so verwendet man außer den genannten Mitteln auch Knoblauch, den man sich ins Ohr steckt, vor allem aber „Mahlsacklen", Säckchen mit geröstetem (g'pölwrtn) Mehl, dem man Kampfer (Kqffr) beimengt, gefüllt. Erwärmt, halten sie die Wärme lange zurück. Durch die Einwirkung derselben werden die Schmerzen erträglicher und wird der Ablauf der Entzündung beschleunigt. Beliebte Mittel sind das Einräuchern mit getrockneten Otternhäuten oder Schwämmen.

Vor 50 Jahren wußte man hier noch wenig oder gar nichts vom Plombieren der Zähne und Zahnersatz galt als Schande. Heute wendet man durch den Einfluß der Schule der Zahnpflege erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Der Rotlauf, die „Ratka" (tschech. nádcha), meldet sich an. In stiller Einsamkeit kommt es einem manchmal vor, als ob man gerufen würde. Das darf man nicht beachten. Wenn man sich meldet, bekommt man die „Ratka". Die Mittel sind die gleichen wie bei der Beinhautentzündung.

Bei Kopfschmerz sind als kühlendes Mittel dünne Kartoffelplatten (Pretschlen), die man auf die heiße Stirne legt und mit einem Tuche festbindet, allgemein gebräuchlich.

Mäßiges Nasenbluten hält man für gesund. Es beugt Kopfweh vor. Anhaltendes Nasenbluten stillt man durch Einziehen von kaltem Wasser, Essigwasser oder durch kalte Umschläge auf den Nacken.

Gegen Augenkrankheiten schützt man sich durch Ohrringe. Noch vor 40 bis 50 Jahren sah man auch bei vielen Männern und Knaben dünne Ringlein oder Plättchen von Gold oder Silber in dem einen oder andern Ohre. Wenn einem etwas ins Auge fällt, muß man es schließen, das Oberlid herunterziehen und dreimal ausspucken. Krebsaugen, Reservekalk der Krebse, die man in das betreffende Auge einführt, befördern den hineingefallenen Gegenstand heraus. Bei Entzündungen werden die Augen mit Wasser aus dem Marienbrünnl in Ainfersdorf, einem nahen Gnadenorte, und mit Fenstertau gewaschen. Auch das Auflegen von Eiweiß hartgekochter Eier wird angeraten. Sporenstaub von trockenen Bovisten macht nach der Volksmeinung blind. Kranke Augen läßt man auch durch heilbeflissene Frauen auslecken.

Halsweh: Gurgeln mit Tee aus Salbei- und Eibischblättern, diese heißen Blätter oder Speck als Umschlag, Lutschen von gekochtem Speck; scherzhaft: ein Knie zubinden. Bei Mandelentzündung sind die „Zeppn g'sölln". Sie werden durch Streichen der Handgelenke nach oben wieder in die richtige Lage gebracht.

Digitized by Google

Hat man sich wundgelaufen, den Wolf bekommen, leisten eine Inselkerze oder Hirschinselt, im Notfalle Straßenstaub gute Dienste.

Warzen (Hienrborzln) bindet man mit Roßhaaren ab oder macht in einen Bindfaden soviele Knoten, als man Warzen hat, und vergräbt ihn unter einer Dachtraufe. Wenn der Faden verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden. Warzen gelten als übertragbar, namentlich durch Blut, das von ihnen stammt.

Bei Verbrennungen legt man geriebene rohe Kartoffeln als kühlendes Mittel auf oder bestreut die angefeuchteten Stellen mit Salz. Wenn man bei leichten Verbrennungen z. B. des Fingers die verbrannte Stelle eine Weile über die heiße Ofenplatte hält, was allerdings sehr schmerzt, entsteht keine Blase; die Haut vertrocknet und der Schmerz läßt nach. Darüber, ob man Brandblasen aufstechen soll oder nicht, sind die Ansichten geteilt.

Bei Schnupfen (Kataara) macht man Fußbäder und trinkt Haferstrohtee oder gekochten „ordinärn", „beisn" Schnaps mit Zimmt und Zucker.

Bei Husten gebraucht man Lindenblüten in Milch gekocht, mit Kandiszucker gesüßt; Tee aus Süßholz, Feigen und Johannisbrot; aus Haferstroh, Quecken, Kornblumen und Feldstiefmütterchen; Honig, Honig mit geriebenem Kren; Stajnborzl (Engelsüß), Brostborzl (Kalmus) kandiert und den Saft von gebratenen Zwiebeln.

Schlimm ist die „Piesa Stapp", die Grippe. Da gilt es vor allem zu schwitzen. Das bewirken die verschiedenen Tees und besonders gekochter Schnaps. Vorbeugend gegen Fieber gilt das Verschlucken eines geweihten Palmkätzchens am Palmsonntag. Sonst bekämpft man es mit Wärme, die übrigens als Allheilmittel gegen alle Krankheiten gilt. „Wärme erhält das Leben", ist eine vielgebrauchte Redewendung. Vor 50 bis 60 Jahren kannte man nur warme Umschläge und hat damit bei Lungenentzündung (Kält un Stachn), von der die schwer arbeitende, darbende und deshalb vielfach unterernährte Bevölkerung häufig heimgesucht wird, oft großes Unheil angerichtet. Erst in den letzten Jahrzehnten ist man darin anderer Meinung geworden. Bei Lungenentzündung macht man jetzt Umschläge mit in kaltes Essigwasser eingetauchten Tüchern, mit Quark und Essig und regelrechte Wickel, wie der Arzt sie anordnet. Kleinen Kindern macht man „Potschkrln" aus Sauerteig auf die Füße. (Schluß folgt.)

Anmerkungen zu sudetendeutschen Schwänken

Von **Otto F. Babler**, Olmütz

1. Eine Kriegsgeschichte. (G. Jungbauer, Das lustige Buch, Karlsbad-Drahowitz 1936, S. 86, Nr. 104.)

Den gleichen Schwank bringt auch die große Sammlung russischer Volksmärchen von A. N. Afanasjew, Narodnyja russkija skazki, Ausgabe Moskau 1873, III, S. 504; Ausg. Berlin 1922, S. 397, Nr. 249 c:

„Wo warst du", fragte der Nikephor den Stephan, „daß man dich so lange nicht gesehen hat?" — „Wo ich war? Bei den Tataren!" — „Bei

Digitized by Google

den Tataren? Was hast du dort gemacht? — „Gekämpft habe ich." — „Und hast du wenigstens einen Tataren geschlagen?" — „Und ob!" — „Und wie hast du ihn geschlagen?" — „Nun so: ich gehe übers Feld und rassele mit dem Säbel; da sehe ich auf einmal: unter einer Weide liegt ein Kerl von einem Tataren und hat die Hände weit von sich gestreckt. Da schleiche ich hinter der Weide heran und haue ihm mit dem Säbel eine Hand ab — er liegt. Ich hauc ihm die andere ab — er liegt noch immer!" — „Ei, du bist doch ein Dummkopf, Stephan", sagt der Nikephor, „du hättest ihm doch den Kopf abhauen sollen!" — „Ja, daran habe ich auch gedacht, aber der Kopf — war schon weg!"

Der Schwank, den wir hier in zwei Fassungen bringen, ist wohl ziemlich verbreitet. Die russische Fassung dürfte aber die echtere sein, denn die, Sitte, gefallenen Feinden die Köpfe abzuhauen, wurde bei primitiven Völkern häufig geübt, kommt aber in einem modernen Kriege kaum vor.

2. Die armen Pferde! (G. Jungbauer, a. a. O., S. 56, Nr. 72.)

Dieses Schwankmotiv ist recht weit verbreitet und hat bei Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature, Bloomington-Helsinki 1934, IV, S. 167, eine eigene Nummer: J 1874 (Relieving the beast of burden). Wir wollen hier einige Parallelen bringen, die natürlich den Stoffkreis bei weitem noch nicht erschöpfen. Dem sudetendeutschen Schwanke am nächsten verwandt ist eine ukrainische Fassung bei Wolodimir Hnatjuk, Halicko-ruski anekdoti, Lemberg 1899, S. 46, Nr. 129:

Die Last. Einst fuhr ein Bauer mit seinem Wagen auf der Straße und holte ein Weib ein, das in die Stadt ging und auf den Schultern einen schweren Sack trug. „Setzt Euch her zu mir, Gevatterin", sagte der Bauer, „ich nehme Euch mit, denn ich fahre auch in die Stadt!" Das Weib setzte sich in den Wagen, behielt aber den Sack auf den Schultern. „Wollt Ihr, Gevatterin, den Sack nicht auf den Wagen legen? Es wird Euch schwer fallen, ihn zu halten!" — „Ei, Gott gebe Euch Gesundheit, daß Ihr mich mitfahren lasset. Aber sollte ich Euch noch eine so schwere Last auf den Wagen legen? . . ."

Ähnlich erzählt ein kroatischer Schwank bei Milan Lang, Samobor (Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena) XIX, Zagreb 1914, S. 96, Nr. 48: Ein Mann trug einen Sack Mais in die Mühle. Unterwegs holte ihn ein Bauer mit einem leeren Leiterwagen ein und sagte ihm: „Komm, mein Lieber, auf dem Wagen fahren!" Er aber erwiderte: „Danke schön, aber ich will nicht fahren, denn es schmerzt mich mein Fuß." — „Komme nur fahren, wenn dich der Fuß schmerzt!" redete ihm der Bauer zu. Er stieg also auf den Wagen, blieb aber darauf stehen und hielt den Sack in den Händen. Da sagte ihm der Bauer: „Warum legst du den Sack nicht auf den Wagen und warum hälst du ihn? Willst du denn stehend fahren und den Sack immerfort halten?" Der Mann aber entgegnete: „Ich danke schön. Genug daran, daß Ihr mich führet, warum solltet Ihr noch meinen Sack führen? . . ."

Adolf Schullerus erzählt in seinem Büchlein Geschichte vum Tschiripik, Hermannstadt 1928, S. 14: Der Tschiripik ritt auf senger weisser Gorr af de Johrmert. Den Eisfack vol mät helzeräne Liefeln uch

Digitized by Google

Schäffelcheren hatt e net, wä em et sonst fekt, hängder sich af'm Rueß, sangdern e hatt sich en iwer de Schulder gehangen. „Woräm driſt te den Eisſack eſi ſpaſich", frochten en de Leut, wä e af de Johrmertsplatz kam. „Na, ich wul, de uerem Gerr ſil net eſi ſchwer dron, doräm hun ech en af de Räck genug." — (Dazu auf dem Umſchlage des Buches ein Holzſchnitt von Trude Schullerus.)

Ähnlich beginnt auch ein chineſiſcher Schwank von den drei Dummen, den C. Arendt in der Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde, I, 1891, S. 329, mitteilt: Der Gerichtsdiener . . . ſieht einen Menſchen, welcher auf einem Eſel reitet, dabei aber zwei ſchwere Säcke mit Reis auf den Schultern trägt, ſo daß er unter ſeiner Laſt ächzt, als auch der arme Eſel ſich kaum von der Stelle zu bewegen vermag . . . .

W. A. Clouſton (The Book of Noodles, London 1888, S. 19) bringt eine Faſſung des Schwankes, deren Held einer von den Narren von Gotham iſt, und zitiert hierauf eine verſifizierte lateiniſche Faſſung, die das Mißverſtändnis wieder den Narren von Norfolk zuſchreibt:

Ad foram ambulant diebus singulis;
Saccum de lolio portant in humeris,
Jumentis ne noccant: bene fatuis,
Ut prolocutiis sum aequantur bestiis.

Der Schwank wird auch im Zuſammenhang mit Nasreddin Hodſcha erzählt. So bei Albert Weſſelski, Der Hodſcha Nasreddin, Weimar 1911, II, S. 163, Nr. 490, und Anm. S. 229. Bei Karel Šafář, Šprýmy hodži Nasr-ed-dína efendiho, Prag 1932, kommt das Motiv ſogar zweimal vor — S. 108, Nr. 170: Einſt fuhr der Hodſcha auf den Markt, und als er dort Gemüſe gekauft hatte, ſtopfte er es in einen Sack, warf den Sack über die Schulter, ſchwang ſich auf ſeinen Eſel und ritt heim. Unterwegs ſagte ihm jemand: „Efendi, warum legſt du den Sack nicht rückwärts auf den Sattel des Eſels und warum reiteſt du nicht bequem?" Der Hodſcha entgegnete: „Nur Gerechtigkeit! Der Eſel ſollte nicht nur für uns die Beine von der Erde heben, ſondern wir ſollten ihm auch noch den Sack aufbürden, der uns zur Laſt geworden iſt? Etwas ſolches habe ich bisher niemals getan!" — Und dann S. 169, Nr. 259: Weiland Hodſcha lud auf ſeinen Eſel Holz, ſchwang ſich auf ihn, ſchob die Füße in die Steigbügel und richtete ſich auf den Füßen empor. Als die Gaſſenjungen den Hodſcha ſahen, wie er ſo daherritt, liefen ſie zuſammen und lachten. Einer von ihnen ſagte: „Hodſcha Efendi, warum ſetzeſt du dich nicht auf den Eſel und reiteſt nicht bequem?" Weiland Hodſcha antwortete: „Kinderchen, nur Gerechtigkeit! Als ob nicht die Laſt genügen würde, die er auf dem Rücken hat, ſollte ich ihm noch meine Schwere aufbürden? Wie gütig er iſt, daß er meinen Fuß von der Erde hebt!" — (Zu dieſem letzteren Schwanke ſteht dortſelbſt S. eine Illuſtration von Václav Mašek.)

3. Die Hirtin als Bürgermeiſterin (G. Jungbauer a. a. O., S. 95, Nr. 114.)

Albert Weſſelski gibt in ſeiner Ausgabe von Heinrich Bebels Schwänken (München 1907, II, S. 138, Nr. 110) Nachweiſe zu dieſem Schwanke, der auch in Stith Thomſons Motif-Index, Bd. IV, S. 67, Nr. J 953. 8, ver-

Digitized by Google

zeichnet ist (Woman in finery in church thinks people are standing up to see her when they rise at gospel reading). So wollen wir uns damit begnügen, hier eine slowakische Parallele aus Miroslav Pácalts Veselé historky slovenské, Bratislava 1932, S. 25, zu bringen:

Der stolze Zigeuner. Ein Zigeuner bekam vom Landesherrn rote Husarenkleider. Stolz geht er darin am Sonntag in die Kirche. Der Herr Pfarrer gibt gerade den Segen, die Leute stehen auf. Der Zigeuner sagt ihnen: „Bleibt nur sitzen, bleibt nur sitzen — auch ich war einst ein armer Mensch!"

Dr. Josef Hanika

Dr. Josef Hanika hat sich an der deutschen Universität in Prag für Deutsche Volks- und Altertumskunde habilitiert.

Josef Hanika wurde am 30. Oktober 1900 zu Mies in Böhmen geboren, besuchte hier die deutsche Volksschule und das deutsche Staats-Gymnasium, an dem er 1919 mit Auszeichnung maturierte. Vom Wintersemester dieses Jahres an studierte er an der deutschen Universität in Prag Germanistik und Slawistik und absolvierte den Turnlehrerbildungskurs. Er legte 1921 die Lehramtsprüfung aus Turnen, 1923 aus Tschechisch, 1924 aus Deutsch ab und erwarb 1925 das philosophische Doktorat.

Ab 1922 war er wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für deutsche Philologie der deutschen Universität in Prag, ab 1923 ebenda Assistent, ab 1927 Professor an der deutschen Staatsgewerbeschule in Reichenberg, seit 1930 ist er Professor am deutschen Staatsrealgymnasium in Prag III.

Das durch die Jugend- und Erneuerungsbewegung geweckte Interesse für die Volkskunde wurde an der Universität durch die Vorlesungen Professor Hauffens und Jungbauers in wissenschaftliche Bahnen gelenkt. Seit 1922 arbeitete er besonders in der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel. Er sammelte hier Volkslieder, die er dem deutschen Arbeitsausschuß für das Volkslied in Prag übergab, bearbeitete die Hochzeitsbräuche und zeichnete sonstige Volksüberlieferungen auf.

Digitized by Google

Durch seine Tätigkeit wurde die Aufmerksamkeit auf den volkskundlichen Reichtum dieser Sprachinsel gelenkt. Er führte die Aufnahme der Wenkersätze für den deutschen Sprachatlas in der Slowakei durch, die er für die genannte Sprachinsel meist selbst besorgte, schließlich bearbeitete er in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung die Mundart, Namenkunde, Siedlungs- und Rechtsgeschichte der Sprachinselgruppe Kremnitz, Deutsch-Proben und Hochwies. Seit 1928 leitete er durch 7½ Jahre die Zeitschrift „Karpathenland".

Sein besonderes wissenschaftliches Arbeitsfeld wurde die Volkstracht. 1928 hielt er auf dem I. Internationalen Volkskunstkongreß einen Lichtbildervortrag über die deutschen Volkstrachten in der Slowakei, behandelte 1929 in einem längeren Aufsatz in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde die westböhmischen Trachten und erhielt dann von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag den Auftrag für ein sudetendeutsches Trachtenbuch. Für diesen Zweck sammelte er Stoff in den einzelnen Trachtenlandschaften, studierte die Bestände in einheimischen Museen und unternahm Reisen ins Ausland, um einen möglichst weiten, vergleichenden Überblick zu gewinnen. (Sommer 1934 Nürnberg, Ostern 1935 Wien; Sommer 1935 Berlin, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen, Hamburg, Hannover; Sommer 1936 Weltkongreß für Freizeit und Erholung in Hamburg mit Trachtengruppen aus den meisten europäischen Staaten.) Die Ergebnisse dieser vergleichenden Untersuchungen sind niedergelegt in dem Buche „Sudetendeutsche Volkstrachten, I. Teil, Reichenberg, 1937. Es zeigt wie alle anderen Veröffentlichungen Hanikas, daß er auch ein gewiegter Philolog und Slawist ist.

Hanika ist Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der Staatsanstalt für das Volkslied, der tschechoslowakischen Arbeitsstelle des deutschen Volkskundeatlas und mehrerer wissenschaftlicher und heimatkundlicher Vereine und Verbände.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen.

a) In Buchform:

1. Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel. Reichenberg, 1927.
2. Ostmitteldeutsch-bayrische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. Münster i. W. 1933.
3. Sudetendeutsche Volkstrachten. I. Teil. Reichenberg, 1937.

b) Aufsätze:

1. Aus der Kremnitzer Sprachinsel. Bundeskalender, 1923.
2. Die Kremnitzer Sprachinsel. In: Winter, Die Deutschen in der Slowakei u. Karpathorußland. Münster i. W., 1926.
3. Die falsche Braut. Heimatbildung, 1926/27.
4. K. Havlíčeks „Taufe des hl. Vladimir" und Blumauers „Aeneis". Mitteilungen des Vereines f. Geschichte d. Deutschen i. B., 1927.
5. Der Pulnsberg (Burgberg) bei Drechslerhau.
6. Volksrätsel.
7. Zur Wortgeographie d. dt. Mundarten i. d. Slowakei.

Digitized by Google

8. Der Name der Bergstadt Kremnitz.
9. Die Namen d. Bergstadt Königsberg in ihren Anfängen.
10. Beiträge zur Namenkunde der Häuergemeinden.
11. Ein Pflaumendörrhäuschen in Deutsch-Proben.
12. Häu oder Hau?
13. Die Herkunft des Namens Kolbenheyer.
14. Vom Volksglauben i. d. Kremnitzer Sprachinsel.
15. Das Drümel. (Erweiterter Abdruck aus der Spina-Festschrift, 1929.)
16. Nickelsdorf — Poruba.
17. Die Herkunft der ältesten Bewohnerschaft von Kremnitz.
18. Zwei Erbrichterurkunden aus der Kremnitzer Sprachinsel. (Mit Walter Kuhn.)*)
19. Volkskundliches aus der Kremnitzer Sprachinsel. Deutsche Welt, 1928.
20. Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten. Sudetendeutsche Zeitschrift f. Volkskunde. Als Sonderdruck in den Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan, 1929.
21. Costumes populaires allemands en Slovaquie. Art populair. II. Bd. Paris, 1931.
22. Volkskundliche Werte des Karpathendeutschtums. Archiv für das gesamte Auslanddeutschtum. 1931.
23. Egerländer Art. Volk und Rasse, 1932.
24. Studie über ein karpathendeutsches Volkslied. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1933.
25. Der Bauer und seine Tracht. Der deutsche Landwirt, 1934.
26. Die Entstehung der Kremnitzer Sprachinsel und ihrer Mundart. Schlesisches Jahrbuch, 1935.
27. Die Volkstracht in ihrer Bedeutung für die Volks- und Heimatforschung. Heimatbildung, 1935.
28. Egerländisch-altenburgische trachtenkundliche Beziehungen. Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde, 1936.
29. Zur Geschichte der ersten Egerländer Volkskunde. Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1936.
30. Sudetendeutsche Volkstrachten. In dem Bildwerk „Sudetendeutschtum", 1936.
31. Das sächsische Kopftuch in Mähren. Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde, 1937.
32. Vergleichende Forschungen über die weibliche Tracht. Forschungen und Fortschritte 1937.
33. Die Karpathendeutschen. In: Wähler, Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutsche Stämme und Volksschläge. Jena, 1937.

* * *

*) Die Aufsätze 5 bis 18 erschienen in der Zeitschrift „Karpathenland".

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen

Volksmäßige Deutung von Ortsnamen.

Der naive Sinn des Volkes hat sich die Namen der südwestmährischen Orte Hostes und Sitzgras durch folgende Sagen zu erklären versucht:

Hostes.

Sitz'n dia Bau'rn amol asn Sunta naumatto (nachmittag) ban Richta in seiner hölzan Stum (Stube) banaun (beieinander) auf dia schmol'n Bänk und toan rotschlog'n, wias dos Dörfl hoaß'n mecht'n, wals semol (damals) nou koan Naum (Namen) nou nit g'hobt hot und da g'strejng Herr in Datscherz (Datschitz) drin g'sogt hot: „Wanns ös enk (euch) koan Naum find'ts, sou wird i selwa (selber) oan geb'n, der wos enk valleicht ost (nachher) nit g'foll'n wird." Oll's is stad; a niada (jeder) raukt und denkt no und koan sollt nix ei(n), wos si(ch) schicka tat, nit laung (lang) und leicht zan sog'n war, dabei owa (aber) an Leid'n (den Leuten) a g'solln tat. — Oar (einer) is dabei g'wejst (gewesen), der nit laung stad (still) sitz'n kau (kann); der wejzt mit'n Hintan asm Bankl a bißl hin und her. Da Richta steht auf, schaut'n an, moat (meint), der woaß g'wiß scha (schon) wos, traut si(ch) owa nit füra (hervor) damit und frogt'n: „Nau (nun), host as (hast du es)?" Und dia andern olli glei(ch) draf (drauf): „Asa (also) Host as!" Dos hot ollingan (allen) glei(ch) g'foll'n und sou is inser Dörfl za (zu) sein Naum kejma.

(Den Namen des erstmalig 1398 als „Hostkowicze" urkundlich genannten Dorfes Hostes leitet die tschechische Namensforschung von dem Personennamen „Hostek" ab.)

Sitzgras.

Von der schon im 14. Jahrhundert in Sitzgras bestandenen Feste haben sich bis heute hinter dem Pfarrgarten Spuren erhalten. Der Hügel, auf welchem sie stand, läßt deutlich die alte Wallanlage erkennen, die von zwei Seiten von tiefen Tälern geschützt war, und die Steinreste darauf, heute noch „G'mäuer" genannt, stammen von der ehemaligen Burg her.

Die Sage berichtet nun, daß zur Zeit, als die Burg noch bewohnt war, der Grundherr die Gepflogenheit hatte, allabendlich in der warmen Jahreszeit an dem mit saftigem Gras bewachsenen Abhang der Burg sitzend auszuruhen. Die Untertanen sagten dann: „Er sitzt schon wieder im Gras!" Und daher soll die Siedlung, die mundartlich „Sitzgras" heißt, ihren Namen haben.

(Im Codex dipl. mor. (II, 37; IV, 211 u. VII, 469) hieß das Dorf im Jahre 1260 „Zuzicraia", 1268 „Cuzcreio", 1345 „Czizkras", 1358 „Czuzkray", 1366 „Czuzkray" und „Czyzkrayz", 1371 „Czizkray" und 1387 „Czizkrayow", welchem Namen die heutige tschechische Schreibart „Cizkrajov" entspricht. Der deutsche Ortsname ist auf die im Jahre 1345 verwendete Bezeichnung „Czizkras" zurückzuführen.)

Piesling a. d. Thaya. Rudolf Hruschka.

Digitized by Google

Urlaub (Leichenrede).

(Wurde früher bei Leichenbegängnissen vom Vorbeter gesprochen, ehe der Sarg geschlossen wurde.)

Nun, so seid mir alle willkommen und freundschaftlich gegrüßt, alle Freunde und Verwandte und alle, die Ihr zugegen seid. Ich habe Euch heute etwas vorzubringen, von einer Traurigkeit, nämlich vom Tod. — Es ist ein fremder Bote angekommen, ein Bote mit einem schwarz gesiegelten Brief. Der Bote stellte sich vor die Behausung des ..... und rief: „Heraus mit einem Menschen! Ich muß von dieser Behausung eines abholen und er muß mit mir reisen in die lange Ewigkeit!" Aber das ganze Haus war ganz erschrocken, mit diesem Boten zu reisen. Aber es hilft alles nichts. Der Bote ruft zum zweitenmal: „Heraus mit einem Menschen; der Wille Gottes muß vollzogen werden!" Nun endlich wagte sich der schwerkranke .... und will mit diesem Boten kämpfen; aber der Kampf dauert nicht lange. Der Bote spannte seinen Pfeil und schoß ihn in sein mattes Herz, so daß er gleich zum Tod hingestreckt ist, daß er kein Glied mehr bewegen noch ausstrecken konnte. — Alle Freunde, Bekannte und Verwandte, weil Ihr nun sehet, daß seine Augen erloschen, seine Ohren taub und sein Mund hin ist und seine Zunge sich nicht mehr bewegen kann, um ein einziges Wort zu sprechen, so will ich, wenn es mir erlaubt ist, meine Zunge in seinen Mund legen und von Euch allen den letzten Urlaub nehmen.

Nun komme ich zu Dir, mein vielgeliebtes Weib; bei Dir tu ich mich bedanken für die eheliche Liebe in unserem Ehestande, welcher ..... gedauert hat. Nun ist das Eheband auf dieser Welt gebrochen und die Zeit der Ehe ist auf dieser Welt aus; aber in der Ewigkeit werden wir uns wieder erfreun. Mein vielgeliebtes Eheweib, mache Dir nichts daraus, denn es ist der Wille Gottes, dem wir uns nicht widersetzen können. Ich tue mich bedanken für die erlittene Geduld, welche Du in unserem Ehestand und auch in meiner Krankheit, welche..... gedauert hat, getragen hast. Darum bitte ich Dich, vergiß auf meine arme Seele nicht, halte öfters eine heilige Messe, Almosen und Rosenkranz oder doch ein andächtiges Vaterunser. So behüt Dich Gott, leb in Gesundheit und Frieden! Gelobt sei Jesus Christus!

Nun komme ich zu Euch, meine lieben Kinder! In Eurer zartesten Jugend muß ich von Euch scheiden, ich kann nicht mehr unter Euch leben. Meine liebe Ehefrau, nimm Dich der armen Kinder an, ich weiß es, daß ein hartes Kreuz Dich drückt! Nimm es auf Dich, ich kann Dir nicht helfen. Erziehe sie zur wahren Frömmigkeit und Gottesfurcht, damit wir beim Gericht bestehen können, daß keines verloren geht. So behüt Euch Gott, lebt in Gesundheit und Frieden!

(In ähnlicher Weise folgt nun der Abschied von Eltern, Geschwistern, Nachbarn u. a., zuletzt von den Leichenträgern.)

Nun komme ich zu Euch, meine geliebten Träger, und tue mich bedanken für die letzte Gefälligkeit, die Ihr mir erweisen werdet. So bitte ich Euch vom Herzen, nehmet meinen Leib und traget ihn hinunter in den Gottesacker. Dort leget ihn in das finstere Grab, wo ich dann ruhen werde bis

Digitized by Google

auf den Jüngsten Tag, bis mich der Posaunenschall auferweckt. Behüt Euch Gott, lebt in Gesundheit und Frieden!

Und nun nehme ich Abschied von allen, welche in diesem Hause versammelt sind.

Behüt Dich Gott, du vielgeliebtes Haus,
wo ich so oft gegangen ein und aus!
Behüt Dich Gott, du vielgeliebter Ort,
von dem ich muß heute reisen fort!
Behüt Dich Gott, du vergängliche Welt,
der Totenwagen ist schon für mich bestellt:
er steht schon draußen vor der Tür,
mein Verbleiben ist nicht mehr hier.
Darum verzeihet mir alles und wünschet mir öfters die ewige Ruh
und betet auch einen Vaterunser dazu.
Gelobt sei Jesus Christus!

Friedberg. Fanni Greipl.

Die Habsburger in der Volkserzählung.

(Die nachstehenden Geschichten wurde vor etwa 50 Jahren in Olmütz erzählt.)

1. Die Ursache der Habsburgerlippe. Die Habsburgerlippe zeigte sich besonders ausgeprägt bei dem Kaiser Leopold I. Man erzählt, der Kaiser sei zu früh auf die Welt gekommen. Da schlachtete man Schweine, nahm sie rasch aus und legte das Kindchen hinein, ihm so den Mutterleib ersetzend. Davon habe es die große Lippe (Schweinslippe) bekommen.

2. Von der Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs I. Die Thronbesteigung des 18jährigen Erzherzogs am 2. Dezember 1848 im erzbischöflichen Palais in Olmütz wurde entsprechend gefeiert. Im Rausche wollte der junge Monarch in die Stadt, um dort irgend eine unüberlegte Tollheit zu begehen. Da habe sich angeblich ein alter, ergrauter Offizier vor die Tür gestellt und gerufen, daß nur über seine Leiche der Weg ins Freie gehe, und dadurch den trunkenen jungen Kaiser, dem die Macht zu Kopfe gestiegen war, von einer Unbesonnenheit, die sehr üble Folgen hätte haben können, abgehalten.

Kornitz. Georg Tilscher.

Neues zur Erforschung der alten Steinkreuze.

Seit nahezu 50 Jahren haben deutsch-böhmische Gelehrte und Heimatfreunde sich in Wort und Tat um die Erforschung der alten Steinkreuze bemüht und innerhalb des deutschsprachigen Gebietes längs des weitgedehnten Sudetenzuges zwischen Eger und Reichenberg etwa 300 Standorte festgelegt. Die volkskundlichen Zeitschriften bilden eine Fundgrube größerer und kleinerer Zusammenstellungen und vielfach sind ganze Tafeln von mühevollen Strichzeichnungen beigefügt.

Auch die handschriftlichen Zeugnisse zur Steinkreuzforschung wurden aus mittelalterlichen Urkundsbüchern geistlicher und weltlicher Gerichts-

Digitized by Google

herren sorgfältig zusammengetragen. Während hierbei aber, wie im ganzen übrigen Mitteleuropa, die deutsche Sprache allein auftritt und damit den gesamten Brauch des Steinkreuzsetzens auch nach dieser literarischen Seite zu einer germanischen Angelegenheit stempelte, fanden sich lediglich im Urkundenbuch der Stadt Aussig von 1490 und 1496 zwei Sühneverträge in tschechischer Sprache.

Gegenüber der überwiegenden Zahl der übrigen Beweise ließ sich dieser Einzelfall, auf dem um die Jahrhundertwende in der Fachliteratur hingewiesen wurde, wohl verhältnismäßig leicht auf Grund ortsgeschichtlicher Vorgänge mit dem Gesamtproblem in Einklang bringen. Eine ähnliche Mitteilung kam jedoch im vergangenn Sommer noch zu meiner Kenntnis und gibt der sicheren Vermutung Raum, daß sich alte Steinkreuze auch südwärts der deutsch-tschechischen Sprachgrenze, an der die früheren Forscher wohl sämtlich haltgemacht haben, in gleicher Art und Größe finden wie im nördlichen Böhmen.

Angesichts der kommenden Reisezeit möchte ich alle Wanderer, Rad- oder Motorradfahrer zunächst flüchtig auf diese neue Entdeckung hinweisen und zur Ausdehnung der Steinkreuzforschung anregen. Als langjähriger Leiter der Dresdner Zentralstelle für Steinkreuzforschung wäre ich außerordentlich dankbar, wenn mir jeder Fund dieser Art aus Böhmen mit genauer Orts-, Gesteins-, Größen- und Inschriftangabe und womöglich mit Skizze oder Bild auf einer Postkarte mitgeteilt würde.

Dresden-A. 20. Dr. Kuhfahl.

*

Ernennung. Dr. Johann Klein, Professor an der deutschen Realschule in Jägerndorf, wurde vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag mit Erlaß vom 25. Jänner 1937 zum ordentlichen Mitglied des deutschen Arbeitsausschusses der „Staatsanstalt für das Volkslied" ernannt.

J. J. Ammann-Gedenkstein. Das Denkmal für den Begründer der volkskundlichen Forschung im Böhmerwald Prof. J. J. Ammann, dem die Höritzer Passionsspiele ihre Entstehung verdanken, wird in Höritz am 1. August enthüllt. Bei diesem Anlaß werden wertvolle Handschriften aus dem Nachlaß Ammanns, der von 1883 an durch seine Schüler am deutschen Gymnasium in Krumau und durch befreundete Lehrer die volkstümlichen Überlieferungen des südlichen Böhmerwaldes gesammelt und wissenschaftlich untersucht hat, ausgestellt werden.

Dr. Erich Knoll †. Am 22. März ist in jungen Jahren dieser hochbegabte, für die heimische Volkskunde begeisterte Professor des deutschen Staatsrealgymnasiums in Brüx an einem heimtückischen Leiden, zu dem schließlich eine Zahnsepsis kam, verschieden. Am 10. Oktober 1909 zu Bergstadt geboren, war Knoll schon als Schüler der Realschule in Römerstadt Mitarbeiter unserer Zeitschrift. An der Prager Deutschen Universität war er einer der tüchtigsten volkskundlichen Arbeiter und versah das Amt eines Bibliothekars am Seminar für deutsche Volkskunde durch drei Jahre in

Digitized by Google

einer musterhaften, vorbildlichen Weise. Die Nachricht von dem Hinscheiden dieses braven, bescheidenen und liebenswürdigen Mannes hat alle, die ihn kannten, mit tiefster Wehmut erfüllt.

Anton Günther †. Am 29. April ist der weithin bekannte Sänger des Erzgebirges aus dem Leben geschieden. Über das Leben und Schaffen Günthers hat sein Landsmann Hans Fischer im Jahrgang 1931 unserer Zeitschrift eine eingehende Abhandlung mit mehreren Abbildungen veröffentlicht.

Staatsanstalt für das Volkslied. Der deutsche Arbeitsausschuß hielt am 6. März, die Hauptstelle am 30. April ihre Jahresversammlung ab. Der abgeschlossene I. Band der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" mit dem stattlichen Umfang von 648 Seiten ist nun auch gebunden zum Preise von 180 Kč (18 Mark) bei der Univ.-Buchhandlung J. G. Calve in Prag erhältlich. Die 1. Lieferung des II. Bandes dürfte gegen Ende des Jahres erscheinen.

Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes. Auf Antrag des Fachbeirates für deutsche Volkskunde Prof. G. Jungbauer wurde der 5000 Kč betragende, dieses Jahr zum ersten Male zur Verteilung kommende Preis für wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde dem Priv.-Doz. für deutsche Volks- und Altertumskunde an der Deutschen Universität in Prag Dr. Josef Hanika verliehen.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. An weiteren Einläufen ist zu verzeichnen:

26. Thomas Maurer, Adamsfreiheit: Sieben Sagen in Mundart und hochdeutscher Übertragung.

27. Josef Ficker, cand. phil., Prag: Siebzehn Sagen aus der Gegend von Mähr.-Schönberg.

28. Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau: Dreizehn Erzählungen.

29. Trude Schnobl, cand. phil., Prag: Drei Sagen aus der Deutsch-Brodeker Sprachinsel.

30. Richard Baumann, Chodau: Acht Sagen aus Doglasgrün.

31. Georg Tilscher, Kornitz: Zwanzig Volkserzählungen (Sagen, Schwänke u. a.).

32. Anton Schön, cand. phil., Prag: Sage aus Frankstadt.

33. Fanni Greipl, Friedberg: Die kluge Bauerntochter (Märchen).

34. Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch, Prag: Neun Sagen aus Rokitnitz, aufgezeichnet von W. Hanisch.

Die erste Egerländer Volksliedersammlung im Rundfunk. Am 7. April brachte der Leipziger Sender das Hörspiel „Das alte Liederbuch" von Franz Heidler. Im Mittelpunkt des Stückes steht der Lehrer Karl Kraus von Lobs bei Falkenau, der im Jahre 1816 für den Grafen Friedrich Nostitz die Volkslieder und volkstümlichen Lieder der Gegend aufzeichnete. Die Handschrift, die auch die Singweisen der Lieder enthält, ist im Besitz des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Digitized by Google

Böhmerwaldmuseum in Bildern. Unter dieser Überschrift hat Prof. Fritz Blumentritt in Budweis eine aufschlußreiche Sammlung von Lichtbildern und von Zeichnungen hergestellt und in Budweis, Reichenberg und anderen Orten vorgeführt. Diese Ausstellung soll nicht allein das vorhandene Volksgut festhalten und der Nachwelt überliefern, sondern Handwerker und Gewerbetreibende anregen, sich wieder den alten Mustern zuzuwenden und sie zu erneuern. Hoffentlich findet das schöne Beispiel auch in anderen sudetendeutschen Landschaften Nachahmung.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai.)

256. Bei dem Glauben an ein geheimnisvolles Ferngefühl und eine Fernwirkung muß auch das Schlucken erwähnt werden. Hat im Adlergebirge jemand Schlucken, so sieht er auf die Uhr und zählt die Ziffern, auf denen sich der große und kleine Zeiger befinden, zusammen. Die Zahl, die sich ergibt, weist auf den entsprechenden Buchstaben des Alphabets hin, z. B. 6 = f, der wiederum den Anfangsbuchstaben des Namens jener Person bildet, die an einen gedacht und dadurch das Schlucken verursacht hat. (Anton Schön, Frankstadt, der zugleich zahlreiche ältere Umfragen für das Archiv beantwortet hat.)

337. In Harta bei Hohenelbe war folgende Zukunftserforschung bei kleinen Kindern üblich. Beim Abstillen legte die Mutter eine Geldmünze, einen Rosenkranz und ein Stück Brot vor das Kind. Je nachdem das Kind das Geld, den Rosenkranz oder das Brot ergriff, wurde es sparsam (reich), fromm oder fleißig. (Franz Meißner, Reichenberg.)

361. Zur Antwort auf diese Umfrage über neue Bezeichnungen auf Seite 122 des vorigen Jahrgangs wird ein Seitenstück mitgeteilt: In einem Orte bei Neuhaus, in dessen Umgebung Versicherungsbrände sehr häufig sind, steht eine kleine Fabrik, die im Winter mit Wasserkraft und im Sommer, wenn der Bach wenig Wasser führt, mit Dampfkraft betrieben wird. Wenn der Bach wenig Wasser führt und die Löschung eines Brandes sehr erschwert ist, beginnt alljährlich die Zeit der Versicherungsbrände. Man sagt daher: „Wenn die Dampfpfeife der Fabrik im Frühjahr zum ersten Male pfeift, brennt es bald darauf." (Dr. Franz J. Beranek, Pardubitz.)

363. Während man in Arnau zwischen dem Kleid der Frauen und dem Gewand der Männer ganz genau unterscheidet, wird in Nieder-Langenau Kleid für Männer- und Frauenkleidung gebraucht. (F. Meißner.) In Nieder-Mohrau bei Römerstadt wird ebenfalls zwischen dem Kleid der Frauen und dem Gewand der Männer streng unterschieden. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau.)

380. Ein hölzerner Glockenturm befindet sich in Goldenstein in Nordmähren. (A. Schön.)

388. Zur Vertreibung des Ungeziefers ging früher in Nieder-Langenau in der Nacht vor dem Gründonnerstag einer aus der

Digitized by Google

Familie nackt um das Haus und rief zum Fenster hinein: „Sind die Flöhe zu Hause?" Aus der Stube wurde geantwortet: „Nein! Im andern Hause, beim N. N." (F. Meißner.)

389. Das Trinken von Harn soll in Nieder-Langenau bei heftigem Magendrücken und bei Kolikanfällen vorkommen. (F. Meißner.)

391. Hausinschriften sandten ein: Dr. F. J. Beranek (aus der Vorstadt Neugebäu von Neuhaus), O. Zerlik, Karlsbad (15 Sprüche aus Westböhmen), Dr. Hertha Wolf (aus Selnitz und Graupen), Franz J. Langer (aus Hohenstadt), Johann Thöndel, Bergstadt (aus Nordmähren), J. Bernard, Nieder-Mohrau. Nach Mitteilung von J. Maschek in Holeischen gibt es in diesem Orte einen Sprüchemaler, der auf die neue Scheuer Maschefs den Spruch malte:

Was uns Gott der Herr beschert
Aus der kühlen Erden,
Soll in dieser neuen Scheuer
Aufbewahret werden.

392. Eine Erinnerung an die Robotzeit lebt heute noch im Volksgedächtnis, nämlich, daß der Junghahn erst dann dem Zinsherrn gebracht werden durfte, wenn er frei von der Erde auf die Wagendeichsel fliegen konnte. (O. Zerlik.) Drei Erzählungen, die sich auf die Robotzeit beziehen, sandte G. Tilscher ein (s. Einlauf zum Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung.)

396. Auch in Nordmähren tragen die Brautleute ein neues Hemd. (J. Thöndel, Bergstadt; J. Bernard, Nieder-Mohrau.) Das bisherige Ergebnis dieser Umfrage beweist, daß der von O. Zerlik mitgeteilte Glaube (Brautleute sollen am Hochzeitstage ein zerrissenes Hemd haben), sich nirgends belegen läßt.

397. Hausmittel gegen Kopfweh sind: Der „Krennuntschel", das ist ein Zummel (Schnuller) aus Leinenfleckchen, gefüllt mit Kren und Essig. Damit wird die Stirn eingerieben. Man reibt sie auch mit „Arnika" ein, den in Kornschnaps angesetzten Johannisblumen. Mitunter nimmt man gegen Kopfweh Baldrian. Oder man kocht Lein, füllt ihn in ein Säcklein und legt ihn über. Ähnlich verwendet man auch Kamillen oder man legt die grünen Blätter des Holunders über. Früher wurde gegen Kopfweh auch „Ader geschlagen" oder „ein Egel angesetzt". Ein neueres Mittel ist der „Krenstift" (Migränestift); auch Aspirin, Pyramidon u. a. sind bereits auf dem Dorfe bekannt. (Adolf Horner, Königswerth.) Gegen Kopfweh hilft ein in kaltes Wasser getauchtes oder mit geschnittenen rohen Kartoffeln belegtes Tuch, das um den Kopf gebunden wird. (J. Thöndel.)

398. Zu dem Legen von Geheimzeichen unter den Grenzstein schreibt Geometer Josef Bradač aus Winterberg: Bei uns ist dies allgemein üblich. Wenn es mir nur irgendwie möglich ist, gebe ich Glas, Porzellan, Ziegelbrocken oder Schmiedeschlacke unter den Stein. Dies geschieht nicht so sehr, um das Wiederauffinden des Grenzpunktes zu erleichtern, der ja nach dem jetzigen Vermessungsverfahren leicht festzustellen ist, sondern um die beim Grenzsteinsetzen anwesenden Grundbesitzer vor einem Umsetzen zu warnen und ihnen zu bedeuten, daß die

Digitized by Google

„Zeugen" bei einem Prozeß die richtige Stelle angeben. Die Instruktionen unserer Herrschaft (Fürst Schwarzenberg) geben schon vor 140 Jahren die Weisung, Zeugen unter die Steine zu legen. Früher scheint es allgemeiner Brauch gewesen zu sein, den Grundbesitzern nach dem Steinsetzen eine Ohrfeige oder sonst einen Schlag zu versetzen. Beim Setzen der Grenzsteine zwischen der Herrschaft Winterberg und der Gemeinde Wallern vor etwa 140 Jahren mußten die Wallerer hiezu zwei Mann stellen. In der Grenzbeschreibung steht bei jedem verzeichneten Grenzstein die Anmerkung: „Bei diesem Steine wurde der N. N. gestrichen." Abends kam die Grenzkommission im Gasthause zusammen und da wurden auch diese Zeugen mit einem guten Essen bewirtet. Ich pflege selbst bei Vermessungen — immer scherzweise — dem übergebenden Vater den Rat zu geben, er möge dem Sohne bei jedem Steine eine Watsche versetzen, damit er sich die Stelle, wo der Stein ist, gut merke. — A. Horner teilt mit: Heute werden bei Grenzsteinen keine Zeugen mehr verwendet, weil meist künstliche Grenzsteine oder wenigstens bearbeitete Natursteine gesetzt werden. Unsere alten Bauern wissen aber noch von Grenzzeugen, und zwar wurden dazu benützt Kieselsteine oder Scherben aus Ton oder Steingut, später auch Porzellan und Glas, aber immer Scherben, die nicht „zusammenmürseln", also nicht verwittern. Häufig stoßen wir auf die Grenzzeugen in alten Rainungsbüchern (Horner teilt mehrere Stellen aus dem Rainungsbuch der Stadt Elbogen mit, die sich auf die Jahre 1633, 1638, 1701, 1730, 1733 und 1736 beziehen und beweisen, daß es ununterbrochen Brauch war, Ziegelstücke und andere Zeugen unter die Grenzsteine zu geben). In neuerer Zeit bediente man sich der Grenzzeugen noch bei der Verlochsteinung von Grubenmassen auf Braunkohle, d. h. bei der Grenzvermarkung der Grubenmassen durch Grenzsteine. Hier heißen diese Grenzzeugen auch Gezeuge oder Wahrzeichen. Z. B. Verlochsteinung der Carolina-, Johanna-, Antoni- und Magdalenengrubenmassen vom 18. April 1860: „Die Lochsteine . . . wurden auf Gezeuge von Ziegelstücken, Glasscherben und Quarzsteinen eingesetzt." Oder Verlochsteinung des Margarethenmasses vom 8. April 1859: „Als Wahrzeichen wurden Ziegel- und Braunkohlenstücke unterlegt." Oder Verlochsteinung der Ludwigmassen zu Falkenau vom 30. November 1883: „. . . und wurden als Wahrzeichen Kupfermünzen, Kohlenstücke, Thon- und Porzellanschieferscherben unterlegt." — In der Sprachinsel Deutsch-Brodek besteht auch heute noch der Brauch, Glasscherben und Kohlenstücke unter die Grenzsteine zu legen. (G. Tilscher, Kornitz.)

400. Eine überdachte Holzbrücke, die seitlich verschalt war, führte bis 1912 zwischen Kreuzberg und Gersdorf über die Mohra. (J. Thöndel.) Ein schmaler Steg, der mit einem Dach versehen ist, befindet sich bei Weikersdorf im Theßtal. (A. Schön.)

401. Im Weitraer Gebiet kommt der hl. Nikolaus allein. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember gehen die „Knecht", am Abend des 6. Dezembers die „Herrn". Beide tragen umgekehrte Pelze und Gesichtsmasken. (Karl Samek, Erdweis.) Hier kommt der „Niklas" nicht als

Digitized by Google

Bischof, sondern als alter Mann mit einem Flachsbart, Pelzmantel und Mütze. (A. Horner.) Vor etwa 60 Jahren kam in Arnau der hl. Nikolaus häufig in Begleitung des Knechtes Ruprecht, doch traten beide auch allein auf. (F. Meißner.) In Wachtl, einem Orte der kleinen Sprachinsel Deutsch-Brodek, begleitet den Nickel der Tod. (G. Tilscher.) Hier war früher der Nickel der Schrecken der Kinder. Beim Eintreten sprach er z. B.:

„Ich bin der Nickel von Passich,
Den ich krieg, den fraß ich!"

Oder:

„Ich bin der Nickel vom Schneegebirg,
Die bösen Kinder ich erwürg'.

Heute stellen die Kinder Teller in die Fenster, die der Nickel mit Gaben füllt. (J. Thöndel.) Auch hier versteht man unter dem „Nickel" die vermummte Schreckgestalt mit Ketten u. dgl., also den Krampus. (J. Bernard.) In unserer Gegend ist der Nikolaus unbekannt. Verwandte, Tanten, klingeln vor der Stubentür und schütten, ohne zu klopfen, Obst, Dörrobst und Süßigkeiten hinein, dabei auch einen gebackenen Bajazzo, der den hl. Nikolaus darstellen soll. In den größten Apfel pflegte man früher einen „Sechser" (ein Zwanzighellerstück), heute eine Krone hineinzustecken. Vermummte, dem Krampus ähnliche Gestalten schrecken hier die Kinder am Vorabend des Luzientages. (Anton Wesserle, Deutsch-Proben.)

402. Am Heiligen Abend soll man schon zu Mittag oder noch vor dem Nachtmahl Brot essen, damit im kommenden Jahr das Korn gut gedeiht. Ebenso ißt man an diesem Tage zu Mittag Erbsen, damit das Geld nicht ausgeht. Ißt man Schwammbrühe, so bekommt man kein Halsweh. Butter, die am Heiligen Abend vom Nachtmahl auf dem Tisch übrigbleibt, wird als Heilmittel aufgehoben, weil sie „etwas Offenes" heilt. (A. Horner.) Am Heiligen Abend muß stets ein ganzes Brot auf dem Tisch sein. Der Wirt (Hausvater) macht darauf drei Kreuze, schneidet es ab, gibt der Hausfrau den Anschnitt und reicht hernach jedem zwei Schnittchen, das eine dem Andenken der Verstorbenen zu Ehren und das zweite, damit den Lebenden das Brot nie ausgehe. (A. Wesserle.)

404. Der Weihnachtsbaum mit Lichtern, hier Zuckerbaum oder Christbaum genannt, ist bei den Bauern erst seit etwa 70 Jahren üblich. Vorher kannte man nur einen Dorn, einen sogenannten Hirndorn, den Zweig eines Weißdornstrauches, den das Christkind mit Huzeln (gedörrten Birnen), getrockneten Zwetschken und „Pferdebretteln" (Lebzelten) behängte. Weihnachtsgeschenke gab es außer Kleidern kaum. Kleine Mädchen erhielten gelegentlich tönerne Schüsselchen und eine hölzere Docke, die „Holzerpeppi", zum Geschenk. Man sagte: „Das Christkindl hat eingeschmissen". Beim Bauer findet die Bescherung auch heute noch am Weihnachtsmorgen, also am ersten Feiertag, früh statt. (A. Horner.) In Nordmähren ist der Weihnachtsbaum mit Lichtern schon seit mehreren Geschlechtern üblich, so daß sich der Beginn nicht feststellen läßt. (J. Thöndel und J. Bernard.) Hier tauchten zunächst um 1880 kleine Kerzchen am

Digitized by Google

Christbaum auf. Ihn mit Lichtern zu versehen, wurde erst vor dem Weltkrieg allgemeiner Brauch. (A. Wesserle.)

405. Die Vorstellung vom goldenen Rößl scheint auch im Gebiet um Weitra vorzuliegen, wo es heißt, daß das Christkindl in einem goldenen „Kobelwagen", von goldenen Pferden gezogen, vom Himmel herabkommt. (K. Samek.) In Runarz heißt es, daß Kinder, die am Heiligen Abend fasten, ein goldenes Schweinchen über den Dachfirst laufen sehen. (G. Tilscher.) Dem entspricht, wenn man im Tschechischen die Kinder auffordert, am Heiligen Abend zu fasten, weil sie dann das „zlaté prasátko" (goldene Schweinchen) sehen werden. (Dr. F. J. Beranek.)

407. Arme Leute blasen vor Weihnachten Eier aus, vergolden sie mit Rauschgold und zieren damit den Christbaum an Stelle der teueren Glaskugeln. Oft versieht man die Eier mit Flügeln, Schnabel und Schwanz und ahmt so Vögel nach. Dies verstand die im Jahre 1932 gestorbene Frau Johanna Hussar-Filkorn sehr kunstvoll zu machen. (A. Wesserle.)

408. Hier erhalten die Dienstboten Weihnachtsgeschenke, vor allem Wäsche und Kleider, zuweilen auch eine „Gans zum Rupfen", d. h. die Federn einer Gans, mitunter auch ein „Hamothkläidl" (Heumahdkleid) = ein billiges, aber dauerhaftes Kleid. (O. Zerlik für die Gegend um Theusing.) In unserer Gegend bekommen die Dienstboten gewöhnlich nur Äpfel und Nüsse und ein Kleidungsstück. (A. Horner.) In Kornitz gibt man den Mägden zu Weihnachten Stoff auf Kleider, Wäsche und auch Geschirr, ferner Süßigkeiten vom Christbaum. Auch die Knechte werden ähnlich beschenkt. (G. Tilscher.) Die Geschenke, welche die Dienstboten am Heiligen Abend erhalten, haben sich schon so eingebürgert, daß man sie als einen festen Bestandteil des Lohnes betrachten kann. (J. Bernard.) Weihnachtsgeschenke kannte man bis zum Weltkrieg überhaupt nicht und heute beschenken sich nur die Vornehmen. (A. Wesserle.)

409. Der Heilige Abend heißt bei uns „Christnacht", der Ausdruck „Mutternacht" ist unbekannt. Die Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig sind die zwölf Unternächte. (A. Horner.) Auch in der Umgebung von Neuhaus werden sie Unternächte genannt. (Dr. F. J. Beranek.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist noch üblich im Gebiet von Weitra. (K. Samek.) Hier war früher zu Silvester das Schießen aus Lochschlüsseln üblich. Da dabei viel Unglück geschah, wurde es polizeilich verboten. (A. Wesserle.)

411. Ein Flurname, der auf den Namen von Geistern zurückgeht, dürfte in dem heutigen Ortsnamen Schrattenberg (in Niederösterreich in unmittelbarer Nähe der südmährischen Grenze) vorliegen. Daß dies ursprünglich ein Flurname war, beweist eine Eintragung im Urbar der Liechtensteinischen Herrschaft von 1414, wo es heißt: „so ist auch daselbs ein weingartenperig genant der Schretenperig". (Dr. F. J. Beranek.) Zum Namen „Kotzmannla" verweisen mehrere Einsender auf Zusammensetzungen mit „Katze". Nach J. Maschek heißt um Holeischen die Schafgarbe „Kotzaschwanzla". A. Horner bemerkt, daß von den als Flurnamen

Digitized by Google

häufigen „Katzennamen" der Bezirke Elbogen und Falkenau der „Katzenbühl", mundartlich „khots pül", von besonderer Bedeutung ist und führt folgende urkundliche Formen an:

1408, Kaufvertrag des Heinrich von Kager . . . kopacs perk.

1436, Schenkungsvertrag Nikolaus und Hans Orens . . . Copatzberg.

Im Falkenauer Waisenbuch . . . Kotzperg (1483), Kotzbühl (1624), Khotzbiel (1626), Koz pühl (1638), Khatzbühl (1682).

Im Theresianischen Kataster . . . Katz — Kotzbühl.

Im Josefinischen Kataster . . . Katzenbühl.

Im Gedenkbuch der Stadt Falkenau (1841) von P. Joseph Körbl . . . Kotzbühl (das Wort war also auch zu dieser Zeit noch nicht zu „Katzenbühl" eingedeutet). Horner fügt hinzu: „Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß wir es hier mit einer Tautologie zu tun haben. Denn das Bestimmungswort muß zum heutigen tschechischen Wort kopec gestellt werden und bedeutet also auch Hügel, Bühl. Selbstverständlich stammt es nicht unmittelbar von kopec ab, sondern von einem Vorläufer dieses Wortes."

Franz J. Langer, Klein-Mohrau in Mähren, verweist auf den Flurnamen „Hexenloch" für den Abschnitt des Marchtales zwischen der Straßenabzweigung nach Woitzdorf und unterhalb der Mündung des Walbergsdörfler Baches in die March. Zugleich macht er auf den sonderbaren Flurnamen Opferus aufmerksam, womit eine fast kreisrunde Waldlichtung am Abhang des berüchtigten Sauberges bezeichnet wird. An den um diesen Platz stehenden Bäumen, wo nach Hormayrs Taschenbuch (1821) ein Raubritter sein Schloß hatte, sind Heiligenbilder angebracht. Nach der Volksüberlieferung soll an der Stelle nicht bloß jener Raubritter umgehen, sondern auch eine Hexe ihr Unwesen treiben.

412. Am Abhang des Grulicher Schneeberges gibt es Steinhalden, die Klappersteine heißen. Diese ziemlich lose liegenden Steine klappern bei heftigem Wind oder wenn man sie betritt oder wenn man einen Stein über diese Halden hinunterwirft. (F. J. Langer.)

413. Bachlitaneien, in welchen alle Mühlen vorkommen, gibt es im Leibitschtale bei Königsberg und im Amselbachtale unweit Plan. (A. Brosch, Eger.)

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind soll man in keinen Spiegel schauen lassen, damit es nicht hoffärtig wird; man soll es keinem Regen aussetzen, damit es keine Sommersprossen bekommt; man soll ihm die Fingernägel abbeißen, denn würde man sie abschneiden, so würde aus dem Kind ein Dieb; man soll eine Laus, die man bei einem solchen Kinde findet, auf einem Pfannenstiel töten, dann bekommt das Kind eine sehr klangvolle Stimme. (Rudolf Müller, Sonnberg bei Salnau.) Man darf das Kind nicht loben, ohne „Bhöits Guad!" zu sagen und mit dem Knöchel irgendwo anzuklopfen, sonst würde man es „verschreien"; man darf nicht darüber steigen, sonst wächst es nicht mehr; ist man aber darüber gestiegen, so muß man wieder zurücksteigen; man darf ihm die Haare nicht schneiden, weil man ihm damit den Verstand wegschneidet; man darf

Digitized by Google

seine Fingernägel nicht abschneiden, sondern muß sie abbeißen; man darf es nicht in den Spiegel blicken lassen, damit es nicht eitel werde; es darf nicht laufen lernen, sonst lauft es in den Tod hinein; man darf mit ihm nicht im Regen umhergehen, sonst bekommt es Sommersprossen; man darf es nicht prügeln, denn sonst helfen später die Prügel nichts mehr; man darf es nicht durch das Fenster (einer anderen Person) hinauslangen, sonst wird es ein Gauner. (A. Brosch, Eger.) Nicht in den Spiegel schauen lassen, weil es sonst stolz wird; keine Haare schneiden, weil ihm dies Unglück bringt; nicht abregnen lassen, weil es dadurch Sommersprossen bekommt; nicht mit auf den Friedhof nehmen, weil es sonst sterben muß; nicht laufen lassen, weil es sonst in das Unglück hineinläuft; nirgend durchkriechen lassen, weil es dann nicht mehr wächst; unter der Wiege keinen Hund liegen lassen, weil es dadurch die „Hundeschüttler" (Furunkeln) bekommt; zwei Kinder unter einem Jahr dürfen nicht zusammenkommen, da sonst das eine das Unglück tragen muß. (A. Horner.) Es darf in keinen Spiegel schauen, sonst wird es eitel, denn der Spiegel ist „sichtig"; man muß die Nägel abbeißen; man darf die Haare nicht schneiden, damit sie später schön wachsen; man darf mit dem Kind auf keinen Friedhof gehen, sonst muß es sterben; man darf mit ihm in keinen Regen kommen, sonst wird es sommersprossig; man darf ihm kein Geld in die Hand geben, sonst wird es liederlich; man darf mit ihm über keinen Bach springen, sonst ertrinkt es. (Dr. Hertha Wolf, für Mariaschein.) Man muß die Nägel abbeißen und man darf über das am Boden sitzende Kind nicht schreiten, weil es dann im Wachstum zurückbleibt. (F. J. Langer.) Nicht in den Spiegel blicken lassen (sonst eitel) und nicht im Regen hinaustragen (sonst Sommersprossen), die ersten sechs Wochen überhaupt nicht aus dem Hause hinaustragen. (F. Thöndel.) Die Nägel nur abbeißen; die Haare nicht schneiden, weil sonst der Verstand abgeschnitten werden könnte; nicht in den Spiegel schauen lassen (sonst eitel); nicht allein lassen, damit es nicht ausgetauscht wird. (J. Bernhard, der noch für die Wischauer Sprachinsel bemerkt, daß es auch dort verpönt war, über ein sitzendes Kind zu steigen, weil sonst das Kind nicht mehr wachse.) Nicht in den Spiegel (weil hoffärtig); nicht in den Regen (Sommersprossen), Mairegen ausgenommen, der das Wachstum begünstigt; nicht darüber steigen und nicht durch das Fenster hinausgeben (bleibt im Wachstum zurück); dem in der Wiege liegenden Kind nicht von der Kopfseite kommen, weil es sonst schielt; Fingernägel nicht schneiden, sondern abbeißen, weil es sonst jähzornig wird; früher durfte man endlich den mit Haaren bewachsenen Teil des Kopfes vor Vollendung des ersten Lebensjahres nicht waschen, weil nach der Volksmeinung der durch die Unsauberkeit entstandene Kopfgrind Krankheiten des Kindes verhinderte. (Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya.) Nicht in den Spiegel sehen lassen, nicht die Nägel und Haare schneiden, aber in den Regen soll man das Kind stellen, dann wächst es schnell. (A. Wesserle.)

415. Ueber das Versehen der Mutter wird als Tatsache berichtet, daß das Kind Feuermale bekommt, wenn die schwangere Mutter ein

Digitized by Google

brennendes Haus sah, und daß das Kind etwas Gemeinsames mit jedem Tiere hat, an dem sich die Mutter versehaute. (K. Samek.) In Uhligsthal war eine Frau, die während ihrer Schwangerschaft ganz auf Fische erpicht war. Sie gebar ein Kind, das wie ein Fisch aussah und keinen Mund hatte, weshalb es verhungern mußte. (R. Müller.) Eine Frau saß ahnungslos abends bei Tisch mit dem Rücken gegen die Tür, durch die ein Bettler eintrat. Durch das Geräusch erschreckt, wandte sich die Frau um. Der Bettler zeigte auf Mund und Ohren, er war taubstumm. Als diese Frau nach einigen Monaten ein Kind zur Welt brachte, war es ebenfalls taubstumm. (A. Brosch, nach Erzählung der Frau selbst, die dies erlebt hat.) In unserer Gemeinde gab es 1914 einen großen Brand. Ein schwangeres Weib erschrak dabei sehr und schlug mit der Hand auf die Brust. Das Kind, ein Mädchen, brachte ein Feuermal mit auf die Welt. Ich kenne selbst einen Fall, wo die durch einen Einbruch aufgeregte Frau so erschrak, daß sie nicht schreien konnte. Ihr Kind kam stumm zur Welt und blieb stumm. Eine schwangere Frau soll niemals einen Toten betrachten, sonst hat das Kind stets einen bleichen Gesichtsausdruck. (O. Zerlik.) Die Schwester meiner Großmutter sah im schwangeren Zustande einen Bettelmann mit nur einer Hand. Das Kind hatte auch nur eine Hand. Meine Mutter erzählt das für gewiß. Eine Frau in Grasseth hatte im schwangeren Zustande immer ein unbezähmbares Gelüste nach Hasenfleisch. Dadurch kam es, daß ihre beiden Töchter Augen wie die Hasen hatten, die rötlich und von weißlichen Wimpern umrahmt waren. Die Töchter hatten auch sehr unruhige Augen. An einer dieser Töchter, die ich noch gut kannte, versah sich wieder eine schwangere Frau und auch ihr Kind hatte Hasenaugen. (A. Horner.) Meine Großmutter pflegte folgende zwei Fälle zu erzählen. Einer Frau, die schwanger war, lief eine Maus über den Arm, worüber sie sehr erschrak. Als das Kind zur Welt kam, hatte es am Arm einen haarigen, grauen Fleck in Gestalt einer Maus. Eine andere Frau ging mit ihrer schwangeren Tochter aus. Da trafen sie einen Mann, der das ganze Gesicht voll von Flechten hatte. Die Tochter erschrak und ihre Mutter gab ihr schnell den Rat, sich auf den Oberschenkel zu greifen; denn dort würde es niemand sehen, wenn das Kind ein Mal bekäme. Und wirklich, als das Kind zur Welt kam, hatte es eine Flechte auf dem Oberschenkel. (Dr. Hertha Wolf.) Im Jahre 1888 wohnte ich in Olmütz mit einem Mitschüler namens Alfred Sommer, einem Kaufmannssohn aus Bautsch oder Bärn, der mir wiederholt erzählte, daß seine schwangere Stiefmutter in Wien eine Ausstellung besucht und dabei einen Knopf, der ihr besonders gefiel, sehr genau betrachtet habe. Ihr Kind hatte auf dem Arme ein rotes Mal, das ganz jenem Knopfe glich. (G. Tilscher.) Ich kannte einen Mann, der am Rücken ein Gebilde in der Form eines Natternnestes hatte. Seine Mutter soll in der Zeit der Schwangerschaft beim Grasmachen in ein Kreuzotternnest gegriffen und in ihrem Schreck sich mit der Hand an den Rücken gelangt haben. Im Orte Doberseik hatte sich ein Weib in einen Affen versehaut. Das neugeborene Kind hatte einen Affenkopf. Es starb am dritten Tage, der Mutter hat man es nicht gezeigt.

Digitized by Google

In Reschen erschreckte bei einer Tanzunterhaltung ein als Teufel verkleideter Mann eine schwangere Frau, die ein Kind mit einem Teufelsgesicht auf die Welt brachte, das aber gleich nach der Geburt starb. In Bergstadt hat eine Frau am linken Oberarm ein Mal, das wie eine kleine Leberwurst aussieht. Ihre Mutter soll im schwangeren Zustand vor einem Schweineschlachten besondere Sehnsucht nach einer Leberwurst gehabt haben. (J. Thöndel.) Vor einigen Jahren wollte ich ein armes, sehr blasses Kind durch die Jugendfürsorge zur Erholung auf vier Wochen unterbringen. Allein die Mutter wollte sich von dem Kinde nicht trennen und war dagegen. Sie meinte, das Kind sei gar nicht krank, sondern sehe nur deshalb so blaß aus, weil sie seinerzeit, als sie das Kind unter dem Herzen trug, irgendwen gesehen habe, der auch so blaß war. (J. Bernard.)

417. In Eger gilt ein ähnlicher Glaube. Wenn man als Gevatter das erstemal in eine Kirche kommt, darf man drei Wünsche äußern. (A. Frosch.) Auch hier ist der Glaube von den drei Wünschen in der Kirche bekannt. (A. Horner.) Dasselbe gilt für die Gegend von Bergstadt in Nordmähren. (J. Thöndel.)

418. Die Kröte ist giftig. Sie spritzt den Menschen an, was ein Brennen der Haut zur Folge hat. (A. Frosch.) Man weicht den als giftig angesehenen Kröten aus. Bekommt ein landwirtschaftlicher Arbeiter eine Geschwulst am Arm oder auf der Hand, so schiebt man die Ursache gern den Kröten zu. Es soll zuweilen geschehen, daß beim Klee-Häckselschneiden Kröten mit aufgeschnitten werden. Berührt der Häckselschneider eine solche zerschnittene Kröte, so bekommt er meist kranke Hände. (O. Zerlik.) Früher hielt man die Kröte für giftig, weil sie den Menschen „beseicht", d. h. ihm einen giftigen Saft entgegenspritzt. Daher wurden früher Kröten gern geprellt. Das Krötenprellen bestand darin, daß man ein Brett auf einem Pfahl in die Waage brachte, dann die Kröte auf das eine Ende legte und mit einem Prügel auf das andere Ende schlug, so daß die Kröte hoch in die Luft geschleudert wurde. Der Glaube an die Giftigkeit der Kröte ist heute durch die Aufklärung der Schule fast ganz geschwunden. (A. Horner.) Die ätzende Flüssigkeit, welche die Kröte absondert und vom Volke „Krötenseech" (Harn) genannt wird, gilt als giftig. Auf die Haut gebracht, verursacht sie Entzündungen; wenn eine Verletzung vorhanden ist, kann Blutvergiftung eintreten. Aus diesem Grunde pflegt man die Kröten, sobald man welche trifft, meist gleich den Kreuzottern zu erschlagen. (F. J. Langer.) Nur die sogenannte Feuerkröte ist giftig, während die Hauskröte und Hausnatter als unheilverhütend beschützt werden. (J. Thöndel.) Auch hier wird die Kröte, jedenfalls ihres ätzenden Saftes wegen, für giftig gehalten. (J. Bernard.) Die Kröte spritzt den Menschen mit ihrem Gift an. Sie wird allgemein auch als Hexe betrachtet, die den Menschen behexen kann. Daher wird jede Kröte getötet. (A. Wesserle.)

419. Meine im Jahre 1923 verstorbene Großmutter Rosina Bauer war in der ganzen Gegend bekannt als Nothelferin in allen Leiden. Sie pflegte auch kranke Augen, die sie nie mit den Fingern berührte, auszulecken und so von Schmutz u. a. zu säubern. (A. Wesserle.)

Digitized by Google

420. In Eger, wo Stadtarchivar Dr. H. Sturm diesbezüglich im Archiv nachsah, ließ sich keine Gesindeordnung feststellen. (A. Brosch.) Im Jahre 1715 gründete die Stadt Deutsch-Proben die Bauernbruderschaft, die eine besondere Gesindeordnung aufstellte, nach welcher der Dienstbote den Dienst zu Allerheiligen antreten mußte. Jeder Dienstbote mußte ehelicher Abstammung sein, weggelaufene Dienstleute durfte niemand aufnehmen usw. (A. Wesserle.)

Umfragen*)

421. Wann dingt man neue Dienstboten? (In manchen Gegenden schon ein halbes Jahr vor Dienstantritt.)

422. Wie erfolgt das Dingen (durch den Dienstgeber selbst, durch Vermittler usw.)?

423. Wird dabei ein Angeld gegeben?

424. Wann kündigt man den Dienstboten?

425. Wie erfolgt das Kündigen? (Im südlichen Böhmerwald genügt es z. B., wenn der Bauer den männlichen und die Bäuerin den weiblichen Dienstboten bis etwa Ende Juli nicht fragt, ob er auch im nächsten Jahre bleiben wolle.)

426. Wann erfolgt der Dienstaustritt der männlichen und weiblichen Dienstboten? Wie heißt der Tag (Ausstehtag u. a.) und wie nennt man das Abziehen (Abkälbern u. a.)?

427. Wie heißt die Zwischenzeit, die freie Zeit zwischen dem Dienstaustritt und dem Eintritt in einen neuen Dienst (Kälberweil u. a.)? Ist eine solche Freizeit nicht üblich?

428. Wann erfolgt der Dienstantritt? Wie heißt der Tag (Einstehtag u. a.)?

429. Ist der Dienstantritt mit abergläubischen Bräuchen verbunden, z. B., daß der Bauer, wie O. Zerlik mitteilt, den Dienstboten mit Wasser beschüttet, damit er nicht faul werde?

430. Wird der Lohn wöchentlich, monatlich oder erst — von Vorschüssen abgesehen — am letzten Tag des Dienstjahres ausbezahlt?

Schrifttum

P. Geiger, Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1931 und 1932. Hg. im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin, 1937. 542 S. Preis geh. 33 Mark.

*) Die Antworten auf die 150. Frage des „Atlas der deutschen Volkskunde" sind, wie die eben durchgeführte Verarbeitung im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität in Prag gezeigt hat, wegen der ungenauen und ungenügenden Fragestellung wenig befriedigend, weshalb hier versucht wird, durch Einzelfragen eine teilweise Ergänzung des Stoffes zu erzielen. Es wird gebeten, stets auch die ortsüblichen oder mundartlichen Ausdrücke anzuführen, z. B. „aufziehen" für „eintreten", „ausmachen" für „dingen" u. a.

Digitized by Google

Auch dieser Band, dessen Vorwort einen Nachruf auf den am 28. November 1936 gestorbenen Begründer der Bibliographie Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer bringt, zeichnet sich durch Gründlichkeit und Verläßlichkeit aus. Für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei war Priv.-Doz. Dr. J. Hanika als Mitarbeiter tätig.

A. Bach, Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Eine Einführung. Mit 18 Kartenbeigaben. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1937. 530 S. Preis geh. 17 Mark 80, geb. 19 Mark 60.

Zu der Überfülle an Neuerscheinungen gesellt sich dieser mächtige Band, der aber nicht, wie andere „Volkskunden" der letzten Jahre, enttäuscht, sondern über alle Fragen der wissenschaftlichen Volkskunde gründlich unterrichtet und dazu das Schrifttum nahezu erschöpfend verzeichnet. Auf einen Wurf läßt sich selten ein Meisterwerk schaffen. Auch bei diesem Buch könnte man manche Einwände erheben. Sie sind aber unbedeutend gegenüber der Gesamtleistung, die dem Ziel des Buches voll entspricht, das ein Lehr- und Arbeitsbuch sein will, das aber auch ein Mahner und Führer zur Einigkeit sein möchte „in einem Augenblick, da den Forschern verschiedener Richtungen die Gefahr droht, aneinander vorbeizureden".

J. Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten. 1. Teil. (XXII. Band, 1. Teil der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde.) Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. XXVI u. 290 S.

Endlich ist dieses wichtige Werk, das die weibliche Tracht entwicklungsgeschichtlich und kulturgeographisch untersucht und für die Trachtenforschung ganz Europas von Bedeutung ist, erschienen und sowohl geheftet wie auch gebunden in einer sehr geschmackvollen Ausstattung erhältlich. Auf die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse des Buches kann bei dem beschränkten Raume unserer Zeitschrift nicht eingegangen werden. Preis geh. 65 Kč, geb. 80 Kč.

L. Schmidt, Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig, 1937. 76 S. Preis 4 S 97.

Mit den in diesem Buche abgedruckten 22 Spielen beweist der rührige Wiener Forscher, daß Niederösterreich keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, arm an Volksschauspielen ist. Wie Schmidt in der knappen, aber aufschlußreichen Einleitung ausführt, bilden den Grundstock dieser Stücke Umzugspiele, die deutliche Beziehungen zu den gleichen Spielen bei den Deutschen des Preßburger Gebietes und Südmährens zeigen. Von der zweiten Gruppe, den Stubenspielen, hat Niederösterreich nur zwei Beispiele aufzuweisen, wobei das Stubenspiel des Waldviertels aus dem Böhmerwald stammt und erst um 1840 aus Wallern nach Gmünd gebracht worden ist. Bei der dritten Gruppe, den Krippenspielen, handelt es sich um bewegliche Krippen, hinter denen gesungen und gesprochen wurde. Zu dieser Gruppe gehört auch das Egerer Weihnachtsspiel des Andreas Schubert.

K. Horak, Rundtänze; K. Horak u. R. Klatt, Singtänze. Heft 3 und 4 der Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1937. Jedes Heft 16 S. Preis des Heftes 1 Mark 50.

Auch diese Hefte, die als Folge 10 und 11 der Ostdeutschen Heimathefte erschienen sind, bieten wie die bereits früher besprochenen echtes und wertvolles Volksgut. Das 3. Heft enthält 17 Rundtänze, das 4. Heft 15 Singtänze, darunter mehrere, die im geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet heute nur mehr im Kinderspiele anzutreffen sind.

K. M. Klier, Wir lernen Volkslieder! Drittes Dutzend aus der Lehrstunde des Wiener Senders. Verlag der Augustinus-Druckerei, Klosterneuburg bei Wien, 1937. 30 S. Preis 50 Groschen.

Die unter dem Gesichtspunkt „Volkslied und Wiener Klassiker" verfaßte Sammlung ist sehr lehrreich. Es ist stets ein Volkslied der entsprechenden gleichen oder ähnlichen Stelle des Klassikers (Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms) gegenübergestellt, so z. B. das Lied „Das Jagen, das is ja mein Leben" (Fassung aus

Digitized by Google

dem Burgenland) und die Arie „Will der Herr Graf ein Tänzchen nun wagen" aus Mozarts „Die Hochzeit des Figaro".

E. Sedlatschek u. F. Strnad, Mein guter Kamerad. Ein Knabenliederbuch. Als Hilfsbuch für die Erziehung zur Wehrhaftigkeit herausgegeben. Roland Verlag Morawitz, Prag, und P. Sollors Nachf., Reichenberg, 1937. 77 S. Preis geb. 11 Kč 40.

Die Auswahl der Lieder ist sehr sorgfältig getroffen, das heimatliche Lied steht im Vordergrund. Neben sudetendeutschen Volksliedern bringt das Büchlein auch Watzliks „Böhmerwald" (Weise und Satz von G. Becking) und das Wuldalied, bei dem statt des Decknamens Dionys Teichmüller der Verfasser Dr. Anton Wallner (siehe unsere Zeitschrift 1935, S. 167 ff.) zu nennen gewesen wäre.

H. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf. Mit 80 Abbildungen. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, 1936. 207 S. Preis in Ganzleinen geb. 4 Mark 80.

Der Verfasser bezeichnet als Voraussetzungen und Bedingungen für die Brauchtumsforschung: Bäuerliches Blut, eigenes Erleben, einwandfreies volkskundliches Sachwissen, Rassenkunde, Frühgeschichte und natürliches bäuerliches Denken. Zu dem „einwandfreien volkskundlichen Sachwissen" gehört wohl auch die genaue Kenntnis des einschlägigen Schrifttums. Und gerade diese Voraussetzung fehlt dem Buche. Im Jahre 1936 ein Buch zu veröffentlichen, das sich in der Hauptsache auf das vor nahezu 70 Jahren erschienene Buch „Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus mit bes. Beziehung auf Niedersachsen" (Hannover 1878) von H. Pfannenschmid stützt[1]) und völlig unwissenschaftliche Zeitungsaufsätze (z. B. den Steinerts, der sogar in Tanzbildern Runen entdeckt) heranzieht, dabei aber das wissenschaftliche Schrifttum der letzten Jahrzehnte — Herman Wirth u. a., wie sie die spärliche Übersicht „Einschlägiges Schrifttum" verzeichnet, gehören nicht dazu — gar nicht benützt, ist wohl mehr als bedenklich. Wenn der Verfasser wenigstens das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens hie und da befragt hätte, so wären ihm wohl kaum so viele falsche und lächerliche Deutungen unterlaufen. Es hätte ihm auch zuweilen dort Auskunft geben können, wo Kenntnisse in der Frühgeschichte die Voraussetzung für die Brauchtumsforschung sind. Wer sich damit beschäftigt, muß aber auch in der Sprachwissenschaft daheim sein. Und wer dies ist, kann unmöglich schreiben, daß man in dem Ausdruck „Bilmes" ... „vermutlich die Worte ‚Beil' und ‚Messer' zu erblicken hat" (S. 140) oder behaupten, daß die „Kerwa" (Kirchweih) ursprünglich eine „Kürweihe", ein „Kürfest", ein „Fest zur Auslese der Ehegatten" gewesen sei (S. 150 ff.). Hier mag auch angefügt werden, daß dem Verfasser überdies das „natürliche, bäuerliche Denken" abgeht. Sonst hätte er nicht im Anschluß an seine Deutung des Wortes „Kerwa" bemerkt, daß für den Bauern der Frühling und der Sommer der beste Zeitpunkt zur Hochzeit ist. Der Vorfrühling ja, aber von der Zeit an, wo die Arbeit auf Feld und Wiese beginnt, bis zum Einbringen der Ernte, hat der Bauer keine Zeit zum Hochzeitsfeiern. Der Bauer ist endlich kein Mensch, der in allem und jedem nur Sinnbilder sucht und sieht. Nichts steht dem deutschen Bauern ferner als die Sinnbildforschung H. Wirths und anderer, die der deutschen Wissenschaft geradezu zum Verhängnis wird. Wenn das so weiter geht, wird die deutsche Volkskunde vom deutschen Bauern selbst ausgelacht werden. Der runde Krapfen ist natürlich Sonnensinnbild (S. 41, 156)! Der Verfasser sollte denn doch einmal eine Bäuerin fragen, warum sie die Krapfen nicht viereckig bäckt. Zum Schluß noch eine Bemerkung! Es ist begreiflich und verständlich, wenn jede neue Bewegung und Richtung bestrebt ist, alles Vorangegangene als schlecht und dumm, und das Neue, selbst Gepredigte als gut, gescheit und einzig richtig zu erklären. Man soll aber denn doch nicht zu weit gehen und Wissenschaft und Weltanschauung so gleichsetzen, daß man jede wissenschaftliche Arbeit, die nicht in diese Weltanschauung eingeschaltet und gleichgeschaltet ist und es auch nicht sein kann, wenn sie Jahre oder Jahrzehnte vor Beginn der neuen Bewegung geleistet worden ist, nur deswegen in Verruf erklärt. Und wenn die bisherigen Vertreter

[1]) Dabei schreibt der Verfasser den Namen Pfannenschmid durchweg falsch Pfannenschmidt!

Digitized by Google

einer Wissenschaft, die schließlich und endlich Fachleute waren, sind und auch bleiben werden, während gar manche Eintagsfliege, die sich auf einem ungewohnten und unbekannten Boden breitmachen will, bald verschwinden wird, mit Steinen beworfen werden, dann soll man sich dies vorher gut überlegen. Auf S. 105 des Buches heißt es bei einer versuchten Erklärung des „Hüpfens" der Sonne am Ostermorgen: „Volkskundler' sprechen dann davon, daß die Sonne Freudensprünge über die Auferstehung Christi mache". Da ist offensichtlich an Stelle des Ausdruckes „Volk", denn dies deutet zuweilen in der angegebenen Weise, das Wort „Volkskundler" gerückt. Wie nennt man das?

A. Becker, Osterei und Osterhase. Vom Brauchtum der deutschen Osterzeit. E. Diederichs Verlag, Jena, 1937. 67 S. Preis geb. 1 Mark 60.

Das in der Sammlung „Volksart und Brauch", herausgegeben von A. Spamer, erschienene und mit 22 Abbildungen versehene Buch bringt viel mehr als seine Überschrift besagt. Denn Osterei und Osterhase werden nur im 3. Abschnitt behandelt, während der 1. und 2. Abschnitt das gesamte Osterbrauchtum darstellt und erklärt.

E. Wehn, Der Kampf des Journals von und für Deutschland gegen den Aberglauben seiner Zeit. Eine volkskundliche Untersuchung auf geisteswissenschaftlicher Grundlage. Diss. der Universität Köln. Selbstverlag, Düsseldorf, 1937. 199 S.

Das Journal von und für Deutschland (1784 bis 1792) ist eine wichtige Fundgrube für den Aberglauben jener Zeit, der von der Aufklärung heftig bekämpft wurde. Die vorliegende Arbeit, die von Prof. Dr. A. Wrede angeregt und gefördert wurde, untersucht in erschöpfender Weise den Aberglauben, der durch das Journal aufgegriffen und bekämpft wurde, und ist daher ein gutes Vorbild für die Durchforschung anderer Zeitschriften und Werke, die gleichfalls wertvollen Stoff für die Geschichte der deutschen Volksüberlieferungen darbieten.

G. Streitberg, Die wortgeographische Gliederung Ostsachsens und des angrenzenden Nordböhmens. Heft 10 der Mitteldeutschen Studien und Beiheft 14 der Zeitschrift für Mundartforschung. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale), 1937. 132 S. und 61 Kartenblätter. Preis geh. 9 Mark.

Diese inhaltsreiche Arbeit ist für das nordböhmische Gebiet vom Erzgebirge bis zum Jeschken-Isergebirge, das in gleicher Weise wie die reichsdeutsche ostsächsische Landschaft berücksichtigt wurde, von bleibendem Werte und erfordert für unser Gebiet nur noch Weiterführung und vor allem Untersuchung jener Räume, in welchen tschechische Ausdrücke, z. B. kapsa (Tasche), šiška (Baumzapfen) usw. in Betracht kommen.

F. J. Beranek, Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). 7. Band der Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutscher Mundarten. Mit einer Grundkarte und drei Pausen. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Reichenberg, 1936. 298 S. Preis 40 Kč.

Durch Vorlesungen von Prof. A. Pfalz über die bayrisch-österreichischen Mundarten wurde Beranek als Hörer der Wiener Universität zunächst angeregt, eine Lautlehre der Mundart des Dorfes Voitelsbrunn in Südmähren zu verfassen. Weitere Sammel- und Forscherarbeit an der Deutschen Universität Prag ergab so viel Stoff, daß Beranek die erste wissenschaftliche Untersuchung der Mundart ganz Südmährens liefern konnte, die als eine Musterleistung zu bezeichnen ist. Denn der Verfasser, dem das wissenschaftliche Rüstzeug und die wissenschaftliche Betrachtungsweise wohl vertraut sind, hat fast durchwegs aus eigener Beobachtung geschöpft und bei Wanderungen durch das ganze Gebiet von der Wischauer Sprachinsel im Osten bis zum Neuhaus-Neubistritzer Ländchen im Westen, das in die Untersuchung einbezogen wurde, seine Aufnahmen unmittelbar aus dem Munde des Volkes gemacht. Aus diesem Grunde ist das Buch verläßlich und gediegen und die wertvollen Schlußfolgerungen, die in den Abschnitten 89—96 zusammengefaßt werden, sind völlig begründet und gesichert.

Digitized by Google

Emil Popp, Die Sprache Ulrichs von dem Türlin. Heft 7 der Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. 89 S. Preis 32 Kč.

Diese eingehende Untersuchung macht es wahrscheinlich, daß der Kärtner Ulrich von dem Türlin, der seinen „Willehalm" — eine Umarbeitung der ersten, etwa zehn Jahre älteren Fassung — zu Beginn der 60er Jahre des 13. Jahrhunderts König Ottokar II. gewidmet hat, vorher nicht in Böhmen geweilt hat und vielleicht nur zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Prag gekommen war, um sein Gedicht persönlich zu überreichen.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von E. Seemann, herausgegeben von John Meier. 5. Jahrgang. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1936. 192 S.

Den größten Teil dieses Jahrganges füllen die Untersuchung der Balladen „Rheinbraut" und „Graf Friedrich" auf ihren ursprünglichen Motivbestand durch J. Meier und E. Seemann, ferner neun Einzelbeiträge von J. Meier und ein Aufsatz „Das Fortleben des Rudringgedichtes" von dem spanischen Forscher R. Menéndez Pidal. Von den weiteren Beiträgen beziehen sich auch auf das sudetendeutsche Gebiet „Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken" und besonders „Das Besenbinderlied".

Folk. Zeitschrift des Internationalen Verbandes für Volksforschung. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis des Jahrganges (jährlich 4 Hefte) 15 Mark.

Mit diesem 112 Seiten umfassenden ersten Heft legt der im Vorjahre begründete Verband nach einem Geleitwort Berichte über die Ziele und das Entstehen des Verbandes in deutscher und englischer Sprache vor, woran sich die Beiträge „Heimat, Kolonie, Umvolk" von L. Mackensen, „La Technique de la Construction rurale en bois" (ein Beitrag zur flämischen Hausbauforschung) von Cl. Tréfois und „Einige Bemerkungen zur Kartographie" von Jan de Vries anschließen. Das Heft enthält ferner die Forschungsberichte „Norwegian folklore-research through 25 years" von R. Christiansen und „Le mouvement folkloriste en Grèce" von S. Antoniadis, endlich Berichte über die englischen und estländischen volkskundlichen Arbeitsstellen und Besprechungen.

Auslandsdeutsche Volksforschung. Vierteljahrsschrift. herausgegeben von H. J. Beyer. Verlag Ferd. Enke, Stuttgart. Preis des Jahrganges 14 Mark.

Diese neue Zeitschrift hat den Zweck, „die Verbindung zwischen dem großen Kreis der Forscher und der praktischen Arbeit herzustellen und die Erforschung des Auslanddeutschtums in neue Wege zu lenken". Jedes Heft bringt Aufsätze, Forschungsberichte, Besprechungen, Kurznachrichten und eine Bibliographie. Aus dem Inhalt des 1. Heftes, das 112 Seiten umfaßt, ist für uns Sudetendeutsche wichtig: E. Hölzle, Die sudetendeutsche Frage in Versailles; H. Harmsen, Volksbiologische Fragen des Deutschtums in Süd-Osteuropa; A. Rollau, Der Grenzlandroman (behandelt wird je ein Roman von Fritz Mauthner, A. Ohorn, K. O. Strobl, H. Watzlik, R. Hohlbaum, R. Haas, H. Scholz, W. Pleyer, G. Rothacker und E. Frank); G. Waldmann, Volksliedforschung im Auslandsdeutschtum.

Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. Herausgeber A. Brackmann, H. Hassinger und Fr. Metz. Schriftleiter E. Meynen. Jährlich vier Hefte im Gesamtumfang von mindestens 832 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis des Jahrganges 20 Mark, für das Ausland 15 Mark.

Der gediegene Inhalt des 1. Heftes dieser vornehm ausgestatteten, rein wissenschaftlich eingestellten Zeitschrift empfiehlt diese Neuerscheinung aufs beste, vor allem auch dem wissenschaftlichen Arbeiter in der Tschechoslowakei, der namentlich aus den folgenden Beiträgen viel Nutzen ziehen wird: H. Aubin, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung; W. Weizsäcker, Eindringen und Verbreitung de:

Digitized by Google

deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren (mit einer Karte); H. Zatschek, Die Witigonen und die Besiedlung Südböhmens (mit einer Bildtafel und einer Karte); A. Klaar, Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und des böhmischen Grenzgebietes (mit einer Bildtafel und einer Karte, auf welcher die Siedlungsformen auch ganz Südböhmens bis Netolitz, Budweis und Wittingau eingetragen sind); E. Schwarz, Fortschritte und Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Volksforschung in den Sudetenländern. In der Abhandlung „W. H. Riehl und die Erforschung der deutschen Grenzlande", mit der Friedrich Metz das Heft eröffnet, fesselt den Sudetendeutschen besonders der Abschnitt über den Leithawinkel.

Bayerischer Heimatschutz. Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, Heimatschutz und Denkmalpflege. Geleitet von J. M. Ritz. 32. Jahrgang, München, 1936. 208 S.

Dieser Jahrgang der vorzüglichen und stets prächtig mit Bildwerk ausgestatteten Zeitschrift, die seit Jahren auf dem Gebiete der Volkskunst führt, ist der volkstümlichen Möbelmalerei in Altbayern gewidmet, die Toriten Gebhard eingehend behandelt und eine reiche Fülle von teilweise farbigen Abbildungen anschaulich beleuchtet. Diese ergebnisreiche wissenschaftliche Untersuchung betrifft in vielen Punkten auch unser angrenzendes sudetendeutsches Gebiet im Böhmerwald und im Egerland. Auf S. 78 f. wird bemerkt, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Wallern ein Allesköhner ansässig war, Ignaz Schraml, der sich 1834 auf einem Altar in Honetschlag als Maler, Bildhauer, Staffierer und Schreiner bezeichnete und mit seinem Sohn Johann zusammen arbeitete. Ebenda wird erwähnt, daß 1825 ein Johann Tauber als erster Schreiner nach Hohenau kam, der zuerst in Groß-Hdikau und danach in Pagetschin (Herrschaft Winterberg) tätig gewesen war. (Ein Ort Pagetschin läßt sich in den amtlichen Ortsverzeichnissen nicht feststellen.) Auf S. 82 wird die Farbigkeit der Malerei im Bayerischen Wald als ausgesprochen hell und kräftig bezeichnet, „während sie jenseits der Grenze, vom Egerland angefangen bis zum Rand der südböhmischen Landschaft, gedämpfter bleibt, um erst im Slawischen wieder volltönende Akkorde, aber anderer Tonart, anzunehmen". Einzelne Feststellungen, z. B. daß der Oberpfälzer bei seinen Möbeln Dunkelblau als Gesamtfarbe und Weiß als Farbe der Füllungen bevorzugt, wogegen Grün zurücktritt und Rot als Grundfarbe ganz fehlt (S. 88), dürften sich mit den Beobachtungen der Trachtenforscher decken.

L. Franz, Religion und Kunst der Vorzeit. Von vorgeschichtlichem Zauberglauben, Totenkult und Kunstschaffen. Mit 32 Bildtafeln. Verlag A. O. Czerny, Prag und Leipzig, 1937. 65 S. Preis kart. 48 Kč, in Ganzleinen geb. 60 Kč.

Die bisherige Urgeschichtsforschung hat sich um den Lehrsatz des Marxismus, daß die Urgesellschaft nicht nur staatenlos, familienfrei und ohne Eigentumsbegriff gelebt, sondern daß sie auch Religion nicht gekannt habe, wenig gekümmert. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit packt Franz diese Frage an und weist nach, daß es auch in der Urzeit Religion gegeben hat. Religion ist nach der Begriffsbestimmung des Verfassers (S. 13) „der Glaube an Wesen, Mächte oder Kräfte, die jenseits der empirisch-logischen Erkenntnissphäre des Menschen existieren, die man als heilig empfindet, das Gefühl der Abhängigkeit von ihnen und der Glaube, daß man sie durch Handlungen zur Erfüllung von Wünschen wirksam gestalten kann". Das Dasein dieser Religion beweisen jene Kunstwerke der vorgeschichtlichen Menschen, die ausschließlich kultisch-magischen und daher religiösen Zwecken gedient haben. In diesem Zusammenhang befaßt sich Franz besonders eingehend mit dem Fruchtbarkeitszauber und dem Totenkult. Es ist geradezu unbegreiflich, wenn ausgerechnet von einem katholischen Geistlichen (s. die Sonntagsfolge der Wiener „Reichspost" vom 25. April) das von hohem wissenschaftlichen Ernst zeugende Buch angegriffen wird, das sich bemüht, die Urform und den Ursinn aller Religion und der damit verknüpften Kunst aufzudecken und zu erklären.

Heimatkunde des Karlsbader Bezirkes. Geleitet von Th. E. Hutter. 2. Heft: Kunstgeschichte I. Teil: Bautunst und Bildnerei. Von

Digitized by Google

Eugen Linke. 112 S. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 15 Kč 50; für Bezieher einzelner Hefte und im Buchhandel 18 Kč 50.

Das reich bebilderte Werk bietet wertvollen kunstgeschichtlichen Stoff aus Karlsbad und dem weiteren Umkreis der alten Kurstadt.

F. Heger, Volkstum auf Vorposten. Die deutschen Sprachinseln der Tschechoslowakischen Republik. Verlag C. Weigend, Dux, 1936. 112 S.

Das treffliche Buch bringt alles Wissenswerte über unsere Sprachinseln, es sollte daher nicht allein in jeder Bücherei vorhanden sein, sondern auch im Schulunterricht verwendet werden. Zahlreiche Bilder beleben die knappe, aber anschauliche und klare Darstellung.

A. R. Franz, Preßburg, die ehemalige Hauptstadt Ungarns, die Hauptstadt der Slowakei, eine alte deutsche Stadt. Verlag Grenze und Ausland, Berlin u. Stuttgart, 1935. 84 S. u. 25 Abbildungen nebst einem kunsthistorischen Plan. Preis kart. 2 Mark 70.

Das Büchlein, das auch die wirtschaftliche Bedeutung und die Geschichte der Stadt bespricht, ist wohl der beste Kunstführer durch Preßburg und daher jedem Besucher dieser schönen, an Kunstdenkmälern reichen Donaustadt zu empfehlen.

E. Stranik, Österreichs deutsche Leistung. Eine Kulturgeschichte des südostdeutschen Lebensraumes. Verlag A. Luser, Wien und Leipzig, 1936. 368 S. Preis in Ganzleinen 12 S 96.

Dieses sehr aufschlußreiche Buch verdient eine Nachahmung auf sudetendeutschem Boden. Denn auch die Sudetendeutschen könnten in einem Buche über ihren Beitrag zur deutschen Kulturleistung nachweisen, daß er an Umfang und Gehalt mehr bedeutet als man für gewöhnlich annimmt. In dem vorliegenden Werke sind die Sudetendeutschen als ehemalige Österreicher sehr stark vertreten. Ihre Zahl ließe sich bei einer Neuauflage beträchtlich vermehren. Ich erwähne bloß die Musiker S. Sechter, J. E. Habert, den Chemiker und Erfinder des metallfreien Emailgeschirrs M. Pleischl, den Begründer der Bleistiftindustrie Hardtmuth, den Volkskundler Hauffen u. a. Am schwächsten sind die Abschnitte, die sich mit der Dichtung beschäftigen. Während W. Pleyer genannt wird, fehlt H. Watzlik; während Sealsfield gefeiert wird, wird A. Stifter in einer ziemlich verständnislosen Weise behandelt.

A. Schmidt, Deutsche Dichtung in Österreich. Eine Literaturgeschichte der Gegenwart. Verlag A. Luser, Wien und Leipzig, 1935. 207 S. Preis in Ganzleinen 8 S 64.

Bei uns Sudetendeutschen ist noch viel zu wenig bekannt, daß wir mit diesem ausgezeichneten Buche auch eine Übersicht und Würdigung unserer heimischen Dichtung besitzen, die in den drei großen Teilen „Drama", „Roman" und „Lyrik" des Werkes stark vertreten ist, vor allem beim Roman, wo rund 10 Seiten dem sudetendeutschen Schrifttum gewidmet sind. Mit sicherem Blick hat Schmidt alles wirklich Echte und Wertvolle herausgehoben und alles Halbe und Unfertige weggelassen. Daher ist sein Buch auch ein verläßlicher Ratgeber für jeden, der einen Überblick über die österreichische und zugleich sudetendeutsche Dichtung, soweit sie gesund ist und Dauerwert besitzt, gewinnen will.

Urban Roedl, Adalbert Stifter. Geschichte seines Lebens. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, 1936. 468 S. Preis geh. 5 Mark 50, in Leinen 7 Mark 50.

Seitdem bekannt geworden ist, daß sich unter dem Decknamen Urban Roedl der Karlsbader jüdische Schriftsteller Bruno Adler verbirgt, ist in der reichsdeutschen Presse gegen dieses Buch, das zuerst sehr gelobt worden ist, scharf Stellung genommen worden. Demgegenüber muß der unbefangene Leser und Kenner Stifters gestehen, daß über den Dichter bisher kein so aufschlußreiches und geistreiches Buch geschrieben wurde, das zudem auf sehr gründlichen Vorarbeiten beruht. Ich selbst, der ich aus dem Geburtsorte Stifters stamme und über die Person, das Leben und insbesondere das Eheleben des Dichters seit Jahren Ein-

Digitized by Google

zelheiten weiß, die der großen Öffentlichkeit unbekannt sind, war nicht wenig überrascht, als ich beim Lesen dieses Buches fand, daß der Verfasser eine so genaue Kenntnis aller Lebensumstände besitzt, wie sie keiner seiner Vorläufer — weder A. R. Hein und noch weniger J. Bindtner —, aufweisen konnte. Dies hat den Verfasser befähigt, das bisher so wenig erkannte Dämonische und unendlich Tragische im Wesen und Schaffen des Dichters, aber auch das Zwiespältige, das unleugbar vorhanden ist, anschaulich herauszuarbeiten. Dadurch wird A. Stifter keineswegs verkleinert und erniedrigt, sondern im Gegenteil menschlich vergrößert, aber auch nähergerückt und verständlich gemacht. Was den begeisterten Verehrer Stifters an dem Buche abstößt, ist ein Mangel an Gefühlswärme, eine allzu nüchterne, kaltherzige Einstellung in der Art der sensationslüsternen Zeitungsmenschen, die ganz intime Dinge, welche ein anderer verschweigt, in den Vordergrund rücken. Für die Heimat des Dichters sind einige Fehler zu berichtigen. Zu S. 9: Der Ort Oberplan hat mit slawischen Kolonisten nichts zu tun; die äußerste Spitze der seinerzeitigen slawischen Sprachgrenze bildeten Ortschaften, die durch Höhenzüge im Norden und Nordosten Oberplans von diesem Orte auch geographisch abgegrenzt waren. Zu S. 11: Ansbach statt Anzbach. Zu S. 42: Das Lied „I hab a schens Häuserl am Roan" ist kein Volkslied, der Verfasser ist J. F. Castelli (1822). Zu S. 46: Machtlbuche (Martinsbuche) statt Machtbuche. Zu S. 51: Weißenbach statt Weißenberg. Zu S. 62: Die Moldau biegt schon bei Hohenfurth, und nicht erst bei Rosenberg, nach Norden um. Zu S. 448: Das tschechische (statt böhmische) Volk. Störend wirkt, daß bald richtig St. Thoma, bald wieder St. Thomae geschrieben wird.

A. Stifter, Der Hochwald. Erste Fassung, herausgegeben von M. Stefl. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. 127 S. Preis geb. 16 Kč 20.

Zu der im gleichen Verlag bereits erschienenen Urfassung der „Narrenburg" gesellt sich nun auch die des „Hochwald", wie sie 1842 im Taschenbuch „Iris" gedruckt war.

H. F. Blunck, Eulenspiegel verliert sein Gebetbuch. Schelmenmären und Tiergeschichten. Derselbe Verlag. 62 S. Preis geb. 8 Kč 10.

Das Büchlein enthält 13 heitere Geschichten, die so recht die Eigenart des norddeutschen Dichters, der Wirklichkeit und Sagenwelt miteinander vermengt, beleuchten.

W. Pleyer, Die Brüder Tommahans. Roman. Deutsche Hausbücherei, Hamburg. Im Buchhandel durch den Verlag A. Langen-G. Müller, München, 1937. 319 S. Preis in Leinen 5 Mark 50.

Die erschütternde und dabei doch wieder tröstende Wahrheit dieses Sprachgrenzromanes wird nur so recht der Grenzlandmensch aus bäuerlichem Geschlecht miterleben können. Und der weiß auch, daß hier nichts gefälscht oder übertrieben ist, daß W. Pleyer Land und Leute wie kaum ein zweiter kennt und meisterhaft zu schildern versteht. Wer überdies die bisherige dichterische Entwicklung W. Pleyers verfolgt hat, wird deutlich den raschen und gesunden Aufstieg feststellen, der sich nicht zum geringsten in der gedankenreichen und dabei flüssigen Sprache ausspricht.

K. Bacher, Les'weinbeer. Neue Dichtungen in südmährischer Mundart. Selbstverlag, Wien XX, Petraschgasse 3/10. 163 S.

F. J. Veranek bemerkt in seinem oben angezeigten Buch ganz richtig, daß bloß „die Werke des leider noch viel zu wenig bekannten, weitaus bedeutendsten der südmährischen Mundartdichter, des Lyrikers, Epikers und neuerdings auch Dramatikers Dr. K. Bacher" in der Sprache „verläßlich einwandfreie Mundart" bieten. Dies trifft auch für dieses neue Werk zu, das innerhalb des bayerisch-österreichischen Mundartgebietes und darüber hinaus weiteste Verbreitung verdient. Aus dem reichen Inhalt seien die ersten drei Gesätze eines sehr zeitgemäßen Gedichtes mitgeteilt:

Deutschlond, i hob di ge'n (gern),
i liab di, Österrei'! —
Wos soll denn do iatzt we'n (werden)?
Streits enk wia Monn und Wei' (Weib)!

Digitized by Google

Es seids de Eltern mir,
i bi aus enkern Bluit —
und zreißts mer's Herz iaßt schier,
schauts on, — toits do dron guit?

Wonn i bein Vodern steh,
so spirrt mi d' Muider aus,
wonn i zur Muidern geh,
verriegl der Voder 's Haus.

Franz Schlögel, Heimkehr zum Volk. Gedichte und Lieder. Verlag A. Luser, Wien u. Leipzig, 1936. 133 S. Preis in Pappband 5 S 25.

Bei der Überfülle von Lyrik, die Jahr für Jahr erscheint, kann sich nur das Allerbeste und Schönste durchsetzen. Zu diesem gehört unstreitig das Buch des Wieners Schlögel, das reine und echte Dichtung ist und in den Liedern des Abschnittes „Heimkehr zum Volk", in dem diese Sammlung gipfelt, Bauernlieder bringt, deren Ton zuweilen an alte Volkslieder erinnert.

Marie Grengg, Starke Herzen. Novellen. Verlag A. Luser, Wien u. Leipzig, 1937. Preis 13 S 50.

Fünf Novellen, die einzeln in hübschen Bändchen mit handgemalten Titelbildern oder in einem zierlichen Pappkästchen vereinigt erhältlich sind, legt hier die hochbegabte Dichterin und Künstlerin, die auch diese Erzählungen mit eigenen Federzeichnungen geschmückt hat, vor. Zwei Novellen verdienen besondere Beachtung der Sudetendeutschen: „Der Räuber", mit Grasel, dem Mittelpunkt so vieler Sagen, als Hauptheldn, und „Der Henker", wo die rührende Liebesgeschichte des Egerer Scharfrichters und volkskundlichen Forschers K. Huß in ergreifender Weise dargestellt wird.

Johannes Bammer, Zwölf Lieder der Zeit. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. Preis der Ausgabe für Klavier und Gesang 16 Kč 50, der Volksausgabe 2 Kč 90.

Diese Ausgabe enthält 12 gut ausgewählte Gemeinschaftslieder — darunter „Wir tragen ein Licht" von F. Höller —, zu welchen der sudetendeutsche Tondichter J. Bammer die Musik geschrieben hat, die sich dem einfachen und volkstümlichen Wortlaut der Lieder geschickt anpaßt.

Karl Schreitter-Schwarzenfeld, Gedanken, Stimmungen, Sprüche. Selbstverlag, Prag, 1937. 62 S.

Mit diesem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein legt der bekannte Prager Rechtsanwalt eine Sammlung von Gedichten vor, die von Gedankentiefe, reifer Lebenserfahrung und wahrer Heimatliebe und in ihrer Form von Sprachgewalt und Sprachgewandtheit zeugen. Als Probe möge der Spruch „Frohe Schmiede" folgen:

Warum weinen, warum klagen,
Daß die alten Götzen fallen,
Daß voll Unruh' uns're Zeit?

Warum weinen, warum klagen,
Daß nicht alle Blüten reifen,
Daß das Leben lauter Kampf?

Laßt getrost die Funken stieben!
Neue Werte gilt's zu schmieden!
Laßt uns frohe Schmiede sein.

Louise Diel, Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Nach Dokumenten und Gesprächen. Paul-List-Verlag. Leipzig, 1937. 340 S. Preis geb. 6 Mark 80.

Aus diesem mit 22 Tiefdrucktafeln, auf welchen die zu festlichen Anlässen herausgegebenen italienischen Briefmarken abgebildet sind, und einem Lichtbild des Duce versehenen Buche kann auch der volkskundliche Arbeiter viel lernen. Aus der

Digitized by Google

Kennzeichnung Mussolinis, der aus dem Volke herausgewachsen ist und das Volk nicht bloß kennt, sondern auch zu behandeln versteht, gewinnt man einen wichtigen Beitrag für die Volkspsychologie, aber auch für die Beurteilung jener genialen Persönlichkeiten, welche einmal in tausend oder zweitausend Jahren aus der Mitte des Volkes emportauchen und der Gegenwart und der Zukunft neue Wege weisen. Das Buch, deren Verfasserin eine begeisterte Verehrerin des Duce ist, bietet aber viel mehr als die Überschrift sagt. Denn es wird die gesamte politische und wirtschaftliche Entwicklung Italiens bis zu Beginn 1937 — einige Unterlagen stammen sogar aus dem März 1937 — dargestellt. Hie und da wird man allerdings beim Lesen dieses Lobgesanges auf Mussolini nachdenklich. Auf S. 302 rühmt die Verfasserin die große Menschlichkeit und Güte Mussolinis, seine große Liebe zum Kinde, zum hilflosen Geschöpf. Daß dies in dem Verhältnis Mussolinis zu den Deutschen Südtirols, die in dem ganzen Buch mit keinem Wort erwähnt werden, keineswegs stimmt, scheint Louise Diel nicht zu wissen. Vielleicht hat sie einmal Zeit, um auch die alles eher als menschlich und gütig behandelten Kinder und Erwachsenen im deutschen Südtirol zu besuchen und darüber ein Buch zu schreiben, das vielleicht ebenso wie das vorliegende mit einem Geleitwort von H. Göring erscheinen könnte. Vielleicht blickt sie, bevor sie ein weiteres Italienbuch — drei Bücher, und zwar „Das faschistische Italien", „Mussolinis neues Geschlecht" und das Jugendbuch „Italien — wir gehen auf große Fahrt" sind schon früher erschienen — schreibt, einmal auf Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück und stellt fest, ob Italien überhaupt ein einzigesmal im Laufe der Geschichte den Deutschen Glück und Vorteil gebracht hat.

Max Weihmann, In allen Sätteln. Reiterbuch eines deutschen Arztes. Derselbe Verlag, Leipzig, 1937. 227 S. Preis geb. 4 Mark 50.

Ein flott geschriebenes, mit vielen Lichtbildern geschmücktes Buch, das uns das wechselvolle Leben eines Deutschen vorführt, der schon im Italienisch-Türkischen Tripoliskrieg 1911/12 auf türkischer Seite, dann im Weltkrieg an den verschiedensten Fronten als Arzt tätig war und auch in den Nachkriegsjahren in ferne Länder kam.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. Ergänzungsband A—Z. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1935. Preis 23 Mark 40.

Das Verbot dieses Bandes wurde aufgehoben, so daß man ihn jetzt in der Tschechoslowakei beziehen kann. Er bringt zu den 20 Bänden alles das, was in der Zwischenzeit an Neuem und Wichtigen geschehen ist, und füllt eine oder die andere Lücke der früheren Bände, wobei die Besprechungen dieser Bände in unserer Zeitschrift voll berücksichtigt worden sind. Auf S. 297 werden die Sudetendeutschen unter den Mitteldeutschen angeführt, obwohl doch ein beträchtlicher Teil zu den Oberdeutschen gehört. Auf S. 361 finden sich bei Gierach, der z. B. nicht mehr Herausgeber der „Sudetendeutschen Lebensbilder" ist, veraltete Angaben. Hier — wie auch in anderen Fällen — muß sich die Volkskunde dagegen wenden, daß man Personen, die nur Philologen sind und keinerlei volkskundliche Arbeiten veröffentlicht haben, als Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde bezeichnet. Hie und da würde das Wort „Förderer" vollauf genügen, gar oft ist aber auch dies nicht am Platze. In einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift werden wir den Stand der volkskundlichen Forschung auf deutschem Boden behandeln und zeigen, wie eins der Hindernisse für die gesunde Entwicklung und den Aufstieg der deutschen Volkskunde darin besteht, daß Männer, die nicht Fachleute auf dem Gebiete der Volkskunde sind, an wichtigen Stellen sitzen, mag es nun die volkskundliche Abteilung einer Akademie, ein Lehrstuhl an einer Hochschule oder sonst eine Stelle sein, und über die Fachleute zu entscheiden haben. Dabei werden wir berichten, wie man auch hierzulande die Volkskunde in die gleiche Abhängigkeit bringen wollte und die Entwicklung der deutschen Volkskunde zu einem selbständigen und unabhängigen Fach erschwert hat.

Anton Baumstark, Vom geschichtlichen Werden der Liturgie. Kl. 8°, XII u. 159 S. Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau 1923. Geheftet 30 Pf., geb. 90 Pf. (Auslandspreis).

Digitized by Google

Das vorliegende 10. Bändchen der vom Abte Ildefons Herwegen von Maria Laach herausgegebenen „Ecclesia orans" wird nunmehr zu einem derart niedrigen Preise auf den Markt gebracht, daß die Anschaffung dieser geschichtlichen Erläuterung des Bestandes an liturgischen Formen einem jeden Volkskundler möglich ist. Hoyer.

Ludwig Andreas Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Ein Durchblick. 8°, XXVIII u. 252 S., 12 Bildtafeln. Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau 1936. Kart. 3.75 Mk., in Leinen 4.65 Mk. (Auslandspreis).

Mit einer Fülle von Einzelheiten werden die aus der Begegnung von Germanentum und Christentum fließenden Urkunden volksfrommen Brauchs dargestellt und dabei wird den stammes- und landschaftsgebundenen Zügen dieser volkhaften Ausprägung des Christentums besonderes Augenmerk geschenkt. Hoyer.

* * *

Das deutsche Erbe. Monatschrift für volkhafte Dichtung. Geleitet von K. F. Leppa. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz. Jahresbezug 30 Kč.

Die neue Zeitschrift bringt aus der bunten Fülle deutschen Schrifttums auserlesene Proben, die immer wieder an die Größe des deutschen Volkes und den reichen Schatz seiner Dichtung erinnern und so das Deutschbewußtsein aufrechterhalten und stärken.

Volk und Kultur. Zeitschrift für die deutsche öffentliche Bildungspflege. Geleitet von Toni Köhler. Verlag des Instituts für deutsche Volksbildung in Prag. Jahresbezug 24 Kč.

Diese Monatschrift ist die Fortsetzung der früheren „Volksbildungsarbeit". Sie wird herausgegeben von dem neuen Institut für deutsche Volksbildung und ist zugleich Mitteilungsblatt des Sonderausschusses für das gesamte Volksbildungswesen beim Verbande der deutschen Selbstverwaltungskörper und der Gesellschaft für Musikerziehung, deren Obmann Außenminister Dr. Krofta ist. Folge 1—3 (Umfang 96 Seiten) enthält u. a. eine Übersicht über den Stand und die Tätigkeit der deutschen öffentlichen Gemeindebüchereien im Jahre 1935 von R. Balas. Folge 4 bringt die von J. Rühmel geleitete Beilage „Bild und Funk", eine Fortsetzung der früher von der Prager „Urania" herausgegebenen Zeitschrift „Bilddienst und Schulfunk".

Volksdienst (Prag). — In der 1. Folge 1937 dieses Nachrichtenblattes des Deutschen Kulturverbandes bespricht Franz Heger die wichtige Frage der Wiederbelebung der Volkstrachten, in der 8. Folge wird ein Streitspiel zwischen Sommer und Winter aus dem Schönhengstgau veröffentlicht.

Journal of Chinese Folk-Lore. Geleitet von Prof. Dr. Ching-Chi Young. Herausgegeben von „The Chinese Folk-Lore Society". Canton.

Mit dieser Zeitschrift, deren 1. Heft im September 1936 erschienen ist, erhielt China einen Mittelpunkt für die sehr verzweigten Fragen seiner Volkskunde. In dem 314 Seiten umfassenden Heft stehen u. a. Abhandlungen über Hochzeitssitten, Totenbräuche, Neujahrsbräuche, Sagen und Märchen, Volkslieder, Kinderreime. In dem Verzeichnis des volkskundlichen Schrifttums zu Beginn des Heftes, in dem auch unsere Zeitschrift angeführt wird, sind neben zahlreichen Druckfehlern einzelne sachliche Fehler. Die chinesische Volkskunde-Gesellschaft wurde bereits im Jahre 1926 durch Professoren und Studenten der Sun-Yat-Sen-Universität in Canton gegründet, an der Dr. Ching-Chi Young als Professor für Volkskunde und Anthropologie wirkt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 4. Heft

Zur Feier J. J. Ammanns

Von Hans Watzlik

Die alten, schlichten, urgewohnten Formen, die das Leben
des Volkes dichterisch und bildhaft, froh und ernst bekränzen,
herstammend aus des Vorfahrs rätselhaftem Blut und Schicksal,
gewachsen aus dem Land, das uns seit jeher trägt und nährt,
gewollt von Gott, gelassen überliefert, unsrer Treue anvertraut:
die alten, wunderbaren Formen dürfen uns nicht schwinden!
Ein Volk, das sie verächtlich, kalt, gleichgültig von sich wirft,
ein solches Volk verdirbt, welkt ab gleich einem kranken Baum,
die Wurzeln hungern ihm, sie dorren in der hohlen Tiefe.
Ein solches Volk wird wegesirr, zwiespältig, selbst sich fremd,
verliert sein heil'ges Urgesicht, verliert — weh ihm! — die Seele,
löst ruhmlos sich in fremdem Blute auf — und ist gewesen. —

Wir aber, Freunde,
wir feiern heute einen seltnen Menschen und sein Führertum.
Wir feiern spät ihn, doch darum mit reiferem Verständnis,
aus höh'rer Schau, und näher ist er und begreiflicher als einst.
Er lebte uns, ein Amtmann unsers Volkstums, von sich selbst bestellt.
Er sah erkennend unserm Volk ins uralt ewig junge Auge.
Was dazumal den vielzuklugen Herren totes, müßiges
Gerümpel deuchte, überjährt und wert, daß es verschrotet werde:
Du hast den Reichtum drin erkannt und die Notwendigkeit,
die Weisheit und lebend'ge Zeugekraft. Und was entlegen
wie eine schöne, wilde Bauernblume hold sich selber blühte,
du schauteſt das Gedicht im Weben unsers armen Volkes.
Du suchtest seinen kargen Herd auf, lauschtest, was am Spinnrad
einfältig ward erzählt an altertümlichem Gerücht,
du sahst des Volkes Seele spiegelnd sich in Lied und Sage,
du sahst den Waffentanz der Jugend und den Brauch der Hirten
und Ackerer, den bunten, herben Kranz des Bauernlebens.
Ehrfürchtig nahmst du auf, was gläubig in den niedern Stuben
beim Spanlicht ward gespielt: das große Herrgottspiel des Waldes.
Den Schatz, den einsam du uns hobst und retteteſt zur rechten Zeit,
lebendig gabst du ihn dem Volk zurück. Du legteſt Grund,

Digitized by Google

du senktest Samen, weckte st Sinn und lehrtest die Bedeutung,
belebtest das Absterbliche und tatst dein stilles, starkes Werk.
Dann gingst du, wahrlich nicht mit Dank verwöhnt, ein alter Mann,
enttäuscht aus deiner Werkstatt, unserm Land, und starbest anderswo.

Wir aber, die wir dankbar heute in Erinnrung brennen,
wir bannen deinen Geist herüber aus dem Schattenreich.
Wir fühlen seine treue Schwinge still entfaltet über uns.
Sieh, lebensgrün und dauernd durch die Zeiten wirkt dein Werk;
Teil unsrer Tage, schönernd unsre Arbeit, unsre Feste!
In rüstiger Jüngerschaft, die du erweckt hast, wirkst du weiter
in immer breiteren Bezirk. Hoch ragen deine Bäume,
dein Wort ist Frucht geworden. Und das Volk steht wachen Blutes,
das Spiel der Landschaft ehrend und das Lied des Dorfes singend,
sich freuend am vertrauten, holden Schimmer eigner Güter,
und heiter atmend in den väterübernommnen Sitten.
Das Anvertraute streng beschützend, schützt das Volk sich selbst.
In harter, ahnungsvoller Zeit, in Jahren der Entscheidung
kehrt suchend sich das Volk den eignen Wesenstiefen tiefer zu,
und wie dem müden Riesen feurig wieder seine Kräfte wachsen,
wenn seine Erde er berührt, wird stark es an der eignen Art
und steht voll Heldenlust, geschlossen in sich selber, unbezwinglich.

Du hoher Lehrer! Ew'ge Kräfte stürzen auf uns über
aus deinem Werk. Wir danken dir. Die wir in frommer Rührung
dein steinern Denkmal heute hier bekränzt, geloben:
Noch ernster wollen dein Vermächtnis wir, noch würdiger es ehren
in der lebend'gen Pflege unsers Volkstums. Alle hier
sind dir im Geist verschworen. Immerdar. So wahr uns helfe Gott!

Digitized by Google

Volkskunde und Erziehung

Von Dr. Otmar **Bohusch**, Iglau

Nicht mehr das „Ob" dieser Zusammenstellung, nur noch das „Wie" ist heute eine Frage. Daß Volkskunde in unseren Erziehungsplan gehört, ist selbstverständlich — nur über Methodisches dürfen daher diese Zeilen sprechen, die Erschautes und Erlauschtes, Erdachtes und Erprobtes sind.

Die Volkskunde, richtig erfaßt, ist der lebensnächste Gegenstand unserer Schulen. Der Deutschlehrer lehrt sie nicht als eigenes Fach innerhalb seiner vielen Aufgaben, sondern verknüpft sie immer wieder mit dem Lesestoff, der Schrifttumskunde, der Sprach- und Stillehre usw., holt sie immer wieder aus diesen und anderen Teilgebieten heraus. Die Volkskunde strebt aber aus diesem ohnedies weiten Rahmen hinaus in die zersplitterten und auseinanderstrebenden Einzelwissenschaften unserer Schule. Sie ist für den Geographen und Historiker der natürliche Ausgangspunkt und der handlichste Vergleichsmaßstab für das Wissen über Land und Leute der Heimat und Fremde in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Der naturgeschichtliche Unterricht kann solcher Hilfsmittel wie der Volksmedizin oder der im Volke lebenden bildkräftigen Tier- und Pflanzennamen nicht entraten. Von der Volkskunde her blitzen dem Jugendlichen die ersten soziologischen Streiflichter am hellsten auf. Von den Arten der Feldbestellung, dem Segen und dem Fluche der Auswanderung und anderen volkswirtschaftlichen Fragen weiß der Volkskundler stets Anregendes, oft Entscheidendes zu berichten. Alles zu erweiternde Beweise dafür, daß der Deutschkunde wirklich die Mitten- und Mittlerinstellung in unserem Bildungsplane gebührt und daß Volkskunde jedes Schulfach durchdringen muß.

Spielend, beinahe von selbst fliegt bald hier, bald dort Volkskundliches dem Unterricht zu. Die Lebensnähe scheint förmlich einer systematischen Behandlung zu widerstreben. Der Deutschunterricht darf aber nicht vergessen, daß Volkskunde eine Wissenschaft ist. Namentlich in den höheren Klassen wird er die gewonnenen Ergebnisse möglichst straff ordnen müssen und die oberste Klasse darf schon etwas über die philosophischen Grundlagen, über Wert und Ziel, hören. Das bedeutet noch lange kein Versinken in der toten Theorie, noch lange kein Vergeuden der Zeit mit Streitfragen, die für die Schüler unzugänglich wären.

Das Ziel der Volkskunde ist allerdings nicht nur die Vermehrung der Kenntnisse, sondern auch die seelische Bereicherung. Der volkskundliche Unterricht muß die Schüler von dem Werte unserer Volkskultur so überzeugen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch bereit sind, sie vor Vergehen und Vergessen zu bewahren. Der Städter faßt Volkskunde vielfach noch als bloße Unterhaltung, als wohlwollende Herablassung auf. Er schätzt seine wässerige, buntscheckige Umgangssprache höher als die naturgewachsene Mundart. In diesen schiefen Ansichten bestärken ihn noch die Filme, die ihren Mangel an geistigem Gehalt nur zu gerne dadurch verdecken wollen, daß sie Volksbräuche, Volkstänze usw. verzerren. Schlager-

Digitized by Google

eintagsfliegen, die das Kind noch im Schoße der Familie aus dem Rundfunk hört, verderben den Geschmack. Hier steht der Feind; nicht zu besiegen durch wüstes Schimpfen, aber durch die unermüdliche Kleinarbeit der Schule. Allerdings sei vor der Übertreibung gewarnt. Der Gesangsunterricht beispielsweise kann das Kunstlied nicht entbehren, es sei denn, er werde einseitig. An vielen Orten stehen einander „Hie Kunstlied — dort Volkslied" ablehnend gegenüber. Durch diese Stellungnahme verarmt in jedem Falle unser geistiger Besitz. Längst wendet sich die künstlerische Anteilnahme unserer Gesangsvereine dem Volksliede zu. Es gibt keinen namentlichen Gegner der Volkskunst mehr und wir hoffen, daß sich immer Begeisterte in den Dienst des Volksliedes stellen werden. Wir halten unsere Anschauung vom echten und unechten Volksliede für näher der Wahrheit als die des Geschlechtes vor uns. Aber leidenschaftlich kämpfen statt vorsichtig werben ist kein Beitrag zur Gemeinschaft, sondern stellt das Kind leicht in das Kreuzfeuer „Eltern gegen Lehrer" oder gar „Lehrer gegen Lehrer". Jeder arbeite nach seiner Überzeugung und voll Achtung vor dem Streben des anderen, der genau so von der Wahrheit des Satzes überzeugt ist: Für das Kind ist das Beste noch gerade gut genug.

Unsere Jugend liebt den Sport, nicht zuletzt seine schönste, frischeste Blüte: das Wandern. Man wirft der Schule vor, daß sie dieser Begeisterung verständnislos gegenüberstehe. Mit Unrecht! Wir sind bloß gegen Rekordwahnsinn und Wochenendtorheiten (womöglich bei Jazz). Wandern muß einen tieferen Sinn haben: hineinschauen, hineinhorchen, hineinleben in die Landschaft, durch die du streifst. Und das heißt schlicht: Volkskunde. Ohne sie wird das Reisen bald zum öden Abgrasen von Sehenswürdigkeiten an der Hand des Baedekers. Hier geht es um eine wichtige Aufgabe. Wie viele Menschen gibt es doch noch, für die Ausspannung Langeweile heißt!

Volkskunde darf keine tote Wissenschaft sein, die Menschen aus dem Leben in verstaubte Archivräume abzieht. (Damit wage ich kein Wort gegen die so nötige Urkundenforschung usw. zu sagen.) Volkskunde muß unserem geistigen Leben immer neue Kräfte zuführen. Das Theater liegt danieder, die Hausmusik scheint durch den Rundfunk überholt, die Ausstellungen bildender Künstler sind eine ungern gesehene Seltenheit; die Feiern, die man an staatlichen Festtagen oder sonstigen Gedenktagen veranstaltet, weisen bunt zusammengewürfelte Vortragsfolgen auf; die Vorträge der Bildungsausschüsse werden zu unangenehm empfundenen Pflichtbesuchen einer dünnen Schicht. Ziehen wir nur einmal die Schätze unserer Heimat aus den Museen und Archiven! Lied und Spiel, Brauchtum und Tracht packen. Dies gilt besonders für unsere Schülerakademien. Sie sollen nicht aus musikalischen Einzelvorträgen begabter Schüler (die ihr Können gar nicht in der Schule erarbeitet haben), aus irgend einem matten, verstaubten Lustspiel, 2, 3 Lesebuchgedichten und bestenfalls einigen turnerischen Vorführungen bestehen. (Ein bißchen habe ich übertrieben.) Jede Feier ist eine starke Mehrbelastung des Lehrers; doch für den, der das Zeug dazu in sich fühlt, eine frohe Arbeit. Freilich muß sie eine Rich-

Digitized by Google

tung haben, denn nur dann ist sie ein Stück Erziehung. Das Losungswort kann von Zeit zu Zeit der Heimat gewidmet sein, der engeren und weiteren. Wie leicht lassen sich schöne Sagen oder kräftige Bräuche, Zwiegesänge oder der Volkshumor dramatisieren, ein Lied- oder Tanzabend aus der Heimat veranstalten. Vielleicht liegt noch hie und da ein geistliches oder weltliches Spiel in der Archivtruhe. Wer sucht, der findet! Laienbühne und nicht Dilettantentheater! Daß der Gebildete die ehrwürdigen Schätze der Volkskunst nur dort ändert, wo es unbedingt nötig ist, versteht sich von selbst. Aber aus lauter Ehrfurcht muß man sie nicht vermodern lassen! Die regelmäßige Wiederkehr der Staatsfeiern fördert ihre Erstarrung. Und doch kann man sie davor wie vor dem unseres Staates und unseres Volkes unwürdigen Schicksal, bloße Übersetzungen aus dem Tschechischen zu sein, durch eine volksmäßige Abschaltung retten. Selbst die jugoslawischen und rumänischen Gegenseitigkeitstage gewinnen durch volkskundliche Vergleiche, durch die erst ein richtig anschauliches Bild über den zu feiernden Staat entsteht.

Volkskundlicher Unterricht ist nicht Lern-, sondern Arbeitsschule. Der Schüler muß selbst zum Sammler und Beobachter werden. In Hausübungen, Hausarbeiten und vor allem in Redeübungen kann er seine Erfahrungen niederlegen. Von den einfachen Wiedergaben der Heimatsagen bis zum Eindringen in die sachliche Volkskunde ist für eine reiche Abwechslung gesorgt. Die Sprach- und Redeübungen werden durch volkskundliche Themen vor dem traurigen Schicksal bewahrt, ihre Entstehung einem gerade zufällig entdeckten Schmöker zu verdanken. Auf der Oberstufe schützen sie den ästhetischen-literarischen Charakter des Deutschunterrichtes vor der Eintönigkeit. Der Lehrer und die Mitschüler können leicht die Quellen der Schülerarbeit prüfen. Denn eines muß allen Schülern gerade im volkskundlichen Unterricht eingeimpft werden: die Achtung vor der mühesamen, aber unersetzlichen genauen wissenschaftlichen Arbeit und die Überzeugung von der Wertlosigkeit jedes tastenden und phantasierenden Herumpfuschens. Jeder Landstrich weist ja leider solche in ein wissenschaftliches Gewand gekleidete Mißdeutungen von Orts-, Flurnamen usw. zur Genüge auf. Sie und die strenge, Kenntnisse und Quellenforschung voraussetzende echte Namenforschung müssen immer wieder gegenüber gestellt werden. Das gleiche gilt z. B. vom Brauchtum, in dem mit Vorliebe urgermanische Überlieferung und Entlehnung aus fernsten Landen hervorgezaubert wird. Doch darf der Lehrer nie vergessen, daß Irrdeutungen oft von höchst verdienten, fleißigen Heimatforschern, denen nur die Schulung fehlte, stammen.

Es hängt zum Großteil vom Entgegenkommen der Gemeindechronisten ab, ob den Schülern (in diesem Falle handelt es sich um die „auswärtigen") die Einsicht in ihre Dorfgeschichte gewährt wird. Einfacher ist es, das Wichtigste aus der Heimat- und Volkskunde in kleine Hilfsbüchlein zusammenzutragen. Sie sind an manchen Orten vorhanden. Doch sollte man hier wie bei den Bezirkskunden, Heimatbüchlein usw. systematischer vorgehen. Die Sagen sollten nicht ohne Angabe ähnlicher (heute verhältnismäßig leicht zugänglicher) Stoffe herausgegeben werden. Die Geschichte

Digitized by Google

der Heimat muß nicht erzählt werden (was ja der Lehrer selber besorgen kann), sondern lieber an wichtigen Urkunden u. dgl. erläutert werden. Für die Gegend kennzeichnende Haus- und Hof-, Flur- und Orts-, Tier- und Pflanzennamen sollten in einer geschickten Auswahl aufgenommen werden. Proben der Mundart in Merksätzchen, kulturgeschichtliche Inschriften auf Giebeln und Gedenksteinen usw. sind heute noch immer verstreut. Der Forderung an den Lateinunterricht, auch die Denkmäler der Heimat zu berücksichtigen, könnte man Rechnung tragen. Vielleicht ist die Herausgabe solcher Hilfsbücher heute zu teuer. Dann muß man sich eben mit einfachen Vervielfältigungen begnügen. Ja, soll man sich begnügen! Denn erst die jahrelange Praxis beweist, was für die Aufnahme in ein Buch geeignet ist. Manchem Heimatbuche sieht man den Übereifer an, beispielsweise in den schon erwähnten oberflächlichen Namendeutungen. Die Schule kann unmöglich Namenforscher heranbilden. Wozu also erst den Versuch? Unsere Aufgabe ist es, den Kindern die Schönheit unserer alten Namen in Flur und Heim aufzuzeigen — für immer. Wir müssen sie dazu erziehen, an ihnen festzuhalten, sie nicht aus Bequemlichkeit oder Überhebung wegzuwerfen. Für die Personennamen heißt das: Erziehung zur richtigen Namengebung! Die Vorkriegserscheinung, daß mit 5, 6 Namen ein Dorf auskam, ist gebannt, die Modetorheit, Kinder nach Filmstars (weniger nach politischen Erscheinungen) zu taufen, noch nicht!

Das Ziel des Sagenlesens muß sein: 1. die schönsten, d. h. die eigenwüchsigen Sagen der Heimat und 2. die großen Gestalten der sudetendeutschen (und allgemeindeutschen) Sage kennen zu lernen. So wie die Märchen, das Kinderlied und das Kinderspiel muß das Kind auch die Sage spätestens in der 2., 3. Mittelschulklasse aufgenommen haben, sonst bleibt diese Quelle versiegt. Da Sage und Märchen die Stil- und Sprachbildung entscheidend beeinflussen (weil sie in einem Alter gelesen werden, in dem das Gedächtnis am regsten arbeitet), müssen sie in einem einwandfreien Deutsch geschrieben sein, (soweit ihre Eigenart nicht die Mundart verlangt).

Kein leichtes Kapitel ist die Mundartpflege in der Schule. Immer wieder muß der Lehrer mundartliche Eigenarten abüben, damit seine Klasse phonetisch und grammatisch die Hochsprache erlerne. Die Mundartdichtung der Heimat scheint ihm oft nicht dessen wert, Kunstgedichte zu vernachlässigen. Und erst die ferneren Mundarten! Wer soll z. B. in der schlesischen Schule Proben der Egerländer Mundart lesen? Trotzdem ist die Mundartenpflege für keinen Lehrer eine Spielerei. Wortschatzübungen gewinnen durch den ständigen Hinweis auf die vielen und vielen Ausdrücke, die im Volke leben, bedeutend, ja sie erst führen zu einer wirklichen Bereicherung des Wortschatzes. Mundartenkenner hellen ihren Schülern leicht kulturgeschichtliche Zusammenhänge auf. Die Mundarten der sudetendeutschen Landschaften sollten freilich auf Schallplatten allgemein, d. h. möglichst billig, zugänglich gemacht werden. Da wohl jede deutsche Mittelschule, viele Volksbildungsanstalten, manche Bürgerschule als Käuferin in Betracht käme, sollte man die Aufnahme wertvoller und kennzeichnender Mundartproben auf Schallplatten nicht länger

Digitized by Google

verzögern. Ohne sie wird die Mundartenkunde in der Schule stets in der Luft hängen.

Die Wortschatzübungen führen zu den Standessprachen. Zwei Gebieten müssen wir da besonders unsere Aufmerksamkeit widmen. Die Sportsprache wimmelt von überflüssigen Fremdwörtern. Die Soldatensprache ist bei sprachlich nicht Gefestigten ein Kauderwelsch aus deutschen Eigenschaftswörtern, Artikeln und tschechischen Haupt- und Zeitwörtern, ein Kauderwelsch, das weder den Deutschen noch den Tschechen genehm sein kann. Es ist die Pflicht des Tschechischlehrers dem Staate und nicht weniger dem Volke gegenüber, dafür zu sorgen, daß der Deutsche mit möglichst viel tschechischen militärischen Ausdrücken einrückt. Mit dieser Aufgabe steht aber die Reinhaltung unserer Sprache in keinem Widerspruch.

Die Volkskunde an unseren Schulen ist noch jung. Daher ist der Auf- und Ausbau der nötigen Hilfsmittel dringend. Die Schwierigkeiten, auf die die Anschaffung von ausländischen Werken für die Lehrerbüchereien stößt, sollte uns dazu bewegen, unseren Besitzstand an heimat- und volkskundlicher Literatur zu erhöhen. In den Oberklassen kann die „Sudetendeutsche Zeitschrift für deutsche Volkskunde" den Schülern zugänglich gemacht werden, um ihre Anteilnahme immer wieder aufzurütteln. Der Besuch von Museen und Ausstellungen ist eine ebenso nötige Ergänzung des Deutschunterrichtes wie der von Fabriken für den Chemieunterricht. Die lichtbildnerischen Neigungen unserer Zöglinge sollen für die sachliche Volkskunde genützt werden. Die Trachtenkunde wird hoffentlich unseren Schulen bald bunte Wandtafeln zur Verfügung stellen.

Denn man muß wirklich unsere Arbeit, die Arbeit des Lehrers, ohne die doch die Volkskunde undenkbar ist, tatkräftig und ausdauernd unterstützen. Wir haben es nicht leicht. Wie oft kommt der Lehrer an eine Wirkungsstätte, in deren Volkskunde er sich erst einarbeiten muß! Wie wenig Zeit er dafür hat, weiß nur der, der selber erfahren hat, wie viele freie Nachmittage und Abende von den Verbesserungen gefressen werden. Und in der Volkskunde muß der Lehrer überzeugend vor der Klasse stehen. Er hat keinen Leitfaden, nicht die Fuchtel des Reifeprüfungsfaches als Bundesgenossen. Nur an seinem Worte hängt der Erfolg. Wie schwer ist es, Stadtkinder, Kinder von Arbeitern und Beamten, die bald hier, bald dort sind, zu erwärmen. Erst langsam kann man sie, z. B. vor Festen oder beim Lesen von volkskundlich reichhaltigen Werken, zum alten Gute hinführen. (In der Sprachinsel ist es noch am besten. Ja, da muß man eher vor der Überschätzung des Heimischen warnen und die Zusammenhänge mit dem Ganzen aufdecken.)

Diese Seufzer sollen nur um Verständnis werben, rühren von keinem Überdruß und Mißmut her. Überdruß und Mißmut wären auch jetzt am wenigsten am Platz, jetzt wo wir in Jungbauers „Deutscher Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen" einen ebenso nötigen wie schönen Helfer gefunden haben.

* * *

Digitized by Google

Aberglauben — mißverstanden!

Von **Dr. Walter Wolf**, Freiwaldau

In der in Berlin erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. August 1937 war auf der ersten Seite folgendes zu lesen: „In einem der Alpenländer ist es zu einem kuriosen Streit zwischen Bauern und den Hotels und Gastwirten gekommen. Ein paar Gemeinden haben Tanzveranstaltungen verboten mit der Begründung, die Bevölkerung glaube, diese Tanzerei sei schuld an den Hagel- und Unwettern, die in der letzten Zeit über das Land niedergegangen sind. Mit anderen Worten: Die Bauern sind der Meinung, der Himmel schleudere ein Donnerwetter über das tägliche Tanzvergnügen. Die Gastwirte bezeichnen natürlich diese Ansicht als puren Aberglauben, fürchten, daß ihnen die Gäste weglaufen und wegbleiben und wenden sich an die Regierung ..." Der ganze Vorfall ist gewiß sehr beachtlich. Fast möchte man meinen, so wüster Aberglaube sei heute nicht einmal in den entlegensten Gebirgsdörfern mehr möglich — und siehe da, sogar in Kurorten mit viel großstädtischem Fremdenverkehr kommt so etwas vor!

In seiner weiteren Ausführung versucht der Berichterstatter jedenfalls, die abergläubischen Bauern zu entschuldigen, wenn er schreibt: „Die Bauern sind offenbar der Meinung, man müsse sich darin an das Gebot des Herrn halten, sechs Tage solle der Mensch arbeiten und am siebenten ruhen und sich ein Fest machen. Jeden Tag „Umanandhüpferei" mit einer für die Bauern greulich-quäkenden Musik — daran nehmen sie Anstoß." — Diese Erklärung scheint auf den ersten Blick einleuchtend, entspricht aber keineswegs den Bewußtseinsvorgängen des abergläubischen Menschen. Denn es ist ja nicht so, daß unsere Bauern aus reinem Ordnungssinn zusammengesetzt wären und verletzte Ordnung selbst um den Preis, als abergläubisch in der ganzen Nation verschrien zu werden, wieder herstellen wollten. Nein, etwas anderes ist wesentlich und primär: Die erlebte Not, die „Hagel- und Unwetter, die in der letzten Zeit über das Land niedergegangen sind"! Diese abzustellen, sucht man eine Ursache, die man bekämpfen kann. Läßt sich die wahre Ursache nicht bekämpfen, dann muß eben eine andere, x-beliebige Ursache, irgend ein Prügelknabe, herhalten: Darin besteht eben der Aberglauben. In unserem Falle sind es die Tanzunterhaltungen. Man könnte wetten, daß in anderen Jahren, da es keine Unwetterkatastrophe gab, niemand an den Tanzunterhaltungen Anstoß nahm. Es ist einmal so, daß Aberglauben stets durch irgendwelche menschliche Hilflosigkeit bedingt ist; erst dann versagt Logik und Überlegung.

Man könnte ferner wetten, daß unsere Bauern in ihrer Hilflosigkeit neue Blüten des Aberglaubens treiben werden, sollten die Unwetterkatastrophen nach erfolgtem Tanzverbot nicht aufhören! Viele, aus dem gegenwärtigen Leben gegriffene Fälle, die ich in meinem Aufsatz „Aberglauben im Werden" im diesjährigen ersten Heft dieser Zeitschrift bringen konnte, erhärten die ausgesprochene Vermutung. Ein weiteres Beispiel, diesmal aus dem Treiben eines primitiven Volksstammes, entnehme ich einem erschütternden Bericht von Fr. Aegidius Müller „Wahrsagerei bei den Kaffern" (Anthro-

Digitized by Google

pos II. 1907, S. 48—49): „So fand in manchen Gegenden, z. B. im Pondolande, fast täglich irgendein Hexenprozeß statt. Vor wenigen Jahren wurde dort einmal ein Wahrsager in einen Kraal gesandt, um zu erforschen, wer das Vieh krank gemacht hätte. Der Verdacht fiel zunächst auf ein altes Weib. Diese leugnete und wurde zur Erpressung eines Geständnisses zwischen heiße Steine gezwängt. Schließlich wurde sie erschlagen, nachdem sie, um die Qualen los zu werden, sich schuldig bekannte. Aber das Vieh blieb krank. So „roch" denn der Doktor nunmehr ein junges Mädchen dafür aus, daß sie das Vieh behexe. Auch dieses wurde langsam zu Tode gemartert. Aber das Vieh genas nicht. Dann sollte ein junger Mann einen Pavian in seiner Hütte haben, der nachts das Vieh krank mache. Der Unglückliche wurde einen hohen Felsabhang hinabgestürzt. Ein vierter Mann wurde auf Anstiften des Wahrsagers bis an den Hals vergraben, dann schlug man ihm das Gehirn aus dem Kopfe. Das nächste Opfer war wieder ein junges Mädchen; es wurde am ganzen Körper mit Fett beschmiert und gebunden über einen großen Ameisenhügel gelegt, bis die Bisse der Ameisen sie zum Bekenntnisse brachten. Sie wurde zu Tode gesteinigt. Und so fielen noch zwei Unglückliche aus demselben Kraale dem elenden Aberglauben zum Opfer. — Es ist vergebens, die Kaffern zu ermahnen, diese schrecklichen Prozeduren abzuschaffen. Sie halten dieselben einfach für notwendig, um Unheil vom Volke abzuhalten ..." Also immer neue Mittel sucht der abergläubische Mensch, um seiner Not Herr zu werden! Not macht wohl wirklich erfinderisch — bei intelligenten Menschen; meist ist jedoch der Aberglauben „erfinderisch"!

Und nun wird man wohl auch die psychologischen Hintergründe des mittelalterlichen, europäischen Hexenglaubens leichter verstehen. Rechtliche oder religiöse Beweggründe können diesen furchtbaren Aberglauben nicht so lange lebensfähig erhalten haben. Es waren allgemeine Nöte, Seuchen unter Menschen und Haustieren, Naturkatastrophen, Kriege, die den Hexenglauben als Allheilmittel gegen alles Unheil nicht aussterben lassen wollten!

Oft hört und liest man von der Notwendigkeit, Aberglauben zu bekämpfen. Man wird in diesem Streben erst Erfolg haben, wenn man die Ursachen des Aberglaubens bekämpft, wenn man den Menschen dazu erzieht, sich auch durch schwere Unglücksfälle nicht unterkriegen zu lassen. Es ist dies in erster Linie eine Angelegenheit des Willens und des Gemütes, nicht des Verstandes! Der antike Stoizismus hatte wohl eine gewisse Berechtigung.

Oder wie rät doch Nietzsche „allen Religionsstiftern und ihresgleichen", sich stets zu fragen: „Was habe ich eigentlich erlebt? Was ging damals in mir und um mich vor? War meine Vernunft hell genug? War mein Wille gegen alle Betrügereien der Sinne gewendet und tapfer in seiner Abwehr des Phantastischen?" Diese Gewissensfragen sollte sich jeder stellen, der in große Notlage gerät; dann werden seine geistigen Kräfte nicht durch Aberglauben geschwächt werden können.

* * *

Digitized by Google

Bauer und Dienstboten

Von **Franz Götz**, Poschkau

Einen Dienstboten halten sich hier nur die etwas größeren Bauern. Es kommt selten vor, daß sich jemand mehrere hält, höchstens einen Knecht oder zwei und eine oder zwei Mägde. Diese werden entweder aus demselben Orte, d. h. aus der eigenen „Gemain" geholt, oder man dingt sie in einer andern Gemeinde.

Ein neuer Dienstbote wird entweder von dem „Herrn" selbst oder einem Vermittler oder einer Vermittlerin schon zwei Monate vor Weihnachten gedungen. Um sich die neue Arbeitskraft zu sichern, gibt man ihr 50 Kr Mietgroschen = Angeld. In „Friedenszeit", gemeint ist die Zeit vor dem Weltkriege, zahlte man ihr 5 Gulden. Ein kräftiger Handschlag bekräftigte diesen Handel, bzw. Dienstvertrag. Die „Knachta" ziehen schon am Neujahrstage während des Segens auf, selten zu Silvester, während „dä Moid" mit ihrem Koffer oder der „Lod" erst am Dreikönigstag vom Herrn mit einer Fahrgelegenheit abgeholt werden und um etwa 3 Uhr nachmittags „aufziehen". Manchmal holt die Vermittlerin „dä Dienstmoid", „dan Mänsch", selber ab und sagt zu ihr: „Du mußt met dr Tschaon (soviel wie dummes Mädel) — das ist die Vermittlerin selbst — eis Dinst gehn!" Für die Vermittlung bekommt die „Tschaon" von der Bäuerin entweder ein Brot, ein Stück Speck, etwas Mehl oder sonst etwas, was sie sich wünscht. Manchmal erhält sie für die Vermittlung nur ein Trinkgeld.

Wenn die Dienstboten „aufziehn", so begrüßt sie die Bäuerin gleich beim Betreten der Wohnung mit den Worten: „Seh doch gleich hindn Oufn, dos dr nie bang wed!", das bedeutet, daß dem Dienstboten jede Arbeit leicht von der Hand gehen soll, damit er fleißig werde.

Kommt der Knecht von seiner ersten Feldarbeit nach Hause zurück, so erwartet ihn die beim Eingange oder hinterm Tore versteckte Magd, manchmal auch die Tochter des Hausherrn (Haustochter), mit einer Butte Wasser und beschüttet ihn damit unverhofft. Das soll heißen, daß der Knecht auf dem Felde immer bei seiner Arbeit fleißig sein soll. Unter großem Gelächter der Hausleute zieht er nun ins Haus und ruft der ihn begießenden Magd zu: „Veih dr och vöel aus!", d. h. „warte, das werde ich dir schon abzahlen!" Kehrt die Magd mit ihrem ersten Gras (dem ersten Futter) nach Hause, so wartet er schon mit einem Topf Wasser versteckt und beschüttet sie. Das bedeutet, die Magd soll bei ihrer Arbeit nie schläfrig (faul) sein. Bei männlichen Dienstboten besorgt diesen nassen Empfang immer das „Weibsvolk", beim weiblichen Geschlechte immer „dos Moansbeld". „Aroppln, Mellich, Brout, a Steckla Speick, Käis un Butte" bilden die Hauptkost. Meist nur „Sonntech (Sunntech) es Flaesch un Steärzkuche odä Steärzkrapfn". Früher wurde der vereinbarte Arbeitslohn gewöhnlich erst zu Weihnachten dem Dienstboten ausgezahlt. Der Dienstbote (der Knecht) erhielt „aolla Sunntech" vom „Herrn" ein Trinkgeld, „eina", später „femf Kronna" und da hatte er kein Verlangen nach dem Lohn. Die Magd erhielt anstatt des Geldes ab und zu ein „Kouptichle, eine Schirz" oder sonst etwas. Hat der Knecht Geld zu etwas Besonderem gebraucht, ging er z. B. zur „Braut",

Digitized by Google

das heißt, war er Brautführer oder ging er sonst zu einer „Musich", so hob er sich von seinem Herrn Geld aus, wenn er kein anderes hatte. Es kam oft vor, daß der Knecht am Schlusse des Jahres nur noch 1 Krone 50 Heller Lohn stehen hatte. Der erste Knecht und die erste Magd (Großknacht un Groußmoid) erhielten früher 40 Gulden Jahreslohn und außerdem bis zu 30 Kreuzer Trinkgeld, je nachdem wie groß die „Tour" (der Weg, die Arbeit) war. Ein „starkes", d. h. fleißiges Mädel erhielt außer seinem Jahreslohn auch etwas Trinkgeld, ein „Johrklaed un an Joahrtichla". Das Trinkgeld wurde auch „Zehrgeld" genannt.

Nicht immer lebten die Herrenleute mit ihren Dienstboten im guten Einvernehmen. Waren sie faul oder war der Herr zu grob, dann gab es so manchen Strauß auszufechten. Hielten die Dienstboten die ewigen Vorwürfe und Nörgeleien ihrer Dienstgeber nicht aus, so liefen sie inmitten der größten Arbeit davon und ließen den „Grobian" allein. Kein gutes Zureden half mehr, die Dienstboten wieder zurückzugewinnen. Aber auch andere weigerten sich, an ihre Stelle zu treten. Das war gewöhnlich für die Herrenleute die unangenehmste Zeit.

Im August, manchmal erst im Oktober, fragt man den Dienstboten, ob er „das frische Joahr" noch bleiben wird. Wenn er das bejaht und der Herr mit ihm zufrieden ist, so bekommt er wieder den Mietgroschen. Erhält er aber in dieser Zeit keine Mietgroschen, so weiß der Dienstbote daraus, daß man ihn nicht haben will und er „zieht aus". Der „Ausziehtog" ist gewöhnlich der Stephanietag. Der Herr bleibt da einige Tage ohne Knecht und während dieser Freizeit (die Zeit ohne Dienstboten) können die Dienstboten „treik un noß woschn", d. h., sie können, „treik woschn" (über jemanden übel nachreden), „noß woschn" (die eigene Wäsche waschen und sie in Ordnung bringen). Die Mädeln ziehen aus, wenn in Bodenstadt Wasser geweiht wird, das ist am 5. Jänner, gewöhnlich nach dem „Mittichassn". Die Hausfrau gibt der Magd nebst ihrem Lohn „Stäezkrapfn" oder „Stäezkuchn" mit auf den Weg. Der neue Dienstherr kommt und holt sie nebst ihrem Koffer oder der „Lod" (Lade) ab und das neue Dienstverhältnis beginnt beim neuen Herrn.

Heute wird der Lohn des Dienstboten gleich beim Antritt vereinbart, und zwar der Monatslohn. Die Mädeln erhalten in Poschkau 120 bis 140 Kč, die Knechte dagegen 150 bis 200 Kč monatlich. Im Olmützer Land bekommen die Dienstboten nur 100 bis 120 Kč monatlichen Lohn. Dazu kommt noch die Krankenkassa. Ist ein Dienstbote in der früheren Zeit krank geworden, so wurde er im Hause seines Herrn höchstens durch sechs Wochen gepflegt. Bei länger dauernder Krankheit löste man das Dienstverhältnis auf und entließ den Dienstboten. Geheilt wurde meistens nur mit Hausmitteln.

* * *

Digitized by Google

Zur Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues

Von **Dr. Rudolf Fischer**, Leitmeritz

Das Egerland hat neben anderen Besonderheiten auch eine eigene Bauweise: hier und dort leuchten aus dem Grün der Bäume die roten Fachwerkgiebel alter Vierkanthöfe. Still und stolz schauen sie in die Heimat, ein Vermächtnis unserer Ahnen.

Ihre Zahl ist schon kleiner geworden. Immer wieder geht ein alter Hof in Flammen auf. An seiner Stelle wird gewöhnlich ein moderner Ziegelbau errichtet. Nur ganz vereinzelt wird versucht, die Egerländer Bauart zeitgemäß weiterzuführen.

Die Geschichte unseres Fachwerkbaues ist eigentlich noch unerforscht. Wenn wir die Egerländer Höfe mustern, so finden wir gewöhnlich in der Scheune eine Jahreszahl aus dem 18. Jahrhundert. Sicher hat das Fachwerk damals seine höchste Ausbildung erfahren. Unter Maria Theresia und Josef II. stieg ja die Kraft auch des Egerländer Bauerntums, die nun in den stattlichen, malerischen Giebeln ihren sichtbaren Ausdruck fand. Aber Wohlstand und wieder erwachendes Selbstbewußtsein allein hätten diese Bauten nicht geschaffen, wenn nicht die Kunst der Zimmerleute am Werk gewesen wäre. Nach Bruno Schier[1]) weist keine andere deutsche Landschaft reichere Ziergiebel auf als das Egerland. Nicht nur das Wohngebäude, auch das Wirtschaftsgebäude, das Hoftor mit dem Sonnenstrahlenmotiv und selbst das Taubenhaus lassen die Höhe des Egerländer Zimmerhandwerks erschätzen.

Wiewohl diese Bauweise ihre eigenen Merkmale hat, ist ihre Verwandtschaft mit dem fränkischen Fachwerk der Maingegend unverkennbar. Das Egerland stand ja zu Franken in innigen kulturellen Beziehungen und so kann der Egerländer Stil des 18. Jahrhunderts als eine Weiterbildung und Ausgestaltung der fränkischen Bauart angesehen werden. Daß dem so ist, dafür zeugt uns jener Egerländer Zimmermeister, von dessen Leben und Schaffen wir Kunde haben: Johann Georg Fischer (1742—1793). Er hinterließ uns außer seinem „Schreibbüchlein" mit persönlichen Aufzeichnungen und außer seinen Gesellenbriefen einige kostbare Baupläne, die ein ungewöhnliches technisches Können offenbaren[2]).

Johann Georg Fischer, geboren zu Nebanitz, entstammt einer alten Zimmermanns- und Handwerkerfamilie. Diesem Geschlechte gehörte — wie wir nun feststellen konnten — auch der gleichnamige Schnitzer Johann Georg Fischer (gest. 1669) an, der neben den Haberstumpf und Eck der bedeutendste Meister der bekannten Egerer Kunsttischlerei war. Nach überstandenen Lehrjahren begab sich Fischer, der Zimmermann, auf eine weite Wanderschaft. Doch am längsten arbeitete er in Franken: nach den erhal-

[1]) Vgl. Die Deutsche Volkskunde, hg. v. Spamer (Leipzig, 1935), 2, Bilderatlas S. 413.

[2]) Vgl. Josef Fischer, Aus den hinterlassenen Aufzeichnungen eines alten Egerländer Zimmermeisters, „Unser Egerland" 1915—16. — Dazu Rudolf Fischer, Der Meister des Egerländer Fachwerkbaues Johann Georg Fischer (1742—1793), „Egerer Zeitung" v. 16. Dez. 1934 und „Eghalanda Bundeszeiting". 14. Jg., 2. F.

Digitized by Google

tenen Gesellenbriefen ein Jahr in Bamberg und drei Vierteljahre in Mainz. Damals zeichnete er auch die von ihm unterfertigten Baupläne, die größere fränkische Bauten darstellen. Bewundernswert ist die Sorgfältigkeit und Genauigkeit der Ausführung. Nach seiner Heimkehr ließ sich Fischer in Au bei Nebanitz als selbständiger Zimmermeister nieder. Es kann kein Zweifel sein, daß er das in Franken Gelernte im Egerland übte und weiterentwickelte.

Er war gewiß der Mann dazu. Aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen spricht eine heilige Berufsauffassung und ein bei aller Bescheidenheit selbstsicheres Persönlichkeitsgefühl, das nur auf außerordentlichen Leistungen beruhen kann. Daneben gibt das „Schreibbüchlein", das auch Alois John zu würdigen wußte, ein einzigartiges Bild aus dem Zimmermannsleben des 18. Jahrhunderts überhaupt.

Johann Georg Fischer starb im Alter von 51 Jahren. Sein Sohn Johann Niklas Fischer wurde zu Au sein Nachfolger. Nachkommen dieses Mannes haben am Zimmerhandwerk festgehalten bis in die Gegenwart. Bei Vergebung eines größeren Baues pflegte man im Egerland zu sagen: „Das können nur die Auer Zimmerleute machen."

Johann Georg Fischers Vater und Großvater, ebenfalls Zimmermeister, waren sicher auch im Fränkischen gewesen. So wird der Zusammenhang der Egerländer Bauweise mit Franken leicht begreiflich. Doch auch die Entwicklung, die das Fachwerk im Egerlande nahm, wird deutlich, wenn wir die Egerländer Bauten mit den fränkischen Plänen vergleichen. Diese Entwicklung zur charakteristischen Egerländer Bauweise vollzog sich also im bäuerlichen Egerland erst im 18. Jahrhundert.

Hoffen wir, daß es der Forschung gelingt, die Geschichte des Egerländer Fachwerkbaues noch tiefgründig und anschaulich darzustellen![3]) Hoffen wir aber auch, daß die trauten Fachwerkgiebel, die uns so erfreuen, noch lange unzerstört erhalten bleiben! Sie sind ein Gruß von unsern Vätern.

Kleine Mitteilungen

Zu den Gesinde terminen im Egerlande

Bis jetzt war ich in 22 Orten des Egerlandes (in den Bezirken Eger, Wildstein, Asch, Graslitz und Weseritz) und habe mit den Bauern selbst die ganzen Fragen durchgenommen.

Als vorläufiges Ergebnis kann ich mitteilen, daß überall Neujahr als Gesindetermin gilt und nirgends mehr Lichtmeß. In Stein bei Eger war ich beim Ortsvorsteher. Von ihm und einigen alten Leuten habe ich erfahren, daß um 1860 schon Neujahr als Gesindetermin üblich war, ebenso wurde mir in Niederreuth bei Asch, wo nur zwei Bauern mit Dienstboten sind, gesagt, daß schon seit 1880 Neujahr Gesindewechsel ist, so daß also die Angaben für den „Atlas der deutschen Volkskunde" unrichtig oder ungenau sind.

Für Dingen gilt überall „dinga", „afdinga".

Meistens sucht sich der Bauer die Dienstboten selbst, bloß in Unter-Pilmersreuth bei Eger erfolgte das Dingen durch Vermittler. Der Vermitt-

[3]) Vorarbeit leistet Rudolf Käubler, Die ländlichen Siedelungen des Egerlandes, Leipzig 1935, S. 77 ff.

Digitized by Google

ler „Hächt" genannt, verhächte oder verhäigelte die Dienstboten (verhäigeln = verschachern, verhandeln).

Angeld wird in neuerer Zeit im engeren Egerlande nicht mehr gegeben. Bekannt sind die Namen hiefür: „Döinstgeld", „Haftlgeld".

Als Kündigung gilt fast durchwegs das Unterlassen der Frage, ob er (oder sie) wieder bleiben will. Der Termin ist selbst bei den einzelnen Bauern desselben Dorfes verschieden, meistens Kirchweih bis Weihnachten.

Dienstaustritt (sowohl männl. als auch weibl.), der „Ozöihtogh", ist im engeren Egerlande am 2. oder 3. Jänner, im Weseritzer Gebiet vom 31. Dezember bis 2. Jänner.

Die Zwischenzeit heißt im engeren Egerlande „Kälberweis", im Weseritzer, Ascher, Graslitzer Gebiete (soweit ich bis jetzt gekommen bin) ist kein besonderes Wort dafür üblich. Im Weseritzer Gebiet ist zwar das Wort „Kälberweis" ganz unbekannt (schon vergessen?), jedoch erhält der abziehende Dienstbote das „Kälberzeigh" und den „Kälberloab".

Daran anschließend habe ich überall nach einem diesbezüglichen Liede gefragt und als vorläufiges Ergebnis vier Kälberweislieder aufgezeichnet.

Dienstantritt ist nach Neujahr bis längstens 15. Jänner. Der Tag heißt übereinstimmend „Anzöihtogh".

Abergläubische Bräuche sind keine vorhanden.

Fast durchwegs ist Jahreslohn üblich. Vorschuß nehmen heißt „afhia(b)m", „Louhn afhia(b)m".

Für das Wort „Kälberweis" wurden mir folgende Erklärungen gegeben:

1. Kälberweis, d. h. Kälberzeit, weil man nur die notwendigste Arbeit macht und sich der Aufzucht der Kälber widmen kann.

2. Weil man Zeit zum „Kaibln" (albern tun) hat.

3. Kälberweis, d. h. Kälberweisung, weil der Bauer dem neueintretenden Dienstboten die Arbeit weist: Futter richten, Füttern usw.

Von allen diesen Deutungen kommt mir die dritte am natürlichsten und richtigsten vor. Kälberweis ist darnach nicht durch Verstümmelung aus Kälberweil entstanden, sondern hat sich aus Kälberweisung entwickelt. Zu bemerken ist, daß im Egerlande allgemein weisen für zeigen üblich ist.

Eger. Albert Brosch.

Wie ein Schmied seine Flechte loswurde

Der Schmiedemeister unseres Dorfes war früher in Glemkau bei Hotzenplotz als Gehilfe. Auf dem linken Arme in der Nähe des Handgelenkes hatte er eine ziemlich große Flechte von der Größe eines Handtellers. Alle möglichen Mittel hatte er schon versucht, um die Flechte loszuwerden, doch ohne den gewünschten Erfolg. Auffallend war auch der Umstand, daß die Flechte bei zunehmendem Monde sich lebhaft rötete und größer wurde, hierauf bei abnehmendem Monde etwas zurückging, um sich dann neuerdings zu vergrößern. Eines Tages sagte ihm ein Mann, der auf dem Dominium in Glemkau beschäftigt war, er solle doch die Flechte einem „unbekannten Manne" mitgeben. Wenn ein fremder Fuhrmann vorbeikomme, brauche er bloß sagen: „Vetter, nehmt mir einmal meine Flechte

Digitized by Google

mit!". Nach dem Fuhrmanne solle er sich erst nicht weiter umschauen; nach Belieben könne er auch ein Vaterunser dabei beten. Es wurde gerade die Straße durch das Dorf gebaut. Fährt da eines Tages nach Vollmond ein Steinfuhrwerk vorüber. Der Schmiedegehilfe nimmt die günstige Gelegenheit wahr und ruft dem Fuhrmanne nach: „Heh, Vetter, nehmt mir meine Flechte mit!" Der Fuhrmann schaut sich nach dem Rufer um, dieser jedoch tut, als wenn nichts gewesen wäre. Die Flechte wurde immer kleiner und war innerhalb eines Monates noch vor Eintritt des nächsten Vollmondes spurlos verschwunden. Auch heute ist keine Spur zu finden, wie ich mich vor etwa drei Wochen selbst überzeugt habe, als mir der Schmiedemeister dies erzählte. Der Mann, welcher ihm den Rat gegeben, hat dasselbe Mittel mit Erfolg an sich erprobt.

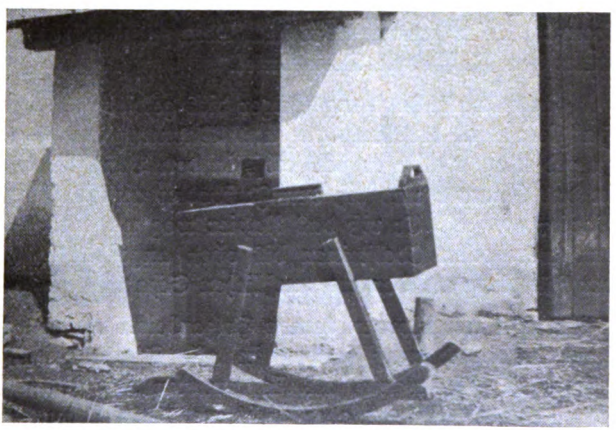
Bekannter sind andere Mittel: das Bestreichen mit Tabaksaft aus der Pfeife, dazu nimmt man den „ungenannten Finger" (Ring- oder Goldfinger), in der Richtung gegen den Uhrzeiger; das Bestreichen mit nüchternem Speichel erfolgt auf dieselbe Weise; auch die Feuchtigkeit von schwitzenden Fenstern soll helfen. Als Junge habe ich sogar gesehen, wie der Knecht unseres Nachbarn zum Vater kam und sich eine Flechte im Gesicht am Kinn mit Eisenschwärze bestrich. Eisenschwärze war die tintenähnliche Flüssigkeit, womit der Vater bei der Schuhmacherei die Sohlenränder bestrich, um sie dann glänzend zu reiben. Das Bestreichen erfolgte ebenfalls mit dem ungenannten Finger in Form eines Kreuzes.

Grosse (Schlesien). Johann Schreiber.

Eine Butterwiege aus der Iglauer Sprachinsel

Eine Butterwiege wird noch in Pattersdorf vereinzelt verwendet. Sie dient zum Schlagen der Butter an Stelle eines Butterfasses oder einer Butterstampfe.

Der mittlere Teil kann herausgezogen werden. Er ist siebartig durchlöchert und gestattet der Milch, aus dem vorderen Teil nach dem rückwärtigen abzufließen. Durch das Wiegen und das dadurch hervorgerufene Anschlagen des Schmettens an das Gitter werden die Fetteilchen herausgeschlagen.



Eine Butterwiege.

Iglau. Ignaz Göth.

Digitized by Google

Das Licht im Kohlengrund

(Sage)

Ein Jäger, der um Mitternacht auf die Schweinejagd ging, kam in den Kohlengrund bei Gajdel, einem Orte nördlich von Deutschproben in der Slowakei. Er wollte den durch das Engtal führenden reißenden Gebirgsbach überqueren, rutschte aber auf einem glatten Stein aus und fiel der Länge nach hin. Bei diesem Sturze verlor er das Bewußtsein und ertrank. Von dieser Nacht an brannte stets in der Stunde von 11 Uhr bis Mitternacht ein kleines Lichtlein auf einem Stein mitten im Bache.

Die Jägerstelle hatte ein junger Mann erhalten. Dieser kam einmal, als er nachts einen angeschossenen Eber verfolgte, zu dem Bache und erblickte das merkwürdige Licht. Erschreckt wandte er sich und wollte die Flucht ergreifen. Da ertönte eine traurige Stimme, die ihm zurief: „Fliehe nicht, denn es wäre dein Verderben! Du mußt mich anhören und alles, was ich dir nun auftrage, auch pünktlich erfüllen. Gehe nach Hause und begib dich auf den Söller meiner einstigen Wohnung. Dort wirst du eine alte Truhe finden und darin ein Päckchen. Dies nimm und gib es meiner Nichte, deren Vormund ich war. Öffne es aber ja nicht, denn dies würde dir teuer zu stehen kommen!" Hierauf erlosch das Licht.

Der junge Jäger eilte nach Hause. Richtig fand er in einer aus schwerem Holz gemachten, alten und bemalten Truhe ein versiegeltes Päckchen. Er konnte der Neugier nicht widerstehen und öffnete es. Obenauf lag ein zusammengefaltetes Papier, auf dem folgendes geschrieben war: „Nichts hinterlasse ich Dir, das ich unrecht erworben hätte. Trachte den von Deinen Ahnen erworbenen Schatz zu vergrößern, wie wir alle es taten. Dies aber kannst Du nur durch gute Taten. Dein ganzes Erbe liegt mitten im Zimmer unter dem Fußboden. Dein Onkel."

Kaum hatte der junge Jäger dies gelesen, da ergriff ihn unbezähmbare Habgier. Ohne der Mahnung und Warnung des Lichtleins im Kohlengrund zu gedenken, wollte er sich selbst in den Besitz des Schatzes setzen. Er ging in das Zimmer und riß den Fußboden auf. Da lag eine Kiste, oben mit Papier verdeckt. Er riß das Papier weg und sah, daß die Kiste mit Gold und wertvollen Edelsteinen bis oben angefüllt war. Wie betäubt starrte der Jüngling auf den unermeßlichen Schatz.

Am nächsten Morgen kamen Holzarbeiter an dem Forsthaus vorbei. Zu ihrer Verwunderung fanden sie alle Türen offen. Sie traten ein und erschraken nicht wenig, als sie inmitten des Zimmers den jungen Jäger stehen sahen. Er war aber nicht mehr am Leben, sondern in Stein verwandelt. Im aufgerissenen Fußboden aber stand die Kiste wieder fest verschlossen. Sie ließ sich weder öffnen noch heben. Da scharrte man sie aus Furcht, es könnte noch größeres Unheil geschehen, wieder ein und deckte den Boden wieder zu.

Digitized by Google

Noch heute erzählen Leute, daß sie das Licht im Kohlengrund gesehen haben. Und man meint, daß der Schatz im Forsthaus nur dann gehoben werden könnte, wenn das Licht einmal erloschen sei.

Gajdel bei Deutsch-Proben. Ignaz Gürtler.*)

Fachschaft deutscher Germanisten und Volkskundler in Prag. Am 1. Juni fand im Deutschen Haus die gründende Hauptversammlung dieser Fachschaft statt. Die Vereinigung erstrebt die engere Zusammenfassung der Studenten. Sie will in Verbindung mit der Professorenschaft, kulturellen Vereinen und den Erziehungsverbänden einerseits die fachliche Tätigkeit erweitern und nach der anderen Seite hin Bindungen zwischen Wissenschaft und Volk herstellen, die heranwachsenden Mittelschullehrer und Volksbildner auf ihre kulturellen und erziehlichen Aufgaben hinweisen und die volkskundliche Betätigung fördern. Die Arbeit soll sich in mehreren engeren Kreisen vollziehen, daneben will die Fachschaft mit größeren Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit treten.

J. J. Ammann-Feier. J. J. Ammann (geb. 1852 zu Hohenems in Vorarlberg, gest. 1913 in Meran) wirkte von 1882 bis 1910 als Professor

J. J. Ammann-Feier.

am deutschen Gymnasium in Krummau. Durch seinen Innsbrucker Professor Ignaz Zingerle mit dem volkskundlichen Stoffgebiet vertraut gemacht, begründete er die volkskundliche Forschung im südlichen Böhmerwald und

*) Durch Vermittlung von Ernst A. Potuczek, Brünn, dem Gürtler die Sage im September 1936 übersandt hat.

Digitized by Google

veröffentlichte eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, die grundlegend und wegweisend waren (vgl. hiezu S. X f. der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen"). Vor allem befaßte er sich mit dem Höritzer Passionsspiel. Er gab den Text des alten Volksschauspieles mit einer gründlichen Einführung über die Quelle, Geschichte und Beziehung zu anderen Volksschauspielen heraus. Er war auch der Anreger und eifrigste Mitarbeiter bei der großzügigen Erneuerung des alten Spieles, die mit Hilfe des Deutschen Böhmerwaldbundes 1893 durchgeführt wurde, und lieferte für diese Aufführung die Neubearbeitung.

Am 1. August d. J. wurde dem verdienten Forscher beim Passionsspielhause in Höritz unter massenhafter Beteiligung der Bevölkerung, insbesondere der Turnerschaft und Jugend, ein würdiges Denkmal errichtet, dessen Entwurf von Prof. Felix Schuster (Krummau) stammt. Die Feier wurde durch eine Festmesse in der Ortskirche eingeleitet, bei welcher ein Schüler Ammanns, der Erzbischöfl. Konsistorialrat Prof. Raimund Jungbauer (Wien), in seiner Festpredigt die edle und vorbildliche Persönlichkeit des unvergeßlichen Lehrers schilderte. Sein Leben und sein wissenschaftliches Werk behandelte Prof. Dr. G. Jungbauer (Prag), ebenfalls ein Schüler Ammanns, in der ausführlichen Festrede, nach welcher noch Prof. Dr. Karl Brunner, Dekan der Universität Innsbruck, und Dr. Gustav Stadler, Direktor des Gymnasiums in Krummau, sprachen. An die Enthüllung des Gedenksteines schloß sich eine Feier im Schauspielhaus, die durch einen Festspruch von Hans Watzlik, den wir oben abdrucken, eröffnet wurde. Nach einem Vortrag über die Geschichte des Höritzer Passionsspieles von Bezirksvikär P. Paulus Heinrich folgten Orgelvorträge von Isidor Stögbauer und Gesangsvorträge von Prof. Dr. Franz Longin und Frau. Eine Dankrede des Oberlehrers Heinrich Kurz, der sich als Obmann des Denkmalausschusses dauernde Verdienste erworben hat, schloß die eindrucksvolle Feier.

Den ganzen Festtag über waren in den Räumen der Volksschule Werke, Handschriften, Bilder und andere auf Ammann bezügliche Gegenstände ausgestellt, die seine Bedeutung für die Volkskunde des Böhmerwaldes im allgemeinen und für das Höritzer Passionsspiel im besonderen klar und anschaulich erkennen ließen.

Staatsanstalt für das Volkslied. Die 1. Lieferung des II. Bandes der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" mit dem Beginn des IX. Abschnittes (Volkstümliche Lieder) ist soeben erschienen und bei der Univ.-Buchhandlung J. G. Calve zum Preise von 25 Kč erhältlich.

Atlas der deutschen Volkskunde. Die Hauptstelle in Berlin übergibt nun die Ergebnisse des großen Gemeinschaftswerkes der Öffentlichkeit. Sie beabsichtigt, sechs Lieferungen mit insgesamt 150 Karten (Größe 69.5×70 cm) herauszugeben. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und kann vom Kommissionsverlag S. Hirzel in Leipzig um den Preis von 3 Mark 80 bezogen werden. Die Karten werden ausgegeben: 1. ungeknickt in einer Papprolle (Mehrpreis je Lieferung 20 Pf.); 2. in der Mitte einmal gefaltet in einer Mappe (Mehrpreis je Lieferung 40 Pf.). Porto wird berechnet. Mitarbeiter des Atlas der deutschen Volkskunde, wozu auch alle

Digitized by Google

Beantworter der Fragebogen in der Tschechoslowakei gehören, können die Lieferungen zu einem Vorzugspreis von je 3 Mark 15 unmittelbar von der Hauptstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, beziehen.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Bis Ende Juni wurden von 3050 Volkserzählungen Abschriften hergestellt und an die Hauptstelle abgeliefert. Je ein Durchschlag befindet sich bei der Prager Arbeitsstelle. Bei dieser sind an weiteren Einläufen zu verzeichnen:

35. Josef Ficker, cand. phil., Prag: Sieben Sagen aus der Gegend von Mähr.-Schönberg, darunter mehrere über den Pfarrer Lautner.

36. Josef Stich, Oberlehrer, Neuhäusl bei Roßhaupt: Eine Sendung mit sieben mundartlichen Märchen und einem Schwank und eine Sendung mit zehn Märchen, bzw. märchenhaften Volksromanen.

37. Rudolf Volkmer, stud. gymn., Haida: Vier Sagen.

38. Otto Zerlik, Karlsbad: Zwei Sagen aus Neusattl bei Elbogen.

Hausdurchsuchung im Böhmerwaldmuseum. Am 21. August kam der Leiter der seit 1. Mai in Oberplan bestehenden Staatspolizei Dr. Burian mit zwei Beamten in das Böhmerwaldmuseum. Die Leitung des Vereines „Böhmerwaldmuseum" war nicht verständigt worden. In dem Bücherei-raum des Museums, der öffentlich nicht zugänglich ist und als Arbeits-raum für wissenschaftliche Forscher dient, wurden vier handgezeichnete Kar-ten von der Wand genommen und beschlagnahmt. Es waren dies die Karten:

1. Hans Schreiber, Mundartenkarte des Böhmerwaldes. 1 : 250.000. Auf dieser Karte ist in der linken unteren Ecke ein kleines Kärtchen Böhmens, auf dem die Sprachenverhältnisse mit Farben eingezeichnet sind. Neben der Farbe, die das deutsche Sprachgebiet bezeichnet, steht: Deutsch-böhmen. Diese Karte wurde zwischen 1900 und 1910, also lange vor Errich-tung der Tschechoslowakischen Republik, angefertigt.

2. Herfried Pachelhofer, Geldanstalten des deutschen Südböh-mens. 1 : 200.000. Nr. 13 der Industriekarten, gezeichnet 1910.

3. Hans Schreiber, Schutzvereine des deutschen Südböhmens. 1 : 200.000. Nr. 9 der Sprachenkarten, gezeichnet um 1925.

4. Hans Schreiber, Schulen des deutschen Südböhmens, 1 : 200.000. Nr. 6 der volkspolitischen Karten, angefertigt 1930.

Auf diesen Karten wurden die Ausdrücke „Deutschböhmen" (bei Nr. 1) und „des deutschen Südböhmens" (bei Nr. 2—4) beanstandet. Gegen den Obmann des Vereines „Böhmerwaldmuseum", Univ.-Prof. Dr. G. Jung-bauer, gegen den Sachwart des Vereines, Fachlehrer Karl Feil, und gegen den Angestellten des Vereines, Verwalter Franz Schubert, wurde von der Leitung der Staatspolizei beim Bezirksgericht in Oberplan die Anzeige nach § 14, Ges. Nr. 50/23, S. d. G. u. V. (Schutzgesetz) erstattet.

Digitized by Google

Antworten

(Einlauf bis 30. September.)

357. Auf Hühnerfedern kann man es nicht „ersterben", auch kann man darauf nicht schlafen. (J. Stich, Neuhäusl.)

361. Neue Bezeichnungen kommen immer wieder auf. Hier sind jetzt die Lochbillards sehr beliebt. Wer viel trifft, ist ein „Schiebist"; wer es noch besser kann, wird sogar „Oberschiebist". Der geringste Treffer ist 10, den Zeitverhältnissen entsprechend hat man dafür den Ausdruck „Krisenloch" geprägt. Die Figur auf dem Brette nennt man „Negus", weil das Spiel zu Ende des italienisch-abessinischen Krieges aufkam. (Johann Schreiber, Grosse.)

377. Hier wurde vor drei Jahren Petroleum in mehreren Fällen gegen Diphtherie verwendet; wie es scheint, nicht ganz ohne Erfolg. (J. Stich.)

391. Nach Mitteilung von Georg Tilscher (Kornitz) war auf dem Hoftore des letzten Bauernhauses in Runarz vor nicht langer Zeit noch nachstehende Hausinschrift (gotische Buchstaben mit roter Ölfarbe gemalt) zu lesen:

„Ich hab mein Haus gebaut an der Straßen.
Lassen wir die Neider neiden und die Hasser hassen!
Was mir Gott gegeben hat, müssen sie mir doch lassen."

397. Ein Hausmittel gegen Kopfweh ist Schwarzbrotrinde, in Essig aufgeweicht und über die Stirn gelegt. Auch übergebundene Kartoffelscheibchen werden verwendet. Kopfweh und Rotlauf hält ein Kreuzschnabel im Zimmer ab. (J. Stich.)

401. Der hl. Nikolaus (Nigló) kommt bei uns entweder allein oder mit einem Engel, dem Christkind; auch mit dem Teufel; doch erst seit etwa 30 Jahren. Früher kam nur der Zempara. Am Vorabend des Luzientages kam die Luzia, in eine Schütte Stroh eingewickelt, mit einem langen Messer und wollte den Leuten den Bauch aufschneiden und mit Stroh ausfüllen. Der Brauch kam ab, weil er gar zu schreckhaft war. Auch wurde der Luzia manchmal das Bund Stroh angezündet. (J. Stich.) Hier kommt der hl. Nikolaus vom Krampus begleitet, oft aber auch allein. Oft wird den Kindern bloß mitgeteilt, daß er da war und in den im Fenster aufgestellten Tellern „eingelegt" hat. (Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau.)

402. In der Gegend von Mähr.-Trübau wurde früher nur in einzelnen Familien vor dem Nachtmahl am Heiligen Abend Brot gegessen. (K. Ledel.)

403. Im Schönhengstgau heißt es, daß es im Hause ein Unglück geben wird, wenn sich am Heiligen Abend ein Stück Vieh im Stalle von der Kette gerissen hat. (K. Ledel.)

404. In Reichenthal stand der erste Christbaum mit Lichtern vor etwa 50 Jahren. Um 1825 legten am Hl. Abend die Kinder ihre Schürzen oder ein Tuch auf den Tisch und in der Nacht bescherte dann das Christkind ein. Es kam in einem goldenen Wagen. Man stellte für das Christkind Kaffee, „gebackene Knödel" und von allem Essen ein wenig ins Fenster,

Digitized by Google

für seine Pferde gab man ein Büschel Heu hinaus. Später, etwa um 1850, kam der „Drahbaam" auf. Er war an der Decke an einer Schnur befestigt. Wenn man ihn ein wenig drehte, kam er lange nicht aus dieser Bewegung. Er trug entweder einige Holzreifen oder eine Holzspirale, gegen die Spitze zu sich verjüngend. Diese Reifen waren mit feingeschnittenen Papierfransen verziert. Das Holz selbst war schon vorher mit farbigem Seidenpapier bekleidet. An den Reifen hingen Äpfel, Nüsse, Zwetschken, Hutzeln und auch Lebküchlein. Haselnüsse wurden an dünnen Fäden mittels Siegellack befestigt. Ein Kolatschen (Ringgebäck) gehörte zu jeder Bescherung. Nach der Mette gab es die „Mettenwürste": Jedes Kind bekam eine Leberwurst in einem irdenen Töpfchen oder Schüsselchen. Die ersten grünen Weihnachtsbäume kamen vor 55 Jahren auf. Arme oder kinderlose Leute hängten oft nur einen geschmückten Tannenast mit Lichtern auf. (J. Stich.) In den Dörfern um Mähr.-Trübau hat sich der Christbaum seit etwa 80 Jahren nach und nach eingebürgert. Das gegenwärtige Geschlecht erhielt in seiner Jugend am Hl. Abend noch vielfach außer Kuchen in einer Backschüssel Äpfel, Nüsse und Lebkuchen, aber daneben auch schon einen Weihnachtsbaum, anfangs ohne, später mit Lichtern. Gegenwärtig gibt es fast in jeder Familie mit Kindern einen Lichterbaum. (K. Ledel.)

407. Als sich der Christbaum einzubürgern begann, gab es darauf neben Äpfeln, Nüssen und Lebkuchen auch ausgeblasene gefärbte Eier. Derzeit findet man noch ungefärbte Eierschalen als Christbaumschmuck in Form von Körbchen oder mit Watte, Maschen und Sternchen beklebt. (K. Ledel.)

408. Die Dienstboten erhalten als Weihnachtsgeschenk Wäsche. (J. Stich.) Im Schönhengstgau sind Weihnachtsgeschenke an die Dienstboten ebenfalls allgemein üblich, aber kein Bestandteil des Lohnes. Wer vor Weihnachten den Dienstplatz verläßt, erhält keine Geschenke. (K. Ledel.)

409. Die auf den Hl. Abend folgenden Nächte heißen Unternächte („Internächte"). In diesen Nächten darf man nicht „z' Rockengehn"; sonst vertragen die Hühner die Eier. (K. Ledel.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist im Schönhengstgau nur mehr in einzelnen Orten, das Schießen am Hl. Abend dagegen noch allgemein üblich. (K. Ledel.)

414. Das noch nicht ein Jahr alte Kind darf man nicht zum Fenster hinausheben, sonst wird es ein Dieb. Man darf es beim Liegen nicht von der Kopfseite her anschauen, sonst schielt es. (J. Stich.) Das neugeborene Kind soll man unter den Tisch halten, damit es stets Glück habe. Wenn es die Mutter gleich nach der Geburt anfaßt, bekommt es an dieser Stelle ein Muttermal. Man muß das Kleinkind, besonders vor dem „Berifen" schützen, was durch rote und blaue Maschen u. a. geschieht. Wenn es „berift" ist, muß es die Mutter ablecken oder mit ihrem Hemde abwischen. Haare und Nägel dürfen dem Kinde im ersten Lebensjahre nicht geschnitten werden, soll man ihm nicht den Verstand, die Ehre und das Glück abschneiden. Die Nägel muß die Mutter dem Kinde abbeißen. Schneidet sie ihm die Nägel ab, wird es ein Dieb. Über ein sitzendes oder liegendes Kind darf man nicht schreiten, sonst wächst es nicht. Man darf es nicht in den Spiegel

Digitized by Google

schauen lassen, sonst wird es schielen. Wenn man es „vollregnen" läßt, bekommt es Sommersprossen. (K. Ledel.)

415. Zum Versehen der Mütter lassen sich viele Beispiele anführen. Im Nachbardorfe lebt ein Spenglergehilfe, der über dem linken Auge einen kohlschwarzen, stark behaarten Fleck hat, das verkleinerte Bild eines Maulwurfes. Seine Mutter erschrak auf dem Felde über einen Maulwurf und der Knabe brachte das Mal mit auf die Welt. — Ich selbst habe auf dem linken Beine in der Kniekehle ein Feuermal, einen roten Fleck. Meine Mutter erzählte mir, daß sie eines Tages beim Abkochen einen Topf vom Herde zurückzog, der sehr heiß war. Im ersten Schrecken fuhr sie sich mit der Hand in die Kniekehle. Dies war nach ihrer festen Überzeugung die Ursache, warum ich mit dem Feuermal zur Welt kam. (J. Schreiber.)

418. Man hält jede Kröte für giftig und sagt, die Kröte „bläst einen an". (J. Stich.) Hier glaubt man dasselbe, weil die Kröte den Menschen anbläst, bzw. anspritzt. (K. Ledel.) Früher hielt man die Kröte allgemein für giftig und tötete sie, wo man sie traf. Wortbildungen mit „Kreet" (Kröte) bezeichnen etwas Minderwertiges: Alle Giftpilze sind „Kreetnschbämer", zum Füttern unbrauchbares Gras ist „Kreetngros", ein stumpfes, nahezu unbrauchbares Messer ist ein „Kreetnpohr'r" (Krötenbohrer), ein kleiner, unansehnlicher Teich ein „Kreetnteich". (G. Tilscher.)

421. Man dingt die neuen Dienstboten im Egerland, wo A. Brosch (vgl. die Kleinen Mitteilungen) in 22 Orten nachgeforscht hat[1]), in der Zeit von Kirchweih bis Neujahr oder im Laufe des Novembers, zu Anfang Dezember oder 14 Tage vor Neujahr. — Um Klein-Mohrau in Mähren dingte man früher zu Michaeli. (Franz J. Langer.) — In der Gegend von Römerstadt erfolgt das Dingen im Herbst, besonders im Oktober. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau.) — In Frankstadt dingt man in den Monaten August bis Oktober (Anton Schön), im südlichen Schlesien in der zweiten Hälfte des Jahres. Die alten Dienstboten fragt man gewöhnlich vor „Michéle", ob sie bleiben wollen. Wer bis zu diesem Tage nicht gefragt wird, gilt als gekündigt. (J. Schreiber.) — In Deutsch-Proben dingt man zu Johanni (24. Juni). (Anton Wesserle.)

422. Im Egerland erfolgt das Dingen durch den Dienstgeber und nur selten, z. B. in Unter-Pilmersreuth bei Eger, durch einen Vermittler. In neuester Zeit erhält man Dienstboten auch durch die Bezirksvermittlung, z. B. in Rössin bei Weseritz und in Niederreuth bei Asch. (A. Brosch.) Der Dienstgeber dingt selbst um Klein-Mohrau i. M. (F. J. Langer), um Nieder-Mohrau (J. Bernard) und in Deutsch-Proben (A. Wesserle), dagegen bedient man sich einer Vermittlerin in Kornitz (G. Tilscher), wo sie „Mie-

[1]) Harlosee, Honau, Planes, Plaschin und Rössin im Bezirk Weseritz, Altsattl im Bezirk Tepl, Neudorf und Sirmitz im Bezirk Wildstein, Honnersdorf, Kropitz, Langenbruck, Mühlbach, Reissig, Scheibenreuth, Schlada, Trebendorf, Treunitz und Unter-Pilmersreuth im Bezirk Eger, Halbgebäu, Niederreuth und Wernersreuth im Bezirk Asch und Stein im Bezirk Graslitz. Von diesen Orten fällt Wernersreuth, das nur von Häuslern ohne Dienstboten bewohnt wird, bei unserer Fragestellung weg.

Digitized by Google

terin" heißt, und um Grosse in Schlesien (J. Schreiber), wo die „Mittfrá" (Mietefrau) in den meisten Fällen tätig ist.

423. Im Egerland wird zumeist noch ein Angeld (Döinstgeld oder Haftlgeld) gegeben, in einzelnen Orten ist es bereits abgekommen. (A. Brosch.) Um Klein-Mohrau i. M. betrug der „Mietgroschen" vor dem Weltkriege fünf Gulden, jetzt beträgt er 100 Kč. Dieses Angeld wird später mit dem Lohn verrechnet. (F. J. Langer.) In Kornitz wird gewöhnlich ein Monatslohn, zuweilen auch mehr, als „Dienstgeld" (Angeld) gegeben. (G. Tilscher.) In Nieder-Mohrau wird ein Angeld, der „Mietgroschen", in der Regel gegeben. (J. Bernard.) Auch in Frankstadt wird es „Mietsgroschen" genannt. (A. Schön.) Um Grosse heißt das Angeld „Mittgeld" (Mietegeld). (J. Schreiber.) In Deutsch-Proben gibt man gewöhnlich 20 Kč, zuweilen aber auch 100 Kč Angeld. (A. Wesserle.)

424. Den Dienstboten wird gekündigt im August (Röffin), im August oder September (Altsattl), vom August bis November (Harlosee), um Kirchweih (Langenbruck, Schlada, Trebendorf), im November (Honau, Planes, Reissig), zwischen Kirchweih und Weihnachten (Plaschin), vor Weihnachten (Mühlbach), etwa 4 Wochen vor Neujahr (Sirmitz, Kropitz, Halbgebäu), 14 Tage vor Neujahr (Honnersdorf, Treunitz, Unter-Pilmersreuth, Stein), vor Neujahr (Neudorf, Niederreuth, Scheibenreuth). (A. Brosch.) Als Kündigung gilt, wenn der Dienstbote bis Michaeli nicht gefragt wird, ob er auch im nächsten Jahr bleiben will. In neuester Zeit kommt zu Jahresende auch die 14tägige Kündigungsfrist in Anwendung. Diese gilt während des Jahres, wenn ein Teil mit dem andern nicht zufrieden ist. (F. J. Langer.) Gekündigt wird gegenseitig zur selben Zeit (Ende August und Anfang September), wenn gedingt wird. (G. Tilscher.) Gekündigt wird 14 Tage vorher. (J. Bernard.) Wer bis zum Michaelstag nicht gefragt wird, gilt als gekündigt. (J. Schreiber.) Gekündigt wird zu Johanni. (A. Wesserle.)

425. Das Unterlassen der Frage gilt als Kündigen in allen angeführten Orten des Egerlandes mit Ausnahme von Stein bei Graslitz, wo die unmittelbare Kündigung üblich ist (A. Brosch), ferner in Klein-Mohrau in Mähren (F. J. Langer), in Kornitz (G. Tilscher), in Frankstadt (A. Schön), in Nieder-Mohrau (J. Bernard) und in Grosse (J. Schreiber). In Deutsch-Proben sagen die Dienstboten es selbst, ob sie bleiben wollen oder nicht. (A. Wesserle.)

426. Der Dienstaustritt erfolgt in Harlosee und Altsattl zwischen dem 26. und 31. Dezember („Ozöichtogh". Beim „Ozöign" = Abziehen bekommt der Dienstbote einen „Kälberloab"), in Planes am 31. Dezember (ohne „Kälberloab"), in Röffin am 31. Dezember oder 1. Jänner (mit „Kälberloab"), in Plaschin zwischen dem 31. Dezember und 2. Jänner, in Halbgebäu, Neudorf und Treunitz am 1. Jänner, in Niederreuth am 2. Jänner (früher vor etwa 1880 einen Tag nach Lichtmeß), in Honau, Honnersdorf, Langenbruck, Mühlbach, Scheibenreuth und Trebendorf ebenfalls am 2. Jänner. In Sirmitz, Kropitz, Reissig, Schlada und Unter-Pilmersreuth ist der 2. Jänner der „Zoudöintogh" und der 3. Jänner der

Digitized by Google

„Ozöichtogh". Wer am 2. Jänner noch arbeitete, bekam früher eine Schütte Stroh und den „Kälberloab". In Sirnitz ist der „Abziehtag" in neuester Zeit am 1. Jänner. In Stein bei Graslitz ist er acht Tage nach Neujahr. (A. Brosch.) Knechte „wandern" gewöhnlich zu Stephanie (26. Dezember), Mägde am 31. Dezember (F. J. Langer). Ebenso war es früher in Runarz; in Kornitz erfolgt der Dienstaustritt der männlichen und weiblichen Dienstboten am 1. Jänner. (G. Tilscher.) In Nieder-Mohrau „wandern" die männlichen Dienstboten zum Johannistag (27. Dezember), die weiblichen zu Neujahr. (J. Bernard.) In Grosse „wandern" jene am „Staffastage" (26. Dezember), diese am Tage vor Neujahr oder am 2. Jänner, niemals aber am Neujahrstage selbst. Scherzweise heißt es, daß die Mägde eine Woche länger bleiben müßten als die Knechte zum Ersatz für das während des Jahres zerschlagene Geschirr. (J. Schreiber.) Das „Auswandern" der Dienstboten erfolgt zu Allerheiligen. (A. Wesserle.)

427. Die Zwischenzeit hat in Harlosee, Altsattl, Planes, Rössin, Honau, Plaschin (also im Bezirk Tepl und Weseritz), ferner in Niederreuth bei Asch und Stein bei Graslitz keinen Namen, in den anderen Orten heißt sie „Kälberweis". Sie dauert 3 bis 14 Tage. (A. Brosch.) In Kornitz dauern die „Stärztäg" bis zum 6. Jänner. Knechte und Mägde erhalten beim Dienstaustritt einen Laib Brot, das „Stärzlabl". In den Stärztagen besuchen sie ihre Angehörigen. Bleiben sie beim Bauer — auch da erhalten sie das „Stärzlabl" — so versorgen sie bloß das Vieh und können über die übrige Zeit frei verfügen. (G. Tilscher.) In Frankstadt, wo die männlichen Dienstboten am Stephanietage oder Johannestage „ziehen" oder „wandern" und zu Neujahr den neuen Dienst antreten („aufziehen"), während die weiblichen Dienstboten zum Neuen Jahr ausziehen und zu Dreikönig den Dienstantritt haben, gibt es für die freie Zwischenzeit keine besondere Bezeichnung. (A. Schön.)

428. Der Dienstantritt erfolgt in den angeführten Orten des Egerlandes zwischen dem 2. und 15. Jänner. Dieser „Einziehtag" (Anzöihtogh) darf in Plaschin auf keinen Unglückstag (Montag, Mittwoch, Freitag), fallen. (A. Brosch.) Der Dienstantritt geschieht am gleichen Tage wie der Austritt. (F. J. Langer.) Er erfolgt am 6. Jänner. Der neu eintretende Dienstbote erhält einen Laib Brot, den er, da er ihn selbst nicht braucht, seinen Angehörigen gibt. Gefällt er dem Dienstgeber nicht oder umgekehrt, so wird gleich nach den ersten 14 Tagen gekündigt. Solche Dienstboten „stärzen" dann zu Maria Lichtmeß, dem 2. Stärztag. Daß ein Dienstbote im Laufe des weiteren Jahres den Dienst verläßt, kommt nur selten vor. (G. Tilscher.) Der „Aufziehtag" fällt mit dem Austrittstag zusammen. (J. Bernard.) Auch hier erfolgt das „Aufziehen", d. i. Eintreten in den neuen Dienst, am selben Tage wie der Austritt. (J. Schreiber.) Man nennt den Tag „Einstelltag" oder „Antrittstag". (A. Wesserle.)

429. Als abergläubischer Brauch kann für die Orte Plaschin und Rössin im Bezirk Weseritz angeführt werden, daß sich der neue Dienstbote beim Betreten ein wenig auf die Ofenbank setzen muß, „daß 's ihm neat ant tout". In Halbgebäu wird er beim Eintritt ins Haus mit Weihwasser

Digitized by Google

besprengt, was früher auch in Unter-Pilmersreuth üblich war. (A. Brosch.) Den neuen Dienstboten obliegt es, am Tage vor Dreikönig Wasser weihen zu gehen. Wenn sie mit dem geweihten Wasser zurückkommen, werden sie damit besprengt. (G. Tilscher.) Mit Wasser beschüttet man die Mägde, die um den Haustisch gehen müssen, damit sie sich an das Haus gewöhnen. (A. Wesserle.)

430. Der Lohn wird nach Abzug der Vorschüsse in allen angeführten Orten des Egerlandes zu Ende des Jahres ausgezahlt, in Schlada und in Halbgebäu hat sich in letzter Zeit die monatliche Auszahlung eingebürgert. (A. Brosch.) Am Schluß des Jahres ist auch sonst (F. J. Langer, G. Tilscher, A. Schön, J. Bernard) die Abrechnung üblich, nur um Grosse (J. Schreiber) wird der Lohn zumeist monatlich ausgezahlt.

Umfragen

431. Welche Redensarten gebraucht man Personen gegenüber, die eine Tür hinter sich offen lassen? Z. B. Hast du daheim keine Tür? Du hast aber einen langen Schweif?

432. Nach einer Mitteilung von A. Horner kauft man einem Verstorbenen sein Glück ab, wenn man ihm Geld in den Sarg wirft. Wo gilt dasselbe?

433. Wo besteht der aus Nordmähren (Dr. Hans Englisch) überlieferte Glaube, daß der, welcher in der Fastenzeit tanzt, einen Pferdefuß bekommt?

434. Was darf eine Mutter, deren Säugling gestorben ist, nicht tun? Nach einer Einsendung von J. Schreiber darf sie z. B. bis zu Johanni keine Beeren essen.

435. Wo hat die Verstaatlichung der Wälder das Abkommen alter Bräuche (Maibaum, Sonnwendfeuer, Weihnachtsbaum, Bräuche beim Sammeln von Beeren, Pilzen u. a.) verursacht? (Vgl. S. 152 des Jahrgangs 1935 unserer Zeitschrift.)

436. Nach einer Mitteilung von A. Horner darf man am Bartholomäustage kein Grünfutter — weder Klee noch Gras noch Rübenblätter — heimholen, weil man sonst Vieh notschlachten muß. Denn der Spruch sagt: „Nimmst du mir mein Kraut, so nehme ich dir deine Haut!" Wo findet sich der gleiche Glaube?

437. Hat das Volk noch abergläubische Vorstellungen über das Sodbrennen, seine vermeintliche Ursache und seine Bekämpfung?

438. Noch im 17. Jahrhundert sollen am Elbeursprung Quellopfer stattgefunden haben. Wer kennt Überlieferungen davon, z. B. Sagen?

439. Nach einer Zeitungsmeldung soll bei Wenkau im Bezirke Preßnitz eine Hexenbirke stehen, zu der von weither kranke Leute kommen, die sich barfuß vor die Birke stellen, den leidenden Teil ihres Körpers mit einem alten rostigen Nagel berühren und diesen Nagel dann in Kopfhöhe in den Stamm schlagen. Wo gibt es Ähnliches?

Digitized by Google

440. Wo sind Butterwiegen (vgl. die Kleinen Mitteilungen) oder andere altertümliche Geräte noch in Gebrauch?*)

Schrifttum

W. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde. (Vgl. die Anzeigen in den früheren Heften unserer Zeitschrift.) Verlag Athenaion, Potsdam. Preis jeder Lieferung 1.80 M.

Neu liegen die Lieferung 23/24 und 25 vor. Die erste bildet Heft 10 und 11 des III. Bandes und enthält den Schluß des Beitrages „Sprachgeographie" von Fr. Maurer, die stoffreiche Darstellung der „Volkssprache" vom volkskundlichen Gesichtspunkt durch Wilhelm Will und den Beginn der wertvollen Abhandlung „Deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung" von A. Bach. Die 25. Lieferung (4. Heft des II. Bandes) bringt die Fortsetzung des mit vielen Abbildungen versehenen Beitrages „Sitte und Brauch" von A. Spamer.

A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 7. Lieferung (20 Karten) und 8. Lieferung (Schluß des Textes: Titelbogen und Bogen 37—46). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1937. Preis jeder Lieferung 5 Mark.

Von der 7. Lieferung sind die Ortsnamenkarten volkskundlich besonders wichtig. Recht anschaulich zeigt die „Karte der Rodungsnamen Deutschlands", wie die Massen dieser Namen im Böhmerwalde und Fichtelgebirge auftreten. Mit der 8. Lieferung schließt das VI. Kapitel „Die Herrschaft der Ideen" und damit das ganze Werk ab, dem ein Verzeichnis der romanischen oder von Romanen überlieferten vorromanischen Ortsnamen, ein Sachweiser und ein Namenweiser beigegeben sind.

Heinrich Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Lieferung 1 (Abelia--Agrimonia). Verlag S. Hirzel, Leipzig 1937. 144 Spalten. Preis 5 Mark.

Dieses großangelegte Werk wird in 20 bis 25 Lieferungen ungefähr 80.000 Pflanzennamen botanisch und sprachlich behandeln. Den Herausgeber, der in erster Reihe Botaniker ist, unterstützt der Sprachwissenschafter W. Wißmann. Das sudetendeutsche Gebiet ist ausgiebig vertreten. In der „Namenliste der Gewährsleute" finden sich folgende Sudetendeutsche: K. Harz (Gurschdorf), A. Horner (Königswerth), H. Jedlitschka (Wagstadt), R. Leidolf (Sedlnitz), K. Prinz (Tetschen a. d. E.), W. Retter (Oberlohma), H. Schreiber (Krummau), Fr. J. Seitz (Turn), O. Steidl (Eger), J. Stelzhamer (Olleschau), K. Storch (Nürschan) und Fr. Stransky (Hohenelbe). Notwendig wäre, auch aus Ostböhmen, Südmähren und aus dem karpathendeutschen Gebiet Beiträge zu gewinnen.

W. Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Mit 234 Bildern auf 112 Tafeln und 7 Karten im Text. 4. Auflage. J. F. Lehmann Verlag, München 1937. 142 S. Preis für das Ausland kart. 4 Mark 50, in Leinen geb. 5 Mark 62.

Das von uns schon früher angezeigte Buch liegt bereits wieder in einer neuen, verbesserten und erweiterten Auflage vor, deren Erscheinen der Verfasser, der am 24. September 1936 im 56. Lebensjahr gestorben ist, leider nicht mehr erleben durfte.

Werner Emmerich, Von Land und Kultur. Beiträge zur Geschichte des mitteldeutschen Ostens. Zum 70. Geburtstag Rudolf Kötzschkes. Verlag des Bibliographischen Instituts A. G., Leipzig 1937. 254 S.

*) Frage Nr. 431 stellt Otto F. Babler, Olmütz-Heiliger Berg; Frage Nr. 438 Univ.-Prof. Dr. Leonhard Franz, Prag XIX., Šárecká 31.

Digitized by Google

Nahezu alle Beiträge dieser Festschrift befassen sich mit der Vorgeschichte und Geschichte Sachsens und sind daher auch für das angrenzende sudetendeutsche Gebiet wichtig.

Josef Dünninger, Volkswelt und Geschichtliche Welt. Gesetz und Wege des deutschen Volkstums. Essener Verlagsanstalt, Berlin-Essen-Leipzig 1937. 234 S. Preis geh. 4 Mark 20, geb. 5 Mark 50.

Das sowohl durch einen gedankenreichen Inhalt als auch durch eine schöne Sprache ausgezeichnete Buch gibt in seinem 1. Teile „Volkstum und Geschichte" eine Geschichte des deutschen Volkstums im kleinen und umreißt in seinem 2. Teile „Einheit der Volkswelt" Sinn und Zweck der deutschen Volkskunde, deren Stoffgebiete (Sitte, Brauch, Tracht, Volkssprache und Volksdichtung, Volkskunst, Volksreligion usw.) in der Weise betrachtet werden, daß der Zusammenhang der Gesamtheit des Volkslebens stets deutlich sichtbar bleibt.

Dr. Gerhard Heilfurth, Das erzgebirgische Bergmannslied. Ein Aufriß seiner literarischen Geschichte. Glückauf-Verlag, Schwarzenberg im Erzgebirge, 1936. 142 S. Preis geb. 7 Mark 50.

In dieser aufschlußreichen Untersuchung wird auch der böhmische Teil des Erzgebirges und sein Schrifttum voll berücksichtigt. Die Lieder selbst werden in drei großen Zeitgruppen (1530—1658, 1658—1800 und 1800—1934) behandelt. Beispiele bringt der Liederanhang, der mit dem berühmten Kuttenberger Lied — dem Lied von dem siegreichen Kampf der deutschen Berggesellen mit den „Behemischen bauren" — beginnt.

Heinz Gaßner, Bibliographie des Volksliedes im nordöstlichen Altbayern. Oberpfalzverlag M. Laßleben, Kallmünz 1937. 63 S.

Mit dieser fleißigen und verläßlichen Arbeit hat die deutsche Volksliedforschung wieder ein willkommenes Hilfsbüchlein erhalten, das einen raschen Überblick über den Volksliedbestand der Oberpfalz und Niederbayerns ermöglicht und zugleich das einschlägige Schrifttum verzeichnet.

Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes. Reihe 2 der Pommernforschung = Band 6 der Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern. Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1937. 196 S.

Nicht weniger als 375 Kinderspiele bietet die vorliegende Sammlung, die zudem nur eine Auswahl aus dem reichen Spielschatze Pommerns darstellt. Eine Übersicht über das Schrifttum gibt der Herausgeber der ganzen Reihe, der rührige Leiter des Volkskundlichen Archivs Karl Kaiser.

Adolf Helbok und Heinrich Marzell, Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende. 6. Band der Reihe „Deutsches Volkstum". Mit 82 Abbildungen und 48 Tafeln. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1937. 154 S. Preis geb. 5 Mark 80.

Auf 121 Seiten des Buches entwirft Helbok ein eindrucksvolles Bild von Haus und Siedlung, wobei er immer wieder auf die vorgeschichtlichen Grundlagen zurückgreift und die Haus- und Siedlungsformen als Ausdrucksformen des Gemeinschaftslebens des Volkes kennzeichnet. Unter den Bildern befinden sich auch sudetendeutsche Aufnahmen: Mitteldeutsche Gevierthofanlage mit Eckhof im Egerland, Mitteldeutsches Gehöft in Nordböhmen, Umgebinde sudetendeutscher Blockhäuser in Nordböhmen, Bauernhäuser in Eisdorf (Zips). Als Muster eines Waldhufendorfes dient eine Aufnahme der von Böhmerwäldlern begründeten Siedlung Wolfsberg im Banater Erzgebirge (Rumänien). Diesem Hauptteil des Werkes ist ein Beitrag über „Bauerngarten und Bauernpflanzen" von H. Marzell angeschlossen.

Jahrbuch der volkskundlichen Forschungsstelle. Band I. Band 6 der Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Verlag der AG. „Ernst Plates", Riga 1937. 144 S. Preis geh. 2 Mark 40.

Digitized by Google

Von den vier Beiträgen dieses Jahrbuches sind besonders hervorzuheben: O. Masing, Volkslieder der baltischen Deutschen im 19. Jahrhundert; Fr. A. Redlich, Gemischtsprachige Dichtung im Baltikum (mit Proben deutsch-russischer Mischlieder).

Edith Kurtz, Heilzauber der Letten in Wort und Tat. Band 5 der genannten Veröffentlichungen. Derselbe Verlag, Riga 1937. 185 S. Preis geh. 4 Mark.

Diese Zusammenstellung der urtümlichen Heilbräuche der Letten bildet einen wertvollen Beitrag zur Volksmedizin.

Herbert Sachse, Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1937. 73 S. Preis geh. 4 Mark.

Ausgehend davon, daß das Deutschtum Ungarns nach der amtlichen Zählung von 1930 einen Rückgang von 13.2 Prozent gegenüber 1920 zu verzeichnen hat, untersucht der Verfasser die Verhältnisse in den einzelnen Siedlungsgebieten und forscht den Ursachen dieses auffälligen Rückganges nach, der sich — abgesehen von der Einflußnahme der Behörden — aus der Abwanderung Deutscher, aber auch aus einem Wandel des Bekenntnisses erklärt. Denn fast immer ist dieselbe Beobachtung zu machen: In den meisten Gemeinden stimmt die Abnahmesumme der Deutschen und die Zunahmesumme der Madjaren genau überein.

Georg Schreiber, Die Sakrallandschaft des Abendlandes. Mit besonderer Berücksichtigung von Pyrenäen, Rhein und Donau. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1937. 39 S. Preis 1 Mark 30.

Dieses 2. Heft der Mitteilungen des Deutschen Instituts für Volkskunde in Münster i. W. bringt auch für die Einordnung sudetendeutscher Gebiete in diese oder jene „Sakrallandschaft" manchen Beleg. So wird z. B. im Abschnitt „Der heilige Berg Montserrat" bemerkt, daß sich in Prag nach Einführung der Schwarzspanier durch Ferdinand III. im Jahre 1636 die Bezeichnung einfindet: „Abtei U. L. Frau von Montserrat zu Emaus" und daß nach Prag die Kopie eines Gnadenbildes übergeführt wurde. Mit einer solchen Kopie beschenkten die Generale Don Bartholomeo und Don Balthasar Maradas die Dechanteikirche zu Maria Geburt in Wodnian, das sie während des Dreißigjährigen Krieges eine Zeitlang pfandweise besaßen. Eine der drei Statuen der Madonna von Montserrat, die P. Benedikt von Pennalosa mit aus Spanien gebracht hatte, wurde am 8. September 1666 in feierlicher Prozession in die neuerbaute Kirche in Bösig übertragen, die in kurzer Zeit zu den bedeutendsten Wallfahrtsorten Böhmens gehörte. „Auch eine Kirche unweit des südmährischen Städtchens Zlabingo (Druckfehler für Zlabings) erhielt die h. Maria von Montserrat zur Titelheiligen". Näheres über diese Kirche bei Sitzgras hat unser Mitarbeiter Prof. Dr. Th. Deimel im Jahrgang 1936 unserer Zeitschrift auf S. 69 f mitgeteilt.

Das Römische Rituale, nach der Vatikanischen Ausgabe des Rituale Romanum übersetzt von Dr. P. Paulus Lieger, O. S. B. 592 S. Preis geb. 5 S. (3 Mark). Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien.

Diese erste und einzige deutsche Übersetzung des vollständigen Römischen Rituale bringt nicht nur alle liturgischen Obliegenheiten des Priesters außerhalb der Messe dem der lateinischen Sprache unkundigen Laien nahe, sondern ermöglicht auch in ganz vorzüglicher Weise, den großen Schatz zu heben, welcher aus der Tiefe der altehrwürdigen Riten und Bräuche der römisch-katholischen Kirche erstrahlt. Dr. Ernst Hoyer.

Otto Zerlik und Gustav Bayer, Hoi-la-rou-di! Egerländer Volkslieder. Liedsätze von Friedrich und Heinrich Kernich. Buchschmuck von J. M. Göhsl. Heinrich Hohler-Verlag, Karlsbad-Donitz 1937. 32 S. Preis 12 Kč.

Mit Freuden wird jeder Egerländer diese hübsche Sammlung von 31, meist kurzen, schnaderhüpfelartigen Liedern begrüßen, die dem Volksmund selbst ent-

Digitized by Google

nommen und unverfälscht herausgegeben wurden. Dies, die mundartliche Schreibweise, die Adolf Horner tadellos besorgt hat, die gelungenen Liedsätze der Brüder Kernich und die trefflichen Bilder des akademischen Malers Göhsl machen das Heft zu einer vorbildlichen Leistung.

G. Jungbauer, Heimat und Volk. Deutsche Sagen. Bücherei für Schule und Haus. Volkskundliche Reihe Nr. 3. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1937. 213 S.

Von den 250 deutschen Sagen aus der Tschechoslowakei, die diese Ausgabe vereinigt, sind 172, also fast drei Viertel, in der gleichen Form bisher nirgends im Druck erschienen.

Karl Storch, Deutsche Märchen aus Westböhmen, 1. Teil, 32 S. — Dr. Luis Bergmann, Schmiedeeiserne Grabkreuze aus Westböhmen, 1. Teil. 8 S. u. 18 Tafeln. — Band 1 und 2 der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern, hg. von Dr. Luis Bergmann. Verlag der Zeitschrift „Unsere Heimat" (A. Knab), Plan bei Marienbad, 1937. Preis eines jeden Bandes 10 Kč.

Im 1. Heft legt K. Storch 17 von ihm gesammelte Märchen in naturgetreuer Mundart vor und macht in den Anmerkungen ausführliche Mitteilungen über seine Gewährsleute. Im 2. Heft sind 19 Grabkreuze nach eigenen Aufnahmen des Verfassers sehr klar und wirksam wiedergegeben, ihre zeitliche Eingliederung wird im Textteil versucht.

Československá vlastivěda. Řada II. Národopis. (Tschechoslowakische Vaterlandskunde. Reihe II. Volkskunde.) Sfinx-Verlag B. Janda, Prag, 1936. 392 S. Preis geh. 190 Kč, geb. 225 Kč.

Dieser im Juli 1937 erschienene Band enthält neben allgemeinen Beiträgen über die Bevölkerung der Tschechoslowakischen Republik von A. Boháč und zur Demographie der im Ausland lebenden Tschechen und Slowaken von J. Auerhan Abhandlungen aus dem Gebiete der tschechischen und slowakischen Volkskunde von K. Chotek, Drahomira Stránská und J. Matiegka und eine zusammenfassende Übersicht über die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakischen Republik von Dr. G. Jungbauer, deren Übertragung ins Tschechische Stan. Petira besorgte.

Dr. Albin Oberschall, Berufliche und soziale Schichtung der Deutschen in der Tschechoslowakei. Hg. vom Bund der Deutschen, Verlag der Buchdruckerei Wächter B., Abt. Wia-Verlag, Teplitz-Schönau, 1937, 59 S.

Dieses Heft unterrichtet besser als dickleibige Bände über die Lage der Sudetendeutschen. Es ist keine trockene Zusammenstellung von Zahlen, der Verfasser geht auch auf Ursache und Folgen der Erscheinungen ein. Volkskundlich ist besonders die nachstehende Stelle (S. 19) beachtenswert: „Dieser mehr industrielle Einschlag bei den Deutschen und mehr landwirtschaftliche Einschlag bei den Tschechen sickert bis in die feinsten Regungen der Volksseele durch, die sich in Brauchtum und Kunst kundtun. Man denke an die Vorliebe der Tschechen für die Trachten der Landbevölkerung, man halte sich demgegenüber bei den Deutschen vor Augen das blühende Städtewesen und die von Deutschen durchgeführten herrlichen Dombauten, Rathäuser usw., man erinnere sich bei den Deutschen der Lieder, die von Gewerbekunst und Gewerbefleiß zeugen, bei den Tschechen der Gesänge von dem Segen der Mutter Erde (siehe die Oper „Die verkaufte Braut" oder „Jenufa" usw.) ... dieser Unterschied zwischen — sagen wir einmal mit einer kurzen Formel — „deutschem Bürger" und „tschechischem Bauer" ist auch heute noch da und beherrschend".

Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Einheitsbewegung. Werden und Erfüllung. Nach der Beschlagnahme 2. Auflage. Verlag Karl H. Frank, Karlsbad-Leipzig, 1937. 105 S.

Die Konrad Henlein gewidmete Schrift stellt nach einem geschichtlichen Rückblick auf 1848 und die Zeit des nationalen Reifens in den Sudetenländern von 1849 bis 1918 die politische Entwicklung der Nachkriegszeit dar. Im letzten Abschnitt

Digitized by Google

„Konrad Henleins Einheitstat. Die Erfüllung" wird die Gründung der SdP., ihre Aufgabe und Bedeutung ausführlich geschildert. In manchen Punkten ist die Schrift ergänzungsbedürftig. Zuweilen ist sie einseitig. So fällt auf S. 39 f. auf, daß die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag nur kurz erwähnt, dagegen auf Gierach ein langes Loblied angestimmt wird, der nach Pfitzner „zum Anwalt der sudetendeutschen Leistungen gegenüber dem Auslande, förmlich ihr nichtbeamteter ‚Kulturminister' wurde". Zu dieser lächerlichen Behauptung wird wohl jeder Kenner der Verhältnisse den Kopf schütteln.

Dr. Ernst Ströer, Sudetendeutsches Balladenbuch. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1937. 239 S.

Das Buch, das neben Balladen auch Stücke enthält, die nicht zur erzählenden Dichtung gehören, fesselt den volkskundlichen Forscher, weil er bei den zahlreichen Bearbeitungen sudetendeutscher Sagenstoffe beobachten kann, wie ein wirklicher Dichter den aus dem Volk genommenen Stoff zu gestalten weiß, der an sich selbst meist schon von dichterischer Schönheit und Kraft erfüllt ist. Gerade diese Balladen, die auf heimischen Sagen aufbauen (die Abschnitte „Sage, Spuk, Legende"), sind besonders eindrucksvoll.

Heinrich Micko, Adalbert Stifters früheste Dichtungen. Zum ersten Male herausgegeben. Mit zwei Faksimilien. Verlag der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen. Prag, 1937.

In einer Prachtausgabe, die in einer Auflage von nur 300 Stück erschienen ist, legt hier H. Micko 54 Gedichte Stifters vor, die aus den Jahren 1823 bis 1831 stammen und daher Jugendversuche sind, an die man keinen strengen künstlerischen Maßstab legen darf. Bloß ein Drittel dieser Gedichte ist bisher nicht gedruckt. Das Buch ist sowohl für den Forscher wie auch für den Verehrer Stifters eine kostbare Gabe.

Das Kolbenheyer-Buch. Eingeleitet und ausgewählt von Ernst Frank. Mit einem Bilde des Dichters. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1937. 256 S. Preis kart. 21 Kč, geb. 31 Kč 50.

Mit Sorgfalt und Verständnis ausgewählte Stücke aus den erzählenden Werken und einzelne Gedichte Kolbenheyers wurden in dieser Sammlung wirkungsvoll vereinigt, und zwar in drei großen Abschnitten: Kreis der Heimat, Ruf und Gericht, Das Ich und das All. Dieser trefflichen Probe aus den Werken des Dichters ist sein schön und liebevoll geschriebenes Lebensbild vorangestellt.

Stefan Andres, Moselländische Novellen. 306 S. Preis geb. 5 Mk. 50. — Anton Gabele, Talisman. 158 S. Preis geb. 3 Mark 60. — Martin Raschke, Wiederkehr. Tagebuch einer Kindheit. 128 S. Preis gebunden 3 Mark 40. — Karl Röttger, Das Unzerstörbare oder die Vollendung des Einst. 189 S. Preis geb. 3 Mark 80. — Pola Gauguin, Mein Vater Paul Gauguin. 280 S. Preis geb. 6 Mark 50. — Karl von Seeger, Imam Schamil, Prophet und Feldherr. Mit 8 Bildtafeln und einer Karte. 311 S. Preis geb. 6 Mark 50. — Alles Paul-List-Verlag, Leipzig, 1937.

Die moselländischen Novellen — zum Teil sehr düstere Stoffe aus dem Bauernleben — packen durch ihre wirklichkeitsgetreue Darstellung und gute Kennzeichnung der Volksart. — Ergreifend ist die Geschichte von seinem Jugendland, die der Bauernsohn Gabele seiner Frau und seinen drei Buben erzählt, wobei vor allem die Gestalten seines Vaters und seiner Mutter wie aus Stein gemeißelt vor die Augen des Lesers treten. — Reizende Kindheitserinnerungen, aber bei den sommerlichen Landaufenthalten erlebt, schildert das Buch Raschkes. — Ebenfalls aus eigenem, sehr schwerem Erleben heraus ist das dreiteilige Werk Röttgers entstanden, dessen zweiter Teil „Das Auge der Mutter" ein hohes Lied auf die stets opferbereite und für das Wohl ihrer Kinder unermüdlich sorgende Mutter ist. — Das Lebensbild, das P. Gauguin von seinem Vater, dem unglücklichen Künstler (1848—1903), entwirft, könnte man auch mit den Worten „Der Fluch des Mischbluts" überschreiben. Denn er, der Sohn eines Franzosen und einer Peruanerin,

Digitized by Google

erkannte jeden Tag klarer die widerstreitenden Kräfte seiner Seele. „Sie waren wie zwei Persönlichkeiten, die in seinem Leben und seiner Kunst immer neue Konflikte heraufbeschworen: der Europäer und der Barbar" (S. 149). — Ebenso spannend liest sich die Lebensbeschreibung des Tscherkessenführers Imam Schamil, die der genaue Kenner der russischen und kaukasischen Geschichte K. von Seeger verfaßt und mit einer ausführlichen Einleitung versehen hat.

Deutsche Monatshefte in Polen (Posen). — Aus dem Juliheft ist der „Beitrag zur Volkspersönlichkeitsforschung des deutschen Ostkolonisten" von E. Lendl, aus dem August-Septemberheft die Abhandlung „Volkslied und Liedträger in Mittelpolen" von K. Horak besonders hervorzuheben.

Volk an der Arbeit (Prag-Reichenberg). — Unter dieser neuen Überschrift erscheint seit Juli die frühere Monatsschrift „Heimatbildung". Sie wird von der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung" herausgegeben, die Schriftleitung liegt in der Hand von Dr. Josef Schneider und Dr. E. Wolfgramm (Prag VII, Šimáčkova 16), als Verleger zeichnet wie früher der Sudetendeutsche Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Aus dem reichen Inhalt der bisherigen Hefte kann nur einzelnes herausgehoben werden. Aus dem 7. Heft: A. Herr, Sudetendeutsche Kulturpolitik; J. Streit, Vom Rundfunk. Aus dem 8. Heft: O. Schürer, Deutsche Kunstleistungen in der Zips; J. Schneider, Wilhelm Wostry; K. Schaffer, Volkskunst, Museum und Händler. Aus dem 8. Heft: W. Decker, Feiergestaltung und Freizeit u. a.

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). — Aus Heft 3/4: Dr. H. Weinelt, Befestigte Kirchen in Mähren; R. Hruschka, „G'stanzln" aus Südwestmähren. Aus Heft 5/6: Dr. A. Knöbl, Der nordmährische Mensch; Dr. K. Baron Maydell, Die Geländeflur in den Sudetenländern: Dr. H. Horntrich, Das südmährische Pfingstsingen. Von diesem Doppelheft an zeichnet als Schriftleiter des Hauptteiles (Volksforschung) Dr. H. Weinelt. Aus Heft 7/8: Dr. Ing. A. Hoenig, Sudetendeutsche Stadtanlagen.

Volksdienst (Prag). — Aus Folge 13: J. Hübner, Eine deutsche Bauernhochzeit in Bardhaus; O. Goldbach, Volkskunst und Scheinkunst. Aus Folge 16: Dr. F. J. Beranek, Die Pardubitzer deutsche Sprachinsel (mit Kartenskizze und vier Bildern). Aus Folge 17: Franz Heger, Für ein sudetendeutsches Museum (Zu dieser Anregung vgl. unsere Zeitschrift, Jahrgang 1928, S. 4, und 1929, S. 128 f.).

Aus Folge 19: R. Pawikausky, Die deutsche Holzfällerkolonie Hrabovo; F. Heger, Von der Sprachgrenze; M. U. Kasparek, Die Deutschen von Demandice (Slowakei).

Beiträge zur Klaviermusik. Sudetendeutsche Monatshefte (Prag-Reichenberg). — Folge 10 bringt ausgewählte Stücke aus der Reifezeit und den letzten Lebensjahren Mozarts. Aus dem Inhalt des 12. Heftes sind Stücke des aus Preßburg gebürtigen Hans Newsidler (gest. 1563 in Nürnberg) und des 1721 in Prag gestorbenen Graf von Logi hervorzuheben. Die 1. Folge 1937 eröffnen vier Klavierstücke von J. Bammer, die 2. Folge ist J. S. Bach und die 3. Folge dessen Sohn C. Ph. E. Bach gewidmet. — Folge 4/5 bringt Stücke des aus Friedberg im Böhmerwalde stammenden Lehrers Anton Bruckners Simon Sechter (1788—1867).

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Das Juniheft 1937 ist dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zum Eintritt in das 75. Bestandsjahr und seinem Vorsitzenden Prof. Dr. W. Wostry zur Feier des 60. Geburtstages gewidmet. Es enthält u. a. Beiträge von E. Lehmann (Volkheit im Volkstum), B. Schier (Böhmisch-sächsische Volkstumseinheit im Lichte der Sachforschung), G. Heilfurth (Anton Günthers grenzländisches Liedschaffen) und J. Hanika (Das sächsische Kopftuch in Mähren).

Schönere Heimat. Erbe und Gegenwart. Hg. vom Bayerischen Landesverein für Heimatschutz, München. Jährlich 6 Hefte. Jahresbezugspreis mit drei Heften des Werkblattes „Der Bauberater" und einem reich bebilderten Jahrbuch, 5 Mark 25.

Aus dem Inhalt des 1. Heftes dieser empfehlenswerten Zeitschrift für Heimatpflege seien die durchweg mit prächtigen und anschaulichen Bildern versehenen Beiträge genannt: Der Heimat Erbe; Straßen des Führers in der Landschaft; Heimatschutz und Reklame; Vom Lehrling zum Meister in alter Zeit; Gute und schlechte

Digitized by Google

Kriegerdenkmäler, die auch im Bilde einander gegenübergestellt werden (eine Arbeit, für die unsere sudetendeutschen Kriegerdenkmäler ebenfalls hinreichenden Stoff liefern würden); Das saubere Dorf.

Die Volkslieder der Sudetendeutschen

werden vom Beginn des Jahres 1938 an zum ersten Male in einer Gesamtausgabe erscheinen, die eine Fülle bisher ungedruckten Liedgutes enthalten wird. Diese Gesamtausgabe erscheint in 8 Vierteljahrs-Lieferungen, so daß das gesamte Werk im Jahre 1940 vollständig abgeschlossen ist.

Als Herausgeber zeichnen

Univ.-Prof. Dr. Gustav Jungbauer und Dr. Herbert Horntrich,

zwei hervorragende und anerkannte Volksliedforscher, womit die Gewähr einer einwandfreien Arbeit gegeben ist. Das Werk wird alle Liedgattungen des Volksliedes umfassen, u. zw. Brauchtumslieder, Ständelieder, Balladen, Liebeslieder, Schwank- und Spottlieder, Scherz- und Spiellieder und geistliche Lieder. Die Noten werden im Stich hergestellt. Auch sonst wird der Ausstattung des Werkes die größte Sorgfalt gewidmet, so daß es eine Zierde jeder Bücherei sein wird.

Jede Lieferung umfaßt 96 Seiten. Sie kostet bei spesenfreier Zustellung in guter Verpackung Kč 52.— (RM. 5.—, S 10.—). Die Annahme der 1. Lieferung verpflichtet zur Abnahme des gesamten Werkes (8 Lieferungen), wobei jede Lieferung sofort nach der Zustellung zu bezahlen ist. Bei der Anlage des Werkes wurde auf eine Zweiteilung Rücksicht genommen, so daß das ganze Werk in 2 Bänden zusammengefaßt werden kann.

Nach Erscheinen des Gesamtwerkes werden wir über Wunsch Halblederdecken für beide Teile zum Preise von je Kč 25.— (RM. 2.50, S 5.—), für beide Teile also Kč 50.— (RM. 5.—, S 10.—) liefern.

Bei Vorausbezahlung des Gesamtpreises nach Übersendung der 1. Lieferung ermäßigt sich dieser auf Kč 380. —(RM. 38.—, S 76.—) [ohne Einbanddecken].

Das Erscheinen dieses für das Sudetendeutschtum so wichtigen Werkes ist aber nur dann gesichert, wenn sich bis Weihnachten 1937 eine entsprechende Anzahl von Beziehern gemeldet hat.

Roland Verlag Morawitz,
Prag VII, Messe-Palast.

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Thlovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

10. Jahrgang 1937 **5./6. Heft**

Neue Wege volkskundlicher Forschung*).

Von **Dr. Dr. Ernst Lehmann**, Friedland i. B.

Grenzt es nicht an Vermessenheit, am Ende einer Tagung, die so überaus eindrucksvoll die Fruchtbarkeit volkstumsgeographischer und sprachgeschichtlicher Wege für die Heimatforschung und den Anspruch unserer Volksgruppe auf den Heimatboden in einer Reihe wertvollster Forschungsberichte herausgestellt hat, nun noch über neue Wege volkskundlicher Forschung zu sprechen? Der Aufbruch unseres Volkes hat aber unserer deutschen Volkskunde nicht nur neue Antriebe gegeben, er hat sie auch vor neue Anforderungen gestellt, vor Anforderungen, die doch wohl das Beschreiten neuer Wege und die Erschließung neuer Forschungsbereiche erfordern. Dabei sei nicht auf Anforderungen eingegangen, die das Wesen der deutschen Volkskunde verkennen und auf Sprengung ihres Rahmens und ihrer Eigenart hinauslaufen[1]). Um aber darüber entscheiden zu können, ob Anforderungen zu Recht oder zu Unrecht bestehen, muß die Aufmerksamkeit auf die letzte Ausrichtung der deutschen Volkskunde gelenkt werden. Da dürfte sich gegenwärtig wohl feststellen lassen, daß derzeit eine recht erfreuliche Übereinstimmung über die letzte Ausrichtung besteht. Trotz aller Sonderansichten im einzelnen weiß man doch, daß es letztlich um die Frage: „Was ist deutsch?"[2]) geht, um die Erforschung des „Volkstümlichen im Volkhaften"[3]) oder besser, um die „Volkheit im Volkstum"[4]), daß Volkskunde als Gegenwartswissenschaft es mit der Gemeinschaftsart des unbekannten Deutschen[5]) zu tun hat, um nur einige der neuesten Zielangaben herauszugreifen. Worauf es allen diesen Zielsetzungen ankommt,

*) Nach dem Vortrag, gehalten bei der Hochschulwoche des „Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung i. d. Tschechosl. Rep." in Böhm.-Leipa am 10. Juli 1937.

1) Vgl. die unzutreffenden Kritiken von M. H. Boehm, Das eigenständige Volk, 1932; E. Krieck, Völkische politische Anthropologie I, 1935; O. Kroh, Völkische Anthropologie als Grundlage deutscher Erziehung, 1934; E. Kayser, Bevölkerungswissenschaft und Geschichtswissenschaft (Archiv f. Bevölkerungswissenschaft V (1935), S. 145 ff. und neuerdings E. Krieck, Die Wissenschaft in der Lehrerbildung (Volk im Werden, Maiheft 1937).

2) Mackensen L., Volkskunde in der Entscheidung, 1937, S. 6.

3) Spamer A., Deutsche Volkskunde, 1934, I. S. 3.

4) Lehmann Emil, Volkheit im Volkstum, Zum Ziel und Verfahren der Volkskunde (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 1937, S. 66 f.).

5) Lauffer O., Was heißt deutsche Volkskunde? (Zs. f. Vkd., 10. Jg., S. 63.)

Digitized by Google

das klingt bereits bei dem Altmeister unserer sudetendeutschen Volkskunde, Adolf Hauffen, an, der schon in seiner 1896 erschienenen „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde" als Ziel der Volkskunde die Ermittlung des Begriffes „Volksseele" bestimmte.

Damit gab er ihr bei aller Anerkennung ihrer geschichtlich-philologischen Arbeitsweise eine seelenkundliche Zielsetzung. Heute erkennt man, daß nur auf dieser Linie sich die Volkskunde als selbständige Eigenwissenschaft rechtfertigen läßt. Beim Verlassen dieser Linie droht die deutsche Volkskunde leicht in eine ganze Reihe von unabhängigen Teilforschungen mit wohl ausgebildeten geschichtlich-philologischen, geographisch-kartographischen oder gar soziologischen Verfahren zu zerfallen. Daß diese Teilforschungen äußerst wertvolle Ergebnisse bereits erzielt haben und weiter erzielen werden, sei nicht in Frage gestellt, für das Hochziel der Volkskunde aber können ihre Ergebnisse nur Ansatz- und Ausgangspunkt sein. Hier gilt das Wort W. H. Riehls: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol, über Küche und Keller sind in der Tat für sich allein Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche und poetische Würde durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer Volkspersönlichkeit, und von diesem Begriff der Nation gilt dann allerdings im vollsten Umfang der Satz, daß unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium sei[6])." In diesem Sinne stellt Spamer heute fest: „Lied, Brauchtum, Glaubensvorstellung und das volkstümliche Werk der Hand sind lediglich die äußeren Ansatzpunkte zum Vorstoß in die Seelentiefe[7])."

„Die praktische Volksforschung ging aber ziemlich unbeeinflußt von den Zielsetzungen die alten Wege und blieb zumeist den einzelnen Stoffgebieten verhaftet, die zuerst die Romantiker und die junge Germanistik gepflegt hatten", wie Spamer ebenda ausführt. Erst in den letzten Jahren bemüht man sich ernsthaft auf breiter Linie über das Sammeln und Erforschen des geistigen und gegenständlichen Volksgutes hinauszugehen. Bei der Erforschung des Volksgutes, also von Volkssprache und Volksdichtung, Volksglaube und Volksbrauch, Volksrecht und Volksmedizin, Haus und Siedlung, Volkskunst und Volkstracht fängt man nun an, über die rein gegenständliche Forschung hinaus, das es erzeugende, tragende und wandelnde Volk zu beachten, und kommt darauf, daß auch das Volksgut nur so zu verstehen ist. „Von der Gemeinschaft aus ist die Fragestellung an das Volksgut zu richten, während umgekehrt richtiges Verstehen des Volksgutes zur Erschließung der Gemeinschaft verhilft[8])." Bei der Volksliedforschung bricht sich diese Erkenntnis etwa in der bedeutsamen Forderung Bahn: „Zuerst der Sänger, dann das Lied![9])." Man sucht daher z. B. nach dem

---

[6]) Riehl W. H., Die Volkskunde als Wissenschaft (Kulturstudien 1862), S. 215.
[7]) Spamer A., Die deutsche Volkskunde, 1934, Bd. I, S. 3.
[8]) Bringemeier M., Die soziologische Methode der deutschen Volkskunde (Peßler R., Handbuch der deutschen Volkskunde, I., S. 21).
[9]) Bringemeier M., Gemeinschaft und Volkslied, Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlandes, 1931.

Digitized by Google

Schwabentum im Schwabenlied[10]), treibt Biologie der Volksdichtung, d. h. man bezieht ihre Lebensverhältnisse und Untergründe in den Kreis der Forschung ein. Man erkennt heute, daß das Rätsel z. B. nicht dazu da ist, um „Vom Einzelnen dem Einzelnen aufgegeben zu werden. Es verlangt nach einer Gemeinschaft mit ihrem erhöhten Lebensgefühl in gemeinsamer geistiger Haltung, verlangt die gesteigerte Spannung im Wettbewerb des Ratens, bedarf zu vollem Leben des Beifalls und Gelächters zum Getroffenen und Verfehlten[11])".

Mackensen erkennt als entscheidend für Sitte und Brauch das Dasein von Traditionsgemeinschaften[12]). Die stark soziologisch eingestellte Volkskunde, die vor allem von Schwietering und seinen Schülern Bringemeier, Brinkmann und Hagemann getragen wird, geht aus auf die Erforschung der Lebensformen der einzelnen Bestandstücke des Volksgutes innerhalb einfachster sozialer Gebilde, wie etwa der Hof- und Dorfgemeinschaften. Durch möglichst viele zellenhaft umgrenzte Einzeluntersuchungen aus allen Gegenden des deutschen Raumes soll die besondere Haltung der verschiedenen Volksgruppen erforscht und auf diese Weise die Einsicht in die Fülle und die Mannigfaltigkeit des Volkslebens gewonnen werden. Derartige Einzeluntersuchungen fehlen für unsere sudetendeutschen Gebiete fast noch völlig. Es wäre eine Aufgabe gerade der rechten volkskundlichen Heimatforschung, solche Untersuchungen zu schaffen, bietet sich doch gerade da die Möglichkeit zu volkskundlicher Heimatforschung und nicht nur zu volkskundlicher Forschung in der Heimat[13]) oder heimatkundlicher Regionalforschung[14]), denn da muß die Heimat wirklich als Ganzes genommen werden und nicht bloß als ein zufälliger Ort für die Volksgutforschung, da muß die Ganzheit ihrer Beziehungen und der Gemeinschaftsgestaltungen berücksichtigt werden.

Da wird sich dann aber auch eine Sichtung der einzelnen Bestandstücke des Volksgutes als nötig erweisen. Bei einer solchen heimatkundlichen Volksforschung in unserem Grenzland mag der Gesichtspunkt Emil Lehmanns gelten: „Was keinen Bezug zum Bestand des Volkes hat, das gehört offenbar auch nicht in die Volkskunde[15])." Für die grenz- und auslanddeutsche Volkskunde muß sich eben der Schwerpunkt der Volkskunde völlig im Sinne Riehls vom Volksgut auf den Volksmenschen, auf die Volksgemeinschaft verlagern. Freilich nicht nur deshalb, weil unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium ist, sondern ganz einfach deshalb, weil es hier um die Volkserhaltung, um den Bestand der Volksgruppe, des Volkes selbst geht, und nicht nur um verschiedene Bereiche der volkhaften Entfaltung, um Volkslied oder Volkssitte,

[10]) Kolesch H., Schwabentum im Schwabenlied, 1936.
[11]) Panzer Fr., Das Volksrätsel (Spamer, Die deutsche Volkskunde, I., S. 280).
[12]) Vgl. seine Darstellung von Sitte und Brauch in Spamers Deutscher Volkskunde. S. 110 ff.
[13]) Vgl. Lehmann Emil, Heimat und Bildung, 1925, S. 107.
[14]) Vgl. Süßenwilch G., Heimatgestaltung und Wissenschaft, in Heimatbildung, 1937, S. 31.
[15]) Lehmann Emil, Volkheit im Volkstum (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 12. Jg., S. 68).

Digitized by Google

die man vielleicht als wertvoll und schön empfindet und deshalb dem Volke erhalten will. Im Grenzland- und Auslanddeutschtum darf es für die Volkskunde keine vornehme, ästhetische Zuschauerhaltung geben. „Und wenn sie schon nicht mitkämpft, so muß sie doch wie der Waffenmeister neben den Kämpfenden stehen[16]." Um diese Aufgabe des Waffenmeisters übernehmen zu können, muß sie, wenn auch nicht gerade zu einer kämpferischen, heroischen, so doch zu einer existenziellen Wirklichkeitsvolkskunde werden, für die es kein Zurücktreten vor den entscheidenden Fragen der Volkserhaltung gibt, soweit dafür die volkskundliche Forschung zuständig ist, und kein übermäßig langes Aufschieben, nur weil wissenschaftlich noch diese oder jene Voruntersuchung nicht abgeschlossen, der zugehörige wissenschaftliche Apparat noch nicht genügend ausgebaut ist.

Aber was für die Volkskunde im Grenzland- und Auslanddeutschtum gilt, gilt doch auch für die gesamte deutsche Volkskunde. Sie ist ja nicht als beschauliche Spezialwissenschaft entstanden, sondern Volksnot ist der Wurzelboden volkskundlichen Interesses, wie jüngst wieder Bach[17]) in seinem großen, grundlegenden Werk im Hinblick auf Möser, Arndt, Jahn, Goerres und W. H. Riehl überzeugend darlegte. Ja man könnte noch weitergehen und den Satz wagen: Unsere deutsche Volkskunde ist nicht in erster Linie eine Geisteswissenschaft, die es mit Vergegenständlichungen zu tun hat, die, einmal geschaffen, dem Fluß des Lebens und der Geschichte entrückt, selbst ihren Schöpfern als objektive Formen entgegentreten, sondern im Sinne Freyers eine Wirklichkeitswissenschaft[18]), die es vornehmlich mit Formen aus Leben zu tun hat, die immer im Flusse sind und zu denen wir selbst gehören. Dem Ursprung der Soziologie aus der Notlage entspricht auch der der Volkskunde, wie sich im Anschluß an Bach im Sinne Freyers leicht darlegen ließe.

Dann aber bedeutet auch die Forderung nach einer Sichtung des Volksgutes im Hinblick auf die Volkserhaltung kein Hineintragen außerwissenschaftlicher Gesichtspunkte, die geeignet wären, die Wissenschaftlichkeit der Volkskunde zu gefährden. Eine deutsche Volkskunde als Wirklichkeitswissenschaft darf sich aber auch dem Außenseiter nicht als bloßes Additionsprodukt aus Volkslied-, Märchen-, Haus- und Trachtenforschung usw. darstellen, sie muß vielmehr mit Mackensen[19]) nach einem neuen Gliederungsplan suchen, der nicht nur von der Stoffbeschaffenheit, sondern vielleicht von Handlungen aus zu entwerfen wäre. Vor allem aber muß ihr die Erforschung der Vorgänge der Volkwerdung im ganzen und der völkischen Vergemeinschaftung in allem einzelnen am meisten am Herzen liegen. Zur Hauptfrage muß ihr dann mit Emil Lehmann werden: „Wo wird Volk? Worin verwirklicht sich Volksgemeinschaft? Woran vergemeinschaftet sich das Volk? ... Was erwächst dem Volk an Gliederungen

[16]) Ebenda, S. 77.

[17]) Bach Ed., Deutsche Volkskunde, Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben, 1937, S. 7 f.

[18]) Vgl. Freyer H., Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft 1930, und Einführungen in die Soziologie 1932.

[19]) Mackensen, Volkskunde in der Entscheidung, 1937, S. 34.

Digitized by Google

oder wenn man will, an Schichten und Gruppen zu seiner Erhaltung und zur Durchsetzung oder Steigerung des Volkwerdens, zur immer engeren und wirksameren völkischen Einigung?[20])."

Bei der Behandlung aller Bereiche des Volksgutes haben dann eben diese Fragen in den Vordergrund zu treten. Das heißt nicht, daß alle anderen Fragen wertlos wären, aber das Hauptaugenmerk muß auf das gerichtet werden, was eine engere Beziehung zum Bestand und Werden des Volkes aufweist. Dabei werden auch neue Gebiete erschlossen werden müssen, mögen sie nun zum Volksgut gehören oder unmittelbarere Entfaltungsformen des Volkslebens darstellen.

Zunächst ist da zu fragen: Hat die deutsche Volkskunde ihre Sammel- und Forschungsarbeit schon auf alle Bereiche des geistigen und gegenständlichen Volksgutes erstreckt. Bezüglich der Erziehung im Volke ist diese Frage zu verneinen, denn als geschlossenes Teilgebiet der wissenschaftlichen Volksgutskunde ist die Erziehung im Volke der bisherigen Volkskunde noch völlig unbekannt, wie allein ein Blick in die neuesten großen Werke von Spamer, Peßler und Bach dartut. Hier kennt man nur die praktische Frage nach der Verwertung der Volkskunde in der Erziehung, die da von Freudenthal und Weismantel behandelt wird. Das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde" von Erich und Beitl aber kennt nicht einmal das Wort Erziehung oder Bildung als Stichwort. Damit ist nicht gesagt, daß die Volkskunde die Erziehung im Volke bisher völlig vernachlässigte, bei Sitte und Brauch im Lebenslauf zwischen Taufe und Hochzeit wurde ihr zumeist eine gewisse Beachtung geschenkt. Mir erscheint es nun aber nach der allgemeinen Zustimmung zu meinem Werke über „Erziehung im Volke"[21]) nicht mehr zweifelhaft, daß die Erforschung der Erziehung im Volke genau so wie die des Volksrechtes und der Volksmedizin zu den Aufgaben der Volkskunde gehört, und zwar nicht nur aus Gründen der Vollständigkeit, sondern weil gerade diese Arbeit auch wertvolle Beiträge zum Hochziel der Volkskunde ergeben kann. Das Verhältnis unserer einzelnen Volksschläge und Stämme zum Erzieherischen ist recht unterschiedlich, es spielt in ihrem Gesamtaufbau eine verschiedene Rolle, der Obersachse z. B. ist zweifellos der Erziehung geneigter als etwa der Egerländer. Doch diese Dinge müssen erst in bezirks- und gauweiser Einzelforschung erarbeitet werden. Da ist z. B. die Frage zu klären, ob wirklich die Nordböhmen geborene Schulmeister sind, wie vielfach behauptet wird[22]). Aber auch die Erziehungsweisheit, die Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsziele, die als Volksgut von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und gewandelt werden, können nach entsprechender Erforschung wertvolle Bausteine für die theoretische Volkskunde liefern. Vor allem aber läßt sich die Erziehung im Volke auch dann noch erforschen, wenn die Tracht nicht mehr getragen, das Volkslied verklungen ist, Märchen nicht mehr erzählt werden, denn wo Menschen unterschiedlichen Alters leben, muß erzogen werden. Diese Erzie-

[20]) Lehmann, Volksheit im Volkstum, S. 69.
[21]) Lehmann Ernst, Erziehung im Volke, Darstellung der volkhaften Erziehung auf volkskundlicher Grundlage, 1936.
[22]) Winter E., Ferdinand Kindermann, 1926.

Digitized by Google

hung aber geschieht nicht bloß auf Grund augenblicklicher Eingebungen, sondern stets auch auf Grund überlieferter Erziehungsweisheit mit Hilfe von durch Generationen bewährten Erziehungsmaßnahmen nach ehrwürdigen Erziehungszielen, die man im bodenständigen Volke schwerer als die eigenen Kinder aufgibt. Die Erforschung der Erziehung im Volke kann aber vor allem für die Lehrerschaft eine Brücke zur wissenschaftlichen Volkskunde bilden. Wendet sich die Lehrerschaft der im Volke geübten Erziehung zu, dann erschließt sich ihr das Volksleben im Heimatraum und zugleich die Volkskunde in ihrem eigenen Erziehungsbereich, dann stößt sie auf die innigste Beziehung zwischen Erziehung und Volkskunde. Daher wäre zu empfehlen, daß sich die Lehrerschaft von der Erziehung im Volke aus die Volkskunde erarbeitet. Hier ist vor allem noch völlig unbebautes Land, sind kaum die Grundlagen durch mein Werk gelegt, daher kann hier frisch mit dem Sammeln des Stoffes begonnen werden.

Da empfiehlt es sich, zunächst nach dem volkhaften Erziehungsbewußtsein und Erziehungszielen zu fragen, denn sonst besteht die Gefahr, daß man über die unbewußte funktionelle Erziehung, die Prägung nicht hinauskommt. Da ist es gut, wenn man sich davon überzeugt, daß man sich im Volke doch bis zu einem gewissen Grade seines erzieherischen Tuns bewußt ist, über Erziehungsfragen nachsinnt und nach Zielen und Leitbildern sein Tun ausrichtet. Man muß da einfach auf Gespräche und Unterhaltungen von Müttern achten. Freilich, seine Erziehungsziele verrät das Volk nicht gern. Es fällt dem Mann aus dem Volke nicht leicht, seine geheimsten Wünsche für Beruf und Lebensart seiner Kinder jedermann zu offenbaren. Zumeist erscheinen die Erziehungsleitbilder in bestimmten Angehörigen verkörpert. „Schau dir den Onkel Fritz an, das ist halt ein rechter Mann, der versteht seine Sache!" Streng wird auf die Beachtung der Leitbilder gesehen. „Lieber kein Kind, als ein entartetes!" Die Frage, volkhafte Erziehungsziele und Artbewußtsein dürfte eine entscheidende Fragestellung bei der Erforschung der Erziehungsziele des Volkes sein und sich zu einem wertvollen Beitrag zu einer Rassenforschung auf volkskundlicher Grundlage ausbauen lassen.

Ferner ist festzustellen, wie sich volkhaftes Erziehen in den einzelnen Ordnungen und Gefügen des Volkes abspielt: in Ehe und Familie, durch Mutter und Vater, im Kreis der Geschwister, im Verhältnis zu den Großeltern, Onkeln und Tanten und in der gesamten Freundschaft und Vetternschaft, sowie in den anderen Gefügen des Volkes, also in den räumlichen, altersmäßigen und beruflichen. Schließlich hat man sich zu beschäftigen mit den volkhaften Erziehungsmaßnahmen und Bildungsgrundformen. Die Vorformen wie Pflege, Gewöhnung, Vorbild, Beispiel und Wetteifer können Anlaß dazu geben, auf all das einzugehen, was sich volkskundlich über das Kleinkind zusammentragen läßt, um es auf seinen erzieherischen Gehalt zu überprüfen. Auch für die Bildungsgrundformen strömt im allgemeinen reicher volkskundlicher Stoff zu, ob es sich nun um das Spiel handelt oder die ersten Schritte ins Arbeitsleben oder um Lehre im eigentlichen Sinne. Bei der Zucht ist besonders auf die volkstümlichen Schreckgestalten und

Digitized by Google

die verschiedenen Redewendungen zu achten, mit denen gedroht und eingeschüchtert oder auch gelobt und ermuntert wird.

Die Beantwortung der Frage nach dem Bildungswert des Volksgutes ist der gesamten Volkskunde aufgegeben, als Teilfrage der volkskundlichen Erziehungsforschung dürfte sie sich aber am leichtesten beantworten lassen. Sie dürfte gleichbedeutend sein mit der Frage nach dem arteigenen Volksgut als Grundlage der neuen Volkserziehung. Damit kommen wir aber schon zur praktischen Auswertung der volkskundlichen Erziehungsforschung. In dankenswerter Weise haben diese Fragen bereits Lehrer auf Grund meines Buches in Angriff genommen, so etwa Fachlehrer Zintl[23]), der in Anerkennung der Überlegenheit des Bildungsgutes der in der Heimat bestehenden und wirksamen volkhaften Gemeinschaften über den Allerweltsbildungsstoffen vom Lehrer die Beantwortungen folgender Fragen fordert: 1. Worin besteht das Bildungsgut der in der Heimat wirksamen Gemeinschaften überhaupt? 2. Welchen Bildungswert besitzt es? 3. Welche Bildungsgüter sind für die Aufnahme in den Lehrplan seiner Schule besonders geeignet? 4. Wie übermittelt man diese Bildungsgüter in einer den Stoffen und Altersstufen am besten entsprechenden Form? Nun, dazu gibt es ja auch bei uns schon mancherlei wertvolle Hilfsmittel, es sei hier nur kurz auf Gustav Jungbauers Deutsche Volkskunde verwiesen[24]), die eine gute Übersicht auch über diese Fragen bietet. Wenn im Deutschen Reich die Volkskunde zu den Grundwissenschaften der Lehrerbildung gezählt wird, so ist dies von dieser Frage aus voll und ganz zu verstehen und nur zu wünschen, daß auch bei uns der Volkskunde eine solche Stellung von der Lehrerschaft eingeräumt würde. Die Anerkennung der Erziehung im Volke als Teilgebiet der Volkskunde und ihre planmäßige Erforschung in unseren Bezirken und Gauen kann dazu aber zweifellos wertvolle Vorarbeiten leisten. Aber auch der Erwachsenenbildung vermag eine planmäßige Erforschung der Erziehung im Volke entscheidende Einsichten zu bieten, so durch die Aufdeckung der beständig in den einzelnen Volksgefügen wie Jungmannschaft, Berufskameradschaft, Stammtisch und Nachbarschaft erfolgenden gegenseitigen Erziehung, an die anzuknüpfen ist.

Doch wir wollen uns hier nicht mit den Auswirkungen praktischer Art befassen, sondern mit der volkskundlichen Forschung selbst. Da wäre ferner eine Volkskunde der Schule zu fordern. Hat die Erziehung im Volke als volkskundliches Forschungsgebiet es mit den Erziehungsvorgängen zu tun, die vor und neben der Schule einhergehen und nach ihr ihre Wirkung tun, so müssen sie doch auf ihr Verhältnis zur Schulerziehung überblickt werden. Zunächst muß da aber erst einmal mit Emil Lehmann[25]) gefragt werden: Wie steht denn die Schule im Volke, was ist von der Schulerziehung aus volkhafter Wurzel erwachsen, wie muß auch die vollentfaltete Schule auf die

[23]) Zintl E., Aufgaben der Heimatschule, in Freie deutsche Schule 1937, Folge 3, S. 28.

[24]) Jungbauer G., Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen, 1936.

[25]) Lehmann Emil, Volkskunde als Grundwissenschaft der Lehrerbildung, in „Neue Bahnen", 48. Jg., 1937, Heft 5, S. 134.

Digitized by Google

Mitwirkung der Erziehung im Volke rechnen und wie sehr ihre Gegenwirkung berücksichtigen. Einiges Material habe ich in meiner Erziehung im Volke dazu ja schon im Schlußabschnitt über volkhafte, hochkulturelle und volkliche Erziehung beizubringen versucht. Es ist hier den Ausführungen Emil Lehmanns beizupflichten, wenn er darauf hinweist, daß bezüglich „Volksglauben und Kirche die volkskundliche Forschung die Frage mit besonderer Sorgfalt behandelt hat, wie sehr die strenge kirchliche Formenwelt durchsetzt, durchwachsen, durchwuchert ist von allerlei volkhaften Gestaltungen — man denke an das Brauchtum, aber auch an die volksmäßigen Glaubenserscheinungen selbst. Sollte die Schule wirklich so außerhalb des Volkslebens stehen, daß man bei ihr nicht gleichermaßen nach volkhaften Durch- und Überwucherungen fragen dürfte? Einiges drängt sich gewiß von vornherein auf — von der Tüte am ersten Schultag angefangen bis zu volkhaften Ausgestaltungen der Schulentlassung"[26]). Schließlich verlangte die von E. H. Meyer schon 1898 gestellte Frage eine systematische Umfrage und Erhebung über weite Gebiete: „Was bringt die Schuljugend aus dem Schul- und Kirchenunterricht mit ins Leben?... Schafft er wirklich eine dauernde Grundlage des zukünftigen Lebens oder bilden Schule und Kirche nur eine Episode darin?[27]).

Von der Frontstellung gegen die Beschränkung auf die bloße Erforschung des Volksgutes als Aufgabe der Volkskunde, — nach Mackensen[28]) blickt sie auf den Erzeuger, auch wo sie es mit den Erzeugnissen zu tun hat, — und unserer Sicht auf das Volk im Werden, Volk in der Vergemeinschaftung müssen wir die volkssoziologische Forschung auf volkskundlicher Grundlage im Sinne M. Rumpfs[29]) fordern als ein entscheidendes, heute fast noch völlig brach liegendes Arbeitsfeld. Da ist zunächst einmal ein Schema des Volksaufbaues, der volkhaften Gefüge herauszuarbeiten, das der Fülle und Mannigfaltigkeit des Volkslebens, ohne sie zu vergewaltigen, gerecht wird. Bei der Erforschung der Erziehung wird es benötigt, und daher habe ich mir eines zurecht gemacht, das bereits vielfach auch von anderen verwendet wurde[30]). Die Scheidung Bachs[31]) zwischen Volkskunde und Volkssoziologie, wonach der Erforschung der landschaftlichen Gruppen allein der Name Volkskunde zuzugestehen wäre, während die Erforschung der sozialen Gruppen im engeren Sinne (die bürgerliche Gesellschaft nach Riehl) der Volkssoziologie zu überantworten wäre, erscheint mir nicht angängig, wie sich aus meiner Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage „Vom Gefüge des Volkes" ergibt. Hier behandle ich nämlich das Volk nach den durch Blut, Boden, Alter, Arbeit und geistigen Gehalten

[26]) Ebenda.
[27]) Meyer E. H., Deutsche Volkskunde, 1898, S. 132.
[28]) Mackensen L., über die Ziele u. d. Inhalte volksk. Schaffens, Ztschrft. f. Dtschkde. 40 (1926), 525 f.
[29]) Rumpf M., Deutsche Volkssoziologie im Rahmen einer sozialen Lebenslehre, 1931.
[30]) Vgl. Lehmann Ernst, Vom Gefüge des Volkes, Grundriß der Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage, 1937, auch meine Erziehung im Volke, 1936.
[31]) Bach, Deutsche Volkskunde, 1937, S. 48.

Digitized by Google

bestimmten Gefügen. Dem richtigen Bedenken Bachs, daß bei einer Einbeziehung der Volkssoziologie die Volkskunde übermäßig anschwellen würde, begegne ich einfach im Sinne der Beschränkung des Gegenstandes der Volkskunde auf den unbekannten deutschen Menschen. Die gesamte Soziologie, die es mit dem deutschen Menschen zu tun hat und sich zu einer Volkslehre im Sinne der Lehre Boehms vom eigenständigen Volke auswachsen würde, würde natürlich den Rahmen der wissenschaftlichen Volkskunde sprengen. Weitere Fragestellungen einer Volkssoziologie auf volkskundlicher Grundlage wären etwa: Wie sehen die Führer in den Gemeinschaftsbildungen unseres Volkes aus? Dabei wäre darauf zu achten, daß jedes Dorf, ja jede Nachbarschaft heimliche Führer hat, nach denen man sich richtet, die den Ton angeben, unter deren Einfluß allein Abweichungen vom Hergebrachten gebilligt werden. Unsere Volksverbände arbeiten an einer Belebung der Nachbarschaft, schaffen Sprengel-Nachbarschaften zur leichteren Erfassung ihrer Mitglieder. Daß da in rechter Weise an lebendige Nachbarschaften angeknüpft und nicht künstliche Gebilde vom grünen Tisch mit dem Lineal geschaffen werden, gehört zweifellos zu den praktischen Aufgaben einer volkssoziologischen Forschung auf volkskundlicher Grundlage. Desgleichen hätte eine derartige Forschung auf das nachdrücklichste vor leichtfertiger Verpflanzung bodenständigen Volksgutes, wie Volkslied und Volkstanz auf andersartige Gemeinschaften zu warnen[32]).

Die Politik im Volke, d. h. das politische Handeln des Volkes verlangt wissenschaftliche Beachtung. Das Ehrgefühl ist bei manchen Schichten und Schlägen besonders ausgeprägt, häufig gepaart mit starkem Geltungsstreben, das man aber nicht einfach im Sinne der Adlerschen Individualpsychologie als psychopathisch abtun kann. Wohl aber bedingt es ein besonders auf Machterwerb ausgehendes Handeln, das zur Ausbildung bestimmter Verhaltungs- und Umgangsformen führt, die sich nur recht oberflächlich als Bauernschlauheit und Verschlagenheit kennzeichnen lassen. Daß jeder Kauf und Verkauf als eine politische Hauptaktion, insbesondere der Viehhandel so gewertet wird, hat kein geringerer als Jeremias Gotthelf besonders nachdrücklich herausgestellt, man vergleiche nur seinen „Uli, der Knecht", und „Uli, der Pächter". Nicht geringeres politisches Geschick verlangt das Dingen des Gesindes wie überhaupt der Umgang mit dem Gesinde, die Behauptung in der Ortsgeltung und schließlich die Mitarbeit in den Selbstverwaltungskörpern, Gemeinderat usw. Für all dies kennt man von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte und immer wieder erprobte Kniffe und Handlungsweisen, die sich auch im Sprichwortschatz als Erbweisheit niedergeschlagen haben. Eine Darstellung der Politik im Volke hätte sich schließlich auch mit der Stellungnahme des Volkes zur hohen Politik zu befassen, das übliche Politisieren auf der Bierbank zu beachten und herauszustellen, wodurch sich Ereignisse und Persönlichkeiten der hohen Politik volkstümlich machen, Anklang und Anhänger in diesen oder jenen Schichten finden oder nicht finden. Es gilt eben, nicht nur die Gehalte, das

[32]) Vgl. die Warnung G. Jungbauers, in Sudetendeutsche Volkskunde (Sudetendeutschtum 1936, S. 55 f.).

Digitized by Google

Volksgut zu sehen, sondern das diese Gehalte schaffende und gebrauchende Volk, das Volk bei der Arbeit, bei der Bildung von Gemeinschaften und Gefolgschaften.

In diesem Sinne möchten wir auch von der Volksglaubensforschung die Einbeziehung des die Gehalte des Volksglaubens gebrauchenden Volkes verlangen. Sie müßte dann das kultische und seelsorgerliche Handeln des Volkes in den Kreis ihrer Forschungen einbeziehen. Insbesondere wichtig scheint da die Beachtung der Seelsorge im Volke zu sein. Der Wert von Glaubensvorstellungen entscheidet sich ja erst dann, wenn es zum Treffen kommt, in der Anfechtung, Verzweiflung. Man braucht sie vor allem zum Trösten, Ermuntern. Trost- und Beileidsformen und Formeln gilt es da zu sammeln und zu beachten. Beim Zurechtweisen, Beichten usw. zeigt sich aber gleichfalls die Volksfrömmigkeit. Da wirkliche Seelsorge nur ein von Christus ergriffener Mensch, ein Gläubiger üben kann, so wird ein volkskundlicher Nachweis, daß in unserem Volke Seelsorge in reichlichem Ausmaße geübt wird, ja daß die innigsten Gemeinschaften wie Familie, Sippe, Nachbarschaft und Vetternschaft ohne gegenseitige Seelsorge nicht bestehen könnten, zugleich zu einem entscheidenden Beweis für die Christlichkeit unseres Volkes, mögen auch die verschiedenen Gehalte des Volksglaubens zu andersartigen Schlüssen verleiten. Man wird aber auch großes seelsorgerliches Geschick, insbesondere bei den Müttern des Volkes nachweisen können, das sich insbesondere bei der Behandlung der gestrauchelten Ehegatten erweist und sich in der Kunst zeigt, das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen[33]). Wie es besondere Volksheilkunde im Volke gibt, so gibt es im Volke auch Volksseelsorger, nicht allein Männer, sondern auch Frauen, die sich eines besonderen Vertrauens und Rufes erfreuen. Zumeist verstehen sich die Volksheilkundigen auch auf die Seelsorge, denn „die erste Forderung aller Volksärzte ist, daß die Kranken ihnen unbedingt glauben und vertrauen"[34]). Man kennt eben im Volke nicht ganz zu Unrecht noch keine gesonderte Behandlung von Leib und Seele. Man weiß noch etwas von der entscheidenden Macht des Glaubens für das Einzel- und für das Gemeinschaftsleben.

Bei der gegenwärtigen Generalreparatur unseres Volkslebens kommt der deutschen Volkskunde eine entscheidende Aufgabe zu. Insbesondere hat sie zu verhüten, daß man die Eigenart des Volkstums verkennt und das Volksleben durch gekünstelte Einrichtungen erstickt. Ihre Sorge muß es vielmehr sein, daß überall in richtiger Weise an Bestehendes angeknüpft wird, Verschüttetes zu neuer Entfaltung erweckt wird. In diesem Sinne hat sich die deutsche Volkskunde ganz in den Dienst des neuen Volkswerdens zu stellen, freilich ohne damit ihre Wissenschaftlichkeit preiszugeben. Gibt sie diese auf, so ist ihr Dienst zu nichts nütze. Manche neue Wege müssen da aber doch wohl beschritten werden, wie wir zu zeigen versuchten. Zur Gemeinschaftsarbeit auf diesen Wegen aufzurufen, das allein soll der Sinn dieser Ausführungen sein.

---

[33]) Vgl. Lehmann Ernst, Seelsorge im Volke, im Erscheinen in den „Studien zur religiösen Volkskunde", Dresden.

[34]) Jungbauer G., Volksmedizin, 1934, S. 67.

Digitized by Google

Geburt und Taufe im Ascher Ländchen*)

Von **Hugrun Hintner**, Asch (Prag)

Das wunderreiche Erlebnis der Menschwerdung ist immer ein Vorstellungszentrum der Menschheit gewesen. Jahrtausende haben dieses Geschehnis zu einem Urpunkte des Alls gemacht. Die uralten Vorstellungen, daß die Kinder aus Brunnen, hohlen Bäumen, Felsen und Höhlen kommen, die der Mutter Erde ihr Dasein verdanken, sind Objektivierungen dieses Erlebnisses, immerwiederkehrend hinter den bunten Sprachen der Zeiten. Mit der Annahme der Herkunft der Kinder aus dem Wasser hängt es vermutlich zusammen, daß schon in grauer Vorzeit unfruchtbaren Frauen empfohlen wurde, sich den gewünschten Kindersegen durch Berührung bestimmter Quellen oder einen Trunk daraus zu verschaffen.

Auch die im Ascher Ländchen volkstümlichen Anschauungen über die Herkunft des Kindes spiegeln sich in den Antworten auf die Frage: „Woher kommen die kleinen Kinder?" „Der Storch bringt sie aus dem Teiche" oder „Der Stelzenvogel zieht sie aus dem Beckenwolfteich oder Metzkersteich und Hirschenteich (Niederreuth), aus dem Herrenteich (Mähring) usw." In der Haslauer Gegend werden sie aus dem Brunnen geholt und in Neuberg gelten verschiedene Schloßbrunnen als „Kindelbrunnen". In manchen Gegenden kommen die Kinder auf dem Wasser dahergeschwommen: so in Wernersreuth auf der Elster, in Friedersreuth im Tierbach, der später Regnitz heißt. In Roßbach holt sie der Wassermann aus dem Lagarbach und in Lindau bringt sie „es'grouß Wasser" des Forellenbaches. Aus dem hohlen Stamm einer Wetterfichte in der Nähe des Elsterbrunnens werden die kleinen Kinder von einem großen Vogel geholt (Steingrün). Wünscht ein Ascher Kind sich ein Geschwisterl in der Familie, so legt es für den Storch ein Stücklein Zucker vors Fenster.

*) Über das Brauchtum des Ascher Ländchens ist bisher wenig veröffentlicht worden. In der „Heimatkunde des Ascher Bezirkes für Schule und Haus" von J. Tittmann (Asch, 1892) ist eine gute Druckseite den Sitten und Bräuchen bei Taufe, Konfirmation und Hochzeit gewidmet, während in der volkskundlichen Arbeit Alois Johns, „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen" (2. Aufl. 1924) nur gelegentlich einige Lichter auf Ascher Brauchtum fallen und ein paar Beiträge der freien Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Bezirkslehrerverein Asch („Heimische Volksdichtung als Spiegel unserer Stammesart", „Volksgut und Volksart im heimischen Kinderliede" von Friedrich Putz, „Aus unserer Ascher Heimat", Sagen und Erzählungen von Wilh. Fischer) einige versiegte Quellen Volksgutes wieder zum Fließen bringen.

Meine Fundstätten für diese Arbeit sind vielfältig und merkwürdig verschieden: der bäuerliche Einödhof, die Werkstätte des Handwerkers, die Wohnung der Hebamme und der Milchfrau, eine Gasthausstube im Elsterlale, die heitere Runde eines Sportlerkreises, der Badeteich, der Turnplatz, das behagliche Heim von Fabrikanten und Gewerbetreibenden — das sind die Fundgruben für Perlen und Schätze des Ascher Volksgutes. Es war nicht immer leicht, bei diesen Kreuz- und Querbesuchen den richtigen Ton anzuschlagen und das zu erfragen, was ich wissen wollte. Aber wenn meine reine Absicht erkannt wurde und ein befreiendes Lachen von beiden Seiten half, den vorgeschobenen Riegel an der Tür Überlieferung zurückzuschieben, dann wurde mir bereitwillig Einblick gewährt in die Schatzkammer alten Ascher Brauchtums.

Digitized by Google

Da es von großer Bedeutung ist, daß das zu erwartende Kind gesund an Körper und Geist erscheine, sind gewisse Vorsichtsmaßregeln geboten, die darauf hinzielen, Mutter und Kind zu schützen. An den Regeln und abergläubischen Vorkehrungen, die sich auf die Frau zur Zeit der Schwangerschaft beziehen, klebt viel mystisches Beiwerk, das vermutlich aus dem germanischen Heidentum unserer Vorfahren herübergenommen wurde.

Eine Frau, die Mutterfreuden entgegensieht, soll von keinem gefallenen oder verstümmelten Tier etwas essen, sonst trägt das Kind einen körperlichen Schaden davon. (Ottengrün, Rommersreuth.) Nicht angezeigt ist der Genuß von Stier- und Bockfleisch, denn davon wird das Kind leicht wohllüstig und schamlos im Reden und Handeln (Hirschfeld). Auch der Fleischgenuß zu Hause geschlachteter Tiere ist zu vermeiden (Oberreuth, Niederreuth und Wernersreuth). Reichlichem Genuß von Obst schreibt man starke Kinder zu, vom Essen von Mandeln hat die schwangere Frau schöne Kinder zu erwarten. Der Schönheit wegen werden geriebene Mandeln auch dem Kinde später in den Schnuller („Nutscher") gebunden.

Ißt die Frau zusammengewachsenes Obst, so gibt es Zwillinge (Oberreuth) oder das Kind wird im Mutterleibe so groß, daß die Geburt eine schwere wird. Eine andere Überlieferung sagt, daß Schwangere sich überhaupt des Obstgenusses enthalten sollen, um zu verhüten, daß das Kind einen Wasserkopf bekommt.

Eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befindet, soll nicht auf den Wäscheboden gehen und Wäsche aufhängen oder abnehmen. Sie darf nirgends durchkriechen, unter keinem Schlagbaum, keiner Wagendeichsel, keiner Wäschestange und bei keinem Zaun. Wenn es nicht zu vermeiden ist, soll sie rücklings wieder zurückkriechen. Solche Kriech- und Streckbewegungen führen zu einer Verschlingung der Nabelschnur. Man erzählt auch von Fällen, wo solches Durchkriechen zur Geburt von Zwergen und Krüppeln geführt hat. (Oberreuth, Wernersreuth.) Die Schwangere soll über keinen Kreuzweg gehen, da sie sonst bei der Geburt kein Glück hat.

Sie soll keine Schwerkranken oder Sterbenden besuchen, keine Toten ansehen und nicht an Leichenbegängnissen teilnehmen, da das Kind sonst Krankenbläße und Leichenfarbe mit auf die Welt bringt. Sie soll überhaupt Aufregungen aller Art vermeiden: Theater, Schützenfeste, Zirkus usw., weil dergleichen Eindrücke leicht ein „Versehen" zur Folge haben können. Auf keinen Fall darf die erschreckte oder erregte Frau die Hand auf einen sichtbaren Körperteil legen, weil sonst die entsprechenden Male am gleichen Körperteil des Kindes auftreten. Wenn sie über etwas jäh erschrickt, muß sie das Ding fest anschauen, dann starr auf die rechte Hand blicken und an den Vater des zu erwartenden Kindes denken, damit dieses keinen Schaden nimmt. (Asch, Niederreuth, Schildern und Neuberg.) Auch durch längeres Schauen in das Blau des Himmels kann das Übel gebannt werden (Wernersreuth) oder durch das Beten eines Vaterunsers (Haslau). Besonders im dritten Schwangerschaftsmonat ist das „Verschauen" gefährlich. Schwangere Frauen sollen keine blutende Wunde anschauen und auch das Erschrecken vor Tieren kann verhängnisvoll werden. Erschrickt die

Digitized by Google

Mutter zum Beispiel vor einem Hasen, so erhält das Kind eine Hasenscharte; behaarte Muttermale am Körper des Kindes entstehen durch Erschrecken vor Tieren.

Werdende Mütter sollen aus keinem „Schnäuzel-" oder „Schnabeltopf" trinken; auch da liegt die Gefahr einer Lippenverstümmelung nahe. (Asch, Schönbach, Nassengrub, Niederreuth usw.) Bei lebhaften Gelüsten der Schwangeren nach Speise und Trank ist große Vorsicht geboten. Keinesfalls soll der ersehnte Gegenstand von der Frau selbst gekauft werden, sondern die erwünschten Dinge sollen geschenkt werden. Wenn die werdende Mutter das Gewünschte nicht bekommt, so wird das Kind immer die Zunge herausstrecken und diese Gewohnheit erst einstellen, wenn die Mutter mit der betreffenden Speise über seine Zunge fährt. Auch bei solchen Begierden ist die Berührung eines Körperteiles gefährlich. Im Ascher Ländchen wird von Fällen erzählt, wo das Kind entstellende Male in Form eines Schnapsfläschchens auf der Wange, eines Pilzes, ja einer Tabakpfeife auf der Brust als widerwärtige Andenken trug. Eine Schwangere, die vor einer Kröte erschrickt, bringt einen sogenannten „Unflat" zur Welt, eine Mißgeburt, die durch Entstellung des Kopfes oder der Gliedmaßen einen scheußlichen Anblick bietet. (Niederreuth.) Die gleiche Mißgestaltung oder auch Erblindung oder Taubheit tritt ein, wenn auf den Weg einer hoffenden Frau „Leichenwasser" (Wasser, womit ein Verstorbener gewaschen wurde) geschüttet wird. (Wernersreuth, Oberreuth.)

Auch dem sittlichen Moment wird eine gewisse Bedeutung zugemessen. Eine werdende Mutter darf insgeheim nichts an sich nehmen, was nicht ihr persönliches Eigentum ist, nicht einmal von ihrem Manne; sonst wird das Kind diebisch veranlagt. (Asch, Niederreuth und Grün.) Eine Schwangere soll kein Tier töten, besonders weder Maus noch Maulwurf; das Kind wird dadurch verbrecherisch veranlagt. Sie soll keine Patenstelle übernehmen; das könnte sowohl für das zu erwartende Kind wie für das Patenkind von üblen Folgen werden. (Krugsreuth, Hirschfeld, Lindau, Grün.)

In gesegneten Umständen befindliche Frauen sollen nachts nicht allein ins Freie gehen, denn da hängt sich ihnen der Teufel auf den Rücken und verursacht beim Kinde blaue Flecken. Hält sich die Schwangere für verhext, so soll sie die Mistgabel mit dem Stiel in den Düngerhaufen stecken, dann bleiben die Hexen in den Zinken stecken und machen den Zauber rückgängig. (Niederreuth.) Beim Einkauf soll die Schwangere die gekauften Sachen niemals in der Schürze nach Hause tragen, sonst wächst das Kind im Mutterleibe an und kann infolgedessen lange nicht gehen.

Äußere Anzeichen, Zustände und Bewegungen der hoffenden Frau werden in gute und schlechte eingeteilt. Flecken im Gesicht deuten auf eine männliche Frucht; blühendes Aussehen verrät ein kommendes Mädel. (Asch, Schönbach, Nassengrub.) Klagen die Schwangeren über Sodbrennen, sagt man in Roßbach und Thonbrunn, das Kind werde viel Haare auf dem Kopfe mitbringen. Sprechen im Schlaf wird auf geschwätzige Nachkommenschaft bezogen; verläßt die Schwangere aber nachtwandelnd das Bett, so wird das Kind unfehlbar ein Nachtschwärmer. (Neuberg.)

Digitized by Google

Im allgemeinen gilt der Besuch einer Schwangeren als glückbringend. Keinesfalls aber soll eine Erwartende in das Heim einer Gebärenden gehen, es würde einer von beiden eine schwere Geburt schaffen.

Ein vielverschlungenes Netz von Sitte, Brauch und Aberglauben umrankt die Geburt eines Kindes, das, wie man landläufig sagt, „auf die Welt kommt". Die volkskundlichen Forschungen zeigen, daß dieses „freudige Ereignis" von einer stattlichen Gruppe von schützenden Bräuchen umgeben ist.

Die letzten Tage vor der Niederkunft, die im Ascher Lande mit den grobschlächtigen Wendungen „übern Kochlöffel stolpern", „rumpeln" und ähnlichem bezeichnet werden, sind reichlich mit Sitten und Bräuchen durchflochten, bei denen verschiedene Amulette eine große Rolle spielen. Das Himmelbett der altascherischen Kindbettevin ist heute außer Gebrauch gesetzt; die leinene Kappe der Gebärenden soll nur im Südsprengel des Haslauer Gebietes noch manchmal zu sehen sein, aber der Brauch der Großmütter, ein Stück vom Brautschleier oder das Brautgebetbuch unter das Kissen zu legen, wird heute noch geübt. Das Anziehen eines Mannes-hemdes soll auch die Geburt erleichtern.

Bei Eintritt der Wehen wird das Bett so gestellt, daß es mit dem Kopfende der Tür zugekehrt ist. Unter den Kopf der Gebärenden legt man zur Erleichterung Bilder der Namenspatronin, der Muttergottes und der heiligen Nolburga. (Himmelreich und Rommersreuth.) Im ganzen Ascher Bezirke und darüber hinaus wird die Nachgeburt zuerst unter das Bett gestellt, „damit das Kind recht schön wird", und die Nabelschnur aufbewahrt. In ferner Vergangenheit kamen die Nabelschnurreste als glückbringender Fetisch in den Handel; heute kommt der Nabelschnurrest in den Patenbrief. Vielfach hebt die Mutter die abgefallene Nabelschnur im Gebetbuch oder unter dem Hausdache auf und folgt sie dem Kinde erst, wenn es erwachsen ist, aus. Mädchen verhilft das Überbleibsel zu Ansehen in der Gesellschaft, Knaben zu Geschicklichkeit und Schlauheit.

Im Ascher Ländchen wird vielfach der Kalender befragt, in welchen Zeichen ein Kind geboren ist. Als unbedingt glückverheißend gelten „Löwe" und „Jungfrau"; unheilbringend „Krebs" und „Wassermann"; ein im „Fisch" geborenes fällt leicht ins Wasser oder wird zum Säufer. In den letzten drei Fällen ist das Kind dem Wassermann verfallen, seine Seele muß man beim Gang zur Taufe auslösen, indem man eine Münze in irgend einen Bach oder Brunnen wirft. (Haslau.)

Allbekannt ist der Glaube, daß Sonntagskinder besondere Glückskinder seien. Auch Kinder, die in der Mittagsstunde oder unter Blitz und Donner ins Leben treten, sollen vieles sehen, was anderen Sterblichen verborgen bleibt. Kinder, die unter Hagelschauer geboren werden, haben viel Ankämpfungen im Leben zu erwarten. Ankömmlinge, die bei einer Mondesfinsternis erscheinen, erwartet viel Unheil. Am besten sind die Kinder dran, die am Namen-Jesu-Sonntag auf die Welt kommen: sie werden reich und gescheit, finden alles wieder, was sie verlieren. Der größte Unglückstag für eine Geburt ist der erste August, weil an diesem Tage der Teufel aus dem Himmel geworfen wurde. (Haslau.)

Digitized by Google

Das Kind, das in der sogenannten Gesichtslage geboren wird, ist übel daran: es soll der Gerechtigkeit verfallen sein und kann seinem Verhängnis nur entgehen, wenn gerade ein Scharfrichter in der Nähe ist, der es mit dem Schwerte ein wenig ritzt. Kinder, die mit einem bläulichen Streifen auf die Welt kommen, „tragen die Totenfarbe mit sich" und sterben bald. (Niederwald und Wernerswald.) Als Anzeichen des baldigen Todes für das Neugeborene gelten das Heulen von Hunden, das Krähen von Hähnen, das Stehenbleiben der Uhr, winselndes Brausen im Ofen und ähnliche auf natürliche Weise schwer zu deutende Geräusche, für die der Hauskobold oder die „Klagemutter" (ein kleines Weibel mit Spinnwebgesicht) verantwortlich gemacht werden. Wenn die soeben Mutter Gewordene das Gefühl hat, kalt angefaßt oder angeblasen zu werden, oder wenn die Schränke krachen, so ist das ein Zeichen, daß das Särglein für den kleinen Erdenbürger schon beim Schreiner gezimmert wird. (Oberreuth und Niederreuth.)

Ein kurzes Augenmerk gelte noch den Bräuchen in der Zeit unmittelbar nach der Geburt des Kindes. Das Neugeborene wird zunächst in einen Wäschekorb gelegt, in dem sich ein Gebet- oder Gesangbuch befindet, eine Schere und ein Geldstück, alles zum Schutze gegen die bösen Gewalten. In einigen Ortschaften an der bayrischen Grenze (Schildern, Mähring, Friedersreuth) muß der Vater seinen auf den Boden gelegten Sprößling aufheben. Da und dort wird das Neugeborene auf einen Augenblick auf den Stubenofen oder auf den Küchenherd gelegt, um es der Hausgenossenschaft einzugliedern.

Von besonderer Wichtigkeit ist das erste Kindsbad. Es reinigt das Neugeborene nicht nur körperlich, sondern befreit es auch von bösem Zauber. Man legt in das erste Bad eine Geldmünze, damit es dem Kinde nie an Geld fehle. Findet die Hebamme, der das Geld verbleibt, nichts „Klingendes" im Wasser, so bleibt das Kind sein Lebtag ein armes Würmlein.

Bei einem Mädchen soll man zum Wasserschöpfen für das erste Bad einen rundlichen Topf nehmen, damit die Kleine eine füllige Gestalt bekommt. (Himmelreich.) Damit die Neugeborenen eine zarte Haut bekommen, gibt man in das erste Bad Milch; rote Wangen erzielt man durch das Abtrocknen mit einem roten Tuch oder Einschlagen in rotgewürfelte Windeln. (Steingrün, Neuengrün.) Das Badewasser schüttet man vielfach unter eine Rosenstaude, damit das Kind schön wird (Haslau), oder einen Apfel- oder Kirschbaum, damit es runde Wangen bekommt. (Hirschfeld.) Nach dem Bade macht die Mutter in katholischen Gegenden das Kreuzzeichen auf die Stirn des Kindes zum Schutz gegen böse Geister und alle Gefahren. In das Tragkissen wickelt die Hebamme allerlei Amulette, Kreuzchen, kleine Steine, Wurzeln, Beinsplitter, Wolfszähne, Haare und dergleichen Zaubermittel mehr.

Kein weibliches Wesen soll sich die Schürze der Hebamme umbinden oder auf das Bett der Wöchnerin setzen, will sie nicht Gefahr laufen, in andere Umstände zu kommen. (Asch, Neuberg, Grün, Krugsreuth.)

Auch Maßregeln und Bräuche zum Schutze der Wöchnerin deuten auf alte Einrichtungen. Die Kindbetterin soll nie allein gelassen werden, sonst hat der Teufel Gewalt über sie. Zum Schutze gegen die bösen Gewalten

Digitized by Google

legt man einen Rosenkranz unter das Kopfkissen und um die zwölfte Stunde — ob zu Mittag oder zu Mitternacht — wickelt man den Brautschleier um die Wöchnerin, weil da die Quäl- und Diebsgeister kommen, die die Wickelkinder wegnehmen und Wechselbälge dafür hinlegen. Die Mutter darf um diese Zeit das schreiende Kind nicht berühren oder gar in den Arm nehmen, denn sonst trüge sie schon den Wechselbalg. Gegen das Eindringen von Hexen und Geistern schiebt die Kindbetterin einen hölzernen Kochlöffel vor die Tür. (Dörfer an der sächsischen Grenze.) Wo eine hölzerne Wiege verwendet wird, malt man an Kopf- und Fußende oft den sogenannten „Drudenfuß". Die Figur muß in einem Zuge gezeichnet werden.

Wenn von der Wiege gesprochen wird, muß von einer typischen Einzelheit der Kleinkinderpflege des Ascher Gebietes gesprochen werden. In engen Häuslichkeiten schlief das Kleinkind des Ascher Ländchens bis in die neueste Zeit hinein in einer sogenannten „Schwanken", in einer an zwei Ringen an der Kammerdecke angebrachten, an Stricken befestigten Schaukelvorrichtung aus einem viereckigen Linnen. Durch Ziehen an einem herabhängenden Band wird das schwebende Schaukelbrett in Bewegung gesetzt. Bei fortschreitendem Wachstum des Kindes erfährt die Schwanke eine entsprechende Tieferstellung.

Früh und spät muß die Mutter sich und das Kind behüten und überall den goldenen Mittelweg einhalten: Nicht zu viel essen und trinken, nicht zu viel arbeiten, nicht aus der Stube gehen und über fremde Schwellen schreiten, weil überall das Böse lauert. Die Kindbetterin soll sechs Wochen nicht über die Dachtraufe treten oder über die Straße gehen. Und wenn sie schon genötigt ist, das Haus zu verlassen, soll sie ein Stück des Brautschleiers zu sich stecken. In den „Wochen" soll die Frau außer den notwendigen Verrichtungen für sich und das Kind nichts arbeiten, denn was sie auch unternimmt, mißrät. Geht sie in den Stall, erkrankt das Vieh, begibt sie sich auf das Feld, so tritt Hagelschlag ein, auch kann sie in letzterem Falle leicht vom „Bösen Feind" irregeführt werden (Asch, Schönbach, Schildern, Mähring). Sie darf nicht über zwölf Uhr mittag vom Hause wegbleiben, denn sonst haben die bösen Geister Macht über ihr Kleines. (Oberreuth, Steingrün.) Geht eine Sechswöchnerin über ein Feld oder ein Gartenbeet, so wächst etliche Jahre nichts mehr darauf oder es verdirbt das Gewachsene. (Niederreuth, Grün.) In der Stube darf sie nicht allein gelassen werden, besonders nicht an Sonntagen früh, denn böse Geister könnten dann das Kind auswechseln. (Niederreuth.) Sie darf bis Ablauf der sechs Wochen an keiner öffentlichen Unterhaltung teilnehmen, weil es sonst leicht zu Streit und Unfrieden kommt. (Asch, Neuenbrand, Wernersreuth.) Sie darf nicht gemeinsam am Tisch der Hausgenossen essen, da sonst das Kind ein Vielfraß wird; sie darf keine Kleider nähen, denn wer diese trüge, würde vom Blitz erschlagen. (Haslau, Hummelreich.) Innerhalb der sechs Wochen darf kein Weib mit einem Korb in die Stube treten, damit Ruhe und Frieden nicht weggetragen werden. Kommt dies dennoch vor, dann müssen vom Korb drei Späne abgeschnitten und zum Kinde in die Wiege gelegt werden. (Grün.)

Digitized by Google

In den sechs Wochen soll die Wöchnerin nichts herleihen, besonders nichts, was zu ihrer Kleidung gehört, weil sonst die Drud über sie und ihr Kind Gewalt erlangt, beiden Böses anzutun.

In den ersten 14 Tagen darf sich die Wöchnerin nicht kämmen, sonst läuft sie Gefahr, Kopfschmerzen zu bekommen und sich den Schlummer von den geschlossenen Augen davonzujagen. Alle Haare, die innerhalb der sechs Wochen ausgehen, müssen verbrannt werden, denn wenn diese ein Vogel zum Nestbau benützt, bekommen Mutter und Kind ein schweres Kopfleiden. Vor der Benützung von Kämmen, Kopfbürsten und Kopfbedeckungen einer Sechswöchnerin wird eindringlich gewarnt.

Wünsche und Gelüste einer Kindbetterin müssen erfüllt werden. Stirbt eine Sechswöchnerin, so legt man ein Mangelbrett oder ein Buch ins Wochenbett. Auch soll man das Bett alle Tage „einreißen" (zerwühlen) und wieder machen, sonst kann die Tote ihre Ruhe in der Erde nicht finden, bis die sechs Wochen um sind. Stirbt eine Wöchnerin im Kindbett, so kehrt sie öfters zu ihrem Kinde zurück, wacht bei ihm, herzt es und betreut es oder badet es in ihren Tränen. Die Mutter ist sonst niemandem sichtbar. Ganz sicher geschieht dies, wenn man das Kind in das Sterbebett der Mutter legt. Sieht die Mutter, daß das Kind schlecht gehalten wird, so nimmt sie es wohl auch zu sich. Stirbt das Kind zugleich mit der Mutter, so werden beide in einem Sarge begraben; hiebei wird das Wickelkind in den rechten Arm der Mutter gelegt. In mehreren Ortschaften besteht der schöne Glaube, daß das Kind dann als Wegbereiter der Mutter voraus durch das Fegefeuer in den Himmel fliegt.

Eine Kindbetterin stirbt nie allein, das heißt, sie holt in kürzester Zeit zwei andere Wöchnerinnen nach. Ein Aberglaube, der für den überlebenden Mann von Bedeutung ist, besagt, daß man die hingeschiedene Mutter nicht im Brautkleid begraben soll, denn in einem solchen Falle heiratet der Witwer nicht mehr. (Schönbach, Steinpöhl, Schildern, Mähring.)

Dem Schutze des Neugeborenen bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres dienen die verschiedensten Vorkehrungen. Ist ja das kleine Menschlein wie die Mutter von allen möglichen unheilvollen Einflüssen gespenstiger Wesen bedroht.

Groß ist die Zahl der Dämonen in der Vorstellung des Ascherländischen Volkes. Hauskobolde spuken auf den Hausböden der alten Fachwerkhäuser und schwarze Teufel schießen über die Kollerstiegen in Niederreuth oder der „Esel" („Bieresel") poltert in den Gaststätten in Roßbach und Mähring, Moosmännlein und Mooswеiblein hausen am Hungersberg. Feurige Drachen pfauchen und klappern und die „Glouchmouda" rollt sich über den Berghang herab vor die Füße der Frauen und Kinder.

In verschiedenster Tiergestalt zeigt sich der Teufel und pumpert im Hausflur und auf der Stiege. Der „wilde Jäger" haust am Leitenberg, Finken- und Hungersberg und tobt durch den Grenzwald von Halbgebäu. Der „Schrötel" bewirft bei der „Katzenfichte" am Ascher Heimberg die Leute mit Steinchen und der „Huckauf" springt Frauen und Kindern auf den Rücken. Der „Wassermann" sitzt in den Brunnen und Teichen von Niederreuth und Thonbrunn und zieht die Kinder in seinen gläsernen

Digitized by Google

Palast. Die Hexe von Ziegenrücken verhext die Kühe und der Otternkönig von Friedersreuth pfeift die Schlangen herbei.

Zu den schlimmsten Gespenstern gehören die „Nachtmare", die sich über den Schlafenden werfen, daß ihm der Atem stockt und er zu ersticken vermeint. Ganz anderer Art sind dagegen die „Elsterweiblein", liebliche Nixen, die überall Segen stiften und die Menschen warnen, wenn ihnen Unheil droht.

Bei diesem Reichtum an Spukgestalten und gespenstischem Wunderwerk, das die Luft des äußersten Zipfels westböhmischer Erde schwängert, ist es nicht verwunderlich, daß man im Ascher Lande auf allerlei Mittel aus ist, dem unheilvollen Zauber zu begegnen.

In den Wäschekorb, in den das Kind zuerst gelegt wird, kommt neben Gebet- und Gesangbuch auch eine Schere und ein Geldstück. Erst nach der ersten Mahlzeit bei der Mutter kommt es dann in sein Bettchen, das in katholischen Gegenden mit Weihwasser besprengt wird. In die Wiege kommen auch allerlei Zaubermittel, die das Kind vor dem Einfluß der bösen Geister schützen sollen. Ein solches ist unter anderem der Schlafapfel oder Rosenapfel, d. i. ein durch den Stich einer Gallwespe entstandener Auswuchs an einer Hagebuttenstaude, den man dem Kinde unter das Kopfkissen legt. Es soll den Schlaf des Kindes herbeiführen und vor albischen Wesen schützen.

Ledige, d. h. leerstehende Wiegen soll man nicht „hetschen" (bewegen, schaukeln), weil man dann dem Kinde die Ruhe stiehlt und den Tod des Säuglings herbeiführt. Alte Katzen duldet man nicht im Hause, wo ein Wiegenkind liegt; sie könnten das Schlafende „erdrücken".

Furcht hat man im Ascher Lande auch vor dem „Verschreien". Daß ein Kind verschrien ist, erkennt man daran, daß es viel schreit, nicht gern trinkt und zusehends dahinwelkt. Um den Zauber zu bannen, muß man unter Gebet dem Kinde dreimal auf die Brust spucken und das Läppchen, mit dem das Kind abgetrocknet wird, in einem Baum verbohren. Wächst der Baum lustig weiter, so wächst auch das Kind, der Zauber ist behoben.

Altgewohnte Sitte, die noch heute besteht, ist es im Ascher Land, den Säugling zu beschenken, so z. B. steckt man dem Kinde nicht gezähltes Geld in den Wickel. Für dieses Geld darf die Mutter nicht danken und die Münzen sollen nicht ausgegeben, sondern für später aufbewahrt werden. Wohin das Kind zum erstenmal zu Besuch kommt, erhält es ein Ei. Damit fährt die Hausfrau dem Kinde kreuzweise über den Mund und spricht dabei die Worte: „Lern 's Latschen, wej d'Hejna 's Gazen."

Das Werk albischer Krankheitsdämonen ist die Kinderkrankheit, die in der Haslauer Talung „Altwater" heißt. Sie besteht darin, daß das Kind ein greisenhaftes Aussehen hat. Solche Wickelkinder wurden nach dem Brotbacken auf der Backschüssel in den Backofen geschoben und dreimal herumbewegt — Knaben von einem alten Mann, Mädchen von einer alten Frau — mit den Worten: „Alter, ich schieß dich ein, Junger, ich nehm dich raus, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit." In ein Zimmer, wo eine Wiege steht, soll man keinen Hund bringen; denn läuft das Tier unter der Wiege durch, so bekommt das Kind „Hundsfieber". Jeder, der die Stube der

Digitized by Google

Wöchnerin betritt, soll sich ein Veilchen setzen, sonst trägt er der Mutter und dem Kind den Schlaf davon.

In Orten, wo man die Kinder schon bald zur Taufe bringt, hört man die Mahnung: vor der Taufe soll ein Kind nicht die Brust bekommen, weil es sonst „unnütz" wird. Es bekommt nur ein „Saftl", das den Magen reinigen soll, aber oft den ersten Darmkatarrh verursacht. Bekommt ein Kind früh das erste Zähnchen, so sagt man in der Haslauer Gegend: „Bald Zahnla, bald Klanla", was darauf hinweist, daß weiterer Kindersegen nicht lange auf sich warten läßt. Darauf ist auch zu hoffen, wenn man Kleidungsstücke des Kindes oder die Wiege oder den Wagen verschenkt.

Frühestens nach acht Tagen geht im katholischen Teile des Ascher Gebietes die Wöchnerin mit Hebamme und Kind in die Kirche, um sich vorsegnen zu lassen. Dazu soll sie ein neues Kleidungsstück anziehen, damit dem Kinde einmal die Kleider gut stehen. Dies geschieht meist an bestimmten Tagen, Dienstag und Donnerstag für Mädchen, Samstag für Knaben. Die an anderen Tagen zur Kirche getragenen Kinder haben im Leben kein Glück zu erwarten oder sterben bald.

Von jetzt ab ist es Aufgabe der Mutter, mit aller Sorgfalt darüber zu wachen, daß mit dem Kinde nichts vorgenommen werde, wodurch die Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten beeinträchtigt werden oder zu Schaden kommen könnten.

Sie muß zum Beispiel darauf sehen, daß das Kleine nicht etwa durch das Fenster hinaus oder herein gereicht werde, weil es in solchem Falle im Wachstum zurückbleiben oder in seiner Bewegung immer ungeschickt sein, mit den Armen gestikulieren, mit den Beinen zucken und strampeln würde. Man darf das Kind auch nicht durchs Fenster schlüpfen lassen, sonst wächst es nicht mehr. Dasselbe würde geschehen, wenn man über das liegende Kind hinwegschritte. Ist das Überschreiten dennoch geschehen, dann muß man wieder zurückschreiten, um die unheilvolle Wirkung des ersten Schrittes aufzuheben. Einem Kinde, das noch nicht ein Jahr alt ist, darf man nicht Maß nehmen, sonst bleibt es klein und seine geistige Entwicklung schreitet nur langsam fort. Greift ein Wiegenkind schon im „dummen Vierteljahr" nach hängenden Schlüsseln und anderen baumelnden und seiner Hand ausweichenden Gegenständen, so sagt man in Roßbach: „Das Kind mißt mit seinen Armen die Welt aus", das heißt, es wird als erwachsener Mensch erst durch Fehlschlagen seiner Versuche Klarheit gewinnen.

Kindern, die über den Grad des Säuglings noch nicht hinaus sind, darf man weder die Haare abscheren, noch die Fingernägel beschneiden, sonst schneidet man ihnen das Gedächtnis und den Verstand oder das Glück ab, oder sie verwunden sich mit einem scharfen Instrument. Vor einem Jahr soll es auf das Kind nicht regnen, sonst bekommt es Sommersprossen. Besonders soll dies vermieden werden, wenn die Sonne durch den Regen scheint, weil da bekanntlich der Teufel seine Großmutter prügelt.

Ein Kind unter einem Jahr darf nicht geschlagen werden, denn schlägt man es auf den Rücken, so gewöhnt es sich das Stottern an, schlägt man es mit der Hand, so wird es dalkert (unbeholfen). Mit Birkenreisig, namentlich wenn es dürr ist, soll es auch nicht gezüchtigt werden, weil es sonst

Digitized by Google

mager wird. Auch soll man das Kind nicht in den Spiegel schauen lassen, sonst wird es furchtsam, gefallsüchtig oder schielend. Man soll es zu nichts riechen lassen, sonst verliert es den Geruchsinn. Gibt man dem Kinde Bettelbrot, so lernt es bald sprechen und spricht alles nach, wenn es auch für den Sinn der Worte kein Verständnis haben kann. Gibt man dem kleinen Kinde ein Stücklein Vogelfleisch, z. B. die gebratene Zunge eines Stars, so lernt es gut sprechen und singen. Soll das musikalische Talent besonders gestärkt werden, so muß man das Kind am Fronleichnamstage mit der Prozession herumtragen, damit es die vier Evangelien singen hört. Kommen bei einem Wiegenkind die oberen Zähne zuerst, so wird es nicht alt. Man bezeichnet diese Zähne als Sargnägel.

Ein Kind soll leichter sprechen lernen, wenn man es am ersten Gründonnerstag seines Lebens mit einer Schüssel und einem Löffel beschenkt. Kinder unter einem Jahre dürfen einander nicht küssen, ja sollen sich nicht einmal gegenseitig berühren, weil sonst eines von beiden nicht, bzw. erst spät sprechen lernt.

Eine der häufigsten Kinderkrankheiten sind bekanntlich die Fraisen, eine Form von Krämpfen, die akut auftritt und meist eben so rasch verschwindet. Unsere Vorväter meinten, es gebe nicht weniger als siebenundsiebzigerlei Fraisen, wie Zahn-, Bauch-, Schrei-, Magen-, Nasenhöhlen-, Darmfraisen und andere. Da die kindlichen Fraisen leicht zum Tode führen und oft auch später in Epilepsie übergehen, hatten die Leute eine Angst vor dieser schmerzhaften und tückischen Krankheit. Wundern wir uns also nicht, daß zur Bannung dieses Leidens allerhand Mittel und Gebote herbeigeholt wurden. Besonders gerne wurde das „Versprechen" angewendet, eine Art Zauberei, auf die sich nur wenige verstanden. Der „Versprecher" darf beim Betreten des Hauses und der Krankenstube von niemandem angeredet werden; er tritt schweigend an das Bett des kranken Kindes, legt diesem die Hände auf und gibt zunächst den Angehörigen auf, einige Vaterunser zu beten, worauf er eine Anrede an die Krankheit hält und an den schuldtragenden Dämon im Namen Gottes den strikten Befehl richtet, er möge weichen und aus dem Körper des unschuldigen Kindes entfliehen. Es gibt heute noch genug Leute, die felsenfest auf diese Kunst bauen. Ist kein erfolgverheißender „Versprecher" aufzutreiben, dann hilft man sich mit anderen Mitteln. Man hängt dem kranken Kinde sogenannte „Schreckstanl" um den Hals, das sind Steinchen in Form eines Herzens, oder sucht die Hilfe in der Vogelwelt beim sogenannten „Fraisenkrinitz" (Fichtenkreuzschnabel). Dieser in vielen Bauernstuben anzutreffende lustige Gesell ist der eigentliche Äskulap-Vogel unserer Gegenden, von dem es heißt, daß er die Krankheiten an sich ziehe. Deshalb hängt man den Käfig mit dem Fraisenkrinitz in das Zimmer von Kranken, mit Spannung wartend, ob er nicht stirbt. In anderen Ortschaften unseres Bezirkes hilft man sich bei Fraisen mit dem Paten, der das Kind auf den Bauch legen und ein Vaterunser dazu beten muß. Sind seine Bemühungen wirkungslos, so hilft man sich mit den „Fraisenzetteln", die man unter das Kopfkissen des Kindes

Digitized by Google

legt. Ein Fraisenzettel, der einmal geholfen hat, ist ein Heiligtum, das weder verkauft noch verschenkt, nur verliehen werden darf.

Stirbt ein Kind, so soll die Mutter vor Johannes (24. Juni) keine Erdbeeren essen, sonst erhält ihr Kind im Himmel kein einziges Beerlein, wenn die Muttergottes Erdbeeren verteilt. Die Seelen der verstorbenen Milchkinder gehen auf der Milchstraße. Kleine Kinder, die aus dem Leben gehen, ohne der Taufe teilhaft geworden zu sein, sitzen, so sagt man in der Haslauer Gegend, im Jenseits an einem Bächlein und mühen sich vergeblich ab, Wasser mit einem Becherlein zu schöpfen. Erst am jüngsten Tage werden sie als reine Engel in den Himmel einziehen.

Der wirksamste Schutz gegen alles Böse, gegen Krankheit und Gebrechen ist die Taufe, der Bund, den der Pate mit dem Himmel schließt, das Bekenntnis zum Glauben. Die kirchliche Weihe hat eine große Zahl von Bräuchen im Gefolge. Den meisten dieser Sitten lag ursprünglich eine tiefe Bedeutung zugrunde. Doch sie ist vielfach vergessen worden; die Handlung allein blieb und sank allmählich zu leerem Aberglauben herab.

Schon die Wahl des Taufpaten ist wichtig; gehen doch leicht körperliche und seelische Eigenschaften auf den Täufling über. Man wählt also gesunde, gescheite und wenn möglich wohlhabende Paten. Ist die Wahl getroffen, so ergeht von den Eltern die Einladung an die „Gevattern". Man nennt dieses Ersuchen „Gevattern bitten". Wie vor alters, so bittet man auch heute noch den engsten Verwandtenkreis zur Taufe. Die Einladung besorgt am Lande oft die Hebamme, die in den Tagen um das Familienereignis überhaupt die große Rolle spielt. Auch sie ist jetzt der Macht des Bösen unterworfen und soll, wenn der Ruf an sie ergeht, nachts nur in Begleitung eines handfesten Mannes, mit einer Laterne in der Hand, zur Kreißenden gehen.

Die Einladung zur Patenschaft darf man nicht ablehnen, sonst hätte das Patenkind kein Glück. Übrigens baut man sich durch die Annahme der Patenschaft eine Stufe in den Himmel. Auch wird es als Ehre angesehen, Pate zu stehen. Der einladende Bote, sei es nun die Hebamme oder ein eigener „G'vatterausrichter", wird sehr freundlich aufgenommen, gut bewirtet und reichlich beschenkt entlassen. Auch schriftliche Einladungen ergingen bisweilen. Ein Brief dieser Art, der wegen seines Alters Interesse erwecken dürfte, zumal da derlei Patenanrufe bis jetzt aus Asch kaum bekannt geworden sind, folgt in genauer Abschrift.

Der Wohl Ehrbaren, Edlen und Tugendbelobten Jfr. Johanna Florentina Grieszin H. Johann Nickolaus Grieszens, berühmten Bürgern, wie auch Gastgebern, und Mitmeistern l. l. Handwerks der Fleischer allhier, eheleibl. dritte Jfr. Tochter

Meine Jnsonders Hoch zu Ehrende Jfr. Muhme
und sehr wertgeschätzte Jfr. Gevatterin

A s ch.

Digitized by Google

Wohl Ehrbare, Edle und Tugendbelobte

Insonders Hochzuverehrende Jungfer Muhme
und sehr werthgeschätzte Jungfer Gevatterin

Derselben kan aus erfreuten Gemüthe nicht verhalten, welcher gestalt der Grundgütige Gott mein liebes Eheweib ihrer getragen weiblichen Ehe-Bürden gestern Nachmittag um 4 Uhr in Gnaden entbunden, und uns beiderseits Eltern mit einem gesunden und wohlgestalten Töchterlein gnädigst angesehen und erfreuet; Wann dann aber solches Kindlein von Natur wie alle Adams Kinder in Sünden empfangen und gebohren, und anders nicht denn durch die Heilige Taufe ins Reich Christi gebracht und einverleibt werden kan, hierzu aber eine christliche Mittelsperson hochnötig, welche mit ihrem andächtigen Gebete gleichsam die Stelle dieses zarten Kindes vertrete! Als habe ich und meine liebe Ehefrau Dieselbe schon längst darzu ausersehen und erkieset, gantz freundlich bittend solch Gottgefällige Ehren- und Liebes Werk gerne und willig über sich zu nehmen, und dieserwegen heute Nachmittag um 3 Uhr sich nebst deren liebwertesten Eltern bei mir einzufinden unser liebes Kindlein dem Herrn Christo in der Heiligen Taufe vorzutragen, und mit einem andächtigen Gebete zu versprechen, da mit es von Sünden abgewaschen, und ins Buch des Lebens einverleibt werde, nach vollendeten Tauf acte aber allerseits wieder bey mir einzusprechen und mit etwas wenigen accommodement gütigst vor lieb und willen zu nehmen. Wenn nun dieses dem lieben Gott zu Ehren, dem armen Kinde zum besten, uns Eltern aber zu sonderbaren Gefallen gereichet; also sind wir diesen besonderen Ehren- und Liebes Dienst auf alle nur ersinnliche Art und weise wieder zu verschulden erböthig, ich aber verharre

Meiner Hochzuehrenden Jfr. Muhme,
und sehr wertgeschätzten Jfr. Gevatterin

Dienstwilliger

Aſch, am 3. August 1778. Andreas Müller.

Was die Zahl der Paten anlangt, veränderte sich der Brauch im Laufe der Tage. Die Zeit liegt nicht allzuweit, da überall drei Paten üblich waren. Und zwar bei einem Knaben zwei männliche und ein weiblicher, bei einem Mädchen zwei weibliche und ein männlicher. Von den Paten hielt der ältere oder vornehmere das Kind bei der Taufhandlung auf dem Arme. Der zweite übernahm es, während der Geistliche die Glaubensformel sprach, und die dritte Person galt in der Volksmeinung als mehr oder minder überflüssig. Heute gibt man sich in der Regel mit einem Paten zufrieden, wie dies in der Haslauer Mulde auch schon in älterer Zeit Brauch war.

Das Patengeschenk war in älterer Zeit ein Zinnteller mit dem Namen von Paten und Taufkind. Heute besteht das „Eingebinde" aus einem „Patenbrief", der in früherer Zeit auf Pergament mit Handmalerei verziert Namen und Daten der Taufe trägt. Dieser Patenbrief wird vom Paten mit klingendem Geld, und zwar dreierlei Münzen (Gold, Silber, Kupfer) versehen, in eine bunte Hülle gelegt, mit einem breiten Seidenband umwunden

Digitized by Google

und dem Täufling ins Tragkissen geschoben mit den sinnigen Worten: „Hier hast Du das Deine, laß jedem das Seine." Gangbares Geld gibt man besser nicht; damit die Gabe nicht gleich verausgabt, sondern als Zauberschutz aufbewahrt wird.

Gegenstand größter Beachtung war im Ascher Lande bei der Kindstaufe schon der Empfang der Taufpaten im Hause der Wöchnerin und der Gang zur Kirche. Das Erscheinen der Paten wurde in Haslau in früherer Zeit mit großem Gepränge, ja mitunter mit Trompetenstößen und feierlicher Ansprache begrüßt. Auch heute wird in manchen Ortschaften „vor dem Walde" eine kleine Bewirtung mit Kaffee, Küchein oder Bier aufgetragen. Der Pate bringt den Patenbrief (Tuadnbroif), die Gevatterin eine Henne unter dem Arm mit, die sofort geschlachtet werden muß, da sonst das Kind eines gewaltsamen Todes sterben müßte. Überdies werden allerhand Geschenke, Eßwaren, Milch, Eier, Branntwein und dergleichen von dem Patherrn im Heim des Wiegenkindes abgegeben. In den Ortschaften des Elstertales bestand der Imbiß vor dem Taufgang aus in Milch eingeschnittenen Semmeln.

Nach einem stillen Vaterunser an der Wiege des Kindes wird dieses herausgenommen (die Aufforderung geht von der Hebamme aus), in ein feines Taufkissen eingewickelt, mit einem zierlichen Häubchen geziert und über das Kissen ein spitzenbesetztes Musselintuch gelegt. Die Hebamme richtet noch ein paar Seidenmaschen am Polster und das Kleidchen des Kindes zurecht und schlägt den Täufling noch in ein Seidentuch ein, das schon von Generationen herstammt. Anderwärts findet eine eigene Taufwindel aus Tüll Verwendung. Dann sagt sie zu den Anwesenden: „Also wollen wir in Gottes Namen gehen! Einen Heiden tragen wir fort, einen Christen bringen wir wieder!"

Mancherorts steckt man auch über die Tür zwei Messer oder Gabeln in den Türstock und legt ein Buch darauf, das bis zur Rückkehr aus der Kirche geöffnet liegen bleiben muß. Es besteht die Meinung im Volke, daß dann dem Kinde später das Lernen erleichtert werde.

Beim Gang zur Taufe, der heute schon fast überall zu einer Taufahrt geworden ist, soll keine beteiligte Person ganz schwarz gekleidet gehen. Wenn in einer Familie Trauerkleidung getragen wird, soll der an der Taufe beteiligte Teil nicht in purem Schwarz gehen, sondern in irgend einem Kleidungsstück bunt erscheinen. Wer da nicht einen freundlicheren Zug Farbe an seiner Kleidung zeigt, ist Schuld daran, daß das Kind späterhin furchtsam wird und seine Stirn in Falten legt. Auf dem Taufgang darf der Pate keine Notdurft verrichten, sonst würde das Patenkind ein Bettnässer. Zur Taufe gibt man in einigen Orten drei beliebige kleine Gebrauchsgegenstände mit, damit es nicht stehlen lerne. Während das Kind zur Taufe getragen wird, legt man in die Wiege ein Mangelholz; dadurch soll das Kind einstens zu Reichtum gelangen.

In Asch wird die Taufe gewöhnlich so spät angesetzt, daß die Wöchnerin mit in die Kirche gehen kann. Taufe des Kindes und Einsegnung der Mutter decken sich also ziemlich. In der Regel sind heutzutage die Kindesmutter, zwei Paten und die Hebamme als Begleitung des Täuflings in der Kirche

Digitized by Google

anwesend. Zum Schlusse bekommt die Wöchnerin den Segen. Von dieser Einsegnung an gilt sie nicht mehr als unrein und damit erlöschen die sie betreffenden, oben angegebenen Schutzregeln. Sie darf überall hingehen, ohne befürchten zu müssen, daß sie Unglück über sich oder ins Haus bringe. Allgemein verbreitet ist im evangelischen Teil der Ascher Bevölkerung der Glaube, daß die Muttergewordene das Kreißzimmer nicht vor dem Segnungsgang verlassen und schon gar nicht mit ihrem Bettzeuge in einen andern Raum des Hauses ziehen solle, weil sonst das Kind ruhelos und ihm ein schweres Wanderleben zuteil würde. Reden die Gevattersleute auf dem Taufgang viel, so wird das Kind ein Schwätzer.

Nach der Taufhandlung nimmt die Hebamme das Kind und gibt es der Mutter. Der Rückweg von der Kirche muß ein und derselbe sein wie der Weg zur Kirche; nur in diesem Falle wird sich der Täufling auf keinem seiner späteren Wege verirren.

Kinder, die bei der Taufe, besonders bei Nennung ihres Namens, weinen, sterben bald. Nach einer anderen Überlieferung kommt dann bald ein Geschwisterl nach. Ebenso werden Täuflinge, die den Namen eines schon verstorbenen Kindes der Familie erhalten, nicht alt. Kinder, denen man schon vor der Taufe ihren Namen beilegt, sterben auch bald.

Nach der Taufe begibt sich die Taufgesellschaft wieder ins Haus der Wöchnerin zurück, bei welcher Gelegenheit die Paten der am Wege wartenden Jugend Zuckerwerk oder kleinere Münzen zuwerfen. Oft wird bei der Rückkehr die Taufgesellschaft von Kindern mit einem Wickelband wiederholt aufgehalten, wobei sich der Pate durch ein Lösegeld die weitere freie Bahn erkaufen muß. Bei der Ankunft im Hause finden die Heimkehrenden die Haustüre verschlossen. Sie wird erst auf dreimaliges Klopfen geöffnet. In der Stube angekommen, wird das Kind von der Hebamme zunächst dreimal behutsam über das Bett der Mutter gerollt mit den Worten: „Mein Kind, das steht sehr wohl an, wenn man im Wirtshaus tanzen kann." Dies geschieht, damit es flott wird an Händen und Füßen, gewandt tanzen lerne und sich nichts antue, wenn es einmal fallen sollte. Beim Eintritt sagt die Hebamme entsprechend der Formel beim Antritt des Taufganges: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Christen bringen wir wieder." Dann wird das Taufhäubchen über den Spiegel gehängt, damit das Kind angesehen, bewundert und begehrt wird. In die Wiege bekommt das Kind ein Gesangbuch und eine Schere, damit das Kind fromm wird und eine Waffe gegen Naturgeister habe. Während der Taufe war der Korb verräumt, was eine zu baldige Wiederkehr des gleichen Anlasses verhindern sollte.

Ist der Taufschmaus ein Mittagessen, was meistens der Fall ist, so soll — wie bei einer Hochzeit — Reissuppe das Essen einleiten. (Reis, Grieß und Graupen rufen Reichtum herbei.) Der Pate muß sieben Tassen Kaffee trinken zur Abwehr der bösen Sieben. Beim Bäcker läßt man große runde Kuchen backen, im Hause selber wird eine Ziege oder ein Kälblein geschlachtet, Kaffee in großer Menge gekocht und meist auch ein Faß Bier angeschlagen. Über die frugale Biersuppe, aus der der Taufschmaus in der Haslauer Gegend bestand (aus Bier, Brot, Rosinen zusammengesetzt) und vielfach noch heute den Hauptbestandteil des Taufmahles bildet, ist der

Digitized by Google

Imbiß des Ascher „Stopfers", wie man den Tauf-, aber auch den Hochzeitsschmaus nennt, schon längst hinausgewachsen.

Beim Taufschmaus sollen die Paten als erste bei Tisch sein und die Hebamme, die gewöhnlich obenan sitzt und das große Wort führt, das heißt, die ganze Gesellschaft mit Anekdoten und Geschichten unterhält, soll unbedingt vor allen übrigen ein Glas Wein bekommen.

Während des Schmausens erhebt sich plötzlich ein Lärm auf der Gasse und im Hof. Die Kinder vom ganzen Dorf warten draußen; sie wollen auch einen guten Tag haben. Und nun hört man ein paar rauhe Stimmen zwischen Mundharmonikaklängen singen:

„Recka, recka Spieß,
a Köichl is ma gwiß,
wennts diaz wöllts koa Köichl gebn,
soll enka Kinl niat lang lebn."

Der Bitte der sogenannten Spießrecker wird natürlich immer willfahrt. Die Heischenden, die zur Kennzeichnung ihrer Absichten an einer Stange oder einem langen Stab einen Topf oder Korb durchs Fenster oder die Tür strecken, erhalten mehr, „als ein paar Hosen wert ist". Manche dieser Schnapphähne sind durchaus nicht bescheiden, sie singen ziemlich groteske Reime, in denen derber Volkswitz aufleuchtet, wie z. B. im Spruch:

„Nun gebt uns was von euerm Braten,
daß euer Kind mög wohl geraten;
gebt uns ein Stück von euerm Fisch,
daß euer Kind nicht ins Bette zischt."

Oder:

„Gebt mir ein Stück von euerm Kuchen,
damit das Kind nicht lernt das Fluchen.
Gebt mir ein Gläschen Branntewein,
sonst schlagen wir die Fenster ein.
Die Hebamm sitzt gleich oben an,
damit sie recht fressen und saufen kann.
Was sie nicht essen und trinken kann,
das nehmen ihre Taschen und Tücher an."

Aber die Hebamme ist über solches Ansingen nicht einmal ernstlich böse; wenn sie Humor hat, wird sie vielleicht auf solchen Reim die schnippische Antwort geben:

„Schäi bin i niat, reich bin i niat,
koin Schatz hob i a nu niat,
schäi wenn i wa, reich wenn i wa,
häit i an Schatz a."

Nach der Tauftafel bereitet man sich den Spaß, dem Patherrn, falls er noch Junggeselle ist, das Tischtuch über den Kopf zu werfen, damit auch bei ihm bald ein fröhliches Taufffest gefeiert mögen werde.

Die andauernde Anteilnahme der Freundschaft an Mutter und Kind bekundet sich auch nach der Taufe in dem Überbringen von Geschenken, die

Digitized by Google

man die „Wochensuppen" nennt. Bestand diese zuerst wirklich aus Milchsuppe und feinem Gebäck, so verwandelte sie sich später in allerlei „Gutes". Kuchen, Wein, Hühner und andere leicht verdauliche Speisen werden auch heute noch der Wöchnerin gebracht. Kleidungsstücke soll man nicht zu bald schenken, sonst gedeiht das Kind nicht. Mit der Zeit aber wurde auch das Schenken eines Häubchens, eines Latzerls, eines Jäckchens usw. landgängig. Bedanken durfte man sich für diese Geschenke nicht, denn das würde die Entwicklung des Kindes gefährden. Von diesen Sachen darf die Wöchnerin nichts verschenken, sondern muß alles selbst und allein genießen, damit das Kind in späteren Jahren nicht „gluffert"*) werde.

Der Kirchgang der Wöchnerin (im katholischen Teil des Bezirkes „Fürsegnung" oder „Fürgang", im evangelischen „Kirchgang" oder „Segnungsgang" genannt) findet frühestens nach acht Tagen, wo er nicht mit der Taufe zusammenfällt, oft erst nach sechs Wochen statt. Die Wahl des Fürsegnungstages ist nicht gleichgültig; der beste Tag ist der Samstag, aber auch der Dienstag und der Donnerstag sind nicht schlecht. Sonn- und Feiertage werden für den Kirchgang nicht gern gewählt.

Wenn jemand beim ersten Ausgang der Mutter mit dem Kind mit einem Tragkorb zum kleinen Kinde herantritt, so bringt er dem Kinde Unglück. Die Ruhe nimmt es einem Kinde auch, wenn zwei Leute zugleich seine Wiege schaukeln. Auch fremde Hunde hält man vom Kinde fern; sie bringen ihm einen bösen Ausschlag, die „Hundsschilla".

Einer der wichtigsten Vorgänge in der Kinderstube ist das Entwöhnen oder Abstillen des Kindes. In der guten alten Zeit fand es durchschnittlich mit 40 Wochen statt. (Im Ascher Land wird das Alter eines Kindes bis zu einem Jahr nach Wochen gezählt.) Im Landesteile „hinterm Wald" geschah dies immer bei abnehmendem Monde, damit „die Milch vergehe", im Sprengel „vor dem Wald" nur bei zunehmendem Mond, damit das Kind auch zunehme. Ungünstig ist für das Abstillen der Freitag, im egerländisch gefärbten Teile auch der Montag und Mittwoch. Manchmal wurden drei Tropfen der Muttermilch in einen Werg- oder Wattebausch geträufelt und dieser an einen Baum gehängt, dabei wurden von der Mutter die Worte gesprochen: „Milch, verschwind wie der Wind, wenn ich dich brauch, daß ich dich wiederfind!" Im Zeichen des Krebses sollen Kinder keinesfalls abgestillt werden; wohl aber am Johannistag, der vorchristlichen alten Sommersonnenwende, sollen besonders Knaben entwöhnt werden. Die gilt soviel, wie wenn die Eltern dem kleinen Liebling ein Haus mitgeben. Damit das „abzuspänende" Kind (mhd. spen = Muttermilch, Mutterbrust; ein kint spenen = von der Mutterbrust entwöhnen; die Bezeichnung „Spin" für Muttermilch begegnet man noch hie und da im Munde der Haslauer Bevölkerung) die Brust der Mutter leichter vergesse, legen manche Mütter sich etwas Stachliges auf die Brust oder sie stoßen das Kind dreimal leicht mit dem Fuß, damit es von dem verbotenen Genuß abgeschreckt werde. An manchen Orten der Dreiländerecke setzt sich die Mutter, wenn sie den Säugling das letzte Mal gestillt hat, mit ihm an einen Tisch und legt drei

*) Gelüstig = nach allem und jedem ein Gelüste haben.

Digitized by Google

Gegenstände, ein Buch, ein Geldstück und eine Semmel auf die Tischplatte. Der Gegenstand, nach dem das Kind zuerst greift, weist auf seine künftige Sinnesart und Wesenheit hin.

Ein Angelpunkt, um den die Gedanken der Mütter und Kinder in den Familien des Ascher Landes kreisten, ist das gegenseitige Verhältnis von Paten zu Patenkindern. Damit berühren wir einen Punkt, der im Ascher Bezirk außerordentlich ernst genommen wird, sowohl im evangelischen als auch im katholischen Teile der Bevölkerung. Das Band, das durch die Taufe zwischen dem Patherrn und seinem Patenkinde geknüpft ist, muß in der Tat ein sehr haltbares und festes genannt werden. Das Verhältnis ist ein dauerndes; es hält mindestens bis zur Konfirmation, bzw. Firmung, ja nicht selten bis zur Hochzeit des Schützlings, oft sogar bis zum Tode eines der beiden.

In den Kinderjahren werden die Patenkinder mehrmals im Jahre beschenkt, in katholischen Familien zu Ostern und Allerheiligen, in evangelischen zu Ostern und Weihnachten und hie und da auch zum Geburtstag. Die Patengeschenke bestanden in Geld, zu Ostern in sechs bis zehn gefärbten Eiern, zum Geburtstag oft aus einem Patenring und zu Weihnachten in Äpfeln, Nüssen, Schulsachen und Kleidungsstücken. Mädchen wurden auch mit Porzellan oder Silberzeug bedacht. In den Ortschaften des Elstergebietes besuchen sich Taufpaten und Taufkinder gegenseitig des öfteren. Erstere bringen Gebäck, Äpfel und Nüsse mit; an manchen Orten tragen auch die Patenkinder das sogenannte „Bornkinnl" zu ihrem Paten.

Bezüglich der Geburts- und Namenstagsfeier wird im Ascher Ländchen gemäß der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses ein wesentlicher Unterschied sichtbar. Im evangelischen Teile des Gebietes wird ausschließlich der Geburtstag festlich begangen, bei den Katholiken in Stadt und Land wird sowohl der Geburts- als auch der Namenstag gefeiert. Im egerländisch beeinflußten Sprengel pflegt man am Namenstage die Namensträger im Scherze am Halse zu drosseln. In diesem Drosseln oder Würgen hat sich die Erinnerung an das bei der Taufe übliche Einbinden eines Geschenkes um den Hals in derberer sinnbildlicher Art niedergeschlagen.

Volkstümliche Erziehungslehren aus Westböhmen

Von **Adolf Gücklhorn**, Milikau bei Mies

Man hat sich in letzter Zeit sehr viel mit der Erziehung im Volke beschäftigt. Das ist nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen, daß das Geschehen der letzten Jahre neben vielen anderem auch die Besinnung auf das eigene Volk und das Volkstum und insbesondere die Forderung nach einer zeitgemäßen Volkserziehung brachte. Zudem haben die meisten Erzieher ja längst einsehen gelernt, daß die wirksamsten und nachhaltigsten erzieherischen Einflüsse im Grunde nicht von der Schule ausgehen, sondern von anderen Seiten, und zwar hauptsächlich eben vom Volke, von den

Digitized by Google

verschiedenen Gemeinschaften, denen der heranwachsende Mensch in der Vor- und Nachschulzeit angehört.

Das Volk erzieht meistens anders als die Schule. Die Erziehung im Volke geschieht häufig ganz unbewußt. Das Volk hat auch seine eigenen, vielfach andersartigen und daher oft auch anders wirkenden Erziehungsmaßnahmen und Erziehungsmittel, ja man kann manchmal sogar von einem eigenen Erziehungsziele sprechen. Verschiedene Fabelwesen, der Aberglaube, alte Bräuche und alte Sitten, volkstümliche Ansichten, Anschauungen und altbekannte Lebensregeln u. ä. spielen überall dort eine große Rolle, wo das Volk erzieherisch tätig ist. Mit Vorliebe bedient es sich gewisser Redewendungen, in denen gewöhnlich auf die guten oder bösen Folgen einer Tat hingewiesen wird. Unsere Zeitschrift brachte Zusammenstellungen solcher Redewendungen (volkstümlicher Erziehungs-, bzw. Anstandslehren) im Jahrgange 1934, Heft 2/3, und im Jahrgange 1935, Heft 2/3. Als Ergänzung dieser Arbeiten folge nun eine Zusammenstellung derartiger volkstümlicher Lehren und Redewendungen aus Westböhmen.

Wer aus einer Blüte den Stempel herausreißt, der reißt der Muttergottes das Herz heraus[1]). Wer ein weißes Reh oder einen weißen Hasen schießt, muß sterben. Hat er aber das Wild nur angeschossen, so wird er so lange krank sein, als die Wunden des verletzten Tieres nicht geheilt sind. Schwalben und die kleinen Marienkäferchen (Himmlpätzala, Harchatspfa[d]la) darf man nicht töten. Der Ehrenpreis (Veronica; 's Gwittablömml) zieht die Gewitter an; er darf daher nicht gepflückt und nicht im Hause aufbewahrt werden.

Es ist eine schwere Sünde, wenn man Brot wegwirft oder darauf tritt.

Wer auf einen Stern am Himmel oder auf den Regenbogen zeigt, der bekommt einen krummen Finger. Wenn man Salz ißt, bekommt man Würmer im Bauche. Von Besenhieben wird man dürr. Wenn einer Blasen am Munde hat, so sagt man, er habe Grieben (Graebala) genascht. Blind wird, wer in die Sonne schaut. Heiße Speisen verursachen Magenkrebs. Wenn man einem ins Gesicht spuckt, so bekommt er „Schwinden". Steigt man über einen hinweg, dann wächst er nicht mehr. Man muß wieder zurücksteigen. Im Mondlicht soll man nicht schlafen, sonst wird man mondsüchtig. Das Essen „geht in die Füße", wenn man während des Mahles steht oder umhergeht. Während eines Gewitters soll man sich nicht unter hohe Bäume stellen, vor allem nicht unter Fichten und Eichen. Wälder, Teiche, Bäche, Flüsse und unterirdische Wasseradern ziehen die Gewitter an. „Buchen soll man suchen." Saure Speisen verursachen Ausschlag im Gesicht.

Wein verschütten bedeutet Kindtaufe, und zwar für den, in dessen Richtung das vergossene Getränk fließt. Am Abend darf man die Stube nicht kehren, weil man sonst das Glück auskehrt. Nadeln soll man nicht ausborgen, das macht Feindschaft. Wenn der Gast irgendein Getränk stehen läßt, dann „läßt er den Zorn im Glase"[2]). Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, sonst passen sie nicht oder es gibt einen Zank. Wer einen

[1]) Untergodrisch bei Plan.
[2]) Hinterkotten bei Plan.

Digitized by Google

Spiegel zerschlägt, hat sieben (zehn) Jahre kein Glück. Katzen darf man nicht in die Wiege lassen, denn sie legen sich dem Kinde auf die Brust und erdrücken es[3]). Solange das Kind nicht ein Jahr alt ist, soll man ihm die Fingernägel nicht abschneiden, sondern abbeißen, da man ihm sonst das Leben abschnitte. Auch photographiert dürfen die Kinder erst im Alter von wenigstens einem Jahre werden. Ferner soll man sie nicht frühzeitig in den Spiegel schauen lassen, da sie sonst eitel werden. Wenn zwei gleichzeitig ein Handtuch zum Abtrocknen benützen, bekommt einer (oder eine) von beiden keine Frau (keinen Mann). Eine böse Schwiegermutter ist dem gewiß, der sich an eine Tischecke setzt. Wer ins Glas hineinlacht, bekommt eine „betrunkene" Frau (einen „betrunkenen" Mann). Wenn das Kind nicht in der Wiege liegt, soll man diese nicht schaukeln, weil sonst das Kind stirbt[4]). Brautleute, die sich photographieren lassen, kommen niemals zusammen. Wer sein Kleid am Leibe flickt, „verflickt sich den Verstand". Wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. Barfüßig gehen und baden darf man nur in den Monaten ohne „r". Nach Bartholomäus (24. August) ist das Wasser giftig. Wenn man das Haar mit Speichel anfeuchtet, dann sind einem die Leute nicht gut. Der Jude nimmt jedem, der ihm die Zeit angibt, wenn er darnach fragt, das Glück[5]). Mädchen sollen keine Männerhüte aufsetzen, auch pfeifen sollen sie nicht, denn „Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die krähn, muß man den Kopf am Halse umdrehn". Drei Personen dürfen nicht mittels eines Zündholzes anrauchen. Wer im Bette pfeift oder zum Pfeifen einen hohlen Schlüssel benutzt, der pfeift die Diebe herbei. Das Brot muß man immer mit der glatten Seite nach oben legen. Mit dem Messer darf man nicht in den Brotlaib hineinstechen. Die armen Seelen läßt man leiden, wenn man das Messer mit der Schneide nach oben legt.

Am Freitag soll man kein Brot backen und auch sonst nichts unternehmen. Wer am hl. Abend während des Essens aufsteht, muß sterben. An diesem Tage und in der Karwoche sollen die Betten nicht gewaschen und es soll keine Wäsche aufgehängt werden[6]).

Wenn sich die Braut am Wege zur Kirche umsieht, so „sieht sie sich nach einem andern um". Die Wöchnerin soll vor dem ersten Kirchgange nach dem Abendläuten oder während eines Gewitters nicht aus dem Hause gehen.

Mädchen, die viel weinen, werden schön. Helle Augen bekommt man, wenn man angebrannte Speisen ißt. Wegen einer Gänsefeder soll ein Mädchen sich beim Bücken die Kniescheibe einschlagen. Wer Katzen gern hat, hat auch die Mädchen (Burschen) gern, ebenso, wer Grübchen in den Wangen hat.

Wer lange ißt, der lebt lang. Wie mit dem Essen, so mit der Arbeit. Lange Haare, kurzer Verstand! Wer viel fragt, lebt nicht lange. Neugierige werden frühzeitig alt.

---

[3]) Vgl. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, Reichenberg, 1924, S. 107.

[4]) Bischofsteinitzer Gegend.

[5]) Untergodrisch bei Plan.

[6]) Vgl. John, S. 16, 207 (Tepl, Weseritz; Viehschaden).

Digitized by Google

Schönes Wetter ist zu erwarten, wenn beim Mittagsmahle alles aufgegessen wurde. Dagegen darf man auf Regen hoffen, wenn einer den Hut aufs Ohr geschoben hat oder wenn ihm die Strümpfe herunterhängen.

Wenn keine Unterhaltung in Gang kommen will, sagt man, es habe sicherlich einer die Füße „über kreuz". Ohne sich eine Weile niedergesetzt zu haben, verläßt man niemals ein Haus, da man sonst die Ruhe wegträgt.

An Schreckgestalten sind bekannt der Wassermann, der Zempera, der Schlotfeger, das Schragagerl, der Wuwu, die Zigeuner, der Berggeist[7]), das Rote Knie[7]) u. a.

Weihnachten in Chodau und Umgebung

Von **Richard Baumann**, Chodau

Wohl kaum eine andere Zeit im Jahre stimmt den Menschen so feierlich und ist von solchem Zauber erfüllt wie die Weihnachtszeit. Es ist darum auch kein Wunder, wenn in jenen Tagen allerlei Bräuche geübt werden und wenn der Volksglaube eine bedeutende Rolle spielt. Ich will versuchen, Brauch und Volksglauben dieser hohen Zeit, wie sie in meiner Heimat üblich sind, zu schildern. Meine Mitteilungen beruhen auf eigenen Beobachtungen und auf Angaben von verläßlichen Personen, zum Teil auch von Kindern. Es leben nicht nur alte Bräuche weiter, sondern es bilden sich, der Zeit angepaßt, auch neue. Leider üben heutzutage viele Leute die Bräuche nicht nur des Brauches wegen, sondern auch des Bettelns halber. Mancher Brauch ist nichts weiter als eine Verdienstmöglichkeit für Arbeitslose und solche, die nicht gerne arbeiten.

Schon Wochen vor Weihnachten harrt der Kinder große Freude und gespannte Erregung. Der Nikolaus, in der Mundart „da Niglas", kommt am Abend vor dem 6. Dezember. Er ist vermummt, bringt einen Sack mit und hält einen Stock in der Hand. Er pocht an die Türe und fragt dann die Kleinen, ob sie brav waren, ob sie gelernt haben, fragt sie vielleicht auch, ob sie beten können, läßt sich schließlich ein Gedicht aufsagen, oder er prüft das Einmaleins und teilt dann seine Gaben aus: Schokolade, Äpfel, Nüsse, Zuckerwerk, Feigen und ähnliche Dinge. Der Kindermund kennt einen Spottvers über den Nikolaus: „Vater unser, der du bist, ich wäiß scho(n), wer da Niglas is, da Niglas is a ålta Måa(n), haut nainanai(n)zich Schtiefl åa(n)."

Bald ist das Weihnachtsfest da. Am 24. Dezember, am „Halinga Aubmd", gehen, meist wenn die Dunkelheit angebrochen ist, die „Zembara" in die Häuser. Der „Zembara" trägt eine Glocke, einen „Glä(n)sl", womit er vor oder in dem Hause, das er besucht, läutet. Oft klopft er auch ans Fenster. Dann heischt er um Geld.

Am „Heiligen Abend" sieht man abends nicht gerne Besuch kommen, denn sonst stirbt jemand aus der Familie; man versperrt darum nicht selten die Türe. Scherben bedeuten an diesem Tage Unglück. Auch wenn etwas „ohne Ursache" umfällt oder von der Wand fällt, bedeutet es nichts

[7]) Milikau bei Mies.

Digitized by Google

Gutes. Man muß abends neunerlei essen. Wer beim Essen keinen Schatten wirft, muß bald sterben. Nach dem Abendessen erfolgt die Bescherung, da „kommt das Christkind." Als Christbaum verwendet man fast immer eine Fichte, nur vereinzelt eine Tanne oder eine sogenannte „Blaufichte." Der Baum wird ein paar Tage vorher gekauft; hinderliche Äste schneidet man weg, dann wird der Baum in einen Ständer gesteckt und aufgestellt. Als Schmuck dienen Watte, Lametta, Engelhaar, Glaskugeln, Zuckerstücke, Äpfel, Nüsse u. ä. Dinge. Oben auf dem Wipfel blitzt eine silbern glänzende Glasspitze. Der so geschmückte Baum heißt im Volksmunde „Zuck(a)bam." Er bleibt bis zu den „Heiligen Drei Königen" stehen; meist ist er dann bis auf die nicht eßbaren Stücke leer. In Elbogen wird seit einigen Jahren eine hohe mit Lichtern geschmückte Fichte vor dem Rathause aufgestellt und zugleich eine Büchse für Gaben zu wohltätigen Zwecken bereit gehalten. Am letzten Donnerstag vor dem 24. Dezember wird hier auch ein Weihnachtsmarkt abgehalten. Knapp vor den Feiertagen stellt man in der Wohnung eine Krippe mit der Darstellung der Geburt Jesu auf. Diese Krippen werden zum Teil in der Familie selbst hergestellt, zum Teil kauft man sie fertig. Ferner wird in der Kirche eine Krippe aufgebaut. Bekannt in unserer Gegend ist die Schlaggenwalder Kirchenkrippe. Krippen mit beweglichen Figuren gibt es in zwei Mühlen im Lobstale. Am 2. Feber („Mariä Lichtmeß") räumt man die Krippen wieder weg.

In der Nacht vom „Heiligen Abend" zum ersten Weihnachtsfeiertage darf nach dem Volksglauben keine Wäsche hängen, denn das bedeutet den Tod für ein Mitglied der Familie in der nächsten Zeit.

Das übliche Gebäck für die Feiertage ist der „Stollen" oder „Striezl." Der „Stollen" ist weckenförmig und ziemlich groß, etwa einen halben Meter lang und 25 Zentimeter breit; der „Striezl" ist ihm ähnlich, aber geflochten. Hergestellt werden beide aus Mehl, Hefe, Eiern, Milch, Butter, Rosinen, Mandeln, Zitronat u. ä.; nach dem Backen streut man „Staubzucker" darauf. Wenn der Stollen beim Backen mißlingt, wenn er „nicht gerät", kündet das ebenfalls einen nahen Todesfall an.

Der 31. Dezember heißt „der alte Heilige Abend." Bereits an diesem Tage ist das Neujahrwünschen üblich. Erwachsene, manchmal auch Kinder, gehen in die Häuser, schellen mit einer Glocke und singen dann das Lied: „Schon wieder ein Jahr verschwunden, sind viele in die Ewigkeit versunken, sind viele aus Leid und aus Freud', sind viele in die Ewigkeit. Wir bitten den Herrn, er soll uns beschützen vor Not, Krieg, Pest, Feuersgefahr; drum wünschen wir Euch ein glückseliges Jahr!" Nachher bitten sie um Geld. Der Rauchfangkehrer und die „Aschenmänner"[1]) bringen am letzten Tage des Jahres ebenfalls ihre Glückwünsche für das kommende Jahr vor. Der Rauchfangkehrer überreicht mit dem Wunsche: „Ein glückseliges neues Jahr" oder „Prosit Neujahr!" einen Wandkalender: einen Farbdruck, der einen Rauchfangkehrer mit seinem Lehrburschen darstellt, zwei weibliche Personen berühren ihn, denn nach dem Volksglauben hat

[1]) Jene Männer, die von der Stadtgemeinde Chodau angestellt sind und die Asche von den Häusern wegfahren.

Digitized by Google

der Glück, der an das rußige Gewand des Rauchfangkehrers streift; in den Ecken des Kalenders sieht man bildliche Wiedergaben der vier Jahreszeiten; unten steht in Gedichtform ein „Herzlicher Glückwunsch zum neuen Jahre!" Die „Aschenmänner" überreichen eine Besuchskarte, auf der gedruckt steht: „Viel Glück im Neujahr wünschen die Aschemänner Thoms—Zuleger." Die Glückwünschenden bekommen meist Geld.

Am Abend des letzten Tages im ablaufenden Jahre ißt man fast immer Bratwürstchen mit Kartoffeln und Sauerkraut.

Der Neujahrstag wird weiterhin zum Glückwünschen benützt. Verwandte und Bekannte begrüßen einander mit dem Wunsche: „Prosit Neujahr!"[2]) Man hört aber auch sagen: „Ein glückseliges neues Jahr!" Auch an diesem Tage wird das Neujahrsingen gepflegt. In neuerer Zeit wünschen Kinder, die von Haus zu Haus gehen: „A glickfölis neis Gáua!"[3])

Der Vorabend des Tages der Hl. Drei Könige und dieser selbst gehören den „Sternsingern." Die Anfangsbuchstaben der Namen der Hl. Drei Könige werden mit geweihter Kreide an den oberen Türrahmen geschrieben: „19 + K + M + B + 37." Die Könige tragen auf dem Kopfe weiße Papiertüten, deren oberer Rand manchmal zackig beschnitten ist, ihr Gesicht ist berußt, in der Hand hält der eine oder der andere einen Stock, der oben einen goldenen oder silbernen Stern trägt und der sich um eine wagrechte Achse drehen läßt, sonst sind die Sänger mit einem langen, weißen Hemde bekleidet. Während sie mit dem Stock taktmäßig stampfen, singen sie das Lied: „Wir kommen daher in schnellem Lauf für 13 Tag 400 Mal[4]); wir zeigen wohl über den Berg hinauf, da schaut Herodes zum Fenster heraus. Der Rote sprach mit trotzigem Sinn: ‚Wo wollt ihr heiligen drei Männer hin?' ‚Nach Bethlehem ist unser Sinn, da woll'n wir heiligen drei Männer hin.' ‚Ihr heiligen Männer, bleibt d' Nacht bei mir, ich will euch geben Wein und Bier; ich will euch geben Stroh und Heu, ich will euch halten zehrenfrei.' Wir zeigen den Berg noch weiter hinauf, da stand der Stern schon ober dem Haus. Wir traten hinein ins Häuselein, da fanden wir Jesus im Krippelein. Wir fallen gleich nieder auf unsere Knie und brachten dem Jesus ein Opfer hie: Weihrauch, Myrrhe und golden Geschenk, was meiner und deiner gedenken soll."

Wenn die drei Könige beschenkt worden sind, singen sie: „Habt Dank, habt Dank für euere Gaben, die wir von euch empfangen haben. U wenn ma afs Gáua wieda singa, dáu wolln ma eng in Gsundheit finna"[5]).

Auch dieser Brauch wird leider nur zu oft als Deckmantel für die Bettelei ausgeführt. Es ist daher kein Wunder, wenn in einem westböhmischen Ortsblatte[6]) zu lesen stand: „Heuer gab es viele Könige, die nicht allein tagsüber an ihrem Gedenktage durch die Straßen teils als zwei-, teils als dreigliedrige Gruppen zogen, sondern schon zwei Tage vorher in unserer Stadt lärmten. Mit schwarzen Gesichtern und Tüten-

[2]) Leider ist das Fremdwort „Prosit" nicht auszumerzen.
[3]) „Ein glückseliges neues Jahr!"
[4]) Mal = Meile.
[5]) finna = finden.
[6]) „Chodauer Zeitung", Nr. 1, 9. Jänner 1937.

Digitized by Google

mützen bettelten Kinder mit viel Geschrei in Häusern und Gassen. Auch Passanten wurden angebettelt. Solcher Art hl. drei Könige haben mit Tradition nichts mehr zu tun, sondern sind nur als Bettelunwesen zu verzeichnen. Die Eltern solcher Kinder scheinen da nicht ganz mit sich selbst und der Erziehung der Ihren einig zu sein. Es gibt sogar solche Mütter und Väter, die die Kinder mit dem Hinweis zum Betteln hinausschicken . . ."

Hausmittel bei Krankheiten

Von **Georg Tilscher**, Kornitz.

(Schluß.)

Seit etwa 50 Jahren werden Blutegel bei entzündlichen Krankheiten nicht mehr verwendet und ist man auch vom Aderlaß, früher einem der ersten Mittel, mit dem man solche Krankheiten bekämpfte, fast ganz abgekommen.

Blutegel wurden in den Apotheken gehalten und über Vorschrift des Arztes in mit Wasser gefüllten breiten Gläsern an die Kranken abgegeben. Man setzte sie an die entzündete Stelle, oft auch an die Schläfen zum Saugen an, gewöhnlich 3 oder 4 Stück. Nach längerem oder kürzerem Suchen saugten sie sich fest und fielen, wenn sie satt waren, von selbst ab. Nun wurde das eingesogene Blut mit den Fingern ausgestreift, und die Blutegel kamen wieder in die Flasche zurück, um nach einigen Stunden abermals verwendet oder der Apotheke zurückgestellt zu werden.

Bei Magenerkrankungen trinkt man Wermut-, Tausendguldenkraut- und Bitterkleetee, nimmt Enzian (Anziges) und Bibernelle (Piewrnajl)[2]) in Schnaps angesetzt und ißt Hagebutten samt den Kernen. Sie putzen den Magen aus. Wermut pflanzt man im Hausgarten, Tausendguldenkraut und Bitterklee wächst bei Wachtl — man pflückt sie bei der Rückkehr von der Wallfahrt in Jaroměřitz — und „Anziges" bekommt man beim Kaufmann zu kaufen. Zu kleinen Kugeln gerollte Wermutblätter und Enzianstückchen stopft man auch kranken Gänsen in den Kropf. Für vorübergehende Magenverstimmungen hält der „Schenk" allerlei „Bittere", namentlich „Kolmes" (Kalmus) in Vorrat und man nimmt solche nicht nur bei Bedarf, sondern häufig und gern als Vorbeugungsmittel, besonders in der Zwetschkenzeit, die für choleragefährlich gilt.

Verstopfungen behebt man mit Mutter- und Sennesblättern vom Kaufmann und mit Bittersalz; den „laufenden Bauch", wie die „Laxier" treffend in einem alten Kunstbüchlein genannt wird, mit Pfefferkuchen, dürren Birnen und getrockneten Heidelbeeren (schborzn Päärn[3]).

Blähungen sucht man durch Genuß von Knoblauch und altem, scharfem Käse zu beseitigen.

---

[2]) Im benachbarten Ölhütten herrschte einmal die Pest und es waren nur noch wenige Bewohner am Leben. Da ließ sich aus der Erde eine Stimme vernehmen: „Aßt Piewrnajl, su bert aich päßr barn!" Man folgte, und die Pest verschwand.

[3]) Vom Faulbeerstrauch heißt es: Rinde, von oben nach unten geschabt, wirkt abführend; von unten nach oben geschabt, erbrechend.

Digitized by Google

Zur Behebung von sonstigem vorübergehenden Unwohlsein hatte man, früher wenigstens, in vielen Häusern Balsam in fingerlangen Fläschchen und „Hofmannische Troppn" (Hoffmannstropfen). Letztere schenkten vor etwa 40 Jahren die Kaufleute in Konitz, dem Pfarrorte eines großen Kirchsprengels, zu dem auch Runarz gehört, den Kirchengehern wie Schnaps in Gläschen aus und hatten an Sonn- und Feiertagen großen Absatz. Liebhaberinnen von Süßigkeiten wiederum letzten sich nach dem Kirchgange in der Apotheke gern mit „Rosenhonig", einer süßen, dicklichen, roten Flüssigkeit.

Ohnmacht bekämpft man durch Einreiben mit Essig.

Bei Lungenleiden mißt man dem Genuß von Hundsschmalz und Hundsfett große Heilkraft zu. Sie heilen nach der Volksmeinung auch andere innere Krankheiten aus und sind sehr begehrt und gut bezahlt nicht allein von Kranken, sondern auch von solchen, die aus genießerischen Gründen einen Hundsbraten schätzen. Außer den bei Husten und Halsschmerzen üblichen, bereits erwähnten Mitteln gibt man den Kranken auch den wasserklaren Harzinhalt der „Tqnblottrn" zum Einnehmen. Das sind blattähnliche Quaddeln, die im Frühjahre an der Rinde junger Tannen aufspringen und aus denen, wenn man sie öffnet, ein kristallklarer Harzsaft herausfließt. Geschätzt sind auch Bäder aus Maigrün, den jungen Trieben von Fichten und Tannen.

Rheumatische Leiden sowie Gliederschmerzen sucht man durch Einreiben mit Painexpeller, den man in vielen Familien nicht ausgehen läßt, mit Franzbranntwein, zerstoßenen Meerzwiebeln*) und mit „Olmesgeist" zu beheben. „Olmesgeist" wird hergestellt, indem man eine Flasche mit Zuckerwasser ausspült und in einem Ameisenhaufen, wie man solche in den Wäldern häufig antrifft, eingräbt. Die Ameisen kriechen in großen Mengen in die Flasche und werden, wenn die Flasche genügend gefüllt ist, mit Spiritus übergossen. Er laugt die Ameisensäure aus und erlangt dadurch seine Heilkraft. Von rheumatischen Jägern erzählt man, daß sie sich nackt in Ameisenhaufen setzen und durch die von den Ameisen ausgespritzte Säure von den Schmerzen befreit werden. Den gleichen Zweck sucht man durch „Peen", eine Art Dampfbad, zu erreichen, das man in Fässern durch Übergießen von heißen Ziegelsteinen mit Wasser herstellt.

Bei Gliederreißen, Muskelschmerzen und auch inneren Krankheiten wird „geschmiert". Dieses Schmieren, eine Art Massage, ist besonders bei älteren Frauen beliebt und es gibt in jedem Dorfe hilfsbereite Frauen, die darin bewandert sind und ihren Geschlechtsgenossinnen gerne den Liebesdienst erweisen. Zum Schmieren verwendet man irgend ein Fett oder zerstoßene Meerzwiebelblätter.

Bei Harnverhaltung wird eine Abkochung von Petersilien- und Sellerieblättern getrunken. Die heißen Blätter legt man auf die Blasengegend auf.

Nierenkranke und Wassersüchtige sollen Tee aus Ackerschachtelhalm (Kotznschbqnz) trinken.

*) Meerzwiebeln werden in Blumentöpfen zwischen den Fenstern gezogen. Man findet sie fast in jedem Hause.

Digitized by Google

Monatliche Störungen behebt man durch Tee aus Blättern der Pfingstrose (Foltzruus) und durch Fußbäder in Aschenlauge.

Gelbsucht durch überraschendes Spucken ins Gesicht.

Wenn man sich verschluckt, einem etwas in die „ung'rachta Kahl" kommt, hilft ein kräftiger Schlag zwischen die Schultern.

Sodbrennen hört auf, wenn man zwei Mandelkerne oder Nußkerne zerkaut und verschluckt. Fettiges Aufstoßen wird durch einige Bissen scharf gesalzenen Brotes behoben.

Bei Schlucken muß man erraten, wer an einen denkt; wenn es nicht nachläßt, muß man den Atem verhalten oder Salz auf der Zunge zergehen lassen.

Wenn ein Fuß einschläft, hilft Einschmieren der Kniekehle mit Speichel.

Wenn einem die Kälte unter die Nägel kriecht, vergeht der Schmerz, wenn man mit den Fingern in die Haare fährt oder sie in kaltes Wasser steckt.

Bei Bienenstichen legt man gelben, mit Speichel gekneteten Lehm auf, oder man bestreicht sie mit dem Saft von dreierlei Blättern.

Läuse vertreibt man mit Petroleum oder einer grauen Salbe, die man durch Verreiben von Quecksilber und Schweineschmalz herstellt. Kopfläuse waren vor 50 Jahren bei Frauen nichts Ungewöhnliches. Das Haar wurde für gewöhnlich nur am Samstag abends gewaschen und gekämmt. Vor dem Flechten wurde es, damit es besser beisammenhalte, mit Molke gefeuchtet oder mit Schmalz oder Butter eingefettet und blieb dann während der ganzen Woche unter einem Kopftuche. Da konnten sich eingenistete Läuse ungestört vermehren. An den Sonntagnachmittagen suchten Mutter und Tochter einander gegenseitig die Köpfe ab, im Sommer mit Vorliebe unter einem schattigen Baume im Garten, und da konnte man bei einem besonders glücklichen Fang wohl auch die Erleichterungsseufzer hören: „Mai Kind, di hott mich schon d' ganza Boch g'hudlt!"

Zecken (Aifrassr) muß man mit einem raschen Ruck aus der Haut reißen, damit man den Kopf mitbekommt. Der zurückgebliebene Kopf verursacht sonst eine bösartige Eiterung.

Würmer vertreibt man mit Zitwersamen (Zipprsoma), den man zerstoßen mit Powidl (Kleedrich) auf nüchternen Magen nimmt.

Zur Beförderung des Haarwuchses wäscht man im Frühlinge den Kopf mit Birkenwasser, das man durch Anbohren von Birken erhält. Zur Beschleunigung des Bartwuchses — heute übrigens gar nicht mehr erwünscht — rät man scherzhaft unten Hühnerdreck, oben Honig; ersterer stößt, letzterer treibt.

Bei hinfallender Krankheit soll man bei einem Anfalle vor allem die Daumen aus der Verkrampfung lösen.

Bruchrichter gab es seit Menschengedenken in Runarz nicht. Diese Kunst hat sich durch mehrere Geschlechter in der Familie Skripsky in Jaroměřitz vererbt. Besonders geschickt war eine Frau — sie ist erst in jüngster Zeit hochbetagt gestorben — und es haben aus nah und fern Verunglückte bei ihr Hilfe gesucht und auch oft in ganz verzweifelten Fällen gefunden. Ihr Sohn ist Arzt geworden, hat sich im Heimatsorte niedergelassen

Digitized by Google

und genießt ebenfalls als Brucheinrichter einen großen Ruf. Die Heilung wurde und wird noch durch reichlichen Gebrauch einer grünen, eigentümlich riechenden Salbe (Jarmetzr Solb) beschleunigt, die auch bei Verrenkungen, Verstauchungen und Sehnenzerrungen mit Erfolg angewendet wird. Ihre Zusammensetzung wird jedoch geheim gehalten. Nach der Mitteilung eines Mannes, der die Kräuter zur Herstellung besorgte, soll sie aus Pferdeschmalz und Spitzwegerichpulver bestehen. Ein Pflanzenpulver streute die Mutter des Arztes auch auf die Wunden offener Brüche und verhütete dadurch Eiterung.

Die Erkenntnis vom Segen der Impfung gegen Blattern hat sich auch in Runarz schon durchgerungen und das „Froppn", wie man die Impfung hier nennt, gilt als etwas Selbstverständliches. Auch mit vielen überkommenen Ansichten bei anderen ansteckenden Krankheiten haben Arzt und Schule schon aufgeräumt; doch findet man noch Unkenntnis, Ungläubigkeit und Gleichgültigkeit genug.

Besser ist es seit etwa vier Jahrzehnten besonders bei der Säuglingspflege geworden. Da lag vordem vieles im Argen. Es ist zum Teil ein Verdienst der Handarbeitslehrerin und Fürsorgeschwester Frau Sophie Kertsch in Runarz, die auch einiges für die vorliegende Arbeit beigesteuert hat, wofür ihr an dieser Stelle bestens gedankt wird. Noch vor 50 Jahren war, wenn für eine Frau die schwere Stunde herannahte, die erste Sorge, Schnaps für die „Podmuttr" und die Kreißende zu besorgen. Nach der allgemeinen Meinung stärkte er, und Kraft hatte ja die Niederkommende nötig. War dann das Kind glücklich auf der Welt, wurde ihm, damit es leichter sprechen lerne, durch Zerschneiden des Zungenbändchens die Zunge gelöst und ihm dann zur Beruhigung eine „Notsch", mit Zucker zerkaute Semmeln in ein Leinwandläppchen gebunden, in den Mund gesteckt. Wollte ihm kein Schlaf kommen, trank die Mutter Schnaps und hauchte es solange an, bis es betäubt einschlief. In der Apotheke erhielt man als Beruhigungsmittel „Mannasaftla", eine dunkle, süße Flüssigkeit, die man dem Kinde einflößte. Bei Soor, weißen Pilzen im Munde, wurde von der Hebamme der Mund mit einem in grob gestoßenen Zucker eingetauchten Läppchen scharf ausgewischt. In wunde Hautfalten streute man Wurmmehl oder geschabten „Taufstein" (Talgstein). Blähungen suchte man zu beseitigen, indem man dem Kindlein eine angerauchte Pfeife in den After einführte oder wenigstens den Bauch mit Tabakrauch anblies. Bei Bauchschmerz gab man Kamillen- oder Rautentee zu trinken, flößte Hauswurzelsaft ein oder rieb den Bauch mit gestampfter Meerzwiebel ein. Bei Verstopfungen wendete man Stuhlzäpfchen aus Seife oder aus Peterfilienwurzel an. Ans „Beruffen" glaubt man heute noch vielfach und hängt zur Abwehr den Schnuller, während des Zahnens die „Feigenwurzel" an einer roten Schnur um den Hals. Unwohlsein des Kindes wird oft aufs Berufen zurückgeführt und im Nachbarorte Wachtl hat noch in jüngster Zeit eine Geburtshelferin in solchen Fällen als Gegenmittel den Körper der betreffenden Kinder abgeleckt. Vor 30 Jahren hatte da der Schreiber selbst Gelegenheit zu beobachten, wie ein krankes Kind von seiner Taufpatin auf einem Reisigbesen in Begleitung aller Frauen aus dem Hause unter Gebet um das

Digitized by Google

Haus herumgetragen wurde, damit die Auszehrung von ihm weiche. Vom ersten Lebenstage an wurde der Säugling in Wickelbetten eingezwängt, damit die Glieder nicht krumm werden, und die Wiege kam bis zum vierten Lebensjahre nicht mehr zur Ruhe. Als Zufütterung erhielt das Kleinkind Kasch aus Weizengrieß, von dem die Mutter erst jeden Brocken in den Mund nahm, bevor sie ihn dem Kinde reichte, und Vollmilch. Da die allgemeine Meinung herrschte, man solle dem Kinde von jeder Speise, die man gerade esse, zu kosten geben, wurden ihm solche, soweit sie fest waren, zerkaut mit dem Finger in den Mund gestrichen. Auch von Schnaps, Bier oder Wein bekam es gelegentlich zu „lqpprn". Die Fingernägel durften ihm nicht abgeschnitten, sondern mußten von der Mutter abgebissen werden. Dadurch, daß viele Erkrankungen dem Zahnen zugeschrieben wurden, versäumte man manches. Zum Teil darum und aus den erwähnten Gründen war die Kindersterblichkeit groß.

Auch die Pflege der Wöchnerinnen war sehr mangelhaft. Die ersten drei Tage bekamen sie nur flüssige Nahrung, damit der Leib nicht hoch bleibe. Von der Notwendigkeit der Keimfreiheit der Wäsche und Unterlage hatte man keine Ahnung. Das Trinken von Alkohol während der Stillzeit wurde gutgeheißen. Die Hebammen wußten in den einfachsten Dingen keinen Rat und waren wie die andern Dorfweiber voll Aberglauben.

Werdende Mütter durften sich keinen Toten ansehen, sonst blieb das Kind, auch erwachsen, blaß. Wo sich eine Schwangere bei nicht erfülltem Eßgelüste berührte und auch bei jedem Schrei während der Geburtswehen, entstanden dunkle Muttermale, bei Berührungen im ersten Schrecken über den Ausbruch eines Feuers rote Feuermale. Gefürchtet war das Versehen. Vor 40 Jahren hatte der Schreiber eine Schülerin, die an den Handflächen und Fußsohlen Schwielen, ähnlich solchen an Vogelfüßen, und statt der Nägel runde, schwarze Vogelkrallen hatte, die immer sehr kurz gehalten werden mußten, weil sie die Neigung hatten, sich nach innen zu krümmen. Die Mutter war angeblich, als sie mit dem Kinde schwanger ging, durch eine Dohle erschreckt worden. Das Kind war gut begabt, wuchs heran und ist vor 8 Jahren in Wien in einem Kloster gestorben.

Daß man auch bei Erkrankungen von Tieren Hausmittel anwendete, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. Vor 50 Jahren noch wurde kranken Kälbern der „Hauk" geschnitten. Mit einem scharfen Messer wurden Einschnitte in die Augenmuskeln gemacht und die Wunden mit Salz bestreut. Mit den Tränen floß die Krankheit fort. Kranken Schweinen hackte man ein Stückchen vom Schwanze ab oder schnitt ihnen die Ohren ein, damit das herausfließende Blut die Krankheit mitnehme. Geblähten Rindern bindet man ein mit Wagenschmier bestrichenes Strohseil ins Maul und führt ihnen eine angerauchte Pfeife in den After ein. Kranken Hühnern schleißt man den „Ziep", indem man ihnen die Hornhaut von der Zunge entfernt, die wunde Zunge mit Salz und Pfeffer bestreut und ihnen zuletzt ein Stückchen Speck in den Kropf schiebt. Erkrankten Pferden wird vom Schmied Ader gelassen. In Rinderställe wird gerne eine Ziege eingestellt; sie zieht alle Krankheiten an sich.

Digitized by Google

Mag man über Hausmittel überlegen lächeln oder auf sie schwören; eines ist sicher, sie beruhigen den Kranken und seine Umgebung und Vertrauen hat schon oft Wunder gewirkt.

Die Waldkönigin und die drei Schafhirten

Märchen aus Zeche in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei), aufgezeichnet von **Richard Zeisel**, Zeche

In unserem Gebirge draußen war einmal auf einer Bergkoppe oben eine große Wiese; auf der hatte unter einer mächtigen Tanne einmal ein alter Schafhirt eine Hütte. Der Schafhirt hatte dort draußen bei sich und bei seinen Schafen seine drei Söhne. Die zwei ältesten waren sehr faul, sie haben sich tagelang in der Hütte herumgewälzt und haben auch noch die Milch im Kessel anbrennen lassen. Und wenn sie auch bei den Schafen waren, so hat diese immer der Jüngste bewachen müssen. Der Vater hatte mit jenen zwei nur Arger.

Einmal in der Früh ist der älteste Sohn beim Vater geblieben. Kaum waren die zwei andern durch den Wald auf eine benachbarte Wiese gekommen, so ist vor der Hütte eine schöne Frau auf einem schwarzen Rosse erschienen und hat den alten Schafhirten gegrüßt und ihn so angeredet: „Vetter, möchtet ihr mir nicht einen Burschen geben, ich möchte sehr gut einen Dienstknecht brauchen?" — „Warum denn nicht?" hat jener geantwortet. „Ihr könnt, wenn ihr wollt, hier meinen ältesten Sohn mitnehmen! ... Ja, und wer seid ihr denn?" hat er weiter jene Frau gefragt, und sie hat geantwortet: „Ich bin eine Waldkönigin und wohne dorten hinter dem dritten Berge in einem Walde und mein Waldschloß hat noch niemals ein Menschenfuß betreten."

Nun hat der alte Schafhirt seine Einwilligung gegeben, und auch der Auffang[1]), ein funkelnder Golddukaten, hat ihm sehr gefallen und seinem ältesten Sohne noch mehr der Dienst, daß er mit der Waldkönigin ziehen kann — er hat sich nicht einmal von seinem Vater abgeschlaumt[2]).

Die zwei sind dann also gewandert, die Waldkönigin auf ihrem Rosse und jener neben ihr und hat das Roß beim Zügel geleitet. So wanderten sie immer durch Wälder und Wiesen, bis sie endlich einen Felsen erblickt haben. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem Diener gesprochen: „Lauf', mein guter Knecht, dorthin und bringe mir in diesem Goldbecher einen frischen Trunk aus der Quelle!" Und sie hat ihm einen Goldbecher gereicht. Er aber hat sich nur mit Unlust dorthin begeben, hat sich dann zuerst tüchtig satt getrunken und erst nachher den Becher voll geschöpft. Wie er hat umkehren wollen, da hat er beim Brünnlein im Grase drei Stimmlein jammern und klagen gehört: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein!" Es waren drei Fischlein, die dorten gejammert haben: „Ach, wirf uns hinein, wir können dir einst zu Hilfe sein!" Aber sie haben ver-

[1]) Aufgeld, Angabe.
[2]) verabschiedet.

Digitized by Google

geblich gefleht, er hat sie im Stiche gelassen und ist langsam mit dem Wasser zu seiner Herrin getrollt.

Spät abends sind sie dann endlich im Waldschlosse der Waldkönigin angelangt, und da hat sie ihn noch selber gut bedient und ihm das Bett gemacht. Das hat ihm sehr gefallen, daß er gemeint hat: Jetzt hast einen guten Platz, du bist nur ein Diener und eine Königin tut dich bedienen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd, und du sollst meinen Goldbecher, der dort auf dem Fenster steht, bewachen. Es wird mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommen und wird ihn hintragen[3]) wollen, du mußt ihn also gut behüten; wenn nicht, so wirst du im Waldteiche ertränkt werden!"

Dieser Befehl hat ihm sehr gut gefallen, denn einen Becher bewachen war leicht, und wie sie weggeritten ist, da hat er ihr noch viel Glück gewunschen.

Es ist aber so gekommen, wie es die Waldkönigin schon im voraus gewußt hat, denn wie sie nach Sonnenuntergang heimgekommen war, da sitzt unser Schafhirt traurig beim Fenster und hat auf die Vorwürfe seiner Herrin nicht einmal geantwortet, als sie so geredet hatte: „Du hast also deine Pflicht nicht erfüllt und jetzt kommt es, wie ich es gesagt habe." Sie hat in ein Pfeiferl gepfiffen. Da sind drei schwarze Männer herbeigelaufen, haben meinen Schafhirten ergriffen und im nahen Waldteiche ertränkt. Und so ist die Waldkönigin wieder ohne Diener geblieben.

Bald darauf ist sie wieder einen Dienstknecht suchen gegangen, und weil sie gewußt hat, daß jener Schafhirt in unserem Gebirge noch zwei Söhne hat, so ist sie — jetzt auf einem roten Rosse — vor seiner Hütte erschienen, vor welcher gerade der andere Sohn gefaulenzt hat, und hat so zu jenem Schafhirten gesprochen: „Vetter, möchtet ihr mir nicht auch diesen euren Sohn in den Dienst geben? Ich bin mit eurem ältesten sehr zufrieden, auch dieser soll es bei mir gut haben." — „Warum denn nicht?" hat jener geantwortet. „Er kann schon mit euch gehen!" Und er dachte bei sich: „So werde ich diese Faulenzer mit Ehren los und da oben auf dem Berge wird wieder der Frieden einkehren."

Nachdem sie es also abgemacht hatten und die Waldkönigin dem Alten jetzt zwei Golddukaten Auffang gegeben hatte, hat sie sich von ihm abgeschlaumt, aber der Sohn hat seinen Vater nur ausgelacht.

Sie ist wieder auf ihrem Rosse geritten und er hat es beim Zügel geführt. So wanderten sie wieder und immer wieder durch Wälder und Wiesen, bis sie in die Nähe eines Felsens gekommen waren. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem neuen Dienstknecht gesprochen: „Lauf' geschwind zum Felsenbrünnlein und bringe mir in diesem Silberbecher einen frischen Trunk!" Und sie hat ihm einen Silberbecher gereicht. Auch dieser ist nur mit Unlust dorthin getrollt, hat sich dann auch zuerst tüchtig satt getrunken und zuletzt den Becher für seine Herrin gefüllt. Wie er umkehren wollte, da hörte auch er jene drei Fischlein im Grase beim Brünnelein betteln und jammern: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein! Wir werden es nie

[3]) stehlen.

Digitized by Google

vergessen dein'!" Er aber hat sich taub gestellt und ist dann mit einigen Tröpflein Wasser zu der Waldkönigin getrollt.

Auch diesmal sind sie spät abends im Waldschlosse der Waldkönigin angelangt und auch dieser hat sich gewundert, daß ihn, den Dienstknecht, die Herrin bedient und auch noch das Bett macht. Mit keinem Gedanken ist es ihm eingefallen, nach seinem Bruder zu fragen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd und du sollst meinen Silberbecher, der dorten auf dem Fenster steht, gut bewachen! Sollte mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommen, ihn hintragen, so mußt du ihn gut behüten, wenn nicht, so wirst du im nahen Waldteiche ertränkt werden!"

Da hat er über so einen Befehl nur gelacht und bei sich gedacht: No, mit dem Waldzwerg wirst schon fertig werden. Und wie jene weggeritten ist, so hat er ihr noch viel Glück gewunschen.

Wie es nun die Waldkönigin vorausgeschaut hat, so war es auch gekommen, denn wie sie wieder nach Sonnenrestgang heimgekommen war, da sitzt unser Schafhirt traurig beim Fenster und der Silberbecher war verschwunden. Jetzt hat sie so zu ihm gesprochen: „Wie der Dienst, so der Lohn!" Sie hat in ihr Pfeiflein gepfiffen. Da sind wieder die drei schwarzen Männer herbeigelaufen und haben auch ihn im nahen Waldteich ertränkt.

Nicht lange darauf ist die Waldkönigin wieder einen Dienstknecht suchen gegangen und weil sie wußte, daß jener alte Schafhirt noch einen Sohn hatte, so ist sie — jetzt auf einem schneeweißen Schimmel — zu ihm geritten und hat so zu ihm gesprochen: „Vetter, möchtet ihr mir nicht auch euren jüngsten Sohn in den Dienst geben? Mit jenen zweien bin ich sehr zufrieden und wenn ich noch diesen bekomme, so sollt ihr es nicht bereuen müssen." Sie hat ihm auch gleich drei Golddukaten als Auffang in die Hand gelegt. Dem Alten ist es zwar schwer gefallen, doch er wollte der Waldkönigin auch noch diese Gefälligkeit erweisen und willigte ein.

Dieser dritte Sohn hat sich jetzt, wie es sich geziemt, von seinem Vater abgeschlaumt, hat den Schimmel seiner Herrin beim Zügel geführt und so sind sie dann langsam durch Wald und Wiesen gewandert und so immerfort, bis sie auch in die Nähe jenes Felsens gekommen sind. Da hat die Waldkönigin so zu ihrem neuen Dienstknecht gesprochen: „Lauf', mein kleiner Dienstknecht, mit diesem Kristallbecher dorthin zu jener Quelle und bringe mir einen frischen Trunk!" Er hat sich das nicht zweimal sagen lassen, er ist gelaufen, wie es nur seine Füße streckten, ist immer nur gelaufen, bis er beim Felsenbrünnlein war, und hat auch gleich den Becher vollgeschöpft und auf sich selber vergessen. Und wie er jetzt zurücklaufen will, da hört er auch jene drei Fischlein im Grase jammern und klagen: „Ach, wirf uns hinein! Ach, wirf uns hinein! Wir wollen dir einstens behilflich sein!" Er tat es gerne, worum ihn jene Fischlein gebeten haben, er warf sie also in den Teich, und wie er dann mit dem Wasser zu seiner Herrin kam, da lächelte sie freundlich.

Spät abends sind sie dann im Waldschloß der Waldkönigin angelangt. Wie sie ihn aber hat bedienen wollen, so hat er es nicht zugelassen und hat seine Herrin selber bedient und hat dann auch bei ihrem Bette die Nacht-

Digitized by Google

wache gehalten und hat sich nur gewundert, daß seine Brüder nicht zum Vorschein kamen.

Am anderen Morgen hat die Waldkönigin so zu ihm gesprochen: „Heute gehe ich auf die Jagd und du mußt meinen Kristallbecher, der dorten auf dem Fenster steht, bewachen, denn wenn mein ärgster Feind, der Waldzwerg, kommt, so mußt du ihn verjagen. Läßt du den Becher hintragen, so teilst du das Schicksal deiner Brüder!" Nach diesen Worten ist sie fortgeritten und er hat jene Worte über seine Brüder nicht verstehen können.

Kaum daß die Waldkönigin fortgeritten war und er beim Fenster vor dem Kristallbecher wacht und hinaus auf die Wiese und auf den Wald schaut, da rauscht es von dorten und da sieht er an der Spitze von tausend Zwergen den Waldzwerg kommen. Bei ihm angelangt, begann er so zu ihm zu sprechen: „Schenk' mir jenen Kristallbecher und ich schenke dir mein Königreich mit allem Gold und allen Edelsteinen unter der Erde und im Walde!" So hat er ihn dreimal gebeten, jener aber hat sich nicht betören lassen und hat so geantwortet: „Ich bin nur ein einfacher, ein armer Dienstknecht, aber ich habe meiner Herrin, der Waldkönigin, ewige Treue gelobt und ich begehre deinen Reichtum nicht!"

Wie jetzt der Waldzwerg gesehen hat, daß er mit Gutem nichts ausrichtet, da hat er mit seinen Fingern gepfiffen und auf das sind alle Zwerglein herbeigelaufen, haben sich auf den Knecht geworfen, haben ihn überwältigt und gefesselt in den nahen Waldteich geworfen. Dann sind sie mit dem Kristallbecher davongezogen. Da wäre er jetzt sicher ertrunken, aber jene drei Fischlein, denen er gestern geholfen hatte, sind herbeigeschwommen, haben seine Fesseln durchgebissen und er ist glücklich an das Ufer geschwommen. Und wie er sich jetzt nach den Fischlein umschaut, da stiegen aus dem Wasser drei liebliche Jungfrauen heraus und eine, die auf dem Haupte ein Goldkrönlein trug, hat ihn als ihren Bräutigam begrüßt. Sie sind dann glücklich in das Waldschloß zurückgekehrt.

Dort wurden sie von der Waldkönigin mit Freude und Jubel begrüßt und sie hat ihn nur ihren lieben Eidam geheißen, denn er hatte ihr Töchterlein mit den zwei Dienerinnen aus dem Wasser erlöst, wo sie als Fischlein sieben Jahre verzaubert gelebt haben. Sie haben zu der Hochzeit auch seinen Vater, den alten Schafhirten, eingeladen und auch seine zwei Brüder, die jeden ein großer Fisch auf das Ufer gespeit hatte. Und jetzt hat sich auch der Waldzwerg mit der Waldkönigin ausgesöhnt und er hat die drei Becher, den Gold-, Silber- und Kristallbecher als Hochzeitsgeschenk mitgebracht. Und diese Hochzeit ist auch heute noch, und du kannst, wenn du willst, eingeladen werden, nur den Branntwein und den Hochzeitskuchen mußt selber mitbringen, und du darfst auch mit der Braut ein Örtel[1]) tanzen[2]).

---

[1]) ein Stück, ein wenig.

[2]) Erzählt vom 72jährigen Josef Gürtler, der es als Knabe „auf der Burgina" (= landw. Arbeit) erzählen hörte.

Digitized by Google

Johannes Bolte †

Mit dem am 25. Juli d. J. Verschiedenen hat die deutsche Volkskunde ihren fleißigsten und tüchtigsten Fachmann verloren. Als in der Zeitschrift für Volkskunde (Neue Folge IV, 1933) zum 75. Geburtstag Boltes das von F. Boehm verfaßte Verzeichnis aller Veröffentlichungen herausgegeben wurde, zählte es 1298 Nummern. Die meisten sind in der Zeitschrift für Volkskunde selbst erschienen, deren Herausgeber Bolte nach Karl Weinholds Tod von 1902 bis 1910 war und deren bester Mitarbeiter er bis an sein Lebensende gewesen ist.

J. Bolte wurde am 11. Feber 1858 als Sohn des Historienmalers Georg Friedrich Bolte in Berlin geboren. Nach der Reifeprüfung an der Mittelschule wandte er sich 1874 dem Studium der klassischen Philologie und Archäologie in Berlin und Leipzig zu und wurde nach abgelegter Staatsprüfung (1880) und nach Erwerbung des Doktortitels (1882) im Herbst 1882 am Königstädtischen Gymnasium in Berlin angestellt, wo er ohne Unterbrechung bis zur Erreichung der Altersgrenze (1923) tätig war. Im Jahre 1918 wurde er zum Geheimen Studienrat ernannt.

Bolte war vor allem Fachmann auf dem Gebiete der Volkserzählung. Das fünfbändige Werk „Anmerkungen zu den KHM. der Brüder Grimm", für das von J. Polívka und später von J. Horák das slawische Schrifttum bearbeitet wurde, ist nicht bloß das Hauptwerk der Märchenforschung überhaupt, sondern für uns Sudetendeutsche als Gemeinschaftswerk deutscher und tschechischer Gelehrter von besonderer Bedeutung. Das gewaltige Wissen und die unerschöpfliche Arbeitskraft Boltes haben auch auf allen anderen Stoffgebieten der Volkskunde, namentlich der Volksdichtung (Volksschauspiel, Volkslied, Rätsel, Sprichwort u. a.) zu namhaften wissenschaftlichen Leistungen geführt. Sehr oft hat der stille und bescheidene Mann, dem die mannigfachsten Ehrungen — er war der erste Volkskundler, der Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften geworden ist — zuteil geworden sind, als Ratgeber bei den Arbeiten anderer, denen er stets uneigennützig beistand, mitgeholfen.

Er wird in der Geschichte der deutschen Volkskunde für immer einen Ehrenplatz einnehmen.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November.)

Nr. 281. Karl Hantschel, Tiefenbach a. d. Desse: Zwei Lieder mit Singweisen aus Sichelbach bei Neubistritz.

Nr. 282. Oswald Kaller, Einsiedel bei Würbenthal: Liederheft des Benjamin Poppe aus Kuttelberg (Bez. Jägerndorf), geschrieben beim Militär um 1865. — Verzeichnis der Liedanfänge aus einer Handschrift mit 89 Totenliedern, die um 1835 von Karl Kaller, Lehrer in Pickau bei Jägerndorf, geschrieben wurden. — Verzeichnis der Liedanfänge von 10 Begräbnisliedern aus einer Handschrift, geschrieben 1855 von Josef Carl Nitsch,

Digitized by Google

Lehrer in Bransdorf bei Jägerndorf. — Liederheft, um 1890 in Waißak bei Jägerndorf geschrieben.

Nr. 283. Georg Tilscher, Kornitz: Wiedergabe einer Handschrift über die Marienerscheinungen in Wachtl (Sprachinsel Deutsch-Brodek). — Zahlreiche Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 284. Dr. Günther Jarosch, Komotau-Prag: Abschrift der im Landesarchiv in Brünn aufbewahrten Handschrift „Volkslieder, Sammlung deutscher und böhmischer Volkslieder, Kirchengesänge, Melodien aus Mähren und Schlesien. Gesammelt im Jahre 1819 im Auftrage des mähr.-schles. Guberniums".

Nr. 285. Ing. Gustav Stumpf, Neutitschein: Text- und Bildunterlagen für die zeitgemäße Kuhländler Tracht, Vordruckmuster für Kuhländler Stickereien.

Nr. 286. Albert Brosch, Eger: 84 Lieder mit Singweisen, mehrere Ortslieder und Ortslitaneien, Kinderlieder, 4 Dienstbotenlieder mit Singweisen, Angaben über den Volksdichter Johann Müller (geb. 1887 in Seeberg, gest. 1929 im Egerer Krankenhaus), eine zusammenfassende Darstellung über die Verbreitung des Liedes „Müde kehrt ein Wanderbursch zurück" (Verfasser L. Dreves, 1836), Beiträge zum Volksglauben und Brauch, Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 287. Karl Dittrich, Ploscha bei Postelberg: Himmelsbrief.

Nr. 288. Roland Verlag Morawitz (Dr. Konrad Trausel), Prag: Zahlreiche Volkslieder aus dem Archiv der Schriftleitung der Zeitschrift „Unsere Zeitung" (Einsendungen von Schülern bei Preisausschreiben).

Nr. 289. Richard Zeisel, Zeche bei Deutsch-Proben: Ausführliche Darstellung der Hochzeitsbräuche in Schmiedshau (mit Liedern und Sprüchen). — Trachtenbild (Hochzeitspaar). — Alpgebet.

Nr. 290. Dr. Alois Bergmann, Olmütz: 3 Lichtbilder zur Tracht und zum Brauch in der Wischauer Sprachinsel und drei Sprüche.

Nr. 291. Franz Götz, Poschkau: Weihnachtsspiel mit Singweisen. — Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 292. Raimund Zoder, Wien: 38 Lieder mit Singweisen, 7 Lieder ohne Singweisen, 29 Kinderlieder und Aufzeichnungen zum Jahresbrauch aus Urspitz und Pulgram in Südmähren, ein Lied mit Singweise aus Neuhäusl bei Tachau und ein Lied aus dem Böhmerwald.

Nr. 293. Adolf Horner, Königswerth bei Falkenau a. d. Eger: Ortslied von Grasseth, eine Fassung des Wiener Revolutionsliedes von 1918, Vierzeiler u. a.

Nr. 294. Hans Kollibabe, Bergreichenstein: Bodenständiges Spottlied „Die neue Wasserleitung" mit Singweise.

Nr. 295. Richard Baumann, Chodau: Aufsätze über die Volkskunst im Egerlande (mit Bildern und Zeichnungen), über Glück und Unglück im Aberglauben, über die bildliche Darstellung der Lebensalter, Abschrift eines

Digitized by Google

Verzeichnisses gestohlener Sachen eines entwichenen Sträflings aus dem Jahre 1783 u. a.

Nr. 296. Anton Schön, Frankstadt bei Mähr.-Schönberg: 2 Weberlieder aus Nebes, Bez. Hohenstadt, Beiträge zum Volksglauben, Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 297. Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau: Mistbauerlied aus der Gegend um Bensen.

Nr. 298. Josef Stich, Neuhäusl bei Roßhaupt: Bauernregeln, Kinderreime, Abendgebet u. a.

Nr. 299. Dr. Herbert Weinelt: Lichtbilder von einem Bauernhaus mit Fachwerk aus Adamsthal und einem Speicher aus Altstadt bei Freudenthal.

Nr. 300. Josef Wagner, Georgswalde: 2 alte Lieder, Beschreibung des Brauches „Der Mutter Gottes Herberge geben" u. a.

Nr. 301. Rudolf Beher, Reichenberg: Abschrift eines Lehrbriefes (1774) und einer Arbeitsbescheinigung (1767) aus Buchau.

Nr. 302. Lotte Lehmann, Deutsch-Litta bei Kremnitz: 3 Weihnachtslieder und ein Ehestandslied aus Deutsch-Litta und ein Sonnwendspruch aus Königsfeld (Karpathenrußland), alle mit Singweise; Neujahrswunsch und Sage aus Königsfeld u. a.

Nr. 303. Dr. Josef Hanika, Prag: 6 Blattdrucke mit volkstümlichen Liedern.

Nr. 304. Johann Schreiber, Neudek: 2 alte Berggebete.

Nr. 305. Johann Schreiber, Grosse: Ortslitanei (Hundsmesse, auch Purschkevill = Pasquill genannt) von Kronsdorf bei Jägerndorf, und zwar vom Oberdorf und Niederdorf.

Nr. 306. Otto Zerlik, Karlsbad: 4 Volksgebete, Kinderreime u. a. aus dem Egerland.

Nr. 307. Dr. Alois Milz, Komorn: Mehrere Soldatenreime.

Kleine Mitteilungen

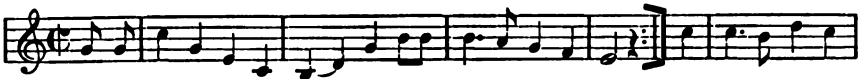
In Böhmen liegt ein Städtchen*).

Von den deutschen Dragonern in Komorn, die meist aus dem Egerland und aus Nordböhmen stammen, wird gerne ein umgedichtetes altes österreichisches Soldatenlied gesungen. Die Umdichtung für die Dragoner stammt aus dem Jahre 1936 von einem Nordböhmen aus der Warnsdorfer Gegend. Unbeabsichtigt bekam das Lied durch diese Umdichtung einen Inhalt, der an den tragischen Untergang etlicher österreichisch-ungarischer Reiterregimenter im Weltkrieg gemahnt, deren tollkühne Attacken in den

*) Zur Verbreitung dieses geschichtlichen Liedes, das meist auf die Heldentat der „Zehner-Jäger" am 6. Mai 1848 bezogen wird, vgl. G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Prag 1913), Nr. 1436.

Digitized by Google

Feuergarben russischer Maschinengewehre zusammenbrachen, so daß wirklich oft kaum mehr als „drei Hornisten" übrig blieben.



2. Im Jahre 1914 da brach der Weltkrieg aus,
Da zogen die Dragoner zu Tausenden hinaus.
Da stand so manches Mädchen mit rotgeweintem Blick.
„Lebt wohl ihr stolzen Dragoner und kehrt recht bald zurück!"

3. Im Jahre 1916 grub man ein Massengrab,
Da ließ man die Dragoner zu Tausenden hinab.
Da bliesen die Hornisten den allerschönsten Ton:
„Wir sind die letzten Dreie von der ersten Eskadron!"

4. Im Jahre 1918 da war der Weltkrieg aus.
Da kehrten die Dragoner zu wenigen nach Haus.
Da fragt so manches Mädchen mit rotgeweintem Blick:
„Wo bleibt mein stolzer Dragoner? Nie mehr kehrt er zurück!"

Komorn. Dr. Alois Milz.

Das Spiel vom Kaiser und Tod*).

(Tod mit Sense; Kaiser mit Mantel, Zepter und Krone.)

Kaiser (tritt allein auf): Grüß Gott, Ihr Freunde mein!
Heut kommt der Kaiser Franz herein.
Gelobt sei der Herr Jesu Christ,
Durch den die Welt erlöset ist!

Tod (klopft an): Auf, auf, auf!

Kaiser (tritt ein): Ei, wer klopft denn so gewaltig an meine Tür?
Ei, Du bist mir ja ein ganz fremder Gast,
Der Du bei mir nichts zu schaffen hast.
Ach, Tod, laß mich beim Leben
Und nimm Dir einen anderen!

Tod: Keinen anderen mag ich nicht,
Ich will den Kaiser selbst.

Kaiser: Ach, Tod, gib mir Pardon und verschone mich!

Tod: Bei mir hast Du kein Pardon und auch kein Verschon,
Zeit und Stund ist hier.
Du mußt jetzt sterben und wandern mit mir!

*) Mitgeteilt von Frau Anna Weinelt, Wiesen, Bez. Mähr.-Schönberg.

Digitized by Google

Kaiser: Ach, Tod, wie soll ich sterben und wandern mit Dir?
Ich weiß ja keine Straße hier.
Tod: Ich will dich nehmen mit meiner dürren Hand
Und will dich führen in ein fremdes Land.
Kaiser: Ach, Tod, laß mich beim Leben,
Gold und Edelgestein will ich Dir geben!
Tod: Ja, Gold und Edelgestein brauch ich nicht,
Ich will den Kaiser selbst.
Kaiser: Ach, Tod, wenn ich keine Gnade mehr hab,
So lege ich Kron' und Zepter ab,
(Kniet nieder, legt ab.)
Tod: Ja, lege Kron' und Zepter ab,
Und stürze Dich ins kühle Grab!
Kaiser: O Herr, gib mir die ew'ge Ruh,
Und auch das ew'ge Licht dazu!
(Tod schlägt dem Kaiser mit der Sense, einer Papiersense, den Kopf ab.)

Frankstadt. Anton Schön.

Tagung der Volkskundler und Heimatforscher in Olmütz.

Am 7. November rief die deutsche Volkshochschule in Olmütz, die sich als pflichtbewußte Hüterin der Heimat und ihrer Menschen erweist, alle jene Männer und Frauen zu einer Tagung zusammen, die das Bild unserer Sprachinsel und der engeren und weiteren Umgebung immer klarer erkennen wollen, damit es desto dauernder in aller Herzen bleiben möge. Nach der Eröffnung und Begrüßung durch den Vorsitzenden hielt Prof. Dr. Richard Zimprich einen Vortrag „Volkskunde im Aufbruch", in dem der Weg dieser jungen Wissenschaft von einer reinen Stoffwissenschaft zu der umfassenden volksforschenden Geisteswissenschaft als sinnvoll in den gesamten Umbruch der Nation eingebaut dargestellt wurde. Insbesondere betonte er den Wert der kulturraumforschenden Methode für uns Sudetendeutsche, da dadurch die Grenzen des Kulturbodens, bzw. die Strömungsrichtungen des Kulturaustausches vom Westen nach dem Osten sichtbar werden. Er betonte überdies stark die Bedeutung, die ein zweiter Hauptabschnitt der Volkskunde bekommen soll, den er angewandte Volkskunde nannte. Die Volkskunde als Volkspsychologie gibt uns Einsichten in die Wesensart des Volksmenschen, die es einer volksverbundenen Führung leicht machen, die Geschicke dieses Volkes in seinem Sinne und mit seinem Beifall zu lenken. Überdies soll ja auch das volkskundliche Gemeinschaftsgut als wirkungsvolles Bildungsgut in den Lebensprozeß der Nation zurückfließen. Ein vorbildlicher Anfang dazu erscheint getan durch die Jugendbewegung, die sowohl forschend und sammelnd die theoretische Volkskunde fördert, als auch gleichzeitig selbst, aus dem Besitz des deutschen Volksmenschen sich bildend, wahres deutsches Wesen kennen lernte und deutsche Art allen jenen mit ins Leben gab, die ihr angehörten. So will der Zupfgeigenhansl des an der Westfront gefallenen Führers Hans Breuer aufgefaßt werden. Daß die Gemeinschaftsgüter als solche Bildungs-

Digitized by Google

güter allen ersten Ranges bereitgestellt werden, soll ebenfalls die Sorge der lebensnahen, modernen Volkskunde sein. (Bei uns werden z. B. von Prof. Dr. G. Jungbauer Sagen und Volkslieder unserer Heimat in solcher Absicht herausgegeben.) Dieser Vortrag gab für die ganze Tagung den Rahmen ab. Es sprach sodann Ing. V. Reimer, Museumsdirektor, Mähr.-Neustadt, über die Bodenfunde und was wir daraus über die Volkskunde des vorgeschichtlichen Menschen erfahren können. Eine lebhafte Wechselrede entspann sich erst nach dem Vortrag von Dr. Louis Bergmann: „Auftakt zur Bauernhausforschung in Mähren", zu dem Dr. H. Weinelt richtigstellende Ergänzungen machte. Fachlehrer Fr. Rößner berichtete über den Stand der Heimatforschung im Odergebirge und die viele Kleinarbeit, die vom Verein auf diesem Gebiete geleistet wurde. Zum Schluß sprach Julius Röder über den Zustand heimat- und volkskundlicher Quellen in Nordmähren, wobei er sich besonders zu dem Zustand der verschiedenen Archive und deren Betreuung durch die mehr oder minder geschulten Archivare äußern konnte.

Die Tagung war ein verheißungsvoller Anfang zu einer geleiteten und geplanten Zusammenarbeit der auf diesen Forschungsgebieten tätigen Menschen, die die gesamte Arbeit rationalisieren und überdies für andere Gebiete fruchtbar machen könnte.

Zum „Sudetendeutschen Krippenbuch".

Die Vorarbeiten für die Herausgabe dieses Buches sind bis auf geringe Ergänzungen, die in der heurigen Krippenzeit eingeholt werden, vollendet. Um doch alle Möglichkeiten erschöpfend darzustellen, bringt das Buch außer Grundlegendem auch Krippenberichte von:

Asch, Aussig, Adlergebirge, Bensen, Bergreichenstein, Bilin, Bodenbach, Brünn, Böhm.-Leipa, Duppau, Eger, Elbogen, Engelsberg, Erzgebirge, Eulenberg, Filippsdorf, Franzensbad, Freudenthal, Graupen, Görkau, Graslitz, Grulich, Haindorf, Iglau, Joachimsthal, Karlsbad, Katharinaberg, Ketten bei Grottau, Königsberg an der Eger, Kreibitz, Leitmeritz, Mariaschein, Mähr.-Neustadt, Mähr.-Schönberg, Modlan bei Teplitz, Neudek (Erzgebirge), Neutitschein, Niederkreibitz, Nieder-Lichtve, Niemes, Ober-Erlitz, Odrau, Peterswald (Erzgebirge), Prag, Preßnitz, Reichenberg, Riesengebirge, Rochlitz, Rumburg, Schlaggenwald, Schluckenau, Schönfeld (Westböhmen), Sporitz, Sternberg, Tachau, Teplitz-Schönau, Tetschen a. d. Elbe, Troppau, Türmitz bei Aussig, Warnsdorf, Weipert, Wiesenthal a. d. N., Winterberg, Wischauer Sprachinsel, Zlabings, Zuckmantel, Zwittau mit dem Schönhengstgau (Vierzighuben).

Der Zweck der Zeilen ist, alle jene Orte, die nicht genannt sind, und wo noch Krippenkunst verborgen blüht, aufzufordern, sich zu melden, damit sie auch im Buche vermerkt werden. Der Herausgeber ersucht höflichst auch jene Stellen, die verschiedenes Krippengut erzeugen, um diesbezügliche Nachrichten, bzw. Krippenschnitzer um ihre Arbeitsgebiete. Das Buch, dessen

Digitized by Google

Handschrift fast vor der Vollendung steht, wird auch reich bebildert sein, so daß es einen guten Überblick über diesen Zweig sudetendeutscher Volkskunst bieten wird. Für jedweden Hinweis dankt herzlichst

Iglau. Ignaz Göth.

Atlas der deutschen Volkskunde. Mitarbeiter, welche die Fragebogen zum Atlas der deutschen Volkskunde beantwortet haben und die bereits erschienene erste Lieferung beziehen wollen, werden aufmerksam gemacht, daß ein Bezug zum Mitarbeiterpreis mit gleichzeitigem Nachlaß von 25 Prozent (Auslandpreis bei allen vom Deutschen Reich vertriebenen Büchern) nach den reichsdeutschen Gesetzen nicht möglich ist. Es empfiehlt sich daher, bei Bestellungen den Auslandpreis, der vorteilhafter ist, zu beanspruchen.

Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis. Mit diesem Preise wurde die Arbeit „Wiener Volkskunde" von Dr. Leopold Schmidt ausgezeichnet, die in nächster Zeit im Deutschen Verlag für Jugend und Volk in Wien erscheinen wird.

Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung. Bisher wurden von der Prager Arbeitsstelle 3700 Volkserzählungen aufgenommen. An weiteren Einläufen sind zu verzeichnen:

39. Georg Tilscher, Kornitz: Bericht über die Erscheinungen der hl. Maria in Wachtl (1912—1917) nach Aufzeichnungen des Franz Fischer. — Eine Sage und ein Schwank.

40. Richard Baumann, Chodau: Eine Sage.

41. Anton Schön, Frankstadt: 20 Sagen aus Nordmähren.

Volkskundliche Vorlesungen. Im Wintersemester 1936/37 hatten die volkskundlichen Vorlesungen Prof. Jungbauers und das Seminar für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag einen Stand von 346, im Sommersemester 1937 von 329 Hörern, bzw. Teilnehmern.

Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

361. Als Beispiele für neue Bezeichnungen seien angeführt: In Kornitz bekam ein Mietgebäude, weil die Parteien darin oft streiten, den Namen Abessinien. Ein Schuhmacher erhielt, wahrscheinlich weil er Mitglied der SdP. ist, den Namen Henleinschuster. (G. Tilscher, Kornitz.)

377. Hier wird noch oft Diphtherie oder überhaupt Halsweh durch Trinken von Petroleum oder Stalljauche zu heilen gesucht. (F. Götz, Poschkau.)

391. Im Museum in Römerstadt ist ein alter Giebelausschnitt mit nachstehender Hausinschrift:

Digitized by Google

Auf Gottes Hilf und Unser Lieben Frauen
setz ich all mein Vertrauen,
mein Tadler geh nur fort,
ich hab gebaut nach meiner Arth,
hab gebaut wie mirs gefällt,
ein Andrer baue vor sein Geld. Andreas Schön.

(Mitgeteilt von J. Thöndel, Bergstadt.) Auf dem Hause des Bauers Jackesch in Schmiedsau bei Bodenstadt befand sich, bevor es 1866 abbrannte, folgende Inschrift:

Jedes Menschen Mut
geht nach Ehre, Geld und Gut.
Und tun sie sich das alles erwerben,
legen sie sich nieder und sterben.

(Mitgeteilt von F. Götz.)

402. Hier wird am Hl. Abend kein Brot gegessen. Das Brot soll aber auf dem Tische liegen bleiben und nicht aufgeräumt werden, weil man sonst im nächsten Jahr kein Brot zu essen hätte. In manchen Häusern hat man am Hl. Abend zwölferlei Essen (12 Monate). Bei diesem Essen darf man nicht aufstehen, sonst wird man krumm. (F. Götz.)

407. Schon die ältesten Leute hatten in ihrer Kindheit einen Christbaum gehabt, der gewöhnlich mit Äpfeln und Nüssen geschmückt wurde. Aus ausgeblasenen Eiern wurden durch Papier oder Strohzusätze verschiedene Vögel verfertigt und auf den Baum gehängt. Kerzen kannte man früher nicht. (F. Götz.)

410. Das Ausschießen des alten Jahres ist unbekannt, aber am Hl. Abend wird vor Freude, daß das Christkind kommt, geschossen. (F. Götz.)

421. Man dingt („fragt" oder „redet an") womöglich bis Ende Juli, in Ausnahmsfällen erst später, allenfalls auch gegen Ende des Jahres. (Gymn.-Prof. F. Höfer, B.-Krumau, für Plattetschlag, P. Stein im Böhmerwald.) Hier werden die Dienstboten in den Monaten September und Oktober gemietet. (J. Thöndel.)

422. Das Dingen erfolgt durch den Dienstgeber selbst, der sich allerdings vorher bei Verwandten und Bekannten erkundigt, „ob sie jemanden wissen". (F. Höfer.) Die männlichen Dienstboten werden durch den Dienstherrn, die weiblichen durch die Dienstfrau gemietet. (J. Thöndel.)

423. Ein Angeld wird gegeben, doch kann der so gedingte Dienstbote dieses „Drangeld" wieder zurückgeben. (F. Höfer.) Hier wird gewöhnlich ein halber Monatslohn als Angeld gegeben. (J. Thöndel.)

424. Gekündigt wird meist in der Zeit von Mitte September bis Mitte Oktober. (J. Thöndel.)

425. Als Kündigen gilt das Nichtfragen von seiten des Bauers, falls nicht ein besonderer Fall, z. B. ein Streit, ausdrückliche Kündigung herbeiführt. Von seiten des Dienstboten geschieht das Kündigen meist so, daß er anderwärts ein „Drangeld" nimmt, was der Bauer natürlich bald

Digitized by Google

erfährt. (F. Höfer.) Auch hier erfolgt das Kündigen durch Unterlassen der Frage, ob der Dienstbote im nächsten Jahr bleiben will. Ausdrückliche Kündigung, indem der Dienstgeber dem Dienstboten sagt, daß er sich einen anderen Dienst suchen muß, gilt als Schande. (J. Thöndel.)

426. Der Dienstaustritt erfolgt zu Johanni; man sagt „Ausstehen" („er steht aus") oder „Krameln" („krameln" bedeutet überhaupt übersiedeln). (F. Höfer.) Männliche Dienstboten „wandern" zu Johanni („On Johannestog wondert jeder Schlumpersock"), weibliche am 1. Jänner. (J. Thöndel.)

427. Eine feste Zwischenzeit gibt es nicht, d. h. die neuen Dienstboten treten gleich am Johannitag ein, falls sie nicht aus einem Dorf kommen, wo erst später, so z. B. in dem eine Stunde entfernten Honetschlag am 5. Jänner, gewechselt wird. Diese Tage vom 27. Dezember bis 6. Jänner heißen „Kälbertage", an denen bloß das Vieh gefüttert und sonst nichts gearbeitet wird. Wenn Ersatz da ist, lassen sich manche Dienstboten auch vertreten und verbringen diese Zeit bei den Eltern. (F. Höfer.) Hier ist eine solche Freizeit nicht üblich. (J. Thöndel.)

428. Der Dienstantritt der männlichen Dienstboten ist am Johannistag, der der weiblichen am 1. Jänner. (J. Thöndel.) In Schmiedshau bei Deutsch-Proben nennt man den Dienstwechsel „Stäetzen" (Störtzen). (A. Wesserle.)

430. Der Lohn wird, von Vorschüssen abgesehen, erst am Morgen des Johannitages ausgezahlt. (F. Höfer.) Hier ist monatliche Lohnzahlung üblich. (J. Thöndel.)

431. Läßt jemand die Tür offen, so fragt man im Egerland: „Häbts dahoim an Sträuhsäck vür?" (A. Brosch, Eger.) Man sagt „Ihr müßt einen Strohsack vorhaben?" oder „Ihr habt wohl keine Tür daheim?" (R. Baumann, Chodau.) Im Erzgebirge fragt man ebenfalls: „Hast Du Strohsäcke zu Hause?" (Dr. Hertha Wolf, Teplitz-Schönau.) In Klein-Mohrau i. M. sind folgende Redensarten üblich: Der hat sicher einen Strohsack zu Hause, weil er die Tür nicht zumachen kann. Die hat wohl eine Stange im O..., daß sie die Tür nicht schließen tut. Der hat wohl ein Lineal im Rücken. (Franz J. Langer.) Man sagt „Wir haben keinen Strohsack hier, wir haben eine Tür" oder „Der hat wohl eine Stange im A..." (J. Thöndel.) Ebenso ruft man einer Person in Kunarz nach „Du host bohl a Schtong en O...?" Dasselbe sagt man in Kornitz, oder auch „Ihr habt wohl keine Tür zu Haus?" (G. Tilscher.) In der Iglauer Sprachinsel fragt man „Habt Ihr Strohsäcke daheim?" Oder „Hast eine Stange im A...?" Oder „Hast keine Pratzn?" (J. Göth.) In Poschkau fragt man ebenfalls „Host na Stangn an O...?" oder man fordert den Betreffenden auf „Hol' den Strouhsäck un lei (lege) ne vür, wenn du nie zumochn konnst!" (F. Götz.) In Deutsch-Proben kennt man die Redensarten: „Hast denn keine Tür zu Hause? Bleibt dir denn die Hand picken daran? Habt Ihr zu Hause einen Strohsack anstatt der Tür?" (A. Wesserle.)

432. Auch hier gilt der Glaube, daß man einem Verstorbenen sein Glück abkauft, wenn man ihm Geld in den Sarg wirft. Man soll es aber nicht tun, weil das so erkaufte Glück kein richtiges Glück ist und nach

Digitized by Google

der Beschaffenheit des Verstorbenen auch zu Unglück werden kann. (J. Thöndel.) Im Odergebirge ist der Brauch nicht bekannt. Während des Weltkrieges lebte hier ein kriegsgefangener Russe, der mit einem Bauernmädchen bekannt wurde, das aber kurz vor der Hochzeit starb. Der Russe gab seiner toten Braut sehr viel Geld in den Sarg. Über diese Handlungsweise befragt, sagte er, er müsse dies tun, weil er sonst auf dieser Welt kein Geld mehr verdienen würde, d. h. nirgends mehr Glück hätte. (F. Götz.) Dem Verstorbenen gibt man eine Münze in die Hand. (A. Wesserle.)

433. Nach Ansicht der alten Leute bekommen Frauen oder Mädchen, welche in der Fastenzeit tanzen, Klumpfüße, oder ihre Kinder bringen solche mit zur Welt. (J. Thöndel.) Wer in der Fastenzeit tanzt, tanzt mit dem Teufel in die Hölle. Oft hört man sagen, er bekomme das Reißen (Gicht). (A. Wesserle.)

434. Eine Mutter, deren Säugling gestorben ist, darf bis Johanni keine Erdbeeren essen, sonst bekommt das Kind im Himmel keine. (Dr. H. Wolf.) Sie darf nicht Kirschen essen, weil das Kind sonst keine Ruhe finden kann. (F. J. Langer.) Sie darf vor Johanni keine Kirschen und Erdbeeren essen, weil sich das verstorbene Kind sonst nach diesen Früchten sehnen würde. (J. Thöndel.) Dasselbe sagt man in Deutsch-Proben mit der Begründung, daß das Kindlein sonst im Himmel bei der Austeilung keine Kirschen und Erdbeeren bekommen würde. (A. Wesserle.)

435. Über das Abkommen alter Bräuche lieferte F. J. Langer eine zusammenfassende Darstellung, die in einem der nächsten Hefte veröffentlicht werden wird.

436. In Rössin bei Weseritz lautet der auf das Verbot von Grünfutter am Bartholomäustage bezügliche Spruch „Gähst du mir ins Kraut, gib i dir a Haut". (A. Brosch.) Bis zum Bartholomäustage darf der Bauer auf seinem Kraut- und Rübenacker nicht nachsehen, wie die Früchte wachsen, weil sonst die Ernte schlecht wird. Denn Bartholomäu wirft die Häuptlein ins Kraut. (J. Thöndel.) An dem Tage soll man kein Futter heimbringen, sonst verrecken alle Tiere. (A. Wesserle.)

437. Das Sodbrennen stellt sich bei Arbeiten in gebückter Stellung ein. Solche Arbeiten verrichten gewöhnlich Frauen, weshalb bei diesen das Sodbrennen häufiger als bei Männern vorkommt. Ein Mittel ist das Essen von Johannisbrot. (F. J. Langer.) Hier spricht man beim Sodbrennen wohl noch davon, daß einen „der Herzwurm beseicht hat", aber man ist der Ansicht, daß es durch Essen einer Speise, die der Körper nicht verträgt, verursacht wird. Johannisbrot soll es vertreiben. (J. Thöndel.) Auch hier ist die Redensart vom Herzwurm üblich. Als Gegenmittel verwendet man gestoßenen Ingwer mit und ohne Zucker. Wenn eine schwangere Frau Sodbrennen hat, heißt es, daß das Kind lange Haare hat. (J. Göth.) In Poschkau sagt man dagegen, wenn der Mann einer schwangeren Frau Sodbrennen hat, dann wird ein Bub mit langen Haaren geboren. Als Mittel gegen Sodbrennen, das man nach dem Essen von Hirse, Kartoffeln und anderen Speisen bekommt, wird das Einnehmen geschabter Kreide (ein Löffel voll) empfohlen. (F. Götz.) Auch in Deutsch-

Digitized by Google

Proben ist die Redensart vom Herzwurm, der einen beseicht hat, üblich. (A. Wesserle.)

439. Hexenweiden mit rostigen Nägeln kann man in der hiesigen Gegend häufig sehen. (A. Wesserle.)

440. Eine ähnliche Butterwiege wie die im letzten Heft abgebildete wurde vor einigen Jahren in Runarz als eine neue, praktische Erfindung gezeigt. Der Innenraum war durch zwei eingelegte, durchlöcherte Brettchen in drei Abteilungen geteilt. (G. Tilscher.)

Umfragen

441. In manchen Bauernhäusern wird, wenn am gleichen Tage ein Kind geboren und ein Füllen oder Kalb geworfen wird, der Name des Kindes dem jungen Haustier gegeben. Wo läßt sich dieser Brauch noch heute nachweisen?

442. Bei der Wahl der Taufnamen soll man, wie J. Schreiber (Grosse) mitteilt, nicht auf den Namen eines Heiligen, der vor dem Geburtstag liegt, zurückgreifen, sondern vorgreifen, d. h. den Namen eines Heiligen wählen, dessen Fest erst kommt, wenn man den Tagesheiligen selbst nicht nehmen will. Wo gilt dasselbe?

443. Wer beim Essen singt und tanzt, bekommt nach nordmährischem Glauben (Mitteilung von F. J. Langer) ein närrisches, d. h. überspanntes Weib. Wo besteht die gleiche Meinung?

444. Was bedeuten weiße Flecken unter den Fingernägeln?

445. Nach Mitteilung von F. Götz wird ein verdorbener Magen folgendermaßen geheilt: Man trocknet die innere, dünne Haut eines Hühnermagens, zerstößt sie und nimmt das Pulver mit Zucker ein. Was im Magen lag, geht dann mit dem Kot ab. Wo ist dasselbe Heilmittel üblich?

446. Nach Mitteilung des gleichen Mitarbeiters dürfen bei einem Begräbnis Blutsverwandte keine Erde in das Grab werfen, sonst hat der Tote keine Ruhe. Nur Fremde dürfen es tun, wobei man die Worte spricht:

Hier werf' ich dreimal Erd' auf dich,
und bist du bei Gott, so bitt für mich!

Wo ist derselbe Glaube und Brauch daheim?

447. Wo darf zu Fronleichnam weder Futter geholt noch eingespannt werden? Und wo ist die Sage von der Frau bekannt, die an diesem Tage Gras holte und durch eine Schlange, die sich um ihren Leib wand, bestraft wurde?

448. Einzelne Mitarbeiter haben die Frage Nr. 438 (Quellopfer am Elbeursprung) mit dem Hinweis auf die Brunnenopfer am Hl. Abend beantwortet, wobei z. B. in Poschkau drei Nußschalen mit Honig in den Brunnen geworfen werden, damit man das ganze Jahr gutes Wasser habe. Wo ist derselbe Brauch noch üblich?

Digitized by Google

449. In welchen Museen oder Archiven (oder Privatbesitz) werden noch alte Schandmasken aufbewahrt?

450. Wo befanden sich früher bei Bauernhäusern besondere Dörrhäuschen zum Dörren des Obstes mit eingebauten Backöfen?

Schrifttum

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. Zweiter Band: Balladen. 2. Teil, 1. Hälfte. Unter Mithilfe von G. Heilfurth und S. Wingenroth gemeinsam mit W. Heiske, F. Quellmalz, E. Seemann und W. Wiora, hg. von John Meier. 218 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1937. Preis 14 Mark.

Diese Fortsetzung des in unserem Jahrgang 1935 (S 87 f. und 185) bereits angezeigten Riesenwerkes bringt die Balladen Nr. 32 bis 48, wiederum mit genauen Angaben der Texte, des Inhalts der Überlieferung, der Entwicklungsgeschichte des Textes und der Melodie usw. Von den behandelten Stücken kommen für das sudetendeutsche Gebiet in Betracht: Nr. 33 (Kuhländchen), 34 (Egerland, Schönhengstgau), 41 (mehrfach aus dem ganzen Gebiet), 44 (Kuhländchen), 45 (Nordböhmen), 47 (Kuhländchen, Ostböhmen und Schlesien), 48 (Kuhländchen, Nordböhmen). Davon sind Nr. 45 und 48 auch im Slawischen verbreitet. Auch diese slawischen Fassungen werden eingehend untersucht. Für die sudetendeutsche Volksliedforschung ist die Ballade Nr. 45 „Die entführte Graserin" (Es graste eine Jungfrau hübsch und fein) am wichtigsten, weil sie vielleicht in der Gegend von Deutsch-Gabel entstanden ist. Hiezu heißt es auf S. 154: „Daß die vollentwickelte Ballade besonders stark aus Böhmen überliefert ist, dürfte damit zusammenhängen, daß sie dort in einen Zusammenhang mit der nördlich der Stadt Gabel im Lausitzer Gebirge gelegenen, im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Falkenburg gebracht wurde, deren einstige Besitzer, die Herren von Wartenberg, vor allem in der Zeit der Hussitenkriege eine gewichtige politische Rolle spielten. Damit war ihr ein heimatliches Interesse gesichert, und vier Fassungen sind auch in ihrer nächsten Umgebung (Gabel, Laden und Hermsdorf) aufgezeichnet." Das Lied ist nur noch aus Lothringen überliefert, wohin es vielleicht durch böhmische Glasarbeiter verpflanzt wurde. In dem vorliegenden Werke wird dazu bemerkt: „Daß es sich bei der Lothringer Aufzeichnung schwerlich um eine zufällig einmal aus Böhmen, etwa durch Wanderarbeiter, eingeschleppte Fassung handeln kann, zeigt die verschiedene Art der Fortspinnung hier wie dort, die z. T. von jeweiligem landschaftlichem Sondergut bestimmt ist. Doch ist bemerkenswert, daß die lothringische, von der betagten Frau Adrian (geb. 1856) gesungene Melodie der böhmischen erstaunlich nahekommt. Diese Beobachtungen legen den Schluß nahe, daß die Ballade einst auch in den zwischen Böhmen und Lothringen liegenden Gegenden gesungen wurde und hier erst in verhältnismäßig junger Zeit verklungen ist." Wäre dies tatsächlich der Fall gewesen, dann müßte sich doch irgendwo in diesem weiten Gebiet zwischen Böhmen und Lothringen auch eine Erinnerung an das Lied erhalten haben. Da aber eine mehr als hundertjährige Sammelarbeit aus diesem Gebiet keine einzige Fassung des Liedes aufbringen konnte, ist wohl die Annahme, daß die Ballade von Böhmen nach Lothringen verpflanzt wurde, richtiger.

Vier und zwanzig Alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten, meist älteren Weisen beym Klavier zu singen. Neue Ausgabe nach dem Original von 1810 mit einem Begleitwort von Dr. Johannes Koepp. Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam. 62 S.

Koepp legt hier nicht bloß eine geschmackvolle Ausgabe — jede Seite ist gestochen, auch die Vorrede und das Inhaltsverzeichnis — dieses seltenen und daher

Digitized by Google

kostbaren Druckes vor, sondern weist auch nach, daß der Herausgeber Johan Nikolas Böhl (geb. 1770 in Hamburg, gest. 1836 in Puerto Santa-Maria in Spanien) gewesen ist.

John Meier und Erich Seemann, Lesebuch des deutschen Volksliedes. 1. Teil: Das Volkslied im Leben des Volkes. 188 S. 2. Teil: Individuallied und Lied der Gemeinschaft in ihren wechselseitigen Beziehungen. 190 S. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1937. Preis geh. je 3 Mark 40.

Das in der „Literarhistorischen Bibliothek" erschienene Werk ist für den Gebrauch an Schulen bestimmt, bietet aber jedem Volksliedfreund durch die sorgfältige Auswahl einen trefflichen Lese- und Anschauungsstoff, aus dem der unerschöpfliche Reichtum des deutschen Volksliedes ersichtlich ist. Der erste Teil bringt vor allem Lieder, die Ausdruck des Gemeinschaftserlebnisses bei Festen und Feiern, bei Spiel und Tanz, in Beruf und Arbeit, beim religiösen und politischen Bekenntnis sind, der zweite Teil gibt durch gut gewählte Beispiele ein Bild der Wechselbeziehungen zwischen dem Kunstlied und Volkslied. Das Sudetendeutsche ist vertreten durch: Kirmeslied aus Nieder-Hillersdorf (Nr. 16), Liebeslied „Zwoa Sternlein am Himmel" aus Deutsch-Moliken (Nr. 22), Totenlied aus Oberfröschau (Nr. 42), Scherz- und Pfandspiellied „Jetzt fahr'n wir über'n See" (Nr. 130), geistliches Lied „Wenn ich aus dem Hause geh'" (Nr. 142), Karfreitagslied „Wann der jüngste Tag soll werden" (Nr. 151), alles im 1. Teil; ferner im 2. Teil: Ulingerlied (Nr. 157B), Lied vom Wassermann (Nr. 158B), Lied „Die Wegwarte" (Nr. 160), Lied „Die Schlangenköchin" (Nr. 163), Georgslied (Nr. 166), Farbenlied „Blau, blau, blau sind alle meine Farben" (Nr. 179), Lügenlied (Nr. 180D), Lied „Mädchen und Hasel" (Nr. 185), Lied „Wie gedacht, wie gedacht" (Nr. 198e), Lied „Trennen und nicht wiedersehn" (Nr. 198g), Lied „Kleine Blümlein, kleine Blätter" (Nr. 200b), Lied „Die Zweige, die sindse mit Rosen bekränzt" (Nr. 201e), Lied „Der Bruck, der zieht zum Kriege" (Nr. 207b).

Matthes Ziegler, Die Frau im Märchen. In: Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt. Fachwissenschaftliche Untersuchungen, 2. Bd., 289 S. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, 1937. Preis geh. 5 Mark 80, geb. in Ganzleinen 8 Mark 50.

Während der 1. Band der Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe", das Buch „Bauernbrauch im Jahreslauf", wenig befriedigen konnte (vgl. unsere Besprechung oben S. 88 f.), liegt hier eine gediegene Arbeit vor, die das Ergebnis fleißiger und eingehender Beschäftigung mit dem gewaltigen Stoffe ist. Das einschlägige Schrifttum wurde nahezu erschöpfend benützt, wobei namentlich die Veröffentlichungen aus den skandinavischen Ländern viel mehr Berücksichtigung fanden als es sonst der Fall ist. Und da überdies noch die Handschriftenschätze der nordischen Länder und obendrein die schriftlichen Quellen des germanischen Altertums herangezogen wurden, konnte auf dieser räumlich und zeitlich gesicherten Grundlage das wahre und schöne Bild der germanischen Frau an sich erstehen, wie es sich nicht allein im Märchen und in der Volksüberlieferung überhaupt widerspiegelt, sondern auch der Wirklichkeit entspricht. Denn auch die ungesunde Luft des Mittelalters, in dem fremde Züge — vor allem aus orientalischer Sinnlichkeit und asketischer Frauenverachtung erwachsen — das Frauenbild des Märchens entstellten, konnte es in seinem innersten Kern nicht ändern. Es trägt „heute stärker denn je die ewigen Züge germanisch-nordischen Menschentums".

Heinrich Becker, Schiffervolkskunde. Grundlegung der Volkskunde eines nichtbäuerlichen Standes. 155 S. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1937. Preis kart. 3 Mark 60.

Das als Band 3 der Ergänzungsreihe des Grundrisses „Volk" erschienene Werk behandelt nach einem allgemeinen Teil, der die soziologische Grundlegung und volkskundliche Begriffsbildung darstellt, vor allem das Sagengut und Spruchgut der Schiffer. Nach diesem Muster könnte auch bei uns von einem Fachmann, etwa von

Digitized by Google

J. Kern in Leitmeritz, der hiezu schon Vorarbeiten geleistet hat, eine Volkskunde der sudetendeutschen Elbeschiffer versucht werden.

K. Rob. V. Wikman, Die Einleitung der Ehe. Eine vergleichend ethno-soziologische Untersuchung über die Vorstufe der Ehe in den Sitten des schwedischen Volkstums. 395 S. Verlag der Akademie, Åbo (Finnland) 1937.

Der mit einem erstaunlichen Fleiß gesammelte und übersichtlich verarbeitete Stoff dieses Buches geht weit über den Titel hinaus. Denn es wird das Nachtfreien (Fensterln, Gasseln usw.) nicht bloß in Schweden, sondern in ganz Europa verfolgt und untersucht. Betreffs der Verhältnisse auf dem sudetendeutschen Gebiet ist zu bemerken, daß die auf S. 223 angeführten Fensterlsprüche in den folgenden Abschnitt gehören.

Carl Puetzfeld, Brauch und Glaube. Weinholds Schriften zur deutschen Volkskunde. Verlag Emil Roth, Gießen 1937. 176 S. Preis kart. 3 Mark 90, geb. 4 Mark 50.

Dieses planvoll angeordnete Lesebuch ist nicht für den wissenschaftlichen Arbeiter, der nur die ungekürzten Quellen benützen kann, sondern für die große Öffentlichkeit bestimmt, die so mit dem Inhalt von Einzeluntersuchungen, die zum Teil an weit entlegenen, schwer zugänglichen Stellen erschienen sind, bekanntgemacht und in einen wichtigen Stoffkreis der deutschen Volkskunde eingeführt wird, der heute, wo man von der deutschen zur germanischen Volkskunde vorzudringen sucht, von besonderer Bedeutung ist. Denn Weinhold war gerade in den hier vorgelegten Arbeiten bestrebt, die besondere Art der germanischen Götterverehrung zu erkennen und die religiösen Ursprünge aufzuhellen, aus denen sich vor allem der Glaube und Brauch des Volkes entwickelt hat.

Haus und Hof im nordischen Raum. Hg. im Auftrage der Nordischen Gesellschaft von A. Funkenberg. 1. Band: H. Reinerth, Haus und Hof der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 134 S. und 129 Abbildungen. 2. Band: E. O. Thiele, Haus und Hof der Germanen in geschichtlicher Zeit. 123 S. und 95 Abbildungen. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1937. Preis geh. je 9 Mark.

Beide Bände vereinigen die Vorträge des I. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Haus und Hof", der 2. Band enthält die volkskundlichen Vorträge, darunter: Erixon, Geschichte und heutige Aufgaben der Bauernhausforschung; Schier, Der germanische Einfluß auf den Hausbau Osteuropas; Phleps, Handwerk und Hausbau; Spamer, Haus und Heim. Bedenken erregt, wenn in wissenschaftliche Werke Aufsätze wie der von K. Th. Weigel über „Sinnbilder am Hause" aufgenommen werden. Der Verfasser schickt selbst seinen Ausführungen das Geleitwort voraus: „Es kann sein, daß es keine Sinnbilder sind, es braucht aber nicht so zu sein!" Ein solcher Gesichtspunkt ist mit dem Begriff Wissenschaft unvereinbar.

Herbert Weinelt, Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal. 2. Heft des Sudetendeutschen Flurnamen-Buches, hg. im Auftrage der Kommission für sudetendeutsche Flurnamenforschung der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste von Ernst Schwarz. 141 S. und 3 Karten. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937.

Diese vortreffliche Arbeit, die im Aufbau, in der Anordnung und Behandlung des Stoffes dem 1. Heft (E. Schwarz, Flurnamen des Gablonzer Bezirkes) folgt, bietet ungemein viel Volkskundliches, namentlich in den Abschnitten „Recht und Grenzen" und „Volksbrauch, Volksglaube, Volkshumor". Sie regt zugleich zu neuer volkskundlicher Sammelarbeit an, vor allem dort, wo sich mit den Flurnamen Sagen und andere Volkserzählungen, Lieder, Bräuche und sachliche Volksgüter, z. B. Kreuze, Bildstöcke u. a., verbinden.

Digitized by Google

Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Hg. vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. I. Die Landschaft. 2. Die Erdgeschichte. 87 S. und eine Karte. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereins, Karlsbad 1937. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 13 Kč, sonst 16 Kč.

Die mit einem Titelbild und 27 Bildern versehene Lieferung bringt den Beitrag von Dr. Otto Michler „Der heimatliche Boden und seine Quellen", der auch für jeden Nichtfachmann lesenswert ist.

Ernest A. Potuczek, Bauernregeln. Scherenschnitte. Alexander Duncker Verlag, Weimar 1937. Preis geb. 1 Mark.

In dem Bändchen 23 der Sammlung „Aus deutschen Gärten" ist nun die ganze Reihe der sinn- und humorvollen Scherenschnitte mit ihren Begleitreimen erschienen, die der hochbegabte Brünner Künstler zum Teil schon in sudetendeutschen Zeitschriften veröffentlicht hat. Dem prächtig ausgestatteten und dabei sehr billigen Büchlein ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Eugen Rippl, Tschechisch im Alltag. 1. Lieferung. 32 S. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1937. Preis 15 Kč.

Der Slawist der Prager Deutschen Universität Rippl, der Fachmann auf dem Gebiete der Standessprachen ist, legt mit diesem Werke etwas ganz Neues vor. Es ist, wie der Untertitel sagt, ein Unterscheidungs- und Abstufungswörterbuch des sozial bedingten nichtschriftsprachlichen Sprechtschechisch, mit besonderer Berücksichtigung der städtischen Sprecharten, geordnet nach Wortfamilien und versehen mit Wort- und Sacherklärungen. Schon die 1. Lieferung läßt erkennen, welche mühsame Arbeit der Herausgeber leisten mußte, um den Stoff zu sammeln, zu sichten und wissenschaftlich zu behandeln. Sie offenbart aber bereits auch die Tatsache, daß ein großer Teil der Ausdrücke dieses wirklich gesprochenen Alltagstschechisch aus dem Deutschen stammt.

Dr. František Kraus, Nové príspevky k dejinám habánov na Slovensku. 155 S. mit mehreren Bildtafeln. Preßburg 1937.

Das vom 1. Vizebürgermeister der Stadt Preßburg Dr. Franz Kraus verfaßte Werk „Neue Beiträge zur Geschichte der Habaner (Wiedertäufer) in der Slowakei" gibt in slowakischer Sprache — eine Zusammenfassung des Inhalts in deutscher Sprache ist dem Buche beigegeben — eine gute Übersicht über die Entstehung und Entwicklung der Wiedertäufergemeinden, die sich 1526 in Südmähren mit Nikolsburg als Mittelpunkt niederließen und auch in Sobotischt (seit 1536) und Großschützen (seit 1588) bei Preßburg lebten. Das Wirtschaftsleben dieser geschickten Handwerker (Messer- und Scherenschmiede, Töpfer usw.), Weingärtner und Müller, sowie ihr religiöses Sonderleben wird treffend gekennzeichnet und daraus der richtige Schluß gezogen, daß eine kommunistische Gesellschaftsordnung nur im kleinsten Kreise und nur auf religiöser Grundlage möglich sei. Im urkundlichen Teil des Buches wird neben anderm die handschriftliche Chronik der Habaner, die im Preßburger Stadtarchiv aufbewahrt wird, zum Teil abgedruckt und zum deutschen Wortlaut der Chronik, die von 1524 bis 1681 reicht, die slowakische Übersetzung, bzw. Inhaltsabgabe beigegeben. Von den Bildern ist besonders das Modell eines Habanerhauses aus Großschützen bemerkenswert, das den feuersicheren Dachaufbau zeigt.

Dr. Johann Kux, Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz bis zum Umsturz 1918. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, für den Buchhandel Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg und Olmütz 1937. 542 S. Preis geh. 77 Kč 25, geb. 87 Kč 55 (ohne Postzusendung).

Ein Jahr nach dem Erscheinen einer Geschichte der Stadt Olmütz von tschechischer Seite (Nešpor, Dějiny města Olomouce) konnte nun auch der Arzt und frühere Stadtarchivar Kux seine deutsche Geschichte herausgeben. Sie behandelt den Stoff in den Abschnitten: Olmütz in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Olmütz unter

Digitized by Google

den Przemysliden, Olmütz unter den Luxemburgern, Olmütz unter den Habsburgern (mit dem abschließenden Teil „Der Weltkrieg und Umsturz"). Die Forderung, die von seiten der Volkskunde an ein derartiges Werk gestellt werden muß, wird leider nur zum Teil erfüllt. Denn von dem Volksleben erfährt man nur ausnahmsweise etwas. Ein Werk, das nur einmal — und da gewöhnlich nur mit Unterstützung wissenschaftlicher Stellen — gedruckt werden kann und kaum mit einer neuen Auflage, die Änderungen und Verbesserungen ermöglicht, rechnen kann, muß sachlich und sprachlich musterhaft sein. Dies trifft bei dem vorliegenden Werk nicht voll zu. Es ist stofflich zu breit angelegt, viele unnötige Nebensachen werden angeführt. Die Fülle des Stoffes zwang zu häufiger Anwendung eines schwer lesbaren, die Augen schädigenden Kleindrucks. Abgesehen von manchen Druckfehlern fällt auch auf, daß Sprache und Stil Mängel zeigen. Heute, wo jeder Deutsche trachtet, ein fremdwortreines Deutsch zu schreiben, sollten doch Sätze nicht mehr vorkommen, wie z. B. (S. 414): „Im September ist das Bildnis Brandhubers von Wilda gemalt und in der Bürgermeisterstube neben dem Porträt seiner beiden Vorgänger placiert worden."

Hans Watzlik, Die Buben von der Geyerflur. Verlag Hermann Schaffstein, Köln 1937. 184 S.

Dieses ungemein lebendig geschriebene, lustige Buch, das von den romantischen Abenteuern und Streichen dreier Jungen in einem Landhaus in Eisenstraß und ihren Streifzügen in der schönen Böhmerwaldlandschaft erzählt, wird sicherlich nicht allein unsere Jugend, sondern auch jeden Erwachsenen voll befriedigen.

Hans Watzlik, Die Krönungsoper. Ein Mozartroman. 310 S. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Rudolf Witzany, Die gefesselte Stadt. Roman. 327 S. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Willi Lang, Frühling im Elbtal. Eine wundersame Liebesgeschichte. 267 S. mit 27 Bildern des Verfassers. Preis geh. 34 Kč 65, geb. 50 Kč 40. — Gustav Lerch, Nordböhmische Dorfchronik. Erzählungen. 63 S. Preis geb. 9 Kč 45. — Ernst Frank, Deutsches Leben 1938. Ein Jahrbuch. 256 S. Preis kart. 10 Kč 50. — Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1937.

Inhalt und Ausstattung dieser Neuerscheinungen des führenden Verlages sind wiederum musterhaft. In seinem Roman, dessen Eingang an Mörikes „Mozarts Reise nach Prag" erinnert, arbeitet Watzlik das Persönliche und Menschliche des großen Künstlers, auf den der Tod schon lauert, wunderbar heraus und bringt uns die liebenswürdige Gestalt des Meisters, aber auch seine Zeit näher. Prag, der Schauplatz des Romans, und das Leben der Stadt wird anschaulich gezeichnet. — Gleich Watzlik verläßt Witzany in seinem neuen Roman die Böhmerwaldheimat und gibt — ebenfalls in einem geschichtlichen Roman — ein Bild der Bergstadt Iglau zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von dem düsteren Hintergrund heben sich die scharfen Umrisse der Hauptpersonen ab, namentlich des Studenten Jürg Knörring, der von der Prager Hochschule in die väterliche Apotheke heimberufen wird und aus einem leichtfertigen Jüngling zum gesinnungsfesten Mann heranreift. — Lebendig, etwas jugendlich überschwenglich ist die Leitmeritzer Liebesgeschichte des Malerdichters W. Lang geschrieben, dessen Held auch in Amerika immerwährend die „jauchzenden Weisen seines Lebensliedes" vernimmt, „die über ein hartes Zwischenspiel sich in das stille Weinen eines Requiems verwandelt hatten". Etwas ungewöhnlich und unwahrscheinlich ist der Schluß des Werkes. — Unpassend ist die Überschrift, die G. Lerch seinem Buch gegeben hat. Denn nur vier Erzählungen, die in die harte Kriegs- und Nachkriegszeit führen und auch das bittere Los der Kriegsgefangenschaft, mit dem sich der große Roman „Die Heimkehr" befaßt, behandeln, kann man als Dorfgeschichten im weitesten Sinne bezeichnen, aber nicht die tief erschütternde Isonzogeschichte „Oskar". — Das von E. Frank zusammengestellte Jahrbuch zum 10jährigen Bestande des Verlages berichtet in Wort und Bild über die gewaltige Kulturleistung, die in diesen wenigen Jahren vollbracht wurde. Sehr wertvoll sind die von den Mitarbeitern des Verlages, den bedeutendsten

Digitized by Google

sudetendeutschen Dichtern und Schriftstellern, gebrachten Proben und Lebensdarstellungen.

Friedrich Czerny, Der fremde Garten. Ed. Kaiser Verlag, Böhmisch-Leipa 1937. 72 S.

Prächtige Naturschilderungen — die Handlung spielt am Grundlsee im Salzkammergut — und eingehende Beobachtung des menschlichen Seelenlebens kennzeichnen diese fesselnde Erzählung des begabten sudetendeutschen Dichters.

Ferdinand Schwind, Iserinnen. Erzählungen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937. 151 S. Preis in Leinen gebunden 28 Kč 85.

Der Verfasser, Erzdechant in Aussig, hat seinem Buch die Überschrift „Iserinnen" gegeben, mit welchem Worte man im Isergebirge schwarze Halbedelsteine bezeichnet. Seine Erzählungen zeigen aber eine so feine Menschenkenntnis, gewandten Ausdruck und nahezu dramatischen Aufbau, daß man sie ruhig Ganzedelsteine nennen kann, denen nur hie und da noch etwas Schliff fehlt, vor allem in der Richtung, daß der nahezu durchweg traurige und schwarzseherische Grundzug aller Geschichten aufgehellt oder bei einer Neuauflage in Erzählungen, in welchen das Leben auch von der schönen und heiteren Seite zur Geltung kommt, ein Gegengewicht erhalten.

Hans Multerer, Leben und Sterben oder Saat und Ernte. Das Freuden- und Leidenspiel vom Bauern. Verlag J. Steinbrener, Winterberg 1937. 52 S. Preis geh. 8 Kč.

Endlich ist das berühmte Bauernspiel, das an vielen Bühnen (Prag, Brünn, Troppau, Reichenberg, Teplitz, Eger, Karlsbad, Pilsen, Mannheim, Kiel, Sankt Gallen u. a.) mit größtem Erfolg aufgeführt wurde, im Druck erhältlich. Es ist mit genauen Bühnenanweisungen versehen. Wie der Zuschauer im Theater wird auch der Leser von der eindringlichen Wucht und gesunden Kraft dieses Bauernspieles gepackt und ergriffen, das in die Bücherei eines jeden Sudetendeutschen gehört.

Franz Schlögel, Zwischen gestern und morgen. Gedichte. Verlag Adolf Luser, Wien 1937. 64 S.

Auch diese Sammlung gedankenreicher und klangvoller Gedichte läßt den Sänger des Bauerntums nicht verkennen, der das traurige Gegenbild des gesunden Landlebens zeichnet, das Leid und die seelische Vereinsamung des Großstadtmenschen.

H. Rothe, Shakespeare-Trostbüchlein für viele Lagen des Lebens. — F. Diettrich, Das Gastgeschenk. Ausgewählte Gedichte. — J. Wiesalla, Die Front unter Tage. Erzählung. — W. Bershofen, Heiliges Feuer. Ein Fahrtenbuch. — L. Ziegler, Vom Tod. Essay. — Paul List Verlag, Leipzig 1937. Umfang je 64 S. Preis geb. je 75 Pfennig.

Von diesen neuen Bändchen der geschmackvollen Sammlung „Lebendiges Wort" fesselt den volkskundlichen Forscher neben der Bergmannserzählung „Die Front unter Tage" namentlich das Fahrtenbuch „Heiliges Feuer". Es ist eine Fahrt im Niederdeutschen von Siedlung zu Siedlung, die den Zweck hat festzustellen, ob irgendwo noch das alte Herdfeuer brennt und alter Brauch lebendig ist. Der Feuersucher muß sehen, wie fast überall mit Elektrizität gekocht und geheizt wird, und erkennen, daß die Zeit des alten Herdfeuers, des Feuers eines einzigen Hauses, abgelöst wurde durch das neue Feuer, das Feuer der Gemeinschaft, das erst recht nicht ausgehen darf. „Vielleicht wird das, was wir Elektrizität nennen, einmal ein Symbol gewinnen, das uns das Wesen der Gemeinschaft deutet, in der wir heute leben, in der jeder auf jeden angewiesen ist. Feuer ist das Symbol der Sonne. Elektrizität ist tiefer und geheimnisvoller als Licht."

Bildreihe sudetendeutscher Gestalter und Schöpfer. Verlag „Sudetendeutsche Bildnisreihe", Ed. Svarovsky, Prag XII., Korunní 2328.

Digitized by Google

Von dieser schön ausgestatteten und lehrreichen Bildreihe — jedes Bild hat treffende Begleitworte — ist aus der Reihe A (Sudetendeutsche Dichter) das erste Sammelheft mit 8 Karten (Preis 8 Kč, die einzelnen Karten zu je 1 Kč) erschienen. Es enthält: A. Stifter (4 verschiedene Karten), M. v. Ebner-Eschenbach, Karl Postl (Charles Sealsfield), K. F. Leppa und G. Leutelt. Neben der Reihe A, die fortgesetzt wird, sind geplant die Reihen B (Tondichter), C (Maler und Bildhauer), D (Wissenschaftler und Naturforscher), E (Techniker), F (Volkstumsarbeiter).

Gustav Fochler-Hauke, Deutscher Volksboden und Deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei. Eine geographisch-geopolitische Zusammenschau. Mit 6 Karten. 2. Band der Bücher der Grenzlande. Kurt-Vowinckel-Verlag, Heidelberg u. Berlin, 1937. 325 S. Preis geb. 7 Mk. 50.

Der im Jahre 1906 im sudetendeutschen Altwatergebirge geborene Verfasser hat sich aus eigener Kraft vom Buchhandlungsgehilfen in Troppau — kurze Zeit war er auch Arbeiter in einer Zuckerfabrik in Katharein — zum Dozenten für Geographie an der Universität München, wo ihm ein Lehrauftrag für das Grenz- und Auslanddeutschtum erteilt wurde, emporgearbeitet. Seine sudetendeutsche Heimat hat er auf Wanderungen gründlich kennengelernt. Zu diesem genauen Einblick in die Verhältnisse des Heimatlandes gesellt sich der umfassende Weitblick, den Fochler-Hauke auf großen Reisen erwarb, die ihn durch fast ganz Asien führten. Ein so geschulter Forscher war der geeignetste Mann, um eine klare, rein sachliche und wissenschaftlich einwandfreie Gesamtdarstellung des Deutschtums in der Tschechoslowakei zu liefern. Das treffliche Buch behandelt nach einem allgemeinen Überblick über die Tschechoslowakei und einer geschichtlichen Einführung die Folgen des Weltkrieges für die Sudetendeutschen und Tschechen und untersucht das Wesen des sudetendeutschen Sprachbodens und der deutsch-tschechischen Sprachgrenze. Hierauf wird das Deutschtum der einzelnen Landschaften (Südmähren, Böhmerwald, Westböhmen, Nordwestböhmen, Nord- und Nordostböhmen, Nordmähren und Schlesien, Hultschiner Ländchen, Sprachinseln, Teschener Ländchen, Prager Deutschtum, Slowakei und Karpathenrußland) eingehend besprochen, worauf Abschnitte über die siedlungspolitische Lage und berufliche Gliederung, über die Wirtschaftslage, über Rasse und Lebenskraft der Sudetendeutschen, ferner über den sudetendeutschen Anteil an der gesamtdeutschen Kultur, über das sudetendeutsche Bildungswesen, über die geistige Berührung zwischen Deutschen und Tschechen und endlich über den sudetendeutschen Kampf um Gleichberechtigung und politische Erneuerung folgen. Das Buch sollte in keiner sudetendeutschen Bücherei fehlen.

G. Pirchan, W. Weizsäcker und H. Zatschek, Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zur Fünfundsiebzigjahrfeier des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band 1: Mittelalter. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 249 S.

Diese Festschrift war ursprünglich dem Führer der sudetendeutschen Geschichtswissenschaft und Obmann des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen Univ.-Prof. Dr. W. Wostry als Festgabe zu seinem 60. Geburtstag zugedacht, wurde aber auf Wunsch des bescheidenen Gelehrten als Vereinsfestschrift herausgegeben. Unter den Beiträgen dieses ersten Bandes sind besonders hervorzuheben: L. Franz, Kelten und Germanen in Böhmen; H. Zatschek, Geschichte und Stellung Böhmens in der Staatenwelt des Mittelalters; E. Schwarz, Deutsche Siedlung in den Sudetenländern im Lichte sprachlicher Volksforschung; W. Weizsäcker, Das Recht; O. Peterka, Handel und Gewerbe Prags in vorhussitischer Zeit; K. M. Swoboda, Zum deutschen Anteil an der Kunst der Sudetenländer. Der 2. Band (Neuzeit), der auch eine Übersicht über die sudeten- und karpathendeutsche Volkskunde bringt, wird zu Beginn 1938 erscheinen. Alle Beiträge dieser Festschrift sind beim Verlage auch als Sonderdrucke erhältlich.

G. Jungbauer, Egerländer Volkslieder. Bilder von Toni Schönecker. 2. Auflage. 22. Heft der Landschaftlichen Volkslieder, hg. vom

Digitized by Google

Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig, 1937. 96 S. Preis kart. 1 Mk.

Die Notwendigkeit einer neuen Auflage dieser 1932 erschienenen Auswahl von Egerländer Volksliedern beweist, daß auch diese Lieder, deren Mundart für den Nichtegerländer nicht immer leicht zu lesen ist, im ganzen deutschen Volke freudigen Widerhall gefunden haben.

Franz Weiß, Das deutsche Bauernhaus in Nordböhmen. Mit einer Karte der Dorfformen Nordböhmens von Fritz Metzner. Band 3 der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern. Verlag A. Knab, Plan bei Marienbad, 1937. Preis 12 Kč.

Auf sechs Seiten und 16 Bildtafeln wird eine kurze Übersicht über das nordböhmische Bauernhaus geboten.

Gustav Becking, Kleiner Beitrag zur musikalischen Kultur- und Stammeskunde der Sudetendeutschen. In: 10 Jahre Städt. Musikschule in Neu-Titschein. Jubiläumsbericht 1927—1937. Verlag der Musikschule, 1937.

Auf diesen Beitrag ist von volkskundlicher Seite besonderes Gewicht zu legen, weil hier zum ersten Male Grad und Art der Musikbegabung in den einzelnen sudetendeutschen Landschaften festgestellt und so eine wertvolle Vorarbeit für die musikalische Volksliedforschung geleistet wird.

Südostdeutsche Forschungen (München). — Der 2. Jahrgang (1937) enthält einen sehr aufschlußreichen Beitrag von Leopold Schmidt über die „Volksliedlandschaft Niederösterreich".

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad-Drahowitz). — Aus Folge 9/10 des laufenden Jahrgangs: E. Schöps, Die Entwicklung des Deutschtums in der Zipser Sprachinsel in der Zeit von 1880 bis 1930; O. Floeck, Karl Bacher, der südmährische Heimat- und Mundartdichter.

Volk an der Arbeit (Prag-Reichenberg). — Aus dem Oktoberheft: E. Lemberg, Das Studium des tschechischen Volkes — eine sudetendeutsche Aufgabe; A. Willimek, Die Gestalt des Tschechen in der sudetendeutschen Dichtung; R. Fischer, Zur Siedlungsgeschichte des Egerlandes. — Aus dem Novemberheft: E. Wolfgramm, Vom deutsch-tschechischen Kulturaustausch.

Volksdienst (Prag). — Aus Folge 20: Franz J. Beranek, Deutsche Holzhacker in den Kleinen Karpathen. — Aus Folge 22: Derſ., Die Wiedertäufer in der Slowakei. — Aus Folge 23: H. Horntrich, Das Sudetendeutschtum im Spiegel seiner Volkslieder.

Beiträge zur Klaviermusik (Prag-Reichenberg). — Folge 6 ist Felix Petyrek, Folge 7 Johannes Bammer, Folge 8 Georg Benda und Folge 9 Joseph Haydn (Cembalo-Sonaten) gewidmet.

Deutschmähr.-schles. Heimat (Brünn). — Seit Dr. H. Weinelt die Schriftleitung des Hauptteiles (Volksforschung) übernommen hat, steigert sich von Heft zu Heft Gehalt und Wert dieser Zeitschrift. Aus dem Inhalt des Heftes 9/10: H. Horntrich, Das Sprachinselerlebnis im Volkslied; A. Kreller, Aus dem Wortschatz des Schönhengster Bauern (die gebrachten Beispiele zeigen einen starken bayerischen Einschlag).

◆

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Kontrollpostamt: Prag 25.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK DOES NOT
CIRCULATE

Digitized by Google

0000 096 193 812

Digitized by Google

Digitized by Google